Die Dame vom See

Andrzej Sapkowski

Aus dem Polnischen von Erik Simon

We are such stuff

As dreams are made on, and our little life

Is rounded with a sleep

William Shakespeare

So ritten sie, bis sie zu einem See kamen, das war ein schönes und breites Wasser, und in der Mitte des Sees sah Arthur einen Arm, der in weißen Brokat gekleidet war, und der hielt ein schönes Schwert in der Hand. Sieh! sagte Merlin, dort ist das Schwert, von dem ich sprach. Damit sahen sie ein Fräulein, das auf dem See fuhr. Was für ein Fräulein ist das, fragte Arthur. Das ist die Dame vom See, sagte Merlin.

Thomas Malory,

Le Morte Darthur

# 

# Das erste Kapitel

Der See war verwunschen. Daran bestand nicht der mindeste Zweifel.

Erstens lag er gleich neben dem Ausgang des verfluchten Tales Cwm Pwcca, eines geheimnisvollen, ewig nebelverhüllten Tales, das für Zauberei und magische Erscheinungen bekannt war.

Zweitens brauchte man ja nur hinzuschauen.

Die Wasserfläche war von einem tiefen, saftigen und makellosen Blau, ganz wie ein geschliffener Saphir. Sie war spiegelglatt, derart, dass die Gipfel der Bergkette von Y Wyddfa als Spiegelbild schöner aussahen als in Wirklichkeit. Vom See her wehte eine kalte, belebende Brise, und die würdevolle Stille wurde von nichts gestört, nicht einmal vom Plätschern eines Fisches oder vom Schrei eines Wasservogels.

Der Ritter schüttelte sich, um den Eindruck loszuwerden. Doch anstatt weiter auf dem Kamm der Anhöhe entlangzureiten, lenkte er das Pferd hinab zum See. Ganz, als zöge ihn mit magischer Kraft ein Zauber an, der dort unten schlummerte, am Grunde, in den Tiefen des Wassers. Das Pferd ging zaghaft zwischen den Felsbrocken hinunter und gab mit leisem Schnauben zu verstehen, dass es die magische Aura ebenfalls spürte.

Als er unten am Ufer angelangt war, saß der Ritter ab. Das Pferd an der Trense nachziehend, näherte er sich dem Rande des Wassers, wo kleine Wellen inmitten von buntem Geröll spielten.

Er kniete nieder, dass sein Kettenpanzer klirrte. Er verscheuchte Fische, ganz klein und flink wie Nadeln, als er mit den zusammengelegten Händen Wasser schöpfte. Er trank vorsichtig und langsam, das eiskalte Wasser ließ Lippen und Zunge taub werden, die Zähne schmerzen.

Als er abermals schöpfte, erreichte ihn ein Klang, der über die Wasserfläche herandrang. Er blickte auf. Das Pferd schnaubte, als wolle es bestätigen, dass es auch etwas gehört habe.

Er horchte. Nein, es war keine Täuschung gewesen. Was er hörte, war Gesang. Da sang eine Frau. Vielleicht eher ein Mädchen.

Der Ritter war, wie alle seines Standes, mit den Liedern der Barden und mit Rittergeschichten aufgewachsen. Und dort war in neun von zehn Fällen der Gesang oder das Wehklagen eines Mädchens ein Köder; die Ritter, die ihm folgten, gerieten allemal in Fallen. Manchmal in tödliche.

Doch die Neugier siegte. Schließlich war der Ritter erst neunzehn Jahre alt. Er war sehr kühn und sehr unbesonnen. Für das eine war er berühmt, für das andere bekannt.

Er vergewisserte sich, dass das Schwert locker in der Scheide saß, worauf er, das Pferd am Zügel führend, am Ufer entlang in die Richtung ging, aus der der Gesang kam. Er brauchte nicht weit zu gehen.

Das Ufer war von großen Findlingen bedeckt, dunklen, blankgewaschenen Felsbrocken, als hätten Riesen ihr Spielzeug achtlos weggeworfen oder nach dem Spiel vergessen. Manche lagen im See, schienen schwarz unter dem durchsichtigen Wasserspiegel hervor. Manche erhoben sich über die Oberfläche; von den Wellen umspült, sahen sie aus wie die Rücken von Leviathanen. Die meisten aber lagen am Ufer, vom Strand bis hin zum Walde. Manche waren im Sand begraben und ragten nur zum Teil heraus, so dass man nur raten konnte, wie groß sie insgesamt waren.

Der Gesang, den der Ritter hörte, kam just hinter jenen Steinen am Ufer hervor. Doch das Mädchen, das da sang, war nicht zu sehen. Der junge Mann zog das Pferd heran, hielt es an Gebissstange und Nüstern, damit es weder wieherte noch schnaubte.

Die Kleidung des Mädchens ruhte auf einem Stein, der im Wasser lag und flach wie ein Tisch war. Sie selbst, nackt, bis zur Taille im See, wusch sich, wobei sie planschte und vor sich hin sang. Der Ritter verstand die Worte nicht.

Kein Wunder.

Das Mädchen, dafür hätte er seine Hand ins Feuer gelegt, war kein Mensch von Fleisch und Blut. Davon zeugten der feingliedrige Körper, die seltsame Haarfarbe, die Stimme. Er war sich sicher, dass er, wenn sie sich denn umwandte, große, mandelförmige Augen sähe. Und wenn sie die aschblonden Haare zurückstriche, würde er sogleich schmale, spitz zulaufende Ohrmuscheln erblicken.

Das war eine Bewohnerin von Faërie. Eine Fee. Eine von den Tylwyth Têg. Eine von denen, die die Pikten und die Iren Daoine Sidhe nannten, das Hügelvolk. Eine von denen, die die Sachsen Elfen nannten.

Das Mädchen unterbrach für einen Moment den Gesang, tauchte bis zum Hals unter, prustete, schnaufte und begann ausgesprochen gemein zu fluchen. Den Ritter täuschte das jedoch nicht. Es war allgemein bekannt, dass Feen auf Menschenart fluchen konnten. Mitunter unflätiger als ein Stallknecht. Und sehr oft war der Fluch die Einleitung zu einem boshaften Streich, wie ihn die Feen bekanntermaßen liebten – zum Beispiel, dass sie jemandem die Nase zur Größe einer Saatgurke anwachsen oder die Männlichkeit auf das Ausmaß eines Bohnensamens schrumpfen ließen.

Den Ritter lockte weder die erste noch die zweite Möglichkeit. Schon war er drauf und dran, sich diskret zurückzuziehen, als ihn plötzlich das Pferd verriet. Nein, nicht sein eigenes Reittier, das, an den Nüstern festgehalten, ruhig und still wie ein Mäuschen war. Ihn verriet das Pferd der Fee, eine Rappstute, die der Ritter zunächst zwischen den Felsen nicht bemerkt hatte. Jetzt scharrte die pechschwarze Stute mit dem Huf im Geröll und wieherte zur Begrüßung. Der Hengst des Ritters warf den Kopf hoch und antwortete höflich. Man konnte geradezu das Echo auf dem See hören.

Die Fee schoss aus dem Wasser hervor, wobei sie sich dem Ritter einen Augenblick lang in ihrer ganzen Ansehnlichkeit präsentierte. Sie stürzte zu dem Felsblock, auf dem ihre Kleidung lag. Doch anstatt irgendein Hemdchen zu packen und sich sittsam zu bedecken, langte sie nach einem Schwert und zog es mit zischendem Geräusch aus der Scheide, wobei sie erstaunlich geschickt mit dem Stahl umging. Das dauerte nur einen winzigen Moment, worauf sich die Fee hinhockte oder –kniete, so dass sie bis zur Nase im Wasser verschwand und den ausgestreckten Arm mit dem Schwert über die Oberfläche hielt.

Der Ritter schüttelte die Benommenheit ab, ließ die Zügel los und sank auf dem nassen Sand auf ein Knie. Denn er hatte sofort begriffen, wen er vor sich hatte.

»Sei gegrüßt«, stammelte er und streckte die Hände aus. »Das ist eine große Ehre für mich ... Eine große Auszeichnung, o Dame vom See. Ich nehme dieses Schwert an ...«

»Ob du vielleicht aufstehen und dich umdrehen könntest?« Die Fee kam bis zum Mund aus dem Wasser. »Ob du vielleicht aufhören könntest zu glotzen? Damit ich mich anziehen kann?«

Er gehorchte.

Er hörte sie plätschern, als sie aus dem Wasser kam, hörte sie mit der Kleidung rascheln und leise fluchen, als sie sie auf den nassen Leib zog. Er betrachtete die Rappstute mit dem Fell, glatt und schimmernd wie ein Maulwurfspelz. Das war zweifellos ein Ross von edelstem Geblüt, zweifellos schnell wie der Wind. Zweifellos verwunschen. Es stammte entschieden auch aus Faërie, wie seine Besitzerin.

»Du kannst dich umdrehen.«

»Dame vom See ...«

»Und dich vorstellen.«

»Ich bin Galahad von Caer Benic. Ein Ritter des Königs Arthur, des Herrn auf dem Schlosse Camelot, des Gebieters über das Sommerreich wie auch über Dumnonia, Dyfneint, Powys, Dyfed ...«

»Und Temerien?«, fiel sie ihm ins Wort. »Redanien, Rivien, Aedirn? Nilfgaard? Sagen dir diese Namen etwas?«

»Nein. Die habe ich nie gehört.«

Sie zuckte mit den Schultern. In der Hand hielt sie außer dem Schwert Stiefel und ein Hemd, das sie gewaschen und ausgewrungen hatte.

»Das dachte ich mir. Und welchen Tag im Jahr haben wir heute?«

»Es ist«, antwortete er mit grenzenloser Verwunderung, »der zweite Vollmond nach Beltane ... Dame ...«

»Ciri«, sagte sie mechanisch, während sie die Schultern bewegte, um die Kleidung auf der trocknenden Haut zurechtzurücken. Sie sprach sonderbar, ihre Augen waren grün und groß ...

Instinktiv streifte sie die nassen Haare zurück, und der Ritter stieß unwillkürlich einen Seufzer aus. Nicht nur, weil sie ein gewöhnliches Menschenohr hatte, keinesfalls das einer Fee. Ihre Wange war von einer großen, hässlichen Narbe entstellt. Sie war verwundet worden. Konnte man denn eine Fee verwunden?

Sie bemerkte den Blick, kniff die Augen zusammen und rümpfte die Nase. »Eine Schramme, jawohl!«, sagte sie mit ihrem merkwürdigen Akzent. »Was guckst du so erschrocken? Ist das denn für einen Ritter etwas so Seltsames, eine Narbe? Oder etwas so Hässliches?«

Langsam, mit beiden Händen nahm er die Kapuze des Kettenpanzers ab, streifte die Haare zurück. »Das ist wahrlich nichts Seltsames für einen Ritter«, sagte er mit einem gewissen jungenhaften Stolz, während er die eigene, erst vor kurzem verheilte Narbe zeigte, die von der Schläfe bis zum Unterkiefer lief. »Und hässlich sind nur Narben auf der Ehre. Ich bin Galahad, der Sohn Lanzelots vom See und Elaines, der Tochter von König Pelles, dem Herrn auf Caer Benic. Diese Wunde hat mir Breunis der Gnadenlose geschlagen, ein nichtswürdiger Bedrücker der Damen, bis ich ihn im ehrlichen Zweikampf bezwang. Wahrlich, ich bin würdig, aus deinen Händen dieses Schwert zu empfangen, o Dame vom See ...«

»Wie bitte?«

»Das Schwert. Ich bin bereit, es zu empfangen.«

»Das ist mein Schwert. Ich erlaube niemandem, es anzurühren.«

»Aber ...«

»Aber was?«

»Weil doch die Dame vom See immer ... Weil sie immer aus dem Wasser auftaucht und ein Schwert schenkt.«

Sie schwieg eine Weile.

»Ich verstehe«, sagte sie schließlich. »Nun ja, andere Länder, andere Sitten. Es tut mir leid, Galahad oder wie du heißt, aber offensichtlich hast du die falsche Dame getroffen. Ich gebe nichts weg. Und lasse mir nichts wegnehmen. Damit das klar ist.«

»Aber«, wagte er einzuwerfen, »Ihr kommt doch aus Faërie, edle Dame, oder etwa nicht?«

»Ich komme«, sagte sie nach kurzem Schweigen, und ihre grünen Augen schienen durch einen Abgrund von Raum und Zeit zu blicken, »ich komme aus Rivien, aus einer Stadt namens Riva. Am See Loc Eskalott. Ich bin in einem Boot gekommen. Es war Nebel. Ich habe kein Ufer gesehen. Ich habe nur Kelpie wiehern hören. Meine Stute, die mir nachgelaufen ist.«

Sie breitete das nasse Hemd auf dem Stein aus. Und wieder seufzte der Ritter. Das Hemd war gewaschen, aber nicht vollends. Man sah noch immer Blutflecken.

»Die Strömung eines Flusses hat mich hergebracht«, fuhr das Mädchen fort. Entweder hatte sie nicht gesehen, dass er das Blut bemerkt hatte, oder sie gab sich den Anschein. »Die Strömung des Flusses und der Zauber des Einhorns ... Wie heißt dieser See?«

»Ich weiß nicht«, gab er zu. »Es gibt so viele Seen in Gwynedd ...«

»In Gwynedd?«

»Gewiss doch. Diese Berge dort sind Y Wyddfa. Wenn man sie zur Linken hat und durch die Wälder reitet, kommt man nach zwei Tagen nach Dinas Dinlleu, und dann weiter nach Caer Dathal. Und der Fluss ... Der nächste Fluss ist hier ...«

»Egal, wie der nächste Fluss heißt. Hast du etwas zu essen, Galahad? Ich sterbe vor Hunger.«

»Was starrst du mich so an? Fürchtest du, dass ich verschwinde? Dass ich durch die Lüfte davonfliege mitsamt deinem Zwieback und der Wacholderwurst? Keine Angst. In meiner eigenen Welt habe ich etwas angestellt und die Vorherbestimmung durcheinandergebracht, also sollte ich mich momentan dort nicht blicken lassen. Ich werde eine Zeitlang in deiner Welt bleiben. In einer Welt, in der man nachts vergebens den Drachen oder die Sieben Ziegen am Himmel sucht. In der gerade der zweite Vollmond nach Belleteyn ist und Belleteyn ›Beltane‹ ausgesprochen wird. Was starrst du mich so an, frag ich?«

»Ich wusste nicht, dass Feen essen.«

»Feen, Zauberinnen oder Elfen. Alle essen sie. Trinken. Und so weiter.«

»Wie bitte?«

»Unwichtig.«

Je aufmerksamer er sie betrachtete, umso mehr verlor sich die magische Aura, umso menschlicher und gewöhnlicher wurde sie, geradezu alltäglich. Er wusste jedoch, dass sie nicht so war, es nicht sein konnte. Man trifft keine gewöhnlichen Mädchen am Fuße von Y Wyddfa, in der Gegend von Cwm Pwcca, die nackt in Bergseen baden und blutbefleckte Hemden waschen. Wie dieses Mädchen auch aussehen mochte, ein irdisches Geschöpf konnte sie nicht sein. Außerdem betrachtete Galahad nun schon ganz ungezwungen und ohne fromme Scheu ihre mausgrauen Haare, in denen jetzt, da sie getrocknet waren, zu seiner Verwunderung silberweiße Strähnen glänzten. Ihre feingliedrigen Hände, das kleine Näschen und die bleichen Lippen, ihre Männerkleidung von etwas sonderbarem Zuschnitt, aus feinem Stoff, aus unglaublich dicht gewebtem Stoff. Ihr Schwert, das seltsam geformt und geschmückt war, aber keineswegs den Eindruck machte, es diene nur zur Zierde. Ihre bloßen Füße, an denen getrockneter Ufersand klebte.

»Damit das klar ist«, ließ sie sich vernehmen, während sie Fuß an Fuß rieb, »ich bin keine Elfe. Als Zauberin aber, das heißt als Fee, bin ich ein bisschen ... ungewöhnlich. Ach, wahrscheinlich bin ich überhaupt keine.«

»Schade, wirklich.«

»Was soll da schade sein?«

»Es heißt ...« Er wurde rot und geriet ins Stottern. »Es heißt, dass Feen, wenn sie mitunter jungen Männern begegnen, sie ins Elfland führen und dort ... Unter den Haselsträuchern, auf einem Teppich aus Moos lassen sie sich Gunst erweisen ...«

»Verstehe.« Sie warf ihm einen raschen Blick zu, worauf sie kräftig in die Wurst biss.

»Was das Elfland angeht«, sagte sie, nachdem sie den Bissen hinuntergeschluckt hatte, »so bin ich vor einiger Zeit von dort geflohen und habe es überhaupt nicht eilig mit der Rückkehr. Was hingegen Gunstbezeugungen auf einem Teppich aus Moos angeht ... Wirklich, Galahad, du hast die falsche Dame getroffen. Trotzdem schönen Dank für die guten Absichten.«

»Meine Dame! Ich wollte Euch nicht kränken ...«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen.«

»Es ist nur«, stotterte er, »dass Ihr so bezaubernd schön seid.«

»Abermals Dank. Aber jetzt kein Wort mehr davon.«

Sie schwiegen eine Weile. Es war warm. Die Sonne, die im Zenit stand, erhitzte angenehm die Steine. Ein leichter Windhauch kräuselte den Spiegel des Sees.

»Was bedeutet ...«, ließ sich plötzlich Galahad mit sonderbar exaltierter Stimme vernehmen. »Was bedeutet der Speer mit der blutenden Spitze? Was bedeutet und welchen Grund hat das Leiden des Königs mit dem durchstochenen Schenkel? Was bedeutet die Jungfer in Weiß, die den Gral trägt, die silberne Schale ...«

»Aber sonst«, unterbrach sie ihn, »geht es dir gut?«

»Ich frage ja nur.«

»Und ich verstehe deine Frage nicht. Ist das irgendeine verabredete Losung? Ein Signal, an dem die Eingeweihten einander erkennen? Sei so freundlich und erkläre es.«

»Das vermag ich nicht.«

»Warum also hast du gefragt?«

»Ja, weil ...« Er wurde verlegen. »Na, kurz gesagt ... Einer von unseren Leuten hat nicht gefragt, als er die Gelegenheit dazu hatte. Es hat ihm die Sprache verschlagen, oder er hat sich geschämt ... Er hat nicht gefragt, und deswegen gab es eine Menge Scherereien. Also fragen wir jetzt immer. Sicherheitshalber.«

»Gibt es in dieser Welt Zauberer? Weißt du, Leute, die Magie betreiben. Magier. Wissende.«

»Es gibt Merlin. Und Morgana. Aber die ist böse.«

»Und Merlin?«

»Einigermaßen.«

»Weißt du, wo man ihn finden kann?«

»Gewiss doch! In Camelot. Am Hof von König Arthur. Dahin bin ich gerade unterwegs.«

»Ist es weit?«

»Von hier nach Powys, zum Fluss Hafren, dann den Hafren entlang nach Glavum, ans Sabrina-Meer, und von dort ist es nicht mehr weit zur Ebene des Sommerreichs. Alles in allem an die zehn Tage zu reiten.«

»Zu weit.«

»Man kann«, sagte er stockend, »den Weg etwas abkürzen, wenn man durch Cwm Pwcca reitet. Aber das ist ein verwunschenes Tal. Dort ist es unheimlich. Dort leben die Y Dynan Bach Têg, boshafte Wichte ...«

»Ja und – dein Schwert trägst du spazieren?«

»Was vermag ein Schwert gegen Zauberei?«

»Genug, genug, nur keine Angst. Ich bin Hexerin. Hast du davon schon mal gehört? Ah, klar, hast du nicht. Aber vor deinen Wichten fürchte ich mich nicht. Ich habe unter den Zwergen eine Menge Bekannte.«

Natürlich, dachte er.

»Dame vom See?«

»Ich heiße Ciri. Nenn mich nicht Dame vom See. Ich habe da ungute Erinnerungen, recht unangenehme. So haben mich jene genannt, im Lande ... Wie nennst du das Land?«

»Faërie. Oder, wie die Druiden sagen: Annwn. Und die Sachsen nennen es Elfland.«

»Elfland ...« Sie zog das karierte Piktenplaid um die Schultern, das sie von ihm erhalten hatte. »Ich bin dort gewesen, weißt du? Ich ging in den Schwalbenturm, und im Handumdrehen war ich unter Elfen. Und die haben mich so genannt. Die Dame vom See. Anfangs hat mir das sogar gefallen. Es hat mir geschmeichelt. Bis ich begriff, dass ich in jenem Land, in jenem Turm und an jenem See überhaupt keine Dame war, keine Herrin, sondern eine Gefangene.«

»Hast du dir dort«, konnte er sich nicht verkneifen zu fragen, »das Hemd mit Blut befleckt?«

Sie schwieg lange.

»Nein«, sagte sie schließlich, und ihm schien, als bebe ihre Stimme ein wenig. »Nicht dort. Du hast ein scharfes Auge. Nun ja, der Wahrheit entflieht man nicht, es nützt nichts, den Kopf in den Sand zu stecken ... Ja, Galahad. Ich habe mich in letzter Zeit oft befleckt. Mit dem Blut von Feinden, die ich getötet habe. Und mit dem Blut von Menschen, die mir nahestanden und die ich zu retten versuchte ... Und die in meinen Armen gestorben sind ... Was schaust du so?«

»Ich weiß nicht, ob du eine Gottheit bist oder eine Sterbliche ... Oder eine von den Göttinnen ... Bist du aber eine Bewohnerin des Erdkreises ...«

»Zur Sache, wenn ich bitten darf.«

»Ich würde gern« – Galahads Augen leuchteten auf – »deine Geschichte hören. Willst du sie mir erzählen, edle Dame?«

»Sie ist lang.«

»Wir haben Zeit.«

»Und sie endet nicht besonders gut.«

»Das glaube ich nicht.«

»Warum?«

»Du hast gesungen, als du im See badetest.«

»Du bist ein guter Beobachter.« Sie wandte den Kopf ab, presste die Lippen zusammen, und ihr Gesicht wurde plötzlich verkniffen und hässlich. »Ja, ein guter Beobachter. Aber sehr naiv.«

»Erzähl mir deine Geschichte. Bitte.«

»Tja«, seufzte sie. »Gut, wenn du willst ... Ich erzähle sie.«

Sie setzte sich bequemer hin. Er tat es ihr gleich. Die Pferde gingen am Waldrand einher, zupften Gras und Kräuter.

»Vom Anfang«, bat Galahad. »Ganz von Anfang an.«

»Diese Geschichte«, sagte sie nach einer Weile, während sie das Piktenplaid fester um sich zog, »sieht mir immer mehr nach einer aus, die keinen Anfang hat. Ich bin mir auch nicht sicher, ob sie wirklich schon zu Ende ist. Denn du musst wissen, dass sich Vergangenheit und Zukunft schrecklich verflochten haben. Ein gewisser Elf hat mir sogar gesagt, dass das wie bei dieser Schlange ist, die sich in den eigenen Schwanz beißt. Diese Schlange, dass du es weißt, heißt Uroboros. Und dass sie sich in den Schwanz beißt, bedeutet, dass der Kreis geschlossen ist. In jedem Augenblick der Zeit liegen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. In jedem Augenblick liegt die Ewigkeit. Verstehst du?«

»Nein.«

»Macht nichts.«

Wahrlich sage ich euch, wer an Träume glaubt, gleicht einem, der den Wind fangen oder einen Schatten ergreifen will. Er erliegt einem Trugbild, einem Zerrspiegel, welcher lügt oder dummes Zeug redet gleich einem Weibe bei der Geburt. Dumm ist fürwahr, wer Traumgespinsten Glauben schenkt und den Pfad der Täuschung beschreitet.

Wer jedoch seine Träume gering achtet und ihnen nicht im Mindesten glaubt, der tut ebensolche Torheit. Denn wenn die Träume ja gar keine Bedeutung hätten, warum hätten dann die Götter, als sie uns erschufen, uns zum Träumen befähigt?

Die Weisheiten des Propheten Majoran, 34,1

All we see or seem

Is but a dream within a dream

Edgar Allan Poe

# Das zweite Kapitel

Ein leichter Wind kräuselte die wie ein Kessel dampfende Oberfläche des Sees, trieb Schwaden verwehten Nebels darüber hin. Die Dollen knarrten mit dumpfem, rhythmischem Schlag, die aus dem Wasser gehobenen Ruderblätter versprühten Schauer von glitzernden Tröpfchen.

Condwiramurs hielt eine Hand über Bord. Das Boot fuhr in solchem Schneckentempo, dass das Wasser kaum aufgewühlt wurde und ihr nur minimal gegen die Handfläche drückte.

»Ach, ach«, sagte sie und legte in die Stimme so viel Sarkasmus, wie sie nur aufbrachte. »Was für eine Geschwindigkeit! Wir schießen geradezu durch die Wellen. Ganz schwindlig kann einem werden!«

Der Ruderer, ein untersetzter, kräftiger und strammer Mann, knurrte zur Antwort bloß zornig und unverständlich, ohne auch nur den Kopf zu heben, der von grauem und wie bei einem Karakulschaf lockigem Haar bedeckt war. Die Adeptin war das Knurren, Krächzen und Stöhnen schon herzlich leid, mit dem dieser Flegel ihre Fragen abtat, seit sie ins Boot gekommen war.

»Vorsicht«, zischte sie, während sie mit Mühe die Ruhe bewahrte. »Bei diesem überhasteten Rudern kann man sich übernehmen.«

Diesmal hob der Mann das Gesicht, das braungebrannt war, dunkel wie gegerbtes Leder. Er begann zu knurren, zu krächzen, deutete mit einer Bewegung des von grauen Stoppeln bedeckten Kinns auf die an der Bordwand befestigte hölzerne Haspel und die im Wasser verschwindende Schnur, die von der Bewegung des Bootes gespannt wurde. Offensichtlich überzeugt, dass die Erklärung erschöpfend war, begann er wieder zu rudern. Im selben Rhythmus wie zuvor. Ruder hoch. Pause. Ruder mit dem halben Blatt ins Wasser. Lange Pause. Ziehen. Noch längere Pause.

»Aha«, sagte Condwiramurs ungezwungen, den Blick gen Himmel gerichtet. »Ich verstehe. Wichtig ist der vom Boot gezogene Blinker, der sich mit der richtigen Geschwindigkeit und in passender Tiefe bewegen muss. Wichtig ist der Fischfang. Der Rest ist unwichtig.«

Das war so selbstverständlich, dass der Mann sich nicht einmal die Mühe machte, zu knurren oder zu krächzen.

»Was kann es jemanden kümmern«, setzte Condwiramurs ihren Monolog fort, »dass ich schon die ganze Nacht unterwegs war? Dass ich Hunger habe? Dass mir von der harten und nassen Bank der Hintern wehtut und juckt? Dass ich pinkeln möchte? Nein, wichtig ist nur der Fischfang mit der Schleppangel. Der übrigens sinnlos ist. Nichts wird an einem Blinker anbeißen, der mitten in der Strömung gezogen wird, über einer Tiefe von zwanzig Klaftern.«

Der Mann hob den Kopf, betrachtete sie mit widerwärtigem Ausdruck und begann, sehr, aber wirklich sehr knurrig zu knurren. Condwiramurs ließ die Zähnchen blitzen, sie war mit sich zufrieden. Der Flegel ruderte immer noch langsam. Er war wütend.

Sie setzte sich auf der Bugbank in Positur und schlug ein Bein übers andere. So, dass unter dem Rock viel zu sehen war.

Der Mann begann zu knurren, packte mit den schwieligen Händen die Ruder fester und tat so, als habe er nur Augen für die Schnur der Schleppangel. Das Rudertempo zu erhöhen, fiel ihm natürlich nicht ein. Die Adeptin seufzte resigniert und widmete sich der Betrachtung des Himmels.

Die Dollen knarrten vor sich hin, Tröpfchen wie Brillanten fielen von den Ruderblättern.

In dem sich rasch lichtenden Dunst erschien die Silhouette einer Insel. Und der über ihr aufragende dunkle, kantige Obelisk eines Turmes. Der Flegel, obwohl er mit dem Rücken dazu saß und sich nicht umschaute, merkte auf unbekannte Weise, dass sie schon fast am Ziel waren. Ohne Eile legte er die Ruder am Boot längs, stand auf, begann, langsam die Schnur auf die Haspel zu wickeln. Condwiramurs, noch immer mit übergeschlagenem Bein, pfiff vor sich hin und blickte gen Himmel.

Der Mann hatte die Schnur vollends aufgewickelt, betrachtete den Blinker, einen großen Messinglöffel, der mit einem Dreifachhaken bewehrt war, an dem ein Schwänzchen aus roter Wolle hing.

»Oh je«, sagte Condwiramurs lieb. »Es hat nichts angebissen, oi-oi, wie schade. Wie konnte das wohl passieren? Vielleicht ist das Boot zu schnell gefahren?«

Der Mann bedachte sie mit einem Blick, der allerlei hässliche Dinge sprach. Er setzte sich, krächzte, spuckte über Bord, packte die Ruder mit den knotigen Pfoten, streckte kräftig den Rücken. Die Ruder platschten ins Wasser, polterten in den Dollen, das Boot schoss pfeilschnell über den See, das Wasser schäumte geräuschvoll am Bug, wirbelte hinterm Heck. Das Viertel einer Pfeilschussweite, das sie von der Insel trennte, legten sie in einer Zeit zurück, die nicht einmal für zweifaches Knurren reichte, und das Boot lief mit solchem Schwung auf den Kiesstrand auf, dass Condwiramurs von der Bank fiel.

Der Mann begann zu knurren, zu krächzen und spuckte aus. Die Adeptin wusste, dass das in der Sprache zivilisierter Menschen hieß: Verschwinde aus meinem Boot, überschlaue Hexe. Sie wusste auch, dass sie nicht damit rechnen konnte, auf Händen getragen zu werden. Sie zog die Schuhe aus, hob den Rock provozierend hoch und stieg aus. Sie verbiss sich einen Fluch, denn Muschelschalen stachen sie schmerzhaft in die Fußsohlen.

»Danke«, presste sie zwischen zusammengebissenen Zähnen hervor, »für die Überfahrt.«

Ohne auf ein Knurren als Antwort zu warten und ohne einen Blick zurück ging sie barfuß auf die steinerne Treppe zu. Alle Misslichkeiten und Beschwernisse waren vorüber, waren spurlos verflogen, ausgewischt von der wachsenden Begeisterung. Da war sie also auf der Insel Inis Vitre, in dem See Loc Blest. An einem beinahe legendären Ort, wo nur wenige Auserwählte gewesen waren.

Der Frühnebel hatte sich vollends gelichtet, durch den stumpfen Himmel begann immer stärker der rote Sonnenball durchzuscheinen. Um die Zinnen des Turms kreisten schreiende Möwen, Mauersegler huschten vorüber.

Am oberen Ende der Treppe, die vom Vorplatz auf die Terrasse führte, an die Skulptur einer kauernden und die Zähne bleckenden Chimäre gelehnt, stand Nimue.

Die Dame vom See.

Sie war grazil gebaut und klein, maß kaum mehr als fünf Fuß. Condwiramurs hatte davon gehört, dass man sie in jungen Jahren »Däumelinchen« genannt hatte; jetzt sah sie, dass der Spitzname zutraf. Doch sie war sich sicher, dass seit mindestens einem halben Jahrhundert niemand gewagt hätte, die kleine Zauberin so zu nennen.

»Ich bin Condwiramurs Tilly«, stellte sie sich mit einer Verbeugung vor, ein wenig linkisch, noch immer mit den Schuhen in der Hand. »Ich freue mich, dass ich auf deiner Insel zu Gast sein kann, Dame vom See.«

»Nimue«, berichtigte die kleine Magierin leichthin. »Nimue, weiter nichts. Titel und Beiwörter können wir uns schenken, Fräulein Tilly.«

»Dann bin ich Condwiramurs. Condwiramurs, weiter nichts.«

»Also herein, Condwiramurs. Lass uns beim Frühstück miteinander sprechen. Ich errate, dass du hungrig bist.«

»Ich streite es nicht ab.«

Zum Frühstück gab es Quark, Schnittlauch, Eier, Milch und Schwarzbrot, die von zwei jungen, stillen und nach Stärke duftenden Dienstmädchen serviert wurden. Condwiramurs aß und spürte dabei den Blick der kleinen Zauberin auf sich ruhen.

»Der Turm«, sagte Nimue langsam, die jede Bewegung der Adeptin und beinahe jeden zum Munde geführten Bissen beobachtete, »hat sechs Etagen, davon eine unter der Erde. Deine Wohnung befindet sich im zweiten oberirdischen Stock, dort gibt es alle zum Leben notwendigen Einrichtungen. Das Parterre, wie du siehst, ist der Wirtschaftstrakt, dort liegen auch die Wohnräume der Dienerschaft. Die unterirdische Etage sowie der erste und der dritte Stock sind das Laboratorium, die Bibliothek und die Galerie. Zu allen genannten Etagen und den sich dort befindenden Räumen hast du ungehinderten Zutritt, du kannst dich ihrer und ihres gesamten Inhalts bedienen, wann und wie immer du willst.«

»Ich habe verstanden. Danke.«

»Die beiden oberen Stockwerke enthalten meine privaten Wohn- und Arbeitsräume. Sie sind absolut privat. Um Missverständnissen vorzubeugen: Ich bin in diesen Dingen äußerst heikel.«

»Ich werde das respektieren.«

Nimue wandte den Kopf zum Fenster, durch das man den knurrenden Herrn Ruderer sah, der schon mit Condwiramurs Gepäck fertig war und das Boot jetzt mit Angeln, Haspeln, Keschern, Senken und anderen Paraphernalien des Fischerhandwerks belud.

»Ich bin ein wenig altmodisch«, fuhr sie fort. »Aber ich bin es gewohnt, bestimmte Dinge zu meiner ausschließlichen Verfügung zu haben. Sagen wir, die Zahnbürste. Die privaten Zimmer, die Privatbibliothek, die Toilette. Und den Fischerkönig. Versuch bitte nicht, über den Fischerkönig zu verfügen.«

Condwiramurs hätte sich beinahe an der Milch verschluckt. Nimues Gesichtsausdruck war undurchdringlich.

»Und falls ...«, fuhr sie fort, ehe das Mädchen die Sprache wiedergefunden hatte, »falls er versucht, über dich zu verfügen, weigere dich.«

Condwiramurs, die endlich heruntergeschluckt hatte, nickte rasch und enthielt sich jeden Kommentars. Obwohl ihr auf der Zunge lag, dass sie sich nichts aus Fischern machte, schon gar nicht aus ungehobelten. Und solchen, deren Haare die Farbe von Weißkäse hatten.

»Jaaa«, sagte Nimue gedehnt. »Die Einführung hätten wir also hinter uns. Kommen wir zu den konkreten Fragen. Möchtest du nicht wissen, wie es kommt, dass ich unter allen Anwärterinnen gerade dich ausgewählt habe?«

Wenn Condwiramurs überhaupt mit der Antwort zögerte, dann nur, um nicht allzu eingebildet zu wirken. Sie kam jedoch rasch zu dem Schluss, dass gegenüber Nimue schon das kleinste bisschen an falscher Bescheidenheit zu gekünstelt klingen würde.

»Ich bin die beste Träumerin in der Akademie«, parierte sie kalt, sachlich und ohne Prahlerei. »Und im dritten Jahr hatte ich den zweiten Rang unter den Oneiromantinnen.«

»Ich hätte die nehmen können, die den ersten Rang hatte.« Nimue war in der Tat geradezu schmerzhaft offen. »Nebenbei bemerkt, angeboten hat man mir just diese Erstrangige, und das mit gewissem Nachdruck, denn das war anscheinend die wichtige Tochter von jemand Wichtigem. Aber was das Träumen angeht, die Oneiroskopie, da weißt du ja, liebe Condwiramurs, dass das eine ziemlich launische Gabe ist. Selbst die beste Träumerin kann ein Fiasko erleben.«

Condwiramurs verkniff sich die Entgegnung, dass man die Fälle, in denen sie ein Fiasko erlitten hatte, an den Fingern einer Hand abzählen konnte. Immerhin sprach sie mit einer Meisterin. Man muss seinen Platz kennen, Herrschaften, wie einer der Professoren an der Akademie, ein hochgelehrter Mann, zu sagen pflegte.

Nimue lobte ihr Schweigen mit einem angedeuteten Nicken.

»Ich habe einen Gewährsmann an der Akademie«, sagte sie nach einer Weile. »Daher weiß ich, dass du den Träumen nicht durch Betäubungsmittel nachzuhelfen brauchst. Das freut mich, denn Narkotika dulde ich nicht.«

»Ich träume ohne irgendwelche Pülverchen«, bestätigte Condwiramurs ein wenig stolz. »Zu einer Oneiroskopie genügt es mir, wenn ich einen Anknüpfungspunkt habe.«

»Wie bitte?«

»Na, einen Anknüpfungspunkt.« Die Adeptin räusperte sich. »Das heißt, irgendeinen Gegenstand, der mit dem in Verbindung steht, wovon ich träumen soll. Irgendein Ding. Oder ein Bild ...«

»Ein Bild?«

»Hm. Mit einem Bild träume ich nicht schlecht.«

»Aha.« Nimue lächelte. »Also wenn ein Bild dir hilft, dann hat es keine Not. Wenn du mit dem Frühstück fertig bist, dann lass uns gehen, beste Träumerin und zweitbeste unter den Oneiromantinnen. Es wird gut sein, wenn ich dir unverzüglich die anderen Gründe erkläre, aus denen ich gerade dich als Assistentin ausgewählt habe.«

Von den steinernen Wänden strahlte eine Kälte aus, die weder von den schweren Gobelins noch von der nachgedunkelten Täfelung gemildert wurde. Der Steinfußboden ließ die Füße durch die Schuhsohlen hindurch frieren.

»Hinter dieser Tür« – Nimue wies beiläufig darauf – »befindet sich das Laboratorium. Wie gesagt, du kannst darüber nach Belieben verfügen. Natürlich ist Vorsicht angebracht. Maßhalten empfiehlt sich vor allem bei Versuchen, einen Besen zum Wassertragen zu zwingen.«

Condwiramurs kicherte höflich, obwohl der Witz einen Bart hatte. Alle Mentorinnen tischten ihren Schützlingen Scherze auf, die sich auf die legendären Missgeschicke des legendären Zauberlehrlings bezogen.

Die Treppe wand sich aufwärts wie eine Seeschlange und schien kein Ende zu haben. Und sie war steil. Ehe sie anlangten, war Condwiramurs in Schweiß geraten und atmete schwer. Nimue war überhaupt keine Anstrengung anzumerken.

»Hierher bitte.« Sie öffnete eine Eichentür. »Vorsicht, Schwelle.«

Condwiramurs trat ein und seufzte.

Das Zimmer war eine Galerie. Ihre Wände waren von der Decke bis zum Boden mit Bildern behangen. Dort hingen große, alte, abblätternde und rissige Ölgemälde, Miniaturen, vergilbte Stiche und Holzschnitte, verblasste Aquarelle und Sepiazeichnungen. Dort hingen auch farbenfrohe modernistische Gouache- und Temperamalereien, Aquatinta- und Ätzradierungen mit klaren Strichen, Lithographien und kontrastreiche Mezzotinti, die den Blick mit ausdrucksvollen Flecken von Schwarz anzogen.

Nimue blieb vor einem nächst der Tür hängenden Bild stehen, das eine unter einem riesigen Baum versammelte Gruppe darstellte. Sie schaute auf die Leinwand, dann auf Condwiramurs, und ihr schweigender Blick war überaus beredt.

»Rittersporn« – die Adeptin, die sogleich erkannt hatte, worum es ging, ließ sie nicht warten – »singt Balladen unter der Eiche Bleobheris.«

Nimue lächelte, nickte. Und sie machte einen Schritt, blieb vor dem nächsten Bild stehen. Ein Aquarell. Symbolismus. Zwei Frauensilhouetten auf einer Anhöhe. Über ihnen kreisende Möwen, unter ihnen, an den Hängen der Anhöhe, ein Reigen von Schatten.

»Ciri und Triss Merigold, die prophetische Vision in Kaer Morhen.«

Ein Lächeln, ein Nicken, ein Schritt, das nächste Bild. Ein Reiter auf galoppierendem Pferd, zwischen einem Spalier von verkrüppelten Erlen, die die Astarme zu ihm ausstrecken. Condwiramurs fühlte, wie der Regen durch sie hindurchdrang.

»Ciri ... Hmm ... Das wird wohl ihr Ritt zum Treffen mit Geralt auf der Farm des Halblings Hofmeier sein.«

Das nächste Bild, nachgedunkeltes Öl. Schlachtenmalerei.

»Geralt und Cahir verteidigen die Brücke über die Jaruga.«

Dann ging es schnell.

»Yennefer und Ciri, ihre erste Begegnung im Tempel der Melitele. Rittersporn und die Dryade Eithné im Walde Brokilon. Die Mannschaft Geralts im Schneetreiben am Malheur-Pass ...«

»Bravo, perfekt«, unterbrach sie Nimue. »Eine hervorragende Kenntnis der Legende. Jetzt kennst du den zweiten Grund, aus dem du hier bist und nicht irgendjemand anders.«

Über dem Tischchen aus Ebenholz, an dem sie Platz genommen hatten, dominierte ein großes Schlachtengemälde, welches anscheinend die Schlacht an der Brenna darstellte, irgendeinen entscheidenden Augenblick oder jemandes kitschigen Heldentod. Das Bild war zweifellos ein Werk von Nikolaus Certosa, man konnte das an dem Ausdruck erkennen, an der perfektionistischen Liebe zum Detail und den für diesen Künstler typischen Lichteffekten.

»Freilich, ich kenne die Legende vom Hexer und der Hexerin«, antwortete Condwiramurs. »Ich kenne sie, wie ich ohne zu zögern sagen will, in- und auswendig. Als Halbwüchsige habe ich diese Geschichte geliebt, sie verschlungen. Und ich habe geträumt, Yennefer zu sein. Aber ich will ehrlich sein: Selbst wenn es Liebe auf den ersten Blick, selbst wenn sie von explosiver Leidenschaft war ... Sie war nicht von Dauer.«

Nimue zog die Brauen hoch.

»Ich habe die Geschichte«, fuhr Condwiramurs fort, »in volkstümlichen Kurzfassungen und Jugendversionen kennengelernt, in Bruchstücken, die ad usum delphini beschnitten und gereinigt worden waren. Danach nahm ich mir natürlich die sogenannten soliden und vollständigen Versionen vor. Ausführlich bis an die Grenzen der Redundanz und mitunter auch darüber hinaus. Dabei wich die Leidenschaft einer kalten Betrachtung und die wilde Hingabe einer Art ehelicher Verpflichtung. Wenn du weißt, was ich meine.«

Nimue bestätigte mit einem kaum wahrnehmbaren Nicken, dass sie es wusste.

»Zusammenfassend gesagt, ziehe ich die Legenden vor, die sich stärker an die Regeln der Legende halten, nicht Sagen mit der Wirklichkeit vermengen, nicht versuchen, die einfache und geradlinige Märchenmoral mit der zutiefst amoralischen historischen Wahrheit zu vereinbaren. Ich ziehe Legenden vor, zu denen Enzyklopädisten, Archäologen und Historiker keine Nachworte schreiben. Solche, deren Konvention frei von Experimenten ist. Ich ziehe es vor, wenn der Prinz auf den Gipfel des Gläsernen Berges steigt, die schlafende Königstochter küsst, diese erwacht und beide danach lange und glücklich leben. So und nicht anders muss eine Legende enden ... Von wem stammt dieses Porträt Ciris? Das en pied?«

»Es gibt kein einziges Porträt Ciris.« Die Stimme der kleinen Zauberin war sachlich bis zur Fühllosigkeit. »Weder hier noch sonstwo auf der Welt. Es ist kein einziges Porträt erhalten geblieben, keine einzige Miniatur, die jemand gemalt hätte, der Ciri gekannt oder gesehen haben könnte oder sich wenigstens an sie erinnerte. Das Porträt en pied stellt Pavetta dar, Ciris Mutter, und gemalt hat es der Zwerg Ruiz Dorrit, der Hofmaler der Herrscher von Cintra. Es ist bekannt, dass Ruiz Ciri im Alter von zehn Jahren porträtiert hat, ebenfalls en pied, doch das Gemälde, das ›Die Infantin mit dem Windspiel‹ hieß, ist leider verlorengegangen. Aber zurück zu der Legende und zu deiner Beziehung zu ihr. Und dazu, wie die Legende deiner Meinung nach enden sollte.«

»Sie muss ein gutes Ende nehmen«, sagte Condwiramurs voller störrischer Überzeugung. »Das Gute und Gerechte muss triumphieren, das Böse exemplarisch bestraft werden, die Liebe die Liebenden bis ans Ende ihres Lebens vereinen. Und keiner von den positiven Helden darf, verdammt nochmal, umkommen! Aber die Legende von Ciri? Wie endet sie?«

»Eben: wie?«

Für einen Augenblick verschlug es Condwiramurs die Sprache. Solch eine Frage hatte sie nicht erwartet, sie witterte einen Test, ein Examen, eine Falle. Sie schwieg, wollte sich nicht aufs Glatteis führen lassen.

Wie endete die Geschichte von Geralt und Ciri? Das wusste doch jeder.

Sie blickte auf ein in dunklen Tönen gehaltenes Aquarell, das einen unförmigen Kahn darstellte, der über die Fläche eines dunstverhangenen Sees glitt, einen Kahn, den mit einer langen Stake eine Frau vorantrieb, die nur als schwarzer Umriss zu sehen war.

So endete jene Legende. Genau so.

Nimue las ihre Gedanken. »Das ist nicht so sicher, Condwiramurs. Das ist überhaupt nicht so sicher.«

»Die Legende«, begann Nimue, »habe ich aus dem Munde eines wandernden Märchenerzählers gehört. Ich bin ein Kind vom Dorfe, die vierte Tochter eines Stellmachers. Die Tage, an denen in unserem Dorf der Märchenerzähler Pfiffer zu Gast war, ein herumstreifender Bettler, waren die schönsten Augenblicke meiner Kindheit. Man konnte von der Plackerei ausruhen, mit den Augen der Seele jene Märchenwunder erblicken, jene ferne Welt ... Eine schöne und wundersame Welt ... Ferner und wundersamer sogar als der Jahrmarkt im neun Meilen entfernten Städtchen ...

Ich war damals sechs, sieben Jahre alt. Meine älteste Schwester war vierzehn. Und sie war schon krumm, weil sie immer über die Arbeit gebeugt war. Weiberlos! Darauf wurden die Mädchen bei uns von klein auf vorbereitet! Den Buckel krumm machen! Immerzu den Buckel krumm machen, über der Arbeit, über dem Kind, über dem schweren Bauch, den dir der Bauer machte, kaum dass du aus dem Wochenbett heraus warst ...

Es waren diese Geschichten der Alten, die bewirkten, dass ich nach und nach etwas anderes wollte als einen krummen Buckel und Plackerei, dass ich von etwas anderem zu träumen begann als von der Ernte, einem Mann und Kindern. Das erste Buch, das ich mir vom Erlös im Walde eigenhändig gesammelter Brombeeren kaufte, war die Legende von Ciri. Eine, wie du es so schön gesagt hast, gereinigte Version für Kinder, ein Bruchstück ad usum Delphini. Für mich war es genau die richtige Fassung. Ich war schwach im Lesen. Doch schon damals wusste ich, was ich wollte. Ich wollte so sein wie Philippa Eilhart, wie Sheala de Tancarville, wie Assire var Anahid ...«

Beide schauten auf eine Gouache, die einen in subtiles Chiaroscuro gehüllten Schlosssaal darstellte, einen Tisch und daran sitzende Frauen. Legendäre Frauen.

»An der Akademie«, fuhr Nimue fort, »an die ich es übrigens erst im zweiten Anlauf schaffte, widmete ich mich dem Mythos nur unter dem Aspekt der Großen Loge im Fach Magiegeschichte. Um etwas zu meinem Vergnügen zu lesen, fehlte mir anfangs einfach die Zeit, ich musste büffeln, um ... um Schritt zu halten mit den Töchtern von Grafen und Bankiers, denen alles zuflog, die sich über das Mädchen vom Lande lustig machten ...«

Sie verstummte, knackte laut mit den Fingern.

»Endlich«, fuhr sie fort, »fand ich Zeit zum Lesen, doch da stellte ich fest, dass mich die Schicksale Geralts und Ciris wesentlich weniger interessierten als in der Kindheit. Es war ein ähnliches Syndrom wie bei dir eingetreten. Wie hast du es genannt? Eheliche Verpflichtung? So war es bis zu dem Augenblick, als ...«

Sie verstummte abermals, rieb sich das Gesicht. Condwiramurs bemerkte verwundert, dass die Hand der Dame vom See zitterte.

»Ich war wohl achtzehn Jahre alt, als ... Als etwas geschah. Etwas, das die Legende von Ciri in mir lebendig werden ließ. Das mich veranlasste, mich ernsthaft und wissenschaftlich mit ihr zu befassen. Ihr mein Leben zu weihen.«

Die Adeptin schwieg, obwohl sie vor Neugier fast barst.

»Tu nicht so, als wüsstest du es nicht«, sagte Nimue bitter. »Es ist doch allgemein bekannt, dass die Dame vom See geradezu krankhaft von der Legende um Ciri besessen ist. Alle wetzen die Zungen darüber, wie diese anfangs harmlose Marotte sich zu einer Art Suchtabhängigkeit oder geradezu Manie ausgewachsen hat. An diesen Gerüchten ist viel Wahres, meine liebe Condwiramurs, viel Wahres! Und da ich dich als Assistentin ausgewählt habe, wirst auch du in Manie und Abhängigkeit verfallen. Denn ich werde das verlangen. Zumindest für die Zeit des Praktikums. Verstehst du?«

Die Adeptin nickte bestätigend.

»Du glaubst, es zu verstehen.« Nimue fand die Beherrschung wieder und gewann Abstand. »Aber ich werde es dir erklären. Schritt für Schritt. Und wenn es an der Zeit ist, werde ich dir alles erklären. Vorerst ...«

Sie brach ab, schaute zum Fenster hinaus, auf den See, auf den schwarzen Fleck, der das Boot des Fischerkönigs war und sich deutlich von der golden schimmernden Wasserfläche abhob.

»Vorerst ruh dich aus. Sieh dir die Galerie an. In den Schränken und Vitrinen findest du Alben und Kartons mit Grafiken, alle thematisch mit der Sage verknüpft. In der Bibliothek befinden sich alle Versionen und Travestien der Legende, ebenso der Großteil der wissenschaftlichen Arbeiten dazu. Widme ihnen ein wenig Zeit. Sieh sie dir an, lies ein wenig, konzentriere dich. Ich möchte, dass du Stoff zum Träumen hast. Einen Anknüpfungspunkt, wie du es nanntest.«

»Das werde ich tun. Frau Nimue?«

»Ja.«

»Diese beiden Porträts ... Die nebeneinander hängen ... Ist das auch nicht Ciri?«

»Es existiert kein Porträt Ciris«, wiederholte Nimue geduldig. »Spätere Künstler haben sie ausschließlich in Szenen dargestellt, jeder nach seiner eigenen Phantasie. Was diese Porträts angeht, so ist das linke auch die ziemlich freie Variation eines Themas, denn es stellt die Elfe Lara Dorren aep Shiadhal dar, eine Person, die die Malerin nicht gekannt haben kann. Die Malerin war nämlich die dir aus der Legende sicherlich bekannte Lydia van Bredevoort. Eins ihrer erhalten gebliebenen Ölgemälde hängt noch in der Akademie.«

»Ich weiß. Und das andere Porträt?«

Nimue betrachtete das Bild lange – die Darstellung eines schmächtigen Mädchens mit hellen Haaren und traurigem Blick. Gekleidet in ein weißes Kleid mit grünen Ärmeln.

»Gemalt hat es Robin Anderida«, sagte sie, während sie sich umwandte und Condwiramurs geradezu in die Augen sah. »Wen es aber darstellt ... Das sollst du mir sagen, Träumerin und Oneiromantin. Erträume es. Und erzähl mir deinen Traum.«

Meister Robin Anderida bemerkte als Erster den herankommenden Kaiser, verneigte sich. Stella Congreve, die Gräfin auf Liddertal, stand auf, machte einen Knicks und gebot mit einer raschen Geste dem in dem geschnitzten Sessel sitzenden Mädchen, es ihr gleichzutun.

»Ich grüße die Damen.« Emhyr var Emreis nickte. »Auch dir einen Gruß, Meister Robin. Wie kommt die Arbeit voran?«

Meister Robin räusperte sich verlegen und verbeugte sich abermals, wobei er sich nervös die Hände am Kittel abwischte. Emhyr wusste, dass der Künstler an heftiger Platzangst litt und krankhaft schüchtern war. Doch wen störte das schon. Wichtig war, wie er malte.

Wie üblich, wenn er auf Reisen war, trug der Kaiser eine Offiziersuniform der Gardebrigade »Impera« – einen schwarzen Harnisch und einen Mantel mit einer Stickerei, die einen silbernen Salamander darstellte. Er trat näher, schaute auf das Porträt. Erst auf das Porträt, erst dann auf das Modell. Das schmächtige Mädchen mit hellen Haaren und traurigem Blick. Gekleidet in ein weißes Kleid mit grünen Ärmeln, das kleine Dekolleté mit einer Kette von Chrysolithen geschmückt.

»Ausgezeichnet«, sagte er absichtlich ins Leere, so dass unklar blieb, was er lobte. »Ausgezeichnet, Meister. Fahr bitte fort, ohne dich um meine Person zu kümmern. Auf ein Wort bitte, Gräfin.« Er ging zum Fenster und zwang sie so, ihm zu folgen.

»Ich reise ab«, sagte er leise. »Staatsgeschäfte. Ich danke für die Gastfreundschaft. Und für sie. Für die Prinzessin. Eine wirklich gute Arbeit, Stella. Wirklich lobenswert. Sowohl du als auch sie.«

Stella Congreve machte einen tiefen und graziösen Knicks. »Euer Kaiserliche Majestät sind zu gütig zu uns.«

»Lobe den Tag nicht vor dem Abend.«

»Ach ...« Sie presste leicht die Lippen zusammen. »So ist das?«

»So ist das.«

»Was wird mit ihr geschehen, Emhyr?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete er. »In zehn Tagen gehe ich im Norden wieder in die Offensive. Und es sieht nach einem schweren, sehr schweren Krieg aus. Vattier de Rideaux ist gegen mich gerichteten Verschwörungen und Komplotten auf der Spur. Die Staatsräson kann mich zu verschiedenen, zu sehr verschiedenen Dingen zwingen.«

»Dieses Kind trägt keine Schuld.«

»Ich sagte: die Staatsräson. Die Staatsräson hat nichts gemein mit Gerechtigkeit. Übrigens ...« Er winkte ab. »Ich will mit ihr reden. Allein. Komm bitte näher, Prinzessin. Näher, näher, mach schon. Der Kaiser befiehlt es.«

Das Mädchen machte einen tiefen Knicks. Emhyr musterte sie und dachte an jene folgenschwere Audienz in Loc Grim zurück. Er empfand tiefen Respekt, ja sogar Bewunderung für Stella Congreve, die im Laufe der sechs Monate, welche seit damals vergangen waren, aus dem hässlichen Entlein eine kleine Aristokratin gemacht hatte.

»Lasst uns allein«, befahl er. »Mach eine Pause, Meister Robin, sagen wir, um die Pinsel auszuwaschen. Du aber, Gräfin, sei so freundlich und warte im Vorzimmer. Und du, Prinzessin, begleite mich bitte auf die Terrasse.«

Der nasse Schnee, der nachts gefallen war, war in den ersten Strahlen der Morgensonne geschmolzen, doch die Turmdächer und Spitzen des Schlosses Darn Rowan waren noch immer nass und glänzten, dass sie zu brennen schienen.

Emhyr trat an die Balustrade der Terrasse. Das Mädchen hielt sich gemäß der Etikette einen Schritt hinter ihm. Mit einer ungeduldigen Geste hieß er sie näher kommen.

Lange schwieg der Kaiser, beide Hände auf die Balustrade gestützt, den Blick auf die Anhöhen gerichtet und auf die dort wachsenden immergrünen Eiben, die sich deutlich von dem Kalkweiß der Felshänge abhoben. Es blitzte der Fluss, der sich als Band von geschmolzenem Silber am Talgrund schlängelte.

Frühling lag in der Luft.

»Ich bin zu selten hier«, ließ sich Emhyr vernehmen. Das Mädchen schwieg.

»Ich bin zu selten hier«, wiederholte er und wandte sich um. »Dabei ist das ein schöner und Ruhe verströmender Ort. Eine schöne Gegend ... Stimmst du mir zu?«

»Ja, Euer Kaiserliche Majestät.«

»In der Luft spürt man schon den Frühling. Habe ich recht?«

»Ja, Euer Kaiserliche Majestät.«

Von unten her, vom Hofe, war Gesang zu hören, teilweise übertönt von Klirren, Poltern und Hufeklappern. Die Eskorte, informiert, dass der Kaiser den Aufbruch befohlen hatte, machte sich eilends reisefertig. Emhyr erinnerte sich, dass es unter den Gardisten einen gab, der zu singen pflegte. Oft. Und unabhängig von den Umständen.

*Sollst mich mit gnädigen*

*Blicken bedenken*

*Mich mit mildtätigen*

*Reizen beschenken*

*Denke mildtätig mein*

*zu nächtlicher Stunde*

*lasse mich gnädig ein*

*auf dass ich gesunde*

»Eine hübsche Ballade«, sagte er nachdenklich und berührte mit den Fingern die schwere goldene, kaiserliche Halskette.

»Hübsch, Euer Kaiserliche Majestät.«

Vattier versichert mir, dass er Vilgefortz schon auf der Spur ist. Dass ihn zu finden eine Frage von Tagen, höchstens von Wochen ist. Die Köpfe der Verräter werden fallen, und man wird die echte Cirilla nach Nilfgaard bringen, die Königin von Cintra.

Und ehe die echte Ciri in Nilfgaard eintrifft, muss etwas mit der Doppelgängerin geschehen.

»Heb den Kopf.«

Sie gehorchte.

»Hast du irgendwelche Wünsche?«, fragte er plötzlich scharf. »Beschwerden? Bitten?«

»Nein, Euer Kaiserliche Majestät. Ich habe keine.«

»Wirklich? Das ist merkwürdig. Aber ich kann dir ja nicht befehlen, welche zu haben. Heb den Kopf, wie es sich für eine Prinzessin gehört. Stella hat dir doch wohl Manieren beigebracht?«

»Ja, Euer Kaiserliche Majestät.«

In der Tat, sie haben sie gut dressiert, dachte er. Erst Rience, dann Stella. Haben ihr die Rolle und die Fragen gut beigebracht, ihr dabei sicherlich gedroht, dass sie einen Irrtum oder Fehler mit Folter und Tod bezahlen muss. Sie gewarnt, dass sie vor einem strengen Publikum spielen muss, das keinen Fehler verzeiht. Vor dem schrecklichen Emhyr var Emreis, dem Kaiser von Nilfgaard.

»Wie heißt du?«, fragte er scharf.

»Cirilla Fiona Elen Riannon.«

»Den wahren Namen.«

»Cirilla Fiona ...«

»Strapazier meine Geduld nicht. Den Namen!«

»Cirilla ...« Die Stimme des Mädchens brach wie ein Hölzchen. »Fiona ...«

»Genug, bei der Großen Sonne«, stieß er zwischen den Zähnen hervor. »Genug!«

Sie schniefte laut. Der Etikette zuwider. Ihre Lippen bebten, doch das verbot die Etikette nicht.

»Beruhige dich«, befahl er, aber mit leiser und beinahe sanfter Stimme. »Wovor fürchtest du dich? Schämst du dich deines eigenen Namens? Hast du Angst, ihn zu nennen? Verbindet sich damit etwas Unangenehmes? Wenn ich frage, dann nur, um dich mit deinem wahren Namen ansprechen zu können. Aber ich muss wissen, wie er lautet.«

»Er lautet nicht«, antwortete sie, und ihre großen Augen flammten plötzlich wie Smaragde im Feuerschein auf. »Denn es ist ein Niemandsname, Euer Kaiserliche Majestät. Gerade richtig für einen Niemand. Solange ich Cirilla Fiona bin, zähle ich ... Solange ...«

Die Stimme blieb ihr so abrupt im Halse stecken, dass sie sich instinktiv an den Hals fasste, als sei das, was sie dort hatte, kein Kollier, sondern ein Würgeisen. Emhyr musterte sie unablässig, immer noch voller Anerkennung für Stella Congreve. Gleichzeitig empfand er Zorn. Einen Zorn, der unbegründet war. Und darum schlecht.

Was will ich von diesem Kind, dachte er und fühlte, wie der Zorn in ihm hochstieg, wie er kochte, wie er schäumte gleich einer Suppe im Kessel. Was will ich von diesem Kind, das ...

»Du sollst wissen, dass ich mit deiner Entführung nichts zu tun hatte, Mädchen«, sagte er scharf. »Ich hatte nichts damit zu tun. Ich habe keinen solchen Befehl erteilt. Man hat mich betrogen ...«

Er war wütend auf sich selbst, wusste, dass er einen Fehler machen würde. Er hätte dieses Gespräch längst beenden müssen, es erhaben, herrisch, streng beenden müssen, auf kaiserliche Art. Er musste dieses Mädchen und seine grünen Augen vergessen. Dieses Mädchen existierte nicht. Sie war eine Doppelgängerin. Ein Imitat. Sie hatte nicht einmal einen Namen. Sie war ein Niemand. Und ein Imperator spricht nicht mit einem Niemand. Ein Imperator gesteht einem Niemand gegenüber keinen Irrtum ein. Ein Imperator bittet nicht um Verzeihung, entschuldigt sich nicht vor ...

»Verzeih mir«, sagte er, und die Worte waren fremd, klebten unangenehm am Munde. »Ich habe einen Fehler begangen. Ja, es ist wahr, ich bin schuld an dem, was dir widerfahren ist. Habe mich schuldig gamacht. Aber ich gebe dir mein Wort, dass dir nichts mehr droht. Nichts Böses wird dir mehr zustoßen. Keine Kränkung, keine Beeinträchtigung, keine Unannehmlichkeit. Du brauchst keine Angst zu haben.«

»Ich habe keine Angst.« Sie hob den Kopf und blickte ihm entgegen der Etikette geradezu in die Augen.

Emhyr zuckte zusammen, von der Ehrlichkeit und dem Vertrauen in ihrem Blick getroffen. Sofort straffte er sich, kaiserlich und erhaben, dass es geradezu ekelhaft war. »Bitte mich, worum du willst.«

Sie blickte ihn abermals an, und unwillkürlich fielen ihm die wenigen Gelegenheiten ein, bei denen er sich auf ebendiese Art nach einer jemandem angetanen Gemeinheit ein ruhiges Gewissen erkauft hatte. Und sich insgeheim gefreut hatte, dass er so billig davonkam.

»Bitte mich, worum du willst«, wiederholte er, und weil er schon müde war, gewann seine Stimme plötzlich an Menschlichkeit. »Ich werden jeden deiner Wünsche erfüllen.«

Sie soll mich nicht anschauen, dachte er. Ich ertrage ihren Blick nicht.

Die Menschen scheinen sich zu fürchten, mich anzuschauen. Und wovor fürchte ich mich?

Vattier de Rideaux kann mich mal. Wenn sie darum bittet, lasse ich sie nach Hause bringen, dorthin, woher man sie entführt hat. In einer goldenen sechsspännigen Kutsche lasse ich sie hinbringen. Sie braucht nur darum zu bitten.

»Bitte mich, worum du willst«, wiederholte er.

»Ich danke Eurer Kaiserlichen Majestät«, sagte das Mädchen und senkte den Blick. »Euer Kaiserliche Majestät sind sehr edel und gnädig. Wenn ich eine Bitte äußern darf ...«

»Sprich.«

»Ich möchte gern hierbleiben können. Hier in Darn Rowan. Bei Frau Stella.«

Er wunderte sich nicht. Er hatte so etwas geahnt.

Das Taktgefühl hielt ihn davon ab, Fragen zu stellen, die für beide peinlich gewesen wären.

»Ich habe mein Wort gegeben«, sagte er kalt. »Es soll geschehen, wie du es willst.«

»Ich danke Eurer Kaiserlichen Majestät.«

»Ich habe mein Wort gegeben«, wiederholte er, bemüht, ihrem Blick auszuweichen, »und ich werde es halten. Ich glaube aber, du hast eine schlechte Wahl getroffen. Du hast den falschen Wunsch geäußert. Falls du deine Meinung ändern solltest ...«

»Ich werde sie nicht ändern«, sagte sie, als klar wurde, dass der Kaiser den Satz nicht beenden würde. »Wozu sollte ich sie ändern? Ich habe Frau Stella gewählt, habe Dinge gewählt, von denen ich im Leben so wenig hatte ... Ein Zuhause, Wärme, Güte ... Ein Herz. Man kann nichts falsch machen, wenn man so etwas wählt.«

Armes, naives Ding, dachte Kaiser Emhyr var Emreis, Deithwen Addan yn Carn aep Morvudd, Die Weiße Flamme, Die Auf Den Grabhügeln Der Feinde Tanzt. Gerade indem man so etwas wählt, macht man die schlimmsten Fehler.

Aber etwas – vielleicht eine ferne, vergessene Erinnerung – hielt den Kaiser davon ab, das laut zu sagen.

»Interessant«, sagte Nimue, als sie sich die Erzählung angehört hatte. »Ein wirklich interessanter Traum. Hattest du noch andere?«

»Ha!« Mit einem raschen und gut gezielten Hieb des Messers köpfte Condwiramurs ein Ei. »Mir dreht sich immer noch der Kopf von dieser Revue! Aber das ist normal. Die erste Nacht an einem neuen Ort bringt immer irre Träume. Weißt du, Nimue, man sagt von uns Träumerinnen, dass unser Talent nicht darin besteht, dass wir träumen. Abgesehen von Visionen in Trance oder unter Hypnose, unterscheiden sich unsere Traumgesichte von den Träumen anderer Leute weder an Intensität noch an Reichhaltigkeit noch an präkognitivem Gehalt. Was uns unterscheidet und unser Talent ausmacht, ist etwas ganz anderes. Wir erinnern uns an die Träume. Es kommt selten vor, dass wir einen Traum vergessen.«

»Weil ihr eine untypische und nur euch eigene Funktion der innersekretorischen Drüsen habt«, fiel ihr die Dame vom See ins Wort. »Eure Träume sind, etwas vereinfacht gesagt, weiter nichts als in den Organismus ausgeschüttete Endorphine. Wie die meisten wilden magischen Talente ist auch eures auf prosaische Weise organisch. Aber wozu rede ich von etwas, was du selbst bestens weißt. Lass hören, an welche Träume erinnerst du dich noch?«

»Ein junger Bursche« – Condwiramurs runzelte die Stirn –, »der zwischen leeren Feldern einherwandert, einen Tornister auf dem Rücken. Die Felder sind leer wie im Frühling. Weiden ... An den Straßen und an den Feldrainen. Weiden, krumm, hohl, mit weit ausladenden Ästen ... Kahl, noch nicht ergrünt. Der Bursche geht, schaut sich um. Es wird Nacht. Am Himmel erscheinen Sterne. Einer davon bewegt sich. Es ist ein Komet. Ein rot flackernder Funken, der schräg übers Himmelszelt zieht ...«

»Bravo.« Nimue lächelte. »Obwohl ich keine Ahnung habe, von wem du geträumt hast, kann man zumindest das Datum dieses Ereignisses genau umreißen. Der rote Komet war sechs Tage lang zu sehen, im Frühjahr des Jahres, als der Frieden von Cintra geschlossen wurde. Genauer gesagt, in den ersten Märztagen. Sind in den übrigen Träumen auch irgendwelche Hinweise auf das Datum aufgetaucht?«

»Meine Träume«, ereiferte sich Condwiramurs, während sie das Ei salzte, »sind kein Ackerbaukalender! Sie haben keine Aufschriften mit dem Datum! Aber, um genau zu sein, ich habe von der Schlacht an der Brenne geträumt, sicherlich, weil ich mir das Gemälde von Nikolaus Certosa in deiner Galerie angeschaut habe. Das ist dasselbe Datum wie das Jahr des Kometen. Irre ich mich?«

»Du irrst dich nicht. Was war Besonderes an diesem Traum von der Schlacht?«

»Nichts. Ein Gewühle von Pferden, Menschen und Waffen. Die Menschen drängten sich und brüllten. Jemand, sicherlich ein Verrückter, schrie: ›Die Adler! Die Adler!‹«

»Was noch? Du hast gesagt, es war eine ganze Revue von Träumen.«

»Ich erinnere mich nicht ...« Condwiramurs verstummte. Nimue lächelte.

»Na schön.« Die Adeptin reckte stolz die Nase hoch und ließ die Dame vom See nicht zu einer boshaften Bemerkung kommen. »Ja doch, manchmal vergesse ich etwas. Niemand ist vollkommen. Ich wiederhole, meine Träume sind Visionen, keine Bibliothekszettel ...«

»Ich weiß«, schnitt ihr Nimue das Wort ab. »Das hier ist kein Examen deiner Fähigkeiten als Träumerin, es ist die Analyse einer Legende. Ihrer Rätsel und weißen Flecken. Übrigens läuft es ganz gut, gleich mit den ersten Träumen hast du das Mädchen von dem Porträt entschlüsselt, diese Doppelgängerin Ciris, mit der Vilgefortz versuchte, Kaiser Emhyr zu betrügen ...«

Sie wurden unterbrochen, denn in die Küche kam der Fischerkönig. Nachdem er sich verbeugt und drauflosgeknurrt hatte, nahm er von der Anrichte Brot, einen Doppeltopf und ein Leinwandbündel. Er ging hinaus, wobei er nicht versäumte, sich zu verbeugen und zu knurren.

»Er hinkt stark«, sagte Nimue scheinbar widerwillig. »Er ist schwer verwundet worden. Ein Wildeber hat ihm auf der Jagd das Bein aufgerissen. Darum verbringt er so viel Zeit im Boot. Beim Rudern und Fischfang stört ihn die Wunde nicht, im Boot vergisst er seine Behinderung. Das ist ein sehr anständiger und guter Mensch. Und ich ...«

Condwiramurs schwieg höflich.

»Brauche einen Mann«, erklärte die kleine Zauberin sachlich.

Ich auch, dachte die Adeptin. Verdammt, sobald ich an die Akademie zurückkehre, lasse ich mich von jemandem flachlegen. Der Zölibat ist gut, aber nicht länger als ein Semester.

Nimue räusperte sich. »Wenn du fertig bist mit dem Frühstück und den Wunschträumen, gehen wir in die Bibliothek.«

»Lass uns auf diesen Traum zurückkommen.«

Nimue öffnete eine Mappe, blätterte durch etliche in Sepia ausgeführte Aquarelle, nahm eins heraus. Condwiramurs erkannte es sofort.

»Die Audienz in Loc Grim?«

»Natürlich. Die Doppelgängerin wird am kaiserlichen Hof vorgestellt. Emhyr gibt vor, er habe sich täuschen lassen, macht gute Miene zum bösen Spiel. Da, schau, die Botschafter der Nördlichen Reiche, für die dieses Schauspiel aufgeführt wird. Und hier sehen wir die Nilfgaarder Fürsten, die der Affront getroffen hat: Der Kaiser hat ihre Töchter abgewiesen, sich einer Verschwägerung verweigert. Rachedurstig flüstern sie, die Köpfe zusammengesteckt, planen schon Verschwörung und Mord. Die Doppelgängerin steht mit gesenktem Kopf da; um das Geheimnis zu betonen, hat der Maler sie sogar in einen Halbschleier gehüllt, der das Gesicht verbirgt.

Und weiter«, fuhr die Zauberin nach einer Weile fort, »wissen wir nichts über die falsche Ciri. Keine Version der Legende teilt mit, was mit der Doppelgängerin später geschehen ist.«

»Man kann sich aber leider denken«, sagte Condwiramurs betrübt, »dass das Los des Mädchens nicht beneidenswert war. Als Emhyr sich das Original verschafft hatte – und wir wissen ja, dass er das tat –, ließ er die Fälschung verschwinden. Als ich träumte, habe ich keine Tragödie gespürt. Dabei hätte ich eigentlich etwas merken müssen, wenn ... Andererseits ist das, was ich in den Träumen sehe, nicht notwendigerweise die reale Wahrheit. Wie jeder Mensch träume ich Wünsche. Sehnsüchte ... Und Ängste.«

»Ich weiß.«

Sie diskutierten bis zum Mittagessen, schauten Mappen und Faszikeln mit Grafiken durch. Der Fischerkönig hatte offensichtlich einen guten Fang gemacht, denn zu Mittag gab es Lachs vom Grill. Zu Abend ebenfalls.

Nachts schlief Condwiramurs schlecht. Sie hatte zu viel gegessen.

Sie erträumte nichts. Sie war deswegen ein wenig niedergeschlagen und beschämt, doch Nimue machte sich überhaupt nichts daraus. »Wir haben Zeit«, sagte sie. »Wir haben noch viele Nächte vor uns.«

Der Turm von Inis Vitre verfügte über mehrere wahrlich luxuriöse Badezimmer, hell von Marmor und glänzend von Messing, von Hypokausten erwärmt, deren Feuer irgendwo im Keller brannte. Condwiramurs stand nicht an, die Wanne stundenlang in Beschlag zu nehmen, ab und zu traf sie sich aber auch mit Nimue im Badehaus, einer winzigen Holzhütte, von der ein Steg auf den See führte. Sie saßen beide nass auf den Bänken, atmeten den von den übergossenen Steinen hochschießenden Dampf ein, schlugen sich ausgiebig mit Birkenreisern, und der salzige Schweiß rann ihnen in die Augen.

»Wenn ich richtig verstanden habe« – Condwiramurs wischte sich das Gesicht ab –, »soll mein Praktikum auf Inis Vitre darin bestehen, alle weißen Flecken in der Legende vom Hexer und der Hexerin auszufüllen?«

»Du hast richtig verstanden.«

»Tagsüber soll ich mich, indem ich mir Grafiken anschaue und mit dir diskutiere, für den Traum aufladen, damit ich nachts die wahre, niemandem bekannte Version dieses Ereignisses erträumen kann?«

Diesmal hielt Nimue eine Bestätigung nicht einmal für notwendig. Sie schlug sich nur ein paarmal mit dem Birkenbesen, stand auf, goss Wasser auf die heißen Steine. Dampf schoss hoch, für einen Moment nahm ihnen die Hitze den Atem.

Nimue goss sich das restliche Wasser aus dem kleinen Bottich über den Körper. Condwiramurs betrachtete mit Bewunderung ihre Figur. Wenngleich klein, war die Zauberin doch erstaunlich wohlproportioniert. Um ihre Formen und die straffe Haut hätte eine Zwanzigjährige sie beneiden können. Condwiramurs zum Beispiel war vierundzwanzig. Und sie beneidete sie.

»Sogar wenn ich etwas erträume«, fuhr sie fort und wischte sich abermals über das schweißbedeckte Gesicht, »woher nehmen wir die Gewissheit, dass ich die wahre Version träume? Ich weiß wirklich nicht ...«

»Dazu kommen wir gleich«, fiel ihr Nimue ins Wort. »Draußen. Mir reicht es, in diesem Käfterchen zu sitzen. Kühlen wir uns ab. Und dann reden wir.«

Das gehörte auch zum Ritual. Sie rannten aus dem Badehäuschen, mit den bloßen Füßen auf den Brettern des Stegs tappend, sprangen in den See und stießen dabei wilde Schreie aus. Nachdem sie ein wenig geplanscht hatten, kehrten sie auf den Steg zurück und wrangen sich die Haare aus.

Der Fischerkönig, von dem Planschen und Quietschen alarmiert, drehte sich in seinem Boot um, schaute, die Augen mit der Hand abschirmend, wandte sich aber sofort wieder zurück und widmete sich seinen Fischerutensilien. Condwiramurs hielt solch ein Verhalten für schimpflich und sträflich. Der Fischerkönig war in ihren Augen sehr gestiegen, als sie bemerkt hatte, dass er die Zeit, die er nicht beim Fischfang verbrachte, dem Lesen widmete. Er nahm sein Buch sogar aufs Klosett mit, und es war nicht mehr und nicht weniger als das Speculum aureum, ein ernstes und schwieriges Werk. Wenn sie sich also in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes auf Inis Vitre ein wenig über Nimue gewundert hatte, so tat sie das nun längst nicht mehr. Es war klar geworden, dass der Fischerkönig den Grobian und Flegel nur spielte. Wohl eine Mimikry sicherheitshalber.

Nichtsdestoweniger, dachte Condwiramurs, ist es eine Beleidigung und ein unverzeihlicher Affront, sich den Angeln und Blinkern zuzuwenden, wenn auf dem Steg zwei nackte Weiber paradieren, mit Körpern, wie sie Nymphen anstünden, von denen es schlicht unmöglich sein muss, den Blick abzuwenden.

»Wenn ich etwas erträume«, kam sie auf das Thema zurück, während sie sich die Brüste mit dem Handtuch abrieb, »wer garantiert, dass ich die wahre Version geträumt habe? Ich kenne alle literarischen Fassungen der Legende, von Rittersporns Ein halbes Jahrhundert Poesie bis Andreas Ravix’ Die Dame vom See. Ich kenne Hochwürden Jarre, ich kenne alle wissenschaftlichen Abhandlungen, und die Volksausgaben will ich gar nicht erst erwähnen. Diese ganze Lektüre hat Spuren hinterlassen, Einfluss ausgeübt, und ich bin außerstande, das aus meinen Träumen zu eliminieren. Gibt es eine Chance, die Fiktionen zu durchdringen und die Wahrheit herauszufinden?«

»Ja.«

»Wie groß ist sie?«

»Ebenso groß wie die, die der Fischerkönig hat.« Nimue machte eine Kopfbewegung zu dem Boot auf dem See hin. »Du siehst selbst, wie er unermüdlich seine Haken auswirft. Er holt Grünzeug heraus, Wurzeln, überflutete Stubben, Stämme, alte Schuhe, Wasserleichen und weiß der Kuckuck, was noch. Aber von Zeit zu Zeit fängt er dort etwas.«

»Dann also guten Fang«, seufzte Condwiramurs, während sie sich anzog. »Werfen wir den Köder aus und angeln wir. Suchen wir die wahren Versionen der Legende, reißen wir Polster und Futter auf, klopfen wir den Koffer ab, um den doppelten Boden zu finden. Und was, wenn es keinen doppelten Boden gibt? Bei aller Wertschätzung, Nimue, wir sind nicht die ersten bei diesem Fang. Wie groß ist die Chance, dass irgendeine Einzelheit, ein Detail der Aufmerksamkeit der Scharen von Forschern entgangen ist, die vor uns dort gefischt haben? Dass sie uns wenigstens ein Fischlein übriggelassen haben?«

»Haben sie«, stellte Nimue überzeugt fest, während sie sich die Haare kämmte. »Was sie selbst nicht wussten, haben sie mit eigenen Erfindungen und schönen Worten übertüncht. Oder mit Schweigen übergangen.«

»Zum Beispiel?«

»Der winterliche Aufenthalt des Hexers in Toussaint beispielsweise. Alle Versionen tun diese Episode mit einem kurzen Satz ab: ›Die Helden verbrachten den Winter in Toussaint.‹ Selbst Rittersporn, der seinen Großtaten in diesem Fürstentum zwei Kapitel gewidmet hat, ist in Bezug auf den Hexer überraschend enigmatisch. Sollte es sich nicht lohnen, in Erfahrung zu bringen, was in jenem Winter geschehen ist? Nach der Flucht aus Belhaven und der Begegnung mit dem Elf Avallac’h im unterirdischen Komplex von Tir ná Béa Arainne? Was hat der Hexer von Oktober bis Januar in Toussaint gemacht?«

»Was er gemacht hat? Überwintert!«, platzte die Adeptin heraus. »Vor der Schneeschmelze konnte er die Pässe nicht überqueren, also überwinterte er und langweilte sich. Kein Wunder, dass spätere Autoren diesen langweiligen Abschnitt mit einem lakonischen ›Der Winter ging vorbei‹ abgetan haben. Aber wenn es sein muss, werde ich versuchen, etwas zu erträumen. Haben wir irgendwelche Bilder oder Zeichnungen?«

Nimue lächelte. »Wir haben sogar eine Zeichnung auf einer Zeichnung.«

Die Felsmalerei stellte eine Jagdszene dar. Magere, achtlos skizzierte Menschlein mit Bögen und mit Speeren verfolgten in wilden Sprüngen einen großen violetten Bison. Er hatte Tigerstreifen an der Flanke, und über seinen lyraförmig gebogenen Hörnern schwebte etwas, das an eine Libelle erinnerte.

»Das also« – Regis nickte – »ist jene Malerei. Angefertigt vom Elf Avallac’h. Dem Elf, der vieles wusste.«

»Ja«, bestätigte Geralt trocken. »Das ist diese Malerei.«

»Das Problem besteht darin, dass es in den Höhlen, die wir gründlich durchforscht haben, weder von Elfen noch von den anderen Wesen, die du erwähntest, eine Spur gibt.«

»Sie waren hier. Jetzt haben sie sich zurückgezogen. Oder sind fortgegangen.«

»Daran besteht kein Zweifel. Vergiss nicht, die Anhörung ist dir ausschließlich auf Fürsprache der Flamina gewährt worden. Anscheinend war man der Meinung, dass eine genügen würde. Nachdem die Flamina ziemlich unmissverständlich die Mitarbeit verweigert hat, weiß ich wirklich nicht, was du noch tun kannst. Wir kriechen schon den ganzen Tag durch diese Höhlen. Ich werde den Eindruck nicht los, dass es zwecklos ist.«

»Ich«, sagte der Hexer bitter, »werde diesen Eindruck ebenfalls nicht los. Ich werde die Elfen niemals verstehen. Aber zumindest weiß ich schon, warum die meisten Menschen sie nicht besonders gut leiden können. Denn man wird den Eindruck nicht los, dass sie sich über uns lustig machen. Bei allem, was sie tun, was sie sagen, was sie denken, machen sich die Elfen über uns lustig, verspotten uns. Verhöhnen uns.«

»Aus dir spricht der Anthropomorphismus.«

»Mag sein. Aber der Eindruck bleibt.«

»Was wollen wir tun?«

»Wir kehren zum Caed Myrkvid zurück, zu Cahir, dem die Druidinnen den skalpierten Dez sicherlich schon halbwegs geheilt haben. Dann steigen wir auf die Pferde und folgen der Einladung von Fürstin Anna Henrietta. Zieh keinen Flunsch, Vampir. Milva hat gebrochene Rippen, Cahir einen lädierten Schädel, ein wenig Erholung in Toussaint wird beiden guttun. Wir müssen auch Rittersporn aus der Affäre ziehen, denn es sieht so aus, dass er sich ganz schön verstrickt hat.«

»Nun ja«, seufzte Regis, »meinetwegen. Ich werde mich von Spiegeln und Hunden fernhalten müssen, auf Zauberer und Telepathen achten ... Und falls ich trotzdem entlarvt werde, zähle ich auf dich.«

»Kannst du«, erwiderte Geralt ernst. »Ich werde dich nicht im Stich lassen. Kamerad.«

»Kamerad?«

»Aus mir spricht der Anthropomorphismus. Weiter, verlassen wir diese Grotten, Kamerad. Denn hier finden wir höchstens Rheumatismus.«

»Höchstens. Es sei denn ... Geralt? Tir ná Béa Arainne, die Elfennekropole, müsste sich nach dem, was du gesehen hast, hinter dieser Felsmalerei befinden, genau hinter der Wand ... Wir könnten dort hingelangen, wenn wir ... Na, du weißt. Wenn wir sie einreißen. Hast du daran nicht gedacht?«

»Nein. Habe ich nicht.«

Der Fischerkönig hatte abermals Glück gehabt, denn zum Abendessen gab es geräucherte Schmerlen. Die Fische waren so schmackhaft, dass die Wissenschaft den Bach hinunterging. Condwiramurs aß abermals zu viel.

Condwiramurs stieß von den geräucherten Schmerlen auf. Zeit zum Schlafengehen, dachte sie, als sie sich zum zweiten Mal dabei ertappte, dass sie die Seiten des Buches mechanisch umblätterte, ohne den Inhalt überhaupt wahrzunehmen. Zeit zum Schlafen.

Sie gähnte, legte das Buch beiseite. Sie schob die Kissen auseinander, von der Lese- zur Ruheanordnung. Mit einem Zauberspruch löschte sie die Lampe. Augenblicklich versank das Zimmer in undurchdringlicher Finsternis, dick wie Melasse. Die schweren Samtportieren waren dicht zugezogen – die Adeptin hatte schon lange herausgefunden, dass sie bei Dunkelheit besser träumte. Was will ich tun, überlegte sie, während sie sich streckte und auf dem Laken drehte. Auf Traumjagd gehen oder lieber vor Anker?

Entgegen den hochtrabenden Versicherungen konnten sich die Träumerinnen sogar an die Hälfte ihrer Wahrträume nicht erinnern, ein erheblicher Teil blieb im Gedächtnis der Oneiromantinnen als Wirrwarr von Bildern, die ihre Farben und Formen wie ein Kaleidoskop änderten, das Kinderspielzeug aus Spiegeln und Glasscherben. Das Schlimmste war nicht einmal, wenn die Bilder überhaupt keinen Sinn und nicht einmal den Anschein einer Bedeutung hatten; dann konnte man sie ruhig ignorieren und zur Tagesordnung übergehen. Nach dem Grundsatz: Ich erinnere mich nicht, also gibt es nichts, das die Erinnerung lohnt. Im Jargon der Träumerinnen hieß solch ein Traum ein »Wal«.

Betrüblicher und ein wenig peinlicher waren sogenannte »Gespenster« – Träume, von denen die Träumerinnen nur Bruchstücke im Gedächtnis behielten, ausschließlich Fetzen von Bedeutungen, Träume, von denen am Morgen nur die unklare Empfindung eines empfangenen Signals zurückblieb. Wenn sich das »Gespenst« auch noch wiederholte, konnte man sicher sein, dass es sich um einen Traum von oneiroidalem Wert handelte. Dann versuchte sich die Träumerin durch Konzentration und Autosuggestion dazu zu zwingen, ein konkretes »Gespenst« abermals, diesmal vollständig, durchzuträumen. Die besten Ergebnisse lieferte die Methode, sich sofort nach dem Erwachen wieder zum Träumen zu zwingen – das nannte man »Einhaken«. Wenn ein Traum sich nicht »einhaken« ließ, blieb noch der Versuch, das gegebene Traumgesicht mittels Konzentration und Meditation vor dem Einschlafen während einer der folgenden Séancen abermals heraufzurufen. Solch eine Programmierung des Träumens trug die Bezeichnung »vor Anker gehen«.

Nach zwölf auf der Insel verbrachten Nächten hatte Condwiramurs schon drei Listen, drei Traumensembles. Es gab die Liste der Erfolge, auf die sie sich etwas einbilden konnte – die Liste der »Gespenster«, die die Träumerin mit Erfolg »eingehakt« oder »verankert« hatte. Dazu gehörten die Träume von der Rebellion auf der Insel Thanedd und von der Reise des Hexers und seiner Mannschaft durch das Schneetreiben am Malheur-Pass, durch die Frühjahrsüberschwemmungen und auf den aufgeweichten Straßen im Tal Sudduth. Es gab – das hatte die Adeptin Nimue nicht eingestanden – die Liste der Misserfolge, von Träumen, die entgegen allen Anstrengungen weiterhin rätselhaft blieben. Und es gab die Arbeitsliste – Träume, die darauf warteten, dass sie an die Reihe kamen.

Und es gab einen Traum, seltsam, aber sehr angenehm, der in Fetzen und Schlaglichtern immer wiederkehrte, in nicht zu fassenden Geräuschen und seidiger Berührung.

Ein lieber, zärtlicher Traum.

Gut, dachte Condwiramurs, als sie die Augen schloss. Soll es sein.

»Anscheinend weiß ich, womit sich der Hexer befasst hat, während er in Toussaint überwinterte.«

»Na also.« Nimue hob den Blick von dem in Leder gebundenen Grimoire, in dem sie blätterte, und über die Brille hinweg. »Du hast also doch endlich etwas erträumt?«

»Und ob!«, brüstete sich Condwiramurs. »Hab ich! Den Hexer Geralt und eine Frau mit kurzen schwarzen Haaren und grünen Augen. Ich weiß nicht, wer das hätte sein können. Vielleicht diese Fürstin, von der Rittersporn in den Tagebüchern schreibt?«

»Da hast du wohl zu flüchtig gelesen«, kühlte die Zauberin sie etwas ab. »Rittersporn beschreibt die Fürstin Anarietta genau, und andere Quellen bestätigen, dass ihre Haare, ich zitiere, von kastanienbrauner Farbe waren, schimmernd, eine wahrlich goldgleiche Aureole.«

»Dann war sie es nicht«, stimmte die Adeptin zu. »Bei mir war die Frau schwarz. Geradezu wie diese Kohle. Aber der Traum war ... hmmm ... bemerkenswert.«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Sie haben miteinander gesprochen. Aber das war kein gewöhnliches Gespräch.«

»Was war daran ungewöhnlich?«

»Die meiste Zeit hindurch hatte sie die Beine über seinen Schultern.«

»Sage mir, Geralt, glaubst du an Liebe auf den ersten Blick?«

»Und du, glaubst du es?«

»Ja.«

»Jetzt weiß ich schon, was uns zusammengeführt hat. Die einander anziehenden Gegensätze.«

»Sei nicht zynisch.«

»Warum? Zynismus soll doch von Intelligenz zeugen.«

»Das ist nicht wahr. Bei all seiner pseudointelligenten Hülle ist Zynismus abstoßend unaufrichtig. Ich kann Unaufrichtigkeit nicht ausstehen. Da wir schon dabei sind ... Sag mir, Hexer, was liebst du an mir am meisten?«

»Das.«

»Du verfällst vom Zynismus in Trivialität und Banalität. Versuche es noch einmal.«

»Am meisten liebe ich an dir deinen Verstand, deine Intelligenz und deine seelische Tiefe. Deine Unabhängigkeit und Freiheit, deine ...«

»Ich verstehe nicht, woher du so viel Sarkasmus nimmst.«

»Das war kein Sarkasmus, das war ein Scherz.«

»Solche Scherze kann ich nicht leiden. Vor allem zur Unzeit. Alles, mein Lieber, hat seine Zeit, und jegliches Vorhaben unter dem Himmel hat seine Stunde. Es gibt eine Zeit zu schweigen und eine Zeit zu reden, eine Zeit zu weinen und eine zu lachen, eine Zeit zum Pflanzen und eine zum Ausziehen, Verzeihung, Ausraufen, eine Zeit für Scherze und eine Zeit für den Ernst ...«

»Eine Zeit für körperliche Zärtlichkeiten und eine Zeit, sich ihrer zu enthalten?«

»Nein, nimm das nicht so wörtlich! Nehmen wir lieber an, dass jetzt die Zeit der Komplimente ist. Sich ohne Komplimente zu lieben, kommt mir physiologisch vor, und Physiologie ist platt. Mach mir Komplimente!«

»Niemand – von der Jaruga bis zur Buina – hat so ein schönes Popochen wie du.«

»Na prima, jetzt hast du mich zur Abwechslung zwischen irgendwelchen barbarischen Flüsschen im Norden einsortiert. Mal ganz abgesehen von der Qualität der Metapher, hättest du nicht sagen können: Von der Alba bis zur Velde? Oder von der Alba bis zum Sansretour?«

»Ich bin mein Lebtag nicht an der Alba gewesen. Ich versuche, Urteile zu vermeiden, die nicht von gründlicher Erfahrung untermauert sind.«

»Och! Wirklich? Ich darf also annehmen, dass du genug Popochen – denn davon war ja die Rede – gesehen und erfahren hast, um ein Urteil fällen zu können? Was, Weißhaariger? Wie viele Frauen hattest du denn vor mir? Hm? Ich habe dich etwas gefragt, Hexer! Nein, nein, lass sein, Pfoten weg, auf diese Weise drückst du dich nicht vor der Antwort. Wie viele Frauen hattest du vor mir?«

»Keine. Du bist meine erste.«

»Na endlich!«

Nimue betrachtete schon ziemlich lange das Bild, das in subtilem Chiaroscuro zehn Frauen darstellte, die um einen runden Tisch saßen.

»Schade«, sagte sie schließlich, »dass wir nicht wissen, wie sie wirklich aussahen.«

»Die Großmeisterinnen?«, prustete Condwiramurs. »Von denen gibt es doch jede Menge Porträts! Allein schon in Aretusa ...«

»Ich sagte: ›wirklich‹«, fiel ihr Nimue ins Wort. »Ich meine keine geschönten Konterfeis, die nach anderen geschönten Konterfeis gemalt wurden. Vergiss nicht, es hat eine Zeit gegeben, in der die Bilder von Zauberinnen vernichtet wurden. Und die Zauberinnen selbst. Und dann gab es eine Zeit der Propaganda, als die Meisterinnen schon allein durch ihr Aussehen Achtung, Bewunderung und fromme Furcht erregen sollten. Aus dieser Zeit stammen sämtliche Versammlungen der Loge, Verschwörungen und Konvente, die Gemälde und Grafiken, die einen Tisch darstellen und daran zehn herrliche, berückend schöne Frauen. Aber echte, authentische Porträts gibt es nicht. Mit zwei Ausnahmen. Authentisch ist das Porträt von Margarita Laux-Antille, das in Aretusa auf der Insel Thanedd hängt und durch ein Wunder den Brand überstanden hat. Authentisch ist das Porträt von Sheala de Tancarville in der Ensenada von Lan Exeter.«

»Und das von den Elfen gemalte Porträt Francesca Findabairs, das in der Pinakothek von Vengerberg hängt?«

»Eine Fälschung. Als das Tor geöffnet wurde und die Elfen fortgingen, haben sie alle Kunstwerke mitgenommen oder vernichtet, sie haben kein einziges Bild zurückgelassen. Wir wissen nicht, ob die Aster aus den Tälern wirklich so schön war, wie die Überlieferung sagt. Uns fehlt jedes Wissen über das Aussehen von Ida Emean. Und da die Bilder von Zauberinnen in Nilfgaard sehr sorgfältig und gründlich vernichtet wurden, haben wir keine Ahnung, wie Assire var Anahid und Fringilla Vigo wirklich aussahen.«

»Nehmen wir also an und vereinbaren wir«, seufzte Condwiramurs, »dass sie alle gerade so aussahen, wie man sie später porträtiert hat. Würdevoll, gebieterisch, gütig und weise, vorausschauend, gerecht und edel. Und schön, berückend schön ... Nehmen wir es an. Damit lebt es sich irgendwie leichter.«

Die täglichen Übungen auf Inis Vitre wurden allmählich zur etwas langweiligen Routine. Die Analyse von Condwiramurs’ Träumen, die schon beim Frühstück begann, zog sich für gewöhnlich bis zum Mittag hin. Die vor dem Essen verbleibende Zeit verbrachte die Adeptin mit Spaziergängen – und auch die wurden bald schon zum Einerlei. Kein Wunder: Im Laufe einer Stunde konnte man die Insel zweimal umrunden, wobei man derart spannende Dinge wie Granit, Zwergkiefern, Kies, Teichmuscheln, Wasser und Möwen zur Genüge sah.

Nach dem Essen und einer langen Siesta folgten Diskussionen, die Durchsicht von Büchern, Pergamentrollen und Manuskripten, die Betrachtung von Bildern, Grafiken und Mappen. Und lange, sich bis in die Nacht hinziehende Dispute über die Wechselbeziehungen von Legende und Wahrheit ...

Und dann kamen die Nächte und die Träume. Verschiedene Träume. Der Zölibat machte sich bemerkbar. Statt von den Rätseln der Hexerlegende träumte Condwiramurs von dem Fischerkönig in ganz unterschiedlichen Situationen, von durchweg unerotischen bis zu äußerst erotischen. In einem durchweg unerotischen Traum zog der Fischerkönig sie an der Angelschnur im Boot hinterher. Er ruderte langsam und lustlos, also ging sie im See unter, versank, bekam keine Luft, und dazu quälte sie eine schreckliche Furcht – sie spürte, wie sich etwas Entsetzliches vom Grunde des Sees löste und emporstieg, etwas, das den hinterm Boot hergezogenen Köder schlucken wollte, der sie war. Gerade, gerade sollte dieses Etwas sie packen, als der Fischerkönig sich kräftiger in die Riemen legte, sie aus der Reichweite der Kiefer jenes unsichtbaren Raubtiers zog. Vorangezogen, erstickte sie im Wasser, und da erwachte sie.

In einem unzweifelhaft erotischen Traum kniete sie am Boden des schwankenden Boots, über die Bordwand gebeugt, und der Fischerkönig hielt sie am Genick fest und bumste sie voller Begeisterung, wobei er knurrte, krächzte und spuckte. Neben der physischen Annehmlichkeit empfand Condwiramurs ein in den Eingeweiden bohrendes Entsetzen – was, wenn Nimue sie beide erwischte? Plötzlich erblickte sie im Wasser des Sees das wogende, bedrohliche Gesicht der kleinen Zauberin ... und erwachte schweißgebadet.

Da stand sie auf, öffnete das Fenster, ließ die Nachtluft auf sich eindringen, den Mondschein, den vom See heranziehenden Nebel.

Und schlief weiter.

Der Turm von Inis Vitre besaß eine Terrasse, die auf Säulen über den See ragte. Anfangs hatte Condwiramurs diesem Umstand keine Beachtung geschenkt, doch schließlich kam sie ins Grübeln. Die Terrasse war seltsam, weil absolut unzugänglich. Von keinem der ihr bekannten Räume des Turms aus konnte man diese Terrasse betreten.

Da ihr klar war, dass die Wohnsitze von Zauberinnen nicht ohne solche geheimen Absonderlichkeiten auskommen, stellte Condwiramurs keine Fragen. Nicht einmal, als sie bei einem Spaziergang am Seeufer entlang sah, wie Nimue sie von der Terrasse herab beobachtete. Die also nur für Unbefugte und Laien unzugänglich war.

Ein wenig verärgert, dass man sie zu den Laien zählte, tat sie so, als sei nichts geschehen. Doch nicht lange, und das Geheimnis klärte sich auf.

Das geschah nach einer Folge von Träumen, die von Aquarellen Wilma Wesselys ausgelöst worden waren. Offensichtlich fasziniert von jenem Teil der Legende, hatte die Malerin alle ihre Werke Ciri im Schwalbenturm gewidmet.

»Sonderbare Träume habe ich nach diesen Bildern«, beklagte sich die Adeptin am Morgen darauf. »Ich träume ... Bilder. Immer wieder dieselben Bilder. Keine Situationen, keine Szenen, sondern Bilder. Ciri auf den Zinnen des Turms ... Ein regloses Bild.«

»Und weiter nichts? Keinerlei Empfindungen außer den visuellen?«

Nimue wusste natürlich, dass eine so versierte Träumerin wie Condwiramurs mit allen Sinnen träumt – dass sie die Träume nicht nur wie die meisten Menschen mit dem Gesichtssinn wahrnimmt, sondern ebenso mit Gehör, Tastsinn, Geruch – und sogar Geschmack.

»Nein.« Condwiramurs schüttelte den Kopf. »Nur ...«

»Ja?«

»Ein Gedanke. Ein hartnäckiger Gedanke. Dass sie an jenem See, in jenem Turm keineswegs die Herrin ist, sondern eine Gefangene.«

»Komm mit.«

Wie es sich Condwiramurs gedacht hatte, war die Terrasse nur von den Privatgemächern der Zauberin zu erreichen, fein säuberlichen, pedantisch ordentlichen Zimmern, die nach Sandelholz rochen, nach Myrrhe, Lavendel und Naphthalin. Man musste eine kleine Geheimtür und eine nach unten führende Wendeltreppe benutzen. Dann kam man an der richtigen Stelle heraus.

Im Unterschied zu den anderen hatte das Gemach keine Wandteppiche und –vorhänge, es war nur geweißt und darum sehr hell. Zumal es hier ein großes dreiteiliges Fenster gab, genauer gesagt eine Glastür, die geradezu auf die über den See ragende Terrasse führte.

Die einzigen Möbel im Raum waren zwei Sessel, ein riesiger Spiegel im ovalen Mahagonirahmen und eine Art Stativ mit einem Querbalken, an dem ein Gobelin aufgehängt war. Der Gobelin maß etwa fünf mal sieben Fuß und reichte mit den Fransen bis zum Boden.

Er stellte einen Felshang über einem Bergsee dar. Ein Schloss, so in einen Steilhang eingebettet, dass es ein Teil der Felswand zu sein schien. Ein Schloss, das Condwiramurs gut kannte. Von zahlreichen Illustrationen her.

»Die Zitadelle von Vilgefortz, der Ort, an dem Yennefer gefangen gehalten wurde. Der Ort, an dem die Legende ihr Ende fand.«

»So ist es«, bestätigte Nimue scheinbar gleichmütig. »Dort fand die Legende ihr Ende, zumindest in den bekannten Versionen. Es sind diese Versionen, die wir kennen; darum scheint es uns, als kennten wir das Ende. Ciri floh aus dem Schwalbenturm, wo sie, wie du erträumt hast, gefangen war. Als sie erkannte, was man ihr antun wollte, floh sie. Die Legende liefert viele Versionen dieser Flucht ...«

»Mir«, warf Condwiramurs ein, »gefällt am besten die, wo sie Dinge hinter sich wirft. Den Kamm, den Apfel und das Tuch. Aber ...«

»Condwiramurs.«

»Verzeihung.«

»Es gibt, wie gesagt, viele Versionen der Flucht. Aber nach wie vor ist nicht besonders klar, auf welche Weise Ciri vom Schwalbenturm geradewegs in Vilgefortz’ Schloss geriet. Du kannst den Schwalbenturm nicht erträumen. Versuche es mit dem Schloss. Schau dir diesen Gobelin aufmerksam an ... Hörst du mir zu?«

»Dieser Spiegel ... Er ist magisch, nicht wahr?«

»Nein. Ich drücke mir vor ihm Pickel aus.«

»Verzeihung.«

»Das ist ein Hartmann-Spiegel«, erklärte Nimue, als sie sah, dass die Adeptin säuerlich dreinschaute. »Wenn du willst, schau hinein. Aber sei bitte vorsichtig.«

»Ist es wahr«, fragte Condwiramurs mit vor Aufregung bebender Stimme, »dass man durch einen Hartmann in andere ...«

»... Welten gehen kann? Gewiss doch. Aber nicht gleich, nicht ohne Vorbereitungen, Meditation, Konzentration und vieles mehr. Als ich dir Vorsicht empfahl, habe ich an etwas anderes gedacht.«

»Woran?«

»Das wirkt in beide Richtungen. Aus einem Hartmann kann jederzeit etwas herauskommen.«

»Weißt du, Nimue ... Wenn ich diesen Gobelin betrachte ...«

»Du hast geträumt?«

»Ja. Aber sonderbar. Aus der Vogelperspektive. Ich war ein Vogel ... Ich sah dieses Schloss von außen. Ich konnte nicht hineingelangen. Etwas versperrte den Zugang.«

»Schau auf den Gobelin«, befahl Nimue. »Schau auf die Zitadelle. Schau sie dir genau an, konzentriere deine Aufmerksamkeit auf jedes Detail. Konzentriere dich stark, grabe dir dieses Bild tief ins Gedächtnis ein. Ich will, dass du im Traum dorthin, dort hineingelangst. Es ist wichtig, dass du hineingelangst.«

Draußen, hinter den Mauern des Schlosses, musste ein wahrhaft höllischer Sturm herrschen, im Kamin fauchte das Feuer nur so, während es rasch das Brennholz verschlang. Yennefer genoss die Wärme. Ihr gegenwärtiges Gefängnis war freilich in puncto Wärme dem nassen Verlies, in dem sie wohl an die zwei Monate zugebracht hatte, himmelweit überlegen, dennoch konnten einem die Zähne klappern. Im Verlies hatte sie jegliche Zeitrechnung verloren, auch später hatte sich niemand beeilt, sie über das Datum zu informieren, doch sie war sich sicher, dass es Winter war, Dezember, vielleicht sogar Januar.

»Iss, Yennefer«, sagte Vilgefortz. »Iss bitte, zier dich nicht.«

Die Zauberin dachte gar nicht daran, sich zu zieren. Wenn sie aber ziemlich langsam und unbeholfen mit dem Hähnchen zurechtkam, so nur, weil ihre kaum verheilten Finger immer noch ungeschickt und steif waren, sie konnte nur mit Mühe Messer und Gabel halten. Doch mit den Fingern wollte sie nicht essen: Sie trachtete danach, Vilgefortz und den anderen am Tische – Gästen des Zauberers, von denen sie keinen einzigen kannte – ihre Überlegenheit zu beweisen.

»Ich muss dir mit aufrichtigem Bedauern mitteilen«, sagte Vilgefortz, während er mit den Fingern über den Fuß des Kelchs strich, »dass Ciri, deine Schutzbefohlene, diese Welt verlassen hat. Die Schuld daran kannst du dir ausschließlich selbst geben, Yennefer. Und deiner sinnlosen Halsstarrigkeit.«

Einer der Gäste, ein nicht besonders großer, dunkelhaariger Mann, nieste heftig, schnäuzte sich in ein Batisttüchlein. Seine Nase war geschwollen, gerötet und offensichtlich gründlich verstopft.

»Gesundheit«, sagte Yennefer, die sich überhaupt nicht um die bedrohlichen Worte Vilgefortz’ scherte. »Woher habt Ihr diese schreckliche Erkältung, lieber Herr? Habt Ihr nach dem Bad im Zug gestanden?«

Der zweite Gast, älter, hochgewachsen, hager, mit widerwärtig blassen Augen, begann plötzlich brüllend zu lachen. Der Erkältete jedoch verzog zwar wütend das Gesicht, dankte der Zauberin jedoch mit einer Verbeugung und einem kurzen verschnupften Satz. Nicht kurz genug, als dass ihr der Nilfgaarder Akzent entgangen wäre.

Vilgefortz wandte ihr das Gesicht zu. Er trug das goldene Gestell nicht mehr auf dem Kopf, auch nicht den Kristall in der Augenhöhle, doch er sah noch schlechter aus als damals im Sommer, als sie ihn zum ersten Mal verkrüppelt gesehen hatte. Der regenerierte linke Augapfel funktionierte bereits, war aber wesentlich kleiner als der rechte. Der Anblick ließ den Atem stocken.

»Du, Yennefer«, sagte er mit Nachdruck, »glaubst sicherlich, dass ich lüge, dass ich dich umgarne, zu täuschen versuche. Wozu sollte ich das tun? Die Nachricht vom Tode Ciris hat mich ebenso betrübt wie dich, was sage ich, mehr als dich. Letzten Ende hatte ich mit dem Mädchen sehr konkrete Hoffnungen verbunden, Pläne gemacht, die über meine Zukunft entscheiden sollten. Jetzt lebt das Mädchen nicht mehr, und meine Pläne sind gescheitert.«

»Das ist gut.« Yennefer, die mit Mühe das Messer in den steifen Fingern hielt, schnitt den mit Pflaumen gefüllten Schweinsrücken.

»Dich hingegen«, fuhr der Zauberer fort, ohne den Kommentar zu beachten, »verband mit Ciri nur ein dummes Sentiment, das zu gleichen Teilen aus Trauer ob der eigenen Unfruchtbarkeit und aus Schuldgefühl bestand. Ja, ja, Yennefer, Schuldgefühl! Du hattest dich ja aktiv daran beteiligt, die Partner miteinander zu kreuzen, die Zucht zu betreiben, in deren Ergebnis Ciri zur Welt kam. Und du hast deine Gefühle auf die Frucht des genetischen Experiments übertragen, das übrigens misslungen ist. Weil es den Experimentatoren an Kenntnissen mangelte.«

Yennefer prostete ihm schweigend mit dem Weinglas zu, wobei sie im Stillen betete, dass es ihr nicht aus den Fingern glitt. Sie kam allmählich zu dem Schluss, dass mindestens zwei davon noch sehr lange steif bleiben würden. Vielleicht auf Dauer.

Vilgefortz winkte ab. »Jetzt ist es zu spät, es ist passiert«, presste er zwischen den Zähnen hervor. »Du sollst aber wissen, Yennefer, dass ich diese Kenntnisse besessen habe. Hätte ich auch das Mädchen gehabt, hätte ich aus den Kenntnissen Nutzen gezogen. In der Tat, du solltest es bedauern; ich hätte deiner verunstalteten Stellvertreterin Mutterinstinkte beigebracht. Obwohl du ja verdorrt bist und steril wie ein Stein, hättest du durch mich nicht nur eine Tochter, sondern auch eine Enkelin bekommen. Oder wenigstens jemanden anstelle einer Enkelin.«

Yennefer schnaubte abfällig, obwohl sie innerlich schon vor Wut kochte.

»Zu meinem größten Bedauern muss ich dir die gute Laune verderben, meine Liebe«, sagte der Zauberer kalt. »Denn dich wird ja wohl die Nachricht betrüben, dass auch der Hexer Geralt von Riva nicht mehr am Leben ist. Ja, ja, ebender Hexer Geralt, mit dem dich wie mit Ciri der Ersatz eines Gefühls verband, eine lächerliches und unkluges Sentiment, dazu süßlich bis zur Übelkeit. Du sollst wissen, Yennefer, dass unser lieber Hexer sich auf wahrlich feurige und spektakuläre Weise von dieser Welt verabschiedet hat. Diesbezüglich brauchst du dir aber keinerlei Vorwürfe zu machen. Am Tode des Hexers trägst du nicht die mindeste Schuld. Diese Misshelligkeiten sind ausschließlich mir zuzuschreiben. Koste doch die marinierten Birnen, sie sind vorzüglich.«

In Yennefers veilchenblauen Augen flammte kalter Hass auf.

Vilgefortz lächelte. »So gefällst du mir besser«, sagte er. »Wirklich, wenn nicht die Armschellen aus Dwimerit wären, würdest du mich zu Asche verbrennen. Aber das Dwimerit funktioniert, also kannst du mich nur mit Blicken versengen.«

Der Erkältete nieste, schnäuzte sich und begann zu husten, dass ihm geradezu die Augen tränten. Der Hochgewachsene musterte die Zauberin mit seinen unangenehmen Fischaugen.

»Und wo ist denn Herr Rience?«, erkundigte sich Yennefer betont langsam. »Herr Rience, der mir so viel versprochen hat, mir ausgemalt, was er mit mir machen würde. Wo ist Herr Schirrú, der nie eine Gelegenheit ausließ, mir einen Schlag oder einen Tritt zu versetzen? Warum begegnen mir die Wächter, die vor kurzem noch so flegelhaft und brutal waren, neuerdings mit ängstlichem Respekt? Nein, Vilgefortz, du brauchst nicht zu antworten. Ich weiß es. Was du mir gesagt hast, ist eine einzige Lüge. Ciri ist dir entwischt. Geralt ist dir entwischt und hat bei der Gelegenheit ein Blutbad unter deinen Mordknechten angerichtet. Und was nun? Die Pläne sind gescheitert, zu Staub zerfallen, das hast du selbst zugegeben; die Träume von Macht haben sich in Luft aufgelöst. Und die Zauberer und Dijkstra rücken dir immer näher auf den Pelz. Nicht ohne Zweck und nicht aus Mitleid hast du aufgehört, mich zu foltern und zum Orten zu zwingen. Auch Kaiser Emhyr zieht allmählich das Netz zu, und er ist gewiss sehr, sehr böse. Ess a tearth, me tiarn? A’pleine a cales, ellea?«

»Ich spreche die Gemeinsprache«, sagte der Verschnupfte. »Und ich heiße Stefan Skellen. Und ich habe keineswegs, keineswegs die Hosen voll. Ha, ich habe ständig den Eindruck, dass ich mich in einer weitaus besseren Lage befinde als Ihr, Frau Yennefer.«

Das Reden war ihm schwergefallen, er begann wieder zu husten und schnäuzte sich in den schon durchnässten Batist.

Vilgefortz schlug mit der Hand auf den Tisch. »Schluss mit diesen Späßen«, sagte er und rollte makaber mit seinem Miniaturauge. »Du sollst wissen, Yennefer, dass ich dich nicht mehr brauche. Eigentlich müsste ich Befehl geben, dich in einen Sack zu stecken und im See zu ersäufen, aber ich greife äußerst ungern auf derlei Mittel zurück. Bis es mir die Umstände erlauben oder mich zwingen, eine andere Entscheidung zu treffen, bleibst du in Haft. Ich warne dich jedoch, dass ich dir nicht erlauben werde, mir Schwierigkeiten zu machen. Falls du dich wieder zu einem Hungerstreik entschließt, sollst du wissen, dass ich nicht wie im Oktober Zeit darauf verschwenden werde, dich durch einen Schlauch zu füttern. Ich werde dich einfach verhungern lassen. Und für den Fall eines Fluchtversuchs sind die Befehle für die Wächter eindeutig. Und jetzt gehab dich wohl. Natürlich vorausgesetzt, dass du schon ...«

»Nein.« Yennefer stand auf, warf mit Schwung die Serviette auf den Tisch. »Ich hätte vielleicht noch etwas gegessen, aber die Gesellschaft verdirbt mir den Appetit. Ich verabschiede mich von den Herren.«

Stefan Skellen nieste und hustete. Der Blassäugige musterte sie mit bösem Blick und lächelte widerwärtig. Vilgefortz schaute zur Seite.

Wie üblich, wenn sie in die Zelle gebracht oder aus ihr herausgeführt wurde, versuchte sich Yennefer zu orientieren, wo sie sich befand, wenigstens ein Fetzchen Information zu erlangen, das ihr helfen könnte, eine Flucht zu planen. Und jedesmal erlebte sie eine Enttäuschung. Das Schloss hatte keinerlei Fenster, durch die sie das Terrain ringsum oder wenigstens die Sonne hätte sehen und die Himmelsrichtungen feststellen können. Telepathie war unmöglich, zwei schwere Armreife und ein Halsring von Dwimerit machten jeden Versuch, Magie zu verwenden, zuverlässig zunichte.

Das Gemach, in dem sie gefangen gehalten wurde, war kalt und karg wie die Zelle eines Einsiedlers. Yennefer erinnerte sich jedoch an den Freudentag, als man sie aus dem Verlies hierher verlegt hatte. Aus dem Kellerloch, auf dessen Boden immer eine Pfütze stinkenden Wassers stand und wo an den Wänden Salpeter und Salz blühten. Aus dem Kellerloch, wo man sie mit Abfällen ernährt hatte, die ihr die Ratten mühelos aus den verkrüppelten Fingern rissen. Als man nach etwa zwei Monaten ihre Ketten gelöst und sie dort herausgeholt hatte, als sie sich umziehen und baden durfte, wusste sich Yennefer vor Glück nicht zu fassen. Das kleine Gemach, in das sie verlegt wurde, erschien ihr als königliches Schlafzimmer und die dünne Brühe, die man ihr brachte, wie eine Suppe von Schwalbennestern, würdig der kaiserlichen Tafel. Nach einiger Zeit freilich erwies sich die Suppe als eine Art Spülicht, die harte Pritsche als harte Pritsche und das Gefängnis als Gefängnis. Als kaltes, enges Gefängnis, wo man nach vier Schritten auf eine Wand traf.

Yennefer fluchte, seufzte, setzte sich auf den Lehnstuhl, der außer der Pritsche das einzige Möbel war, über das sie verfügte.

Er kam so leise herein, dass sie ihn beinahe nicht gehört hätte

»Ich heiße Bonhart«, sagte er. »Du solltest dir diesen Namen gut merken, Hexe. Ihn dir gründlich hinter die Ohren schreiben.«

»Verpiss dich, Arschgeige.«

»Ich bin«, sagte er knarrend, »ein Menschenjäger. Ja, ja, spitz die Ohren, Zauberin. Im September, vor drei Monaten, habe ich in Ebbing deinen Bankert gefangen. Diese Ciri, von der hier so viel die Rede ist.«

Yennefer spitzte die Ohren. September. Ebbing. Er hat sie gefangen. Aber er hat sie nicht. Vielleicht lügt er?

»Eine grauhaarige Hexerin, in Kaer Morhen ausgebildet. Ich habe sie in der Arena kämpfen lassen, unter dem Gebrüll des Publikums Menschen töten. Langsam, langsam habe ich eine Bestie aus ihr gemacht. Ich habe ihr das mit Peitsche, Faust und Stiefel beigebracht. Lange habe ich das getan. Aber sie ist mir entwischt, die grünäugige Schlange.«

Yennefer atmete unmerklich auf.

»Sie ist mir ins Jenseits entwischt. Aber irgendwann treffen wir uns noch einmal. Ich bin mir sicher, dass wir uns irgendwann treffen. Ja, Zauberin. Und wenn ich etwas bedaure, dann nur, dass sie deinen Hexergeliebten, diesen Geralt, im Feuer gebraten haben. Ich hätte ihm gern meine Klinge zu kosten gegeben, dem verdammten Abartigen.«

Yennefer lachte auf. »Also hör zu, Bonhart oder wie du dich nennst. Bring mich nicht zum Lachen. Dem Hexer kannst du nicht das Wasser reichen. In keiner Beziehung. Du bist, wie du zugibst, ein Hundefänger und Abdecker. Aber du taugst nur für kleine Hündchen. Für sehr kleine Hündchen.«

»Sieh dir das an, Hexe.«

Mit einer heftigen Bewegung schlug er Wams und Hemd auf, zog an den Kettchen, die sich dabei verwirrten, drei silberne Medaillons hervor. Eins hatte die Form eines Katzenkopfes, das andere die eines Adlers oder Greifen. Das dritte sah sie nicht genau, aber es schien ein Wolf zu sein.

»Solche Sachen« – abermals lachte sie abfällig, täuschte Gleichgültigkeit vor – »findet man auf jedem Jahrmarkt.«

»Die hier sind nicht vom Jahrmarkt.«

»Was du nicht sagst.«

»Es gab eine Zeit«, zischte Bonhart, »da fürchteten sich anständige Menschen vor den Hexern mehr als vor den Ungeheuern. Die Ungeheuer immerhin saßen im Wald und im Röhricht, die Hexer aber hatten die Stirn, durch die Straßen zu spazieren, in Schenken zu kommen, sich bei Tempeln, Ämtern, Schulen und Spielplätzen herumzutreiben. Die Anständigen hielten das zu Recht für einen Skandal. Also suchten sie jemanden, der mit den dreisten Hexern aufräumen könnte. Und sie fanden jemanden. Nicht leicht, nicht schnell, nicht in der Nähe, aber sie fanden ihn. Wie du siehst, habe ich es auf drei gebracht. Kein einziger Abartiger erschien mehr in der Gegend und belästigte die anständigen Bürger mit seinem Anblick. Und wenn einer aufgetaucht wäre, hätte ich ihn ebenso erledigt wie die zuvor.«

»Im Schlaf?« Yennefer verzog das Gesicht. »Mit einer Armbrust, hinterrücks? Oder vielleicht mit Gift?«

Bonhart steckte die Medaillons ins Hemd zurück, kam zwei Schritt auf sie zu. »Du reizt mich, Hexe.«

»Das hatte ich vor.«

»Ach so? Dann werde ich dir sofort zeigen, dass ich mit deinem Hexergeliebten in jeder Hinsicht mithalten kann. Ha, dass ich sogar besser bin als er.«

Die vor der Zelle stehenden Wächter sprangen geradezu auf, als sie in der Zelle Poltern, Krachen, Getöse, Heulen und Wimmern hörten. Und wenn sie jemals zuvor im Leben das Fauchen eines in einer Falle gefangenen Panthers gehört hätten, so hätten sie geschworen, dass sich just ein Panther in der Zelle befände.

Dann drang zu den Wächtern aus der Zelle das furchtbare Gebrüll, das nur von einem verwundeten Löwen stammen konnte, den sie übrigens ebenso wenig gesehen, sondern nur auf Wappenschilden betrachtet hatten. Sie wechselten Blicke. Nickten. Dann stürmten sie in die Zelle.

Yennefer saß in einer Ecke inmitten der Überreste der Pritsche. Ihre Haare waren wirr, Kleid und Hemd von oben bis unten zerrissen, ihre kleinen Mädchenbrüste bebten heftig im Rhythmus ihres schweren Atems. Aus der Nase rann ihr Blut, auf dem Gesicht schwoll eine Stelle rasch an, auch Spuren von Fingernägeln an der rechten Schulter traten hervor.

Bonhart saß in einer anderen Ecke inmitten der Bruchstücke des Stuhles und hielt beide Hände in den Schritt gepresst. Auch ihm rann Blut aus der Nase und färbte den grauen Schnurrbart in tiefem Karminrot. Auf dem Gesicht kreuzten sich Kratzspuren. Die kaum verheilten Finger Yennefers waren eine armselige Waffe, doch die Verschlüsse der Dwimerit-Armreifen hatten wunderbar scharfe Kanten.

Im anschwellenden Gesicht Bonharts, genau im Jochbein, steckte, beide Zinken tief hineingestoßen, die Gabel, die Yennefer beim Essen vom Tisch entwendet hatte.

»Nur kleine Hündchen, du Abdecker«, sagte die Zauberin schwer atmend, während sie versuchte, den Busen mit den Resten des Kleides zu bedecken. »Und von Hündinnen halte Abstand. Für die bist du zu schwach, du Knirps.«

Sie konnte sich nicht verzeihen, dass sie nicht dort getroffen hatte, wohin sie gezielt hatte – ins Auge. Aber nun ja, das Ziel hatte sich bewegt, und niemand ist vollkommen.

Bonhart brüllte, stand auf, riss die Gabel heraus, heulte auf und tänzelte geradezu vor Schmerz. Er fluchte widerwärtig.

In der Zelle hatten sich unterdessen schon die nächsten beiden Wächter eingefunden.

»He, ihr!«, schrie Bonhart und wischte sich das Blut vom Gesicht. »Hierher! Legt mir die Vettel mitten auf den Fußboden, Beine breit und festhalten!«

Die Wächter wechselten Blicke. Dann schauten sie zur Decke.

»Geht lieber hier weg«, sagte einer. »Hier wird weder hingelegt noch festgehalten. Das gehört nicht zu unseren Pflichten.«

»Und außerdem«, murmelte ein anderer, »haben wir nicht vor, wie Rience oder Schirrú zu enden.«

Condwiramurs legte das Stück Karton in die Mappe zurück, auf dem eine Gefängniszelle abgebildet war. Und in der Zelle eine Frau, die mit gesenktem Kopf dasaß, in Handschellen, an die steinerne Wand gekettet.

»Sie war gefangen«, murmelte sie, »und der Hexer vergnügte sich in Toussaint mit irgendwelchen Brünetten.«

»Du verurteilst ihn?«, fragte Nimue scharf. »Obwohl du praktisch nichts weißt?«

»Nein. Ich verurteile ihn nicht, aber ...«

»Kein Aber. Sei still, bitte.«

Eine Weile saßen sie schweigend da, gingen die Kartons mit Grafiken und Aquarellen durch.

»Alle Versionen der Legende« – Condwiramurs zeigte auf eine der Grafiken – »nennen als Ort des Schlusses, des Finales, des Endkampfes zwischen Gut und Böse, ja des Armageddons das Schloss Rhys-Rhun. Alle Versionen. Außer einer.«

Nimue nickte. »Außer einer. Außer der anonymen, wenig populären Version, die als das Schwarze Buch von Ellander bekannt ist.«

»Dem Schwarzen Buch zufolge hat sich das Finale der Legende in der Zitadelle Stygga zugetragen.«

»Ja. Das Buch von Ellander weicht auch in anderen, für die Legende kanonischen Dingen erheblich vom Kanon ab.«

Condwiramurs hob den Kopf. »Welches von diesen Schlössern wohl auf den Illustrationen abgebildet ist? Welches ist auf diesem Gobelin dargestellt? Welches Bild ist das wahre?«

»Das werden wir niemals erfahren. Das Schloss, das Zeuge des Finales der Legende geworden ist, existiert nicht mehr. Es wurde vernichtet, keine Spur ist von ihm geblieben, darin stimmen alle Versionen überein, sogar die aus dem Buch von Ellander. Keine in den Quellen vorkommende Ortsangabe ist überzeugend. Wir wissen nicht und werden nicht erfahren, wie jenes Schloss aussah und wo es stand.«

»Aber die Wahrheit ...«

»Für die Wahrheit«, fiel ihr Nimue ins Wort, »hat gerade das überhaupt keine Bedeutung. Vergiss nicht, wir wissen nicht, wie Ciri wirklich aussah. Aber hier auf diesem von Wilma Wessely gezeichneten Karton, im heftigen Gespräch mit dem Elf Avallac’h vor dem Hintergrund der makaber aussehenden Kinderstatuen, das ist sie ja. Ciri. Daran besteht keinerlei Zweifel.«

»Aber« – Condwiramurs wollte partout nicht aufgeben – »dein Gobelin ...«

»Stellt das Schloss dar, in dem sich das Finale der Legende abspielte.«

Lange schwiegen sie. Beim Umdrehen raschelten die Kartons.

»Ich mag die Version der Legende aus dem Schwarzen Buch nicht«, ließ sich Condwiramurs vernehmen. »Sie ist so ... so ...«

»Hässlich wahrheitsgemäß«, schloss Nimue mit einem Nicken.

Condwiramurs gähnte, legte Ein halbes Jahrhundert Poesie beiseite, die vervollständigte und von Professor Everett Denhoff jr. mit einem Nachwort versehene Ausgabe. Sie schob die Kissen auseinander, von der Lese- zur Ruheanordnung. Sie gähnte, streckte sich, löschte die Lampe. Das Zimmer versank in Finsternis, erhellt nur durch Nadeln von Mondlicht, die sich durch die Lücken in den Vorhängen drängten. Was will ich tun, überlegte die Adeptin, während sie sich auf dem Laken drehte. Mich dem Zufall anvertrauen? Oder vor Anker gehen?

Nach einem Weilchen entschied sie sich für Letzteres.

Es gab da so einen unklaren, wiederkehrenden Traum, der sich nicht zu Ende träumen ließ, zerstob, sich zwischen anderen Träumen verlor, wie ein dünner Schussfaden im Muster eines bunten Tuches untergeht. Ein Traum, der immer wieder aus dem Gedächtnis schwand und dennoch hartnäckig darin verharrte.

Sie schlief augenblicklich ein, der Traum strömte sofort auf sie ein. Sobald sie die Augen geschlossen hatte.

Ein Nachthimmel, wolkenlos, hell vom Mond und den Sternen. Eine Anhöhe, an ihren Hängen Weinstöcke, von Schnee überpudert. Der schwarze und kantige Umriss eines Gebäudes: einer Mauer mit Zinnen, einer Säule, eines einsamen Eckturms.

Zwei Reiter. Beide reiten in den leeren Raum zwischen den Mauern, beide sitzen ab, beide gehen durch das Portal. Doch in die am Boden gähnende Öffnung des Verlieses geht nur einer.

Der, dessen Haare vollkommen weiß sind.

Condwiramurs seufzte im Traum, warf sich auf dem Bett herum.

Der Weißhaarige geht die Treppe hinab, tief, tief in den Keller. Er geht durch dunkle Korridore, erhellt sie, indem er eine Zeitlang die in eisernen Halterungen steckenden Fackeln anzündet. Der Lichtschein der Fackeln tanzt mit gespenstischen Schatten an den Wänden und Gewölben.

Korridore, Treppen, wieder Korridore. Das Verlies, eine große Krypta, an den Wänden Fässer. Schutt, zerbröckelte Ziegel. Dann ein Gang, der sich verzweigt. In beiden Zweigen Dunkelheit. Der Weißhaarige zündet wieder eine Fackel an. Zieht das Schwert aus der Scheide auf dem Rücken. Er zögert, weiß nicht, welchen Zweig er nehmen soll. Schließlich entscheidet er sich für den rechten. Der ist sehr dunkel, steil und schuttbedeckt. Condwiramurs stöhnt im Schlaf, Angst erfasst sie. Sie weiß, dass der Weg, den der Weißhaarige gewählt hat, zur Gefahr führt.

Sie weiß zugleich, dass der Weißhaarige die Gefahr sucht.

Denn das ist sein Beruf.

Die Adeptin wirft sich im Bett hin und her, stöhnt. Sie ist Träumerin, sie träumt, befindet sich in der oneiroskopischen Trance. Pass auf, will sie rufen, obwohl sie weiß, dass es ihr nicht gelingen wird. Pass auf, schau dich um!

Sieh dich vor, Hexer!

Das Ungeheuer griff aus der Dunkelheit an, aus dem Hinterhalt, leise und bösartig. Es materialisierte sich plötzlich inmitten der Finsternis wie eine ausbrechende Flamme. Wie eine Flammenzunge.

Wenn sich am frühen Tag der Sperber regt,

von Lust erfüllt zu edelem Beginnen,

die Drossel schon die Flügel schlägt,

dem Weibchen folgend, um es zu gewinnen,

dann bringe ich mit heiß entflammten Sinnen

Euch froh dies meiner Liebe Angebind.

Schlagt Amors Buch auf und dann lest darinnen,

und so soll’s sein, wenn wir beisammen sind.

François Villon

Obwohl er es so eilig hatte, so drängte, uns so antrieb und solch ein Spektakel machte, blieb der Hexer den ganzen Winter lang in Toussaint. Was waren die Gründe? Darüber werde ich nicht schreiben. Es gab sie, und basta, da gibt es nichts zu bereden. Die jedoch, die den Hexer gern verurteilen würden, erinnere ich daran, dass die Liebe nicht nur einen Namen hat und dass sie nicht richten sollen, auf dass sie selbst nicht gerichtet werden.

Rittersporn,

Ein halbes Jahrhundert Poesie

Those were the days of good hunting and good sleeping.

Rudyard Kipling

# Das dritte Kapitel

Das Ungeheuer griff aus der Dunkelheit an, aus dem Hinterhalt, leise und bösartig. Es materialisierte sich plötzlich inmitten der Finsternis wie eine ausbrechende Flamme. Wie eine Flammenzunge.

Wenngleich überrascht, reagierte Geralt instinktiv. Er wirbelte in einer Ausweichbewegung herum, scheuerte an der Wand des Verlieses entlang. Die Bestie schoss vorbei, prallte vom Putz wie ein Ball ab, wedelte mit den Flügeln und sprang abermals, wobei sie zischte und den schrecklichen Schnabel aufriss. Doch diesmal war der Hexer bereit.

Er schlug mit einem kurzen Hieb zu, aus dem Ellenbogen heraus, zielte unter die Kehle, unterhalb der karminroten Lappen, die doppelt so groß wie bei einem Truthahn waren. Er traf, fühlte, wie die Schneide durch den Körper stieß. Der Schwung des Hiebes warf die Bestie am Fuße der Mauer zu Boden. Der Skoffin schrie, und der Schrei war beinahe menschlich. Er warf sich auf dem Ziegelschutt hin und her, hackte mit dem Schnabel und zuckte mit den Flügeln, versprühte Blut, peitschte mit dem Schwanz. Der Hexer war sich sicher, dass der Kampf schon vorüber war, doch das Ungeheuer bereitete ihm eine böse Überraschung. Unerwartet stürzte es ihm an die Kehle, wobei es schrecklich krächzte, die Klauen ausstreckte und mit dem Schnabel klappte. Geralt sprang zurück, stieß sich mit der Schulter von der Mauer ab, schlug von unten her zu, wobei er den Schwung des Rückpralls ausnutzte. Er traf, der Skoffin stürzte abermals auf die Ziegel, ein stinkender Schwall Blut spritzte gegen die Wände des Verlieses und rann als phantastisches Muster herab. Das im Sprung getroffene Ungeheuer warf sich nicht mehr herum, zitterte nur, krächzte, reckte den langen Hals, blähte die Kehle und schlug mit den Kehllappen hin und her. Das Blut strömte zwischen die Ziegel, auf denen es lag.

Geralt hätte es mühelos erledigen können, wollte aber die Haut nicht zu sehr beschädigen. Er wartete ruhig ab, dass der Skoffin verblutete. Er ging ein paar Schritte beiseite, wandte sich zur Wand, knöpfte die Hose auf und pinkelte, wobei er eine schwermütige Melodie pfiff.

Der Skoffin krächzte nicht mehr, erstarrte und lag still. Der Hexer trat heran, berührte ihn leicht mit der Schwertspitze. Als er wusste, dass alles vorbei war, packte er das Ungeheuer beim Schwanz, trug es fort. Am Schwanzansatz in Hüfthöhe gehalten, reichte der Skoffin mit dem Geierschnabel bis zum Boden, die ausgebreiteten Flügel maßen gut vier Fuß Spannweite.

»Bist leicht, Gallilisk.« Geralt schüttelte die Bestie, die praktisch nicht viel mehr als ein gut gemästeter Truthahn wog. »Leicht bist du. Zum Glück werde ich nach Stück bezahlt, nicht nach Gewicht.«

»Zum ersten Mal« – Reynart de Bois-Fresnes pfiff leise zwischen den Zähnen, was, wie Geralt wusste, bei ihm höchstes Erstaunen ausdrückte –, »zum ersten Mal sehe ich so etwas mit eigenen Augen. Ein wahres Wundertier, bei meiner Ehre, wie man wunderlicher keines findet. Das ist also der berühmte Basilisk?«

»Nein.« Geralt hob das Ungeheuer höher, damit der Ritter es besser betrachten konnte. »Das ist kein Basilisk. Das ist ein Gallilisk.«

»Und wo ist da der Unterschied?«

»Ein grundlegender. Der Basilisk, auch Regulus genannt, ist ein Reptil, der Gallilisk, auch Skoffin oder Cocatrix genannt, ist ein Ornithoreptil, das heißt ein Zwischending zwischen Reptil und Vogel. Es ist der einzige bekannte Vertreter der Ordnung, die die Gelehrten Ornithoreptilia genannt haben, denn nach langen Disputen haben sie festgestellt ...«

»Und welcher von den beiden«, unterbrach ihn Reynart de Bois-Fresnes, den die Motive der Gelehrten offensichtlich nicht interessierten, »tötet mit dem Blick oder lässt einen versteinern?«

»Keiner. Das ist eine Erfindung.«

»Warum also haben die Leute solche Angst vor beiden? Der hier ist gar nicht so groß. Kann er wirklich gefährlich werden?«

»Der hier« – der Hexer schüttelte seine Beute – »greift für gewöhnlich von hinten an, und er zielt unfehlbar zwischen die Wirbel oder unter die linke Niere, auf die Aorta. Für gewöhnlich genügt ein Schnabelhieb. Und was den Basilisken angeht, so ist es egal, wo er zubeißt. Sein Gift ist das stärkste bekannte Neurotoxin. Es tötet binnen Sekunden.«

»Brrr ... Und welchen von ihnen, sag, kann man mit Hilfe eines Spiegels erledigen?«

»Jeden. Wenn man ihm den Spiegel geradezu vor den Kopf haut.«

Reynart de Bois-Fresnes lachte laut auf. Geralt lachte nicht, der Witz mit dem Basilisken und dem Spiegel hatte ihn schon in Kaer Morhen angeödet, die Lehrer hatten ihn übermäßig strapaziert. Auch nicht besonders komisch waren Witze über Jungfrauen und Einhörner. Den Rekord an Dummheit und Primitivität hatten jedoch in Kaer Morhen die zahlreichen Versionen des Witzes von dem Drachenweibchen gehalten, dem ein junger Hexer wegen einer Wette die rechte Pfote drücken sollte.

Er lächelte. Wegen der Erinnerung.

»Mir ist es lieber, wenn du lächelst«, sagte Reynart, der ihn sehr ernst musterte. »So wie jetzt bist du mir hundertmal, himmelweit lieber. Lieber als derjenige, der du damals im August warst, nach dem Gefecht im Druidenwald, als wir nach Beauclair ritten. Damals, lass dir das gesagt sein, warst du finster, verbittert und böse auf die Welt wie ein betrogener Wucherer, noch dazu reizbar wie ein Mann, der es die ganze Nacht zu nichts gebracht hat. Nicht einmal am Morgen.«

»War ich wirklich so?«

»Wirklich. Wundere dich nicht, dass du mir so wie jetzt lieber bist. Wie ausgewechselt.«

»Arbeitstherapie.« Geralt schüttelte abermals den Gallilisken, den er am Schwanz hielt. »Die heilsame Wirkung von Berufstätigkeit auf die Psyche. Und daher wollen wir, um die Heilbehandlung fortzusetzen, zum Geschäft kommen. Es besteht eine Möglichkeit, an dem Skoffin etwas mehr zu verdienen als den vereinbarten Lohn für die Tötung. Er ist kaum verletzt; wenn du einen Kunden für einen unversehrten hast, zum Ausstopfen oder Präparieren, dann verlange mindestens zweihundert. Wenn es notwendig ist, ihn stückweise abzusetzen, dann denk daran, am wertvollsten an ihm sind die Federn am Bürzel, genau hier, diese zentralen Steuerfedern. Man kann sie viel schmaler als Gänsefedern schneiden, sie schreiben schöner und sauberer, sie halten auch länger. Ein Schreiber, der sich auskennt, gibt ohne zu zögern fünf pro Stück.«

»Ich habe Kunden für den Kadaver zum Ausstopfen.« Der Ritter lächelte. »Die Böttcherzunft. Sie haben in Castell Ravello dieses ausgestopfte Scheusal gesehen, die Plappe oder wie das Ding heißt ... Du weißt, was ich meine. Das, was du zwei Tage nach Saovine im Verlies unter den Ruinen des alten Schlosses erledigt hast ...«

»Ich erinnere mich.«

»Also die Böttcher haben die ausgestopfte Bestie gesehen und mich gebeten, ihnen etwas ebenso Seltenes zur Dekoration ihres Zunfthauses zu beschaffen. Die Böttcherzunft in Toussaint, wie du dir denken kannst, braucht sich nicht über Mangel an Aufträgen zu beklagen, ist darum gut bei Kasse und wird ohne mit der Wimper zu zucken zweihundertzwanzig bezahlen. Vielleicht sogar mehr, ich werde zu handeln versuchen ... Und was die Federn angeht ... Die Fassmacher werden nicht merken, wenn wir dem Gallilisken am Hintern ein paar ausrupfen und der fürstlichen Kanzlei verkaufen. Die Kanzlei bezahlt nicht aus der eigenen Tasche, sondern aus der Kasse der Fürstin, also wird sie ohne zu feilschen nicht fünf, sondern zehn pro Feder bezahlen.«

»Ich ziehe den Hut vor so viel Geschäftssinn.«

»Nomen est omen.« Reynart de Bois-Fresnes lächelte noch breiter. »Die Mama muss etwas geahnt haben, als sie mir den Namen des schlauen Fuchses aus dem wohlbekannten Fabelzyklus gegeben hat.«

»Du hättest Kaufmann werden sollen, kein Ritter.«

»Hätte ich«, stimmte der Ritter zu. »Aber wenn man nun mal als Sohn eines Edelmannes geboren wird, dann wird man Edelmann und stirbt als Edelmann, nachdem man, ho-ho, etliche Edelleute in die Welt gesetzt hat. Da kann man nichts machen, und wenn man sich auf den Kopf stellt. Du kannst übrigens auch ganz gut rechnen, Geralt, und ernährst dich trotzdem nicht vom Handel.«

»Tue ich nicht. Aus ähnlichen Gründen wie du. Mit dem einzigen Unterschied, dass ich nichts in die Welt setzen werde. Gehen wir raus aus diesen Verliesen.«

Draußen, unter den Mauern des Schlosses, fielen Kälte und Wind von den Bergen über sie her. Die Nacht war klar, der Himmel wolkenlos und bestirnt, das Mondlicht funkelte auf dem schön sauberen Neuschnee, der auf den Weinstöcken lag.

Die gefesselten Pferde begrüßten sie schnaubend.

»Es wäre praktisch«, sagte Reynart und warf dem Hexer einen vielsagenden Blick zu, »sich gleich mit dem Kunden zu treffen und Kasse zu machen. Aber du hast es sicherlich eilig, nach Beauclair zu kommen, was? In einen bestimmten Alkoven?«

Geralt antwortete nicht, weil er auf solche Fragen prinzipiell keine Antwort gab. Er machte den Kadaver des Skoffins am Packpferd fest, worauf er auf Plötze stieg. »Treffen wir uns mit dem Kunden«, entschied er, im Sattel umgewandt. »Die Nacht ist noch jung, und ich habe Hunger. Und ich würde gern etwas trinken. Reiten wir in die Stadt. Zur ›Fasanerie‹.«

Reynart de Bois-Fresnes lächelte, rückte den am Sattelknauf hängenden Schild mit der rot-goldenen Schachteilung zurecht und hievte sich in den hohen Sattel. »Wie es Euch beliebt, Kavalier. Also zur ›Fasanerie‹. Los, Buzephal.«

Sie ritten im Schritt den verschneiten Hang hinab zur Landstraße, die von einem lockeren Spalier von Pappeln deutlich markiert war.

»Weißt du was, Reynart«, ließ sich Geralt plötzlich vernehmen. »Mir bist du so wie jetzt auch lieber. Wenn du normal redest. Damals, im August, hast du nervtötend idiotische Reden geführt.«

»Bei meiner Ehre, Hexer, ich bin ein fahrender Ritter.« Reynart de Bois-Fresnes lachte schallend. »Hast du das vergessen? Ritter reden immer idiotisch. Das ist so ein Zeichen, wie das hier auf dem Schild. Daran wie an dem Wappen erkennt man seinesgleichen.«

»Bei meiner Ehre«, sagte der Ritter vom Schach, »Ihr sorgt Euch grundlos, Herr Geralt. Eure Kameradin ist gewisslich schon gesund, hat die Malaise sicherlich schon längst vergessen. Die Frau Fürstin hält tüchtige Hofärzte, die jede Krankheit zu heilen vermögen. Bei meiner Ehre, es besteht kein Grund zur Sorge.«

»Der Ansicht bin ich auch«, sagte Regis. »Lass die finstere Miene, Geralt. Schließlich haben auch die Druidinnen Milva kuriert ...«

»Und die Druidinnen verstehen etwas vom Heilen«, warf Cahir ein. »Wofür der beste Beweis mein eigener, von einer Bergmannshacke angeknackster Schädel ist, bitte sehr, jetzt ist er fast wie neu. Milva geht es sicherlich auch schon gut. Kein Grund zur Beunruhigung.«

»Hoffen wir’s.«

»Eure Milva«, wiederholte der Ritter, »ist wieder gesund wie ein Fisch im Wasser, ich lege meine Hand ins Feuer, dass sie gewiss schon auf Bällen tanzt! Sich auf Festmählern vergnügt! In Beauclair, am Hofe von Frau Fürstin Anarietta, gibt es immerzu einen Ball oder ein Festmahl. Ha, bei meiner Ehre, nun, da ich das Gelübde erfüllt habe, werde ich auch ...«

»Ihr habt ein Gelübde erfüllt?«

»Das Glück war mir hold! Denn ihr müsst wissen, dass ich einen Schwur getan habe, und nicht irgendeinen, sondern beim Reiher. Im Frühling. Ich habe gelobt, bis Yule fünfzehn Banditen zu erlegen. Ich hatte Glück, nun bin ich vom Gelöbnis frei. Ich kann wieder trinken und Rindfleisch essen. Ach ja, ich brauche auch meinen Namen nicht mehr zu verbergen. Ich bin, wenn’s beliebt, Reynart de Bois-Fresnes.«

»Angenehm.«

»Was diese Bälle betrifft«, sagte Angoulême, die ihr Pferd antrieb, um zu ihnen aufzuschließen, »dann werden wir hoffentlich auch etwas vom Essen und Trinken abbekommen? Und tanzen würde ich auch gern!«

»Bei meiner Ehre, in Beauclair wird es an alledem nicht mangeln«, versicherte Reynart de Bois-Fresnes. »Bälle, Festmähler, Empfänge, Banketts und Dichterabende. Ihr seid ja Freunde Rittersporns ... Ich wollte sagen, des Vicomte Julian. Und der ist unserer Frau Fürstin überaus lieb.«

»Klar doch, er hat damit mächtig geprahlt«, sagte Angoulême. »Wie war das wirklich mit dieser Liebe? Kennt Ihr diese Geschichte, Herr Ritter? Erzählt!«

»Angoulême«, meldete sich der Hexer zu Wort. »Musst du das wissen?«

»Muss ich nicht. Aber ich will! Hab dich nicht so, Geralt. Und hör auf, so eine finstere Miene zu machen, denn beim Anblick deiner Visage marinieren sich die Pilze am Wegesrand von selbst. Und Ihr, Ritter, erzählt.«

Die anderen, an der Spitze des Heerzuges reitenden fahrenden Ritter sangen ein Ritterlied mit einem wiederkehrenden Refrain. Der Text war geradezu unglaublich dumm.

»Es begab sich«, begann der Ritter, »dass einst vor sechs Jahren ... Da ist der Herr Dichter den ganzen Winter und Frühling bei uns zu Gast gewesen, er hat auf der Laute gespielt, Romanzen gesungen, Poesie deklamiert. Fürst Raimund weilte gerade in Cintra, auf einem Kongress. Er hatte es nicht eilig, nach Hause zu kommen; es war kein Geheimnis, dass er in Cintra eine Geliebte hatte. Frau Anarietta aber und Herr Rittersporn ... Ha, Beauclair, das ist wahrlich ein Ort, wundersam und des Liebeszaubers voll ... Ihr werdet es selbst merken. Wie es seinerzeit die Fürstin und Herr Rittersporn erfahren haben. Kaum dass sie sich begegnet waren, von Verslein zu Verslein, von Wort zu Wort, von Kompliment zu Kompliment, Blümchen, Blicke, Seufzer ... Kurz gesagt: Sie kamen einander nahe.«

Angoulême kicherte. »Sehr nahe?«

»Augenzeuge bin ich nicht gewesen«, sagte der Ritter trocken. »Und Gerüchte zu wiederholen, geziemt sich nicht. Außerdem, wie das Fräulein zweifellos weiß, hat die Liebe nicht nur einen Namen, und es ist ein sehr relatives Ding, ob man sich sehr nahekommt oder nicht sehr.«

Cahir prustete leise. Angoulême hatte nichts hinzuzufügen.

»So trafen sich«, fuhr Reynart de Bois-Fresnes fort, »die Fürstin und Herr Rittersporn an die zwei Monate lang, von Belleteyn bis zur Sommersonnwende. Doch sie ließen es an Vorsicht mangeln. Die Nachricht verbreitete sich, böse Zungen begannen zu reden. Herr Rittersporn bestieg ungesäumt sein Pferd und ritt von dannen. Wie sich zeigte, tat er gut daran. Denn kaum dass Fürst Raimund aus Cintra zurückgekehrt war, berichtete ihm ein dienstbarer Knecht alles. Als er erfuhr, welcher Tort ihm angetan worden war und welche Hörner man ihm aufgesetzt hatte, erfasste den Fürsten, wie ihr euch wohl denken könnt, eine rasende Wut. Er stieß eine Terrine mit Roterübensuppe auf dem Tisch um, spaltete dem denunzierenden Knecht mit einem Eispickel den Schädel, sprach ungewöhnliche Worte. Dann schlug er dem Hofmarschall unter Zeugen aufs Maul und den großen kovirischen Spiegel entzwei. Die Fürstin aber setzte er in ihren Gemächern fest, drohte ihr mit Folter und zwang sie, alles zu gestehen. Dem Herrn Rittersporn sandte er sogleich Verfolger nach, befahl, ihn ohne Federlesens zu erschlagen und ihm das Herz aus der Brust zu reißen. Er gedachte nämlich, wie er es in einer alten Ballade gelesen hatte, dieses Herz zu braten und die Fürstin Anarietta zu zwingen, dass sie es vor den Augen des ganzen Hofes aß. Brr, pfui, wie abscheulich! Zum Glück gelang es Herrn Rittersporn zu entkommen.«

»Zum Glück. Und der Fürst ist gestorben?«

»Jawohl. Der Zwischenfall hatte ihn, wie gesagt, in rasende Wut versetzt, davon stockte ihm damals das Blut, so dass ihn der Schlag traf und er gelähmt war. Fast ein halbes Jahr lag er da wie ein Holzklotz. Doch er genas. Er konnte sogar gehen. Nur mit dem Auge zwinkerte er immerzu, so.«

Der Ritter wandte sich im Sattel um, kniff ein Auge zusammen und verzog das Gesicht wie ein Affe.

»Obwohl der Fürst«, fuhr er nach einer Weile fort, »schon immer ein Weiberheld und Schürzenjäger war, wurde er mit diesem Zwinkern in Amouren erst recht zum pericolosus, denn jedes Frauenzimmer bildete sich ein, er zwinkere justament aus Neigung zu ihr und gebe ihr Liebeszeichen. Und die Frauenzimmer sind überaus versessen auf derlei Huldigungen. Ich will mitnichten unterstellen, dass sie alle lüstern und lose seien, aber der Fürst, wie gesagt, zwinkerte viel, fast unablässig, so dass er per saldo auf seine Kosten kam. Er überspannte den Bogen, und eines Nachts traf ihn der zweite Schlag. Er segnete das Zeitliche. Im Bett.«

»Auf einem Weib?« Angoulême lachte.

»Genau gesagt« – der Ritter, bis dahin todernst, lächelte unter dem Schnurrbart –, »genau gesagt, unter ihr. Aber es geht nicht ums Detail.«

»Selbstverständlich nicht«, pflichtete ihm Cahir ernst bei. »Große Trauer um Fürst Raimund wird wohl nicht gewesen sein? Im Laufe der Erzählung hatte ich den Eindruck ...«

»Dass die untreue Frau euch lieber ist als der betrogene Mann«, fiel ihm, wie es seine Art war, der Vampir ins Wort. »Vielleicht, weil sie jetzt hier herrscht?«

»Darum auch«, erwiderte Reynart de Bois-Fresnes mit entwaffnender Offenheit. »Aber nicht allein. Denn Fürst Raimund, möge er in Frieden ruhen, war solch ein Taugenichts, Halunke und, mit Verlaub gesagt, Hundesohn, dass er dem Teufel selbst binnen eines halben Jahres Magengeschwüre verursacht hätte. Und Toussaint hat er sieben Jahre lang regiert. Fürstin Anarietta hingegen wurde und wird von allen vergöttert.«

»Wir können also darauf zählen«, ließ sich der Hexer mürrisch vernehmen, »dass Fürst Raimund nicht viele untröstliche Freunde hinterlassen hat, die sich zur Feier des Todestages des Dahingeschiedenen mit Stiletten auf Rittersporn stürzen werden?«

»Darauf könnt ihr zählen.« Der Ritter schaute ihn an, und sein Blick war flink und intelligent. »Und, bei meiner Ehre, ihr werdet euch nicht verrechnen. Ich habe es doch gesagt. Der Dichter ist Frau Anarietta lieb, und für Frau Anarietta würde sich jeder in Stücke reißen lassen.«

*Heimwärts zog ein Ritter,*

*Kühn im Kampfe stritt er.*

*Seine Braut war eben*

*Leider schon vergeben.*

*He, heja ho,*

*Rittern geht es so!*

Vom Gesang der Ritter aufgeschreckt, flogen aus den Büschen am Straßenrand krächzend Krähen auf.

Bald schon kamen sie aus dem Wald geradewegs in ein Tal, zwischen Anhöhen, auf deren Gipfeln weiß die Türme kleiner Schlösschen aufragten, deutlich abgehoben vor dem graublauen, von indigofarbenen Streifen durchzogenen Himmel. Auf den sanften Hängen standen, so weit das Auge reichte, in Reih und Glied wie Soldaten gleichmäßig beschnittene Sträucher. Der Erdboden war dort von roten und goldenen Blättern bedeckt.

»Was ist das?«, fragte Angoulême. »Wein?«

»Weinreben, gewiss doch«, bestätigte Reynart de Bois-Fresnes. »Die berühmten Sansretour-Täler. Die erlesensten Weine der Welt werden aus den Trauben gekeltert, die hier wachsen.«

»Stimmt«, gab Regis zu, der sich wie üblich mit allem auskannte. »Es liegt an dem vulkanischen Boden und an dem hiesigen Mikroklima, welches Jahr für Jahr eine geradezu ideale Kombination von Tagen mit Sonne und Tagen mit Niederschlag bietet. Wenn wir dem noch die Tradition, das Wissen und die Sorgfalt der Winzer hinzufügen, erhalten wir als Ergebnis ein Produkt höchster Klasse und Marke.«

»Das habt Ihr gut gesagt.« Der Ritter lächelte. »Marke trifft es. Da, schaut zum Beispiel dorthin, auf diesen Hang unter dem Schlösschen. Bei uns gibt das Schlösschen den Markennamen für das Weingut und für die Keller, die tief darunter liegen. Das da heißt Castell Ravello, von seinen Hängen kommen Weine wie der Erveluve, Fiorano, Pomino und der berühmte Est Est. Ihr müsst davon gehört haben. Für ein Fässchen Est Est bezahlt man so viel wie für zehn Fässchen Wein aus Cidaris oder von den Nilfgaarder Weinbergen an der Alba. Und dort, schaut nur, liegen, so weit das Auge reicht, andere Schlösschen und andere Weingüter, und die Namen werden euch sicherlich auch bekannt sein: Vermentino, Toricella, Casteldaccia, Tufo, Sencerre, Nuragus, Coronata, schließlich Corvo Bianco, auf Elfisch Gwyn Cerbin. Ich nehme an, diese Namen sind euch nicht fremd?«

»Nicht fremd, pah.« Angoulême verzog das Gesicht. »Vor allem aus der Erfahrung, dass man sich vergewissern muss, ob nicht womöglich der Halunke von einem Wirt anstatt des normalen Apfelweins irgendwas von diesem berühmten Zeug eingegossen hat, denn sonst musste man mitunter am Morgen das Pferd in der Schenke lassen, so viel kostete dieser Castel oder Est Est. Tss, tss, ich verstehe das nicht; für die hohen Herren mögen solche Marken ja gut sein, wir gewöhnlichen Leute können uns auch mit dem billigeren ordentlich einen ansaufen. Und eins sage ich euch, denn ich weiß es aus Erfahrung: Nach dem Est Est rülpst man genauso wie nach Äppler.«

»Ohne uns um Angoulêmes Witzchen vom August zu scheren« – Reynart machte sich am Tisch breit, nachdem er den Gürtel gelockert hatte –, »wollen wir uns heute mit irgendeiner erlesenen Marke und einem erlesenen Jahrgang betrinken, Hexer. Wir können es uns leisten, wir haben Geld verdient. Wir können einen draufmachen.«

»Klar.« Geralt nickte dem Schankwirt zu. »Letzten Endes, wie Rittersporn zu sagen pflegt, kann es auch andere Motive fürs Geldverdienen geben, aber ich kenne sie nicht. Und essen wollen wir, wonach es aus der Küche so schmackhaft duftet. Übrigens, heute ist es in der ›Fasanerie‹ ziemlich voll, obwohl es schon recht spät ist.«

»Das ist ja der Vorabend von Yule«, erklärte der Wirt, der seine Worte gehört hatte. »Die Leute feiern. Vergnügen sich. Veranstalten Orakel. Die Tradition verlangt es so, und die Tradition ist bei uns ...«

»Ich weiß«, unterbrach ihn der Hexer. »Und in der Küche, was hat die Tradition heute verlangt?«

»Kalte Zunge mit Meerrettich. Bouillon vom Kapaun mit Hirnknödeln. Rindsrouladen, dazu Kartoffelklößchen und Kohl ...«

»Schleunigst her damit, guter Mann. Dazu ... Was nehmen wir dazu, Reynart?«

»Wenn wir Rind haben«, sagte der Ritter nach kurzem Überlegen, »dann roten Côte de Blessure. Den Jahrgang, in dem die alte Fürstin Karoberta die Hufe hochgerissen hat.«

»Eine gute Wahl.« Der Wirt nickte. »Zu Diensten.«

Ein Mistelkränzchen, das ein Mädchen am Nachbartisch ungeschickt hinter sich geworfen hatte, fiel Geralt beinahe in den Schoß. Die Tischgenossen des Mädchens brachen in Gelächter aus. Das Mädchen errötete hübsch.

»Nichts da!« Der Ritter hob den Kranz auf und warf ihn fort. »Das wird nicht Euer Zukünftiger. Er ist schon vergeben, mein Fräulein. Er ist schon der Gefangene gewisser grüner Augen ...«

»Sei still, Reynart.«

Der Wirt brachte, was ihm geheißen. Sie aßen, tranken, schwiegen, lauschten der Freude der feiernden Menschen.

»Yule«, sagte Geralt und stellte den Becher hin. »Midinvaerne. Die Wintersonnwende. Seit zwei Monaten sitze ich hier fest. Zwei verlorene Monate!«

»Ein Monat«, berichtigte ihn Reynart sachlich und nüchtern. »Wenn du etwas verloren hast, dann nur einen Monat. Dann hat der Schnee die Gebirgspässe blockiert, und du hättest Toussaint nicht verlassen können, und wenn du dich auf den Kopf gestellt hättest. Du hast bis Yule hier gewartet, du wirst gewiss auch den Frühling abwarten, das ist ja höhere Gewalt, da hat Jammern und Klagen keinen Sinn. Und was das Jammern angeht, da übertreib es nicht mit der Verstellung. Ich glaube sowieso nicht, dass es dir so leidtut.«

»Ach, was weißt denn du, Reynart? Was weißt denn du?«

»Nicht viel«, gab der Ritter zu und schenkte ein. »Nicht viel mehr als das, was ich sehe. Aber ich habe eure erste Begegnung gesehen, zwischen dir und ihr. In Beauclair. Erinnerst du dich an das Büttenfest? Die weißen Höschen?«

Geralt antwortete nicht. Er erinnerte sich.

»Ein wundersamer Ort ist das, der Palast Beauclair, des Liebeszaubers voll«, murmelte Reynart, während er sich am Bukett des Weines ergötzte. »Schon der Anblick kann einen verzaubern. Ich weiß noch, wie es euch alle erwischt hat, als ihr es gesehen habt, damals im August. Cahir – wie war doch gleich der Ausdruck, den er damals verwendet hat?«

»Ein formvollendetes Schlösschen«, sagte Cahir bewundernd. »Also wirklich formvollendet und eine Augenweide.«

»Schön wohnt die Fürstin«, sagte der Vampir. »Das muss man zugeben.«

»Ein richtig hübsches, verdammich, Häuschen«, fügte Angoulême hinzu.

»Der Palast Beauclair«, wiederholte Reynart de Bois-Fresnes nicht ohne Stolz. »Von den Elfen erbaut, nur ganz wenig verändert. Angeblich von keinem Geringeren als Faramond.«

»Nicht angeblich«, widersprach Regis. »Sondern ohne jeden Zweifel. Der Stil Faramonds ist schließlich auf den ersten Blick zu erkennen. Man braucht nur auf diese Türmchen zu schauen.«

Die von roten Dachziegeln gekrönten Türme, von denen der Vampir sprach, strebten als schlanke weiße Obelisken gen Himmel, wuchsen aus der filigranen, sich nach unten verbreiternden Konstruktion des Schlosses selbst hervor. Der Anblick gemahnte unweigerlich an Kerzen, an denen Wachsfäden auf den meisterlich geschnitzten Fuß eines Leuchters geronnen waren.

»Zu Füßen von Beauclair«, erläuterte der Ritter Reynart, »breitet sich die Stadt aus. Die Mauer, versteht sich, ist erst später hinzugebaut worden, ihr wisst ja, dass die Elfen Städte nicht mit Mauern umgeben haben. Treibt die Pferde an, Herrschaften. Wir haben einen weiten Weg vor uns. Beauclair scheint nur so nahe zu sein, die Berge verschieben die Perspektive.«

»Reiten wir.«

Sie ritten zügig, überholten Wanderer und Vaganten, Wagen und zweirädrige Karren, beladen mit dunklen, gleichsam moosbedeckten Trauben. Dann kamen die lärmenden und nach fermentierendem Most riechenden Straßen der Stadt, dann ein düsterer Park voll Pappeln, Eiben, Berberitzen und Buchsbäumen. Dann folgten Rosenbeete, hauptsächlich Abarten von Multiflora und Centriflora. Dann gab es die geschnitzten Säulen, Portale und Archivolten des Palasts, es gab Knechte und Lakaien in Livreen.

Begrüßt wurden sie von Rittersporn, frisiert und ausstaffiert wie ein Prinz.

»Wo ist Milva?«

»Sie ist gesund, keine Angst. Sie sitzt in den Gemächern, die für uns vorbreitet worden sind. Sie will da nicht herauskommen.«

»Warum?«

»Davon später. Jetzt geh. Die Fürstin wartet.«

»Direkt von der Straße?«

»So lautete ihr Wunsch.«

Der Saal, den sie betraten, war voller Menschen, bunt wie Paradiesvögel. Geralt hatte keine Zeit, sie genauer zu betrachten. Rittersporn drängte ihn zu der Marmortreppe, an der, flankiert von Pagen und Höflingen, zwei Frauen standen, die sich stark aus der Menge hervorhoben.

Es war still, doch es wurde noch stiller.

Die erste von den Frauen hatte eine spitze Stupsnase, doch ihre blauen Augen waren durchdringend und gleichsam leicht fiebrig. Ihre kastanienbraunen Haare trug sie zu einer kunstvollen, geradezu artistischen, von Samtbändern gehaltenen Frisur gesteckt, die in den kleinsten Nuancen durchgearbeitet war, einschließlich einer makellos geometrischen halbmondförmigen Stirnlocke. Das Oberteil des dekolletierten Kleides schillerte in Tausenden von blauen und lilafarbenen Streifen auf schwarzem Grund, das Unterteil war schwarz, dicht mit einem Muster aus kleinen goldenen Chrysanthemen besät. Um Hals und Dekolleté lag – wie eine Rüstung oder ein Käfig – in kunstreichen Arabesken ein Halsband aus Lack, Obsidian, Smaragden und Lapislazuli; es endete in einem Jadekreuz, das fast zwischen die kleinen, von einem engen Leibchen gestützten Brüste ragte. Der gerade Ausschnitt war breit und tief, die freiliegenden schmächtigen Schultern der Frau schienen keinen sicheren Halt zu gewähren – Geralt erwartete, dass das Kleid jeden Augenblick von der Büste rutschen werde. Doch es rutschte nicht, gehalten von den geheimen Künsten des Schneiderhandwerks und von den Puffärmeln.

Die zweite Frau war der ersten an Wuchs gleich. Ihre Lippen waren im selben Farbton geschminkt. Und damit endete die Ähnlichkeit. Die zweite trug auf den kurz geschnittenen schwarzen Haaren ein Netzkäppchen, das vorn in einen bis zur Spitze des Näschens reichenden Schleier überging. Das Blumenmotiv des Schleiers verbarg nicht die schönen, funkelnden, mit grünem Schatten stark untermalten Augen. Ein ebensolcher Blumenschleier verhüllte das zurückhaltende Dekolleté des schwarzen, langärmeligen Kleides, das an etlichen, nur scheinbar zufällig verteilten Stellen mit feinen Streumustern von Saphiren, Aquamarinen, Bergkristallen und durchbrochenen Goldsternen bedeckt war.

»Ihre Allerhöchste Durchlaucht Fürstin Anna Henrietta«, sagte jemand hinter Geralts Rücken halblaut. »Kniet nieder, Herr.«

Welche von den beiden es wohl ist, dachte Geralt, während er mit Mühe das schmerzende Knie beugte. Beide, der Schlag soll mich treffen, sehen gleichermaßen fürstlich aus. Ach was, königlich.

»Steht auf, Herr Geralt«, zerstreute seine Zweifel diejenige mit der kunstvollen kastanienbraunen Frisur und der spitzen Nase. »Wir heißen Euch und Eure Freunde im Fürstentum Toussaint willkommen, im Palast Beauclair. Wir freuen uns über die Gelegenheit, Gäste zu empfangen, die in solch edler Mission unterwegs sind. Und die zudem auf freundschaftlichem Fuße mit dem Vicomte Julian stehen, dem wir von Herzen zugetan sind.«

Rittersporn verneigte sich tief und schwungvoll.

»Der Vicomte«, fuhr die Fürstin fort, »hat uns Eure Namen offenbart, hat Wesen und Ziel eurer Expedition verraten, hat erzählt, was euch nach Toussaint führt. Dieser Bericht hat unser Herz gerührt. Wir würden gern bei einer Privataudienz mit Euch sprechen, Herr Geralt. Diese Angelegenheit muss jedoch ein wenig warten, da staatliche Verpflichtungen auf uns lasten. Die Weinlese ist beendet, die Tradition erfordert unsere Anwesenheit beim Büttenfest.«

Die andere Frau, die im Schleier, beugte sich zur Fürstin und flüsterte rasch etwas.

Anna Henrietta warf dem Hexer einen Blick zu, lächelte, leckte sich die Lippen. »Es ist unser Wille«, sagte sie laut, »dass uns an der Seite des Vicomte Julian beim Büttenfest Herr Geralt von Riva zu Diensten ist.«

Durch die Gruppe der Höflinge und Ritter ging ein Raunen, etwas wie das Rauschen von Kiefern, wenn der Wind auf sie trifft. Fürstin Anarietta bedachte den Hexer mit dem nächsten schmachtenden Blick und ging zusammen mit ihrer Begleiterin und einem Schwarm Pagen aus dem Saal.

»Blitz und Donner«, flüsterte der Ritter vom Schach. »Na sowas aber auch! Eine selten große Ehre ist Euch da zuteil geworden, Herr Hexer.«

»Ich habe nicht recht verstanden, worum es geht«, gestand Geralt. »Auf welche Weise soll ich Ihrer Hoheit zu Diensten sein?«

»Ihrer Gnaden«, berichtigte ihn ein hinzutretender beleibter Standesherr vom Aussehen eines Zuckerbäckers. »Verzeiht, Herr, dass ich Euch korrigiere, aber unter den gegebenen Umständen muss ich das tun. Wir hier in Toussaint halten große Stücke auf Tradition und Protokoll. Ich bin Sebastian Le Goff, Kämmerer und Hofmarschall.«

»Angenehm.«

»Der offizielle und protokollarische Titel von Frau Anna Henrietta« – der Kämmerer sah nicht nur wie ein Konditor aus, er roch sogar nach Zuckerguss – »lautet ›Allerhöchste Durchlaucht‹. Der inoffizielle ›Ihre Gnaden‹. Der familiäre, außerhalb des Hofes zu verwendende ›Frau Fürstin‹. Ansprechen muss man sie aber immer mit ›Euer Gnaden‹.«

»Danke, ich werde es mir merken. Und die andere Dame? Wie muss ich die titulieren?«

»Ihr offizieller Titel lautet ›Ehrwürdige‹«, belehrte ihn der Kämmerer ernst. »Aber die Anrede mit ›Frau‹ ist zulässig. Das ist eine Familienangehörige der Fürstin, und sie heißt Fringilla Vigo. Sie, Frau Fringilla, ist es auch, der Ihr nach dem Willen Ihrer Gnaden beim Fest zu Diensten sein werdet.«

»Und worin soll dieser Dienst bestehen?«

»Es ist nichts Schwieriges. Gleich werde ich es Euch erklären. Ihr müsst wissen, wir verwenden hier schon seit Jahren mechanische Kelter, aber die Tradition ...«

Der Schlosshof dröhnte vom Stimmengewirr und vom frenetischen Schrillen der Pfeifen, von wilder Flötenmusik, vom hartnäckigen Klirren der Tambourins. Rings um den erhöht aufgestellten Bottich tanzten mit Kränzen geschmückte Gaukler und Akrobaten, schlugen Purzelbäume. Der Hof und die Wandelgänge waren voller Menschen – Ritter, Damen, Höflinge, reich gekleidete Bürger.

Der Kämmerer Sebastian Le Goff reckte den weinumrankten Stab empor, stieß damit dreimal aufs Podest.

»Ho, ho!«, rief er. »Edle Damen, Herren und Ritter!«

»Ho, ho!«, antwortete die Menge.

»Ho, ho! So ist es Brauch von alters her! Mögen die Reben gedeihen! Ho, ho! Mögen sie in der Sonne reifen!«

»Ho, ho! Mögen sie reifen!«

»Ho, ho! Möge der Most gären! Möge er in den Fässern Kraft und Geschmack gewinnen! Möge er wohlschmeckend in die Pokale rinnen und zu Kopfe steigen, zum Ruhme der Majestät, der schönen Damen, der edlen Ritter und der Winzer!«

»Ho, ho! Möge er gären!«

»Mögen die Schönen erscheinen!«

Aus Damastzelten an gegenüberliegenden Ecken des Hofes traten zwei Frauen hervor – Fürstin Anna Henrietta und ihre schwarzhaarige Gefährtin. Beide waren eng in scharlachrote Umhänge gehüllt.

»Ho, ho!« Der Kämmerer stieß den Stab auf. »Mögen die Jungen erscheinen!«

Die »Jungen« waren instruiert worden, sie wussten, was sie zu tun hatten. Rittersporn ging zu der Fürstin, Geralt zu der Schwarzhaarigen. Die, wie er schon wusste, die Ehrwürdige Fringilla Vigo genannt wurde.

Beide Frauen warfen gleichzeitig die Umhänge ab, und in der Menge brausten Hochrufe auf. Geralt schluckte.

Die Frauen trugen weiße, spinnwebdünne, nicht einmal bis zu den Hüften reichende Trägerhemdchen. Und eng anliegende Höschen mit Falbeln. Und weiter nichts. Nicht einmal Schmuck. Sie waren auch barfuß.

Geralt hob Fringilla hoch, und sie legte ihm recht bereitwillig die Arme um den Hals. Sie duftete vage nach Ambra und Rosen. Und nach Weiblichkeit. Sie war warm, und diese Wärme durchdrang ihn wie eine Pfeilspitze. Sie war weich, und diese Weichheit versengte und reizte die Finger.

Sie trugen die beiden zum Bottich, Geralt Fringilla, Rittersporn die Fürstin, halfen ihnen, auf die nachgebenden und Saft verspritzenden Weinbeeren zu steigen.

Die Menge tobte. »Ho, ho!«

Die Fürstin und Fringilla legten einander die Hände auf die Schultern, hielten so besser das Gleichgewicht auf den Trauben, in denen sie bis zu den Knien eingesunken waren. Der Most spritzte. Die Frauen gingen seitlich im Kreis und stampften die Weintrauben, wobei sie wie Halbwüchsige kicherten. Fringilla machte dem Hexer ganz unprotokollarisch schöne Augen.

»Ho, ho!«, schrie die Menge. »Ho, ho! Möge er gären!«

Die zerstampften Beeren versprühten Saft, der trübe Most gluckerte und schäumte reichlich um die Knie der Stampfenden.

Der Kämmerer stieß mit dem Stab auf die Bretter des Podests. Geralt und Rittersporn traten heran, halfen den Frauen aus dem Bottich. Geralt sah, wie Anarietta, als sie auf die Arme genommen wurde, Rittersporn ins Ohr biss, und ihre Augen funkelten gefährlich. Ihm selbst schien es, als ob Fringillas Lippen ihm über die Wange streiften, doch er hätte nicht zu sagen gewagt, ob mit Absicht oder zufällig. Der Most duftete stark, stieg zu Kopfe.

Er stellte Fringilla auf das Podest, hüllte sie in den scharlachroten Umhang. Fringilla drückte ihm rasch und kräftig die Hand.

»Diese althergebrachten Traditionen«, flüsterte sie, »können ganz erhebend sein. Nicht wahr?«

»Wohl wahr.«

»Ich danke dir, Hexer.«

»Das Vergnügen ist ganz meinerseits.«

»Nicht ganz. Ich versichere dir, nicht ganz.«

»Schenk ein, Reynart.«

Am Nachbartisch wurde das nächste Winterorakel veranstaltet, das darin bestand, eine zu einem langen spiralförmigen Streifen geschnittene Apfelschale zu werfen und den Anfangsbuchstaben vom Namen des künftigen Partners aus der Form zu deuten, in der die Schale sich auf den Tisch legte. Die Schale bildete jedesmal ein S. Dem Frohsinn tat das keinen Abbruch.

Der Ritter goss ein.

»Wie sich zeigte«, sagte der Hexer nachdenklich, »war Milva gesund, obwohl sie noch immer eine Bandage auf den Rippen trug. Sie saß aber im Zimmer und weigerte sich, es zu verlassen, da sie um keinen Preis das für sie bereitgelegte Kleid anziehen wollte. Es roch nach einem protokollarischen Skandal, doch der allwissende Regis rettete die Lage. Indem er Dutzende von Präzendenzfällen zitierte, nötigte er den Kämmerer, der Bogenschützin Männerkleidung bringen zu lassen. Angoulême hingegen legte mit Freude die Hosen, die Reiterstiefel und die Fußlappen ab, und ein Kleidchen, Kamm und Seife machten aus ihr ein ganz hübsches Mädchen. Was soll ich schon groß sagen – ein Bad und saubere Kleidung hoben bei allen die Stimmung. Sogar bei mir. Bei recht guter Laune gingen wir alle zu dieser Audienz ...«

»Mach mal kurz Pause.« Reynart deutete mit einer Kopfbewegung zu Neuankömmlingen hin. »Da sind Geschäfte im Anmarsch. Ho, ho, und nicht etwa ein Weingut, sondern zwei! Malatesta, unser Kunde, bringt einen Kollegen mit ... und Konkurrenten. Wunder über Wunder!«

»Wer ist der andere?«

»Das Weingut Pomerol. Deren Wein, Côte de Blessure, trinken wir gerade.«

Malatesta, der Verwalter des Weinguts Vermentino, bemerkte sie, winkte, kam näher und brachte seinen Begleiter mit, einen Mann mit schwarzem Schnauzbart und üppigem schwarzem Kinnbart, der eher zu einem Räuber als zu einem Angestellten gepasst hätte.

»Die Herren gestatten«, stellte Malatesta den Bärtigen vor, »Herr Alcides Fierabras, der Verwalter des Weinguts Pomerol.«

»Bitte Platz zu nehmen.«

»Wir kommen nur für einen Moment. Zu dem Herrn Hexer bezüglich der Bestie in unseren Lagern. Daraus, dass die Herren hier sitzen, schließe ich, dass das Untier schon erlegt ist?«

»Mausetot.«

»Die vereinbarte Belohnung«, versicherte Malatesta, »wird spätestens übermorgen auf Eurem Konto bei den Cianfanelli eingehen. Oh, ich danke Euch, Herr Hexer. Tausend Dank. So ein schöner Weinkeller, ausgemauert, nach Norden ausgerichtet, weder zu trocken noch zu feucht, akkurat so, wie er für den Wein sein muss, aber wegen des widerlichen Monsters war er nicht zu benutzen. Ihr habt selbst gesehen, wir mussten dort einen ganzen Teil der Keller zumauern, aber die Bestie ist trotzdem hineingelangt ... Puh, wo die nur hergekommen sein mag ... Wohl geradewegs aus der Hölle ...«

»In Höhlen, die in vulkanische Tuffe geschlagen wurden, gibt es immer reichlich Ungeheuer«, belehrte ihn mit kluger Miene Reynart de Bois-Fresnes. Er arbeitete schon seit über einem Monat mit dem Hexer zusammen, und als guter Zuhörer hatte er eine Menge gelernt. »Klarer Fall, wo es Tuff gibt, da findet man allemal Ungeheuer.«

»Schön, vielleicht auch Tuff.« Malatesta warf ihm einen schiefen Blick zu. »Wer immer das ist, dieser Tuff. Aber die Leute sagen, es liegt daran, dass unsere Keller mit tiefen Höhlen in Verbindung stehen, mit dem Mittelpunkt der Erde selbst. Bei uns gibt es viele solche Gänge und Hohlräume ...«

»Etwa unter unseren Kellern, zum Beispiel«, ließ sich das schwarzbärtige Weingut Pomerol vernehmen. »Diese Gänge ziehen sich meilenweit hin, wo und wohin, weiß niemand. Die Leute, die das in Erfahrung bringen wollten, sind nicht zurückgekehrt. Und ein schreckliches Ungeheuer ist dort auch gesehen worden. Heißt es. Deswegen würde ich gern vorschlagen ...«

»Ich kann mir denken«, sagte der Hexer trocken, »was Ihr mir gern vorschlagen würdet. Und ich nehme den Vorschlag an. Ich werde in Eure Keller vordringen. Die Bezahlung legen wir danach fest, was ich dort vorfinde.«

»Es wird Euer Schade nicht sein«, versicherte der Bärtige. »Ähm, ähm ... Da wäre noch etwas ...«

»Sprecht, ich höre.«

»Dieser Sukkubus, wo nächtens die Ehemänner heimsucht und plagt ... Der, wo Euch die allerdurchlauchtigste Frau Fürstin zu töten befohlen hat ... Mich deucht, der muss durchaus nicht unbedingt getötet werden. Der Mahr schadet ja niemandem, also wirklich ... Na ja, sucht einen ab und zu heim ... neckt ein bisschen ...«

»Aber nur Volljährige«, warf Malatesta rasch ein.

»Ihr nehmt mir das Wort aus dem Munde, Gevatter. Jawohl, der Sukkubus schadet niemandem. Und in letzter Zeit hört man irgendwie überhaupt nichts mehr von ihm. Ich glaube, er hat irgendwie Angst vor Euch bekommen, Herr Hexer. Welchen Sinn hat es dann, ihn zu verfolgen? Denn Euch, Herr, mangelt es ja nicht an Barem. Und wenn Euch etwas fehlen sollte ...«

»Auf meinem Konto bei den Cianfanelli«, sagte Geralt mit steinernem Gesicht, »könnte etwas eingehen. Für den Hexer-Rentenfonds.«

»So wird es sein.«

»Und dem Sukkubus wird kein Härchen im Blondschopf gekrümmt.«

»Dann lebt wohl.« Beide Weingüter standen auf. »Speist in Ruhe, wir wollen nicht stören. Heute ist ein Feiertag. Tradition. Und bei uns, in Toussaint, ist die Tradition ...«

»Ich weiß«, sagte Geralt. »Heilig.«

Die Gesellschaft am Nachbartisch lärmte beim nächsten Yule-Orakel, zu dem aus dem weichen Inneren kleiner Hefeküchlein gerollte Kügelchen und die Gräten eines verspeisten Karpfens verwendet wurden. Getrunken wurde dabei viel. Der Wirt und die Schankmädchen jagten wie gesengt mit Humpen hin und her.

»Der berühmte Sukkubus«, bemerkte Reynart, während er sich noch Kohl nahm, »eröffnete die denkwürdige Serie von Hexerkontrakten, die du in Toussaint übernommen hast. Danach ging es schnell, und du konntest dich vor Kunden kaum noch retten. Merkwürdig nur, dass ich mich nicht entsinnen kann, welches Weingut dir als Erstes einen Auftrag erteilt hat ...«

»Da warst du nicht dabei. Das war am Tag nach der Audienz bei der Fürstin. Bei der du übrigens auch nicht dabei warst.«

»Kein Wunder. Das war eine Privataudienz.«

»Von wegen privat.« Geralt lachte auf. »Daran nahmen an die zwanzig Personen teil, wobei ich die reglos wie Statuen dastehenden Lakaien nicht mitzähle, die minderjährigen Pagen und den gelangweilten Hofnarren. Unter denen, die ich mitzähle, waren Le Goff, der Kämmerer, der wie ein Zuckerbäcker aussieht und riecht, und ein paar Standesherren, die sich unter der Last ihrer goldenen Ketten krümmten. Ein paar Typen in Schwarz, Ratsherren, vielleicht auch Richter. Der Baron mit dem Stierkopf-Wappen, den ich im Caed Myrkvid kennengelernt habe. Natürlich auch Fringilla Vigo, eine Person, die der Fürstin sichtlich nahestand.

Und dazu wir, unsere ganze Truppe, einschließlich Milva in Männerkleidung. Ha, das ist falsch ausgedrückt, wenn ich von der ganzen Mannschaft spreche. Rittersporn war nicht bei uns. Rittersporn, oder eher Vicomte Soundso, saß auf einen Lehnstuhl gefläzt zur Rechten Ihrer Spitznasigen Gnaden Anarietta und spreizte sich wie ein Pfau. Wie ein echter Favorit.

Anarietta, Fringilla und Rittersporn waren die einzigen Personen, die saßen. Weiter wurde niemandem erlaubt, sich zu setzen. Dabei war ich schon froh, dass ich nicht knien musste.

Die Fürstin hörte sich meine Erzählung an, wobei sie mich zum Glück selten unterbrach. Als ich aber kurz die Ergebnisse der Gespräche mit den Druidinnen berichtete, rang sie die Hände in einer Geste, die ebenso ehrliche wie übertriebene Betrübnis andeutete. Ich weiß, dass das wie irgend so ein verdammtes Oxymoron klingt, aber glaub mir, Reynart, in ihrem Fall war es wirklich so.«

»Ach, ach«, sagte Fürstin Anna Henrietta händeringend. »Wie sehr habt Ihr uns doch bekümmert, Herr Geralt. Ich sage Euch wahrlich, unser Herz ist der Wehmut voll.«

Sie schniefte durch die spitze Nase, streckte die Hand aus, und Rittersporn legte augenblicklich ein Batisttüchlein mit Monogramm hinein. Die Fürstin tupfte sich mit dem Tuch beide Wangen ab, so, dass der Puder nicht abgewischt wurde.

»Ach, ach«, wiederholte sie. »Die Druiden wussten also nichts von Ciri? Sie waren nicht imstande, Euch Hilfe zu gewähren? War denn dann gar all Eure Mühe verloren und Euer Weg vergebens?«

»Vergebens gewiss nicht«, antwortete er überzeugt. »Ich gestehe, ich hatte darauf gezählt, von den Druiden irgendeine konkrete Information oder einen Hinweis zu erhalten, der wenigstens annähernd erklärt hätte, wieso alle Welt hinter Ciri her ist. Die Druiden konnten oder wollten mir jedoch nicht helfen, in dieser Hinsicht habe ich tatsächlich nichts erreicht. Aber ...«

Er hielt für einen Moment inne. Nicht um der dramatischen Wirkung willen. Er überlegte, wie offen er vor dieser ganzen Zuhörerschaft sprechen durfte.

»Ich weiß, dass Ciri lebt«, sagte er schließlich trocken. »Wahrscheinlich ist sie verwundet worden. Sie schwebt noch immer in Gefahr. Doch sie lebt.«

Anna Henrietta seufzte, benutzte abermals das Tüchlein und drückte Rittersporn die Hand. »Wir versprechen Euch«, sagte sie, »unsere Hilfe und Unterstützung. Seid in Toussaint zu Gast, solange es Euch beliebt. Denn es soll Euch gesagt sein, dass wir in Cintra waren, dass wir Pavetta gekannt und mit unserer Freundschaft bedacht, auch die kleine Ciri gekannt und gemocht haben. Wir sind aus ganzem Herzen mit Euch, Herr Geralt. Wenn nötig, werdet Ihr von unseren Gelehrten und Astrologen Hilfe erfahren. Unsere Bibliotheken und Büchersammlungen stehen Euch offen. Ihr müsst, das glauben wir fest, irgendeine Spur finden, einen Hinweis oder ein Indiz, die Euch den rechten Weg weisen. Handelt nicht vorschnell. Ihr braucht Euch nicht zu eilen. Ihr könnt hierbleiben, solange es Euch beliebt, Ihr seid uns ein lieber Gast.«

Geralt verneigte sich. »Ich danke Euer Gnaden für das Wohlwollen und die Gunst. Wir werden jedoch aufbrechen, sobald wir uns ein wenig ausgeruht haben. Ciri ist noch immer in Gefahr. Wenn wir zu lange am selben Fleck sitzen, wächst die Gefahr nicht nur, sondern beginnt auch die Menschen zu bedrohen, die uns wohlgesonnen sind. Und die einfach nur Unbeteiligten. Dazu möchte ich es um keinen Preis kommen lassen.«

Die Fürstin schwieg eine Zeitlang, wobei sie mit gemessenen Bewegungen Rittersporns Unterarm streichelte, als sei er eine Katze.

»Edel und rechtschaffen sind Eure Worte«, sagte sie schließlich. »Doch Ihr habt nichts zu fürchten. Die Euch verfolgenden Banditen sind von unseren Rittern so vernichtend geschlagen worden, dass keiner davongekommen ist, der Vicomte Julian hat uns davon berichtet. Jeden, der es wagt, Euch zu beunruhigen, wird das nämliche Schicksal ereilen. Ihr steht unter unserem Schutz und Schirm.«

»Das weiß ich zu schätzen.« Geralt verbeugte sich abermals und verfluchte im Stillen das schmerzende Knie, doch nicht nur dieses. »Ich darf jedoch nicht verschweigen, was Vicomte Rittersporn vergessen hat, Eurer Gnaden zu berichten. Die Banditen, die mich seit Belhaven verfolgt haben und die Eurer Gnaden wackere Ritterschaft im Caed Myrkvid geschlagen hat, waren zwar durchaus Banditen reinsten Wassers, doch sie trugen die Farben Nilfgaards.«

»Und was heißt das?«

Und das heißt, lag ihm auf der Zunge, dass die Nilfgaarder, wenn sie Aedirn binnen zwanzig Tagen erobert haben, für dein bisschen Fürstentum zwanzig Minuten brauchen werden.

»Es ist Krieg«, sagte er stattdessen. »Was in Belhaven und im Caed Myrkvid geschehen ist, kann als Diversion im Hinterland betrachtet werden. So etwas zieht für gewöhnlich Repressalien nach sich. In Kriegszeiten ...«

»Der Krieg«, unterbrach ihn die Fürstin und erhob die spitze Nase, »ist gewiss schon zu Ende. Wir haben in dieser Angelegenheit an unseren Cousin Emhyr var Emreis geschrieben. Wir haben ihm ein Memorandum zukommen lassen, in dem wir fordern, dass er dem sinnlosen Blutvergießen unverzüglich ein Ende bereitet. Der Krieg ist gewiss schon vorbei, gewiss ist Frieden geschlossen worden.«

»Das kann man leider nicht sagen«, erwiderte Geralt reserviert. »Jenseits der Jaruga wüten Feuer und Schwert, fließt Blut. Nichts deutet darauf hin, dass damit Schluss sein könnte. Ich würde sagen, ganz im Gegenteil ...«

Sofort tat es ihm leid, das gesagt zu haben.

»Wie das?« Die Nase der Fürstin schien noch spitzer zu werden, und in ihrer Stimme erklang ein hässlicher, verbissen mürrischer Ton. »Höre ich recht? Der Krieg dauert an? Warum sind wir davon nicht in Kenntnis gesetzt worden? Herr Minister Tremblay?«

»Euer Gnaden, ich ...«, stotterte einer der Goldkettenträger, während er aufs Knie sank. »Ich wollte nicht ... Wollte Euch nicht betrüben ... beunruhigen ... Euer Gnaden ...«

»Wache!«, heulte Ihre Gnaden auf. »In den Turm mit ihm! Ihr seid in Ungnade, Herr Tremblay! In Ungnade! Herr Kämmerer! Herr Sekretär!«

»Zu Befehl, Allerhöchste Durchlaucht ...«

»Unsere Kanzlei soll augenblicklich eine scharfe Note an unseren Cousin, den Kaiser von Nilfgaard, ergehen lassen. Wir fordern, dass er sofort, aber wirklich sofort vom Kriege ablässt und Frieden schließt. Denn Krieg und Zwietracht sind schlecht! Zwietracht zerstört, und Eintracht baut auf!«

»Euer Gnaden«, stammelte der Kämmerer, der wie ein Konditor aussah, nun weiß wie Puderzucker, »haben ganz und gar recht.«

»Was tun die Herren noch hier? Wir haben Befehle erteilt! Marsch ans Werk!«

Geralt schaute sich diskret um. Die Ratsherren hatten Gesichter wie von Stein, woraus zu schlussfolgern war, dass derlei Zwischenfälle an diesem Hofe nichts Neues waren. Er nahm sich fest vor, der fürstlichen Dame fortan nur noch zuzustimmen.

Anarietta strich sich mit dem Tüchlein über die Nasenspitze, worauf sie Geralt zulächelte. »Wie Ihr seht«, sagte sie, »waren Eure Sorgen grundlos. Ihr habt nichts zu fürchten und könnt bei uns zu Gast bleiben, solange Ihr wollt.«

»Jawohl, Euer Gnaden.«

In der Stille war deutlich das Ticken eines Holzwurms in einem der altehrwürdigen Möbel zu hören. Und die Flüche, mit denen der Stallmeister auf einem entlegenen Hof ein Pferd überschüttete.

»Wir hätten auch«, brach Anarietta das Schweigen, »eine Bitte an Euch, Herr Geralt. In Eurer Eigenschaft als Hexer.«

»Jawohl, Euer Gnaden.«

»Es ist die Bitte vieler edler Damen von Toussaint wie auch die unsere. Ein Ungeheuer sucht nächtens die hiesigen Haushalte heim. Ein Teufel, ein Gespenst, ein Sukkubus in Gestalt eines Weibsstücks, aber eines derart schamlosen, dass wir es nicht zu beschreiben wagen, setzt den tugendhaften und treuen Ehemännern zu. Es kommt des Nachts in die Alkoven, erlaubt sich verwerfliche Ausschweifungen und widerwärtige Perversionen, von denen zu sprechen mir der Anstand verbietet. Ihr als Kenner wisst sicherlich, wovon die Rede ist.«

»Jawohl, Euer Gnaden.«

»Die Damen von Toussaint bitten Euch, dass Ihr diesem abscheulichen Treiben ein Ende macht. Und wir schließen uns dieser Bitte an. Und versichern Euch unserer Freigebigkeit.«

»Jawohl, Euer Gnaden.«

Angoulême fand den Hexer und den Vampir im Schlosspark, wo beide sich einem Spaziergang und einem diskreten Gespräch widmeten.

»Ihr werdet es mir nicht glauben«, sprudelte sie heraus. »Ihr werdet es nicht glauben, wenn ich euch sage ... Aber es ist die reinste Wahrheit ...«

»Red schon.«

»Reynart de Bois-Fresnes, der fahrende Ritter vom Schach, steht zusammen mit den anderen fahrenden Rittern beim fürstlichen Zahlmeister am Schalterfenster. Und wisst ihr, wozu? Um sein Monatsgehalt abzuholen! Die Schlange, sage ich euch, ist einen halben Pfeilschuss lang, und vor lauter Wappen flimmert es einem vor den Augen. Ich habe Reynart gefragt, was da los ist, und er sagt, ein fahrender Ritter hat auch manchmal Hunger.«

»Was ist daran so sensationell?«

»Du machst wohl Witze! Fahrende Ritter streifen aus edler Berufung umher! Nicht für ein Monatsgehalt!«

»Das eine«, erklärte der Vampir Regis sehr ernst, »schließt das andere nicht aus. Wirklich. Glaub mir, Angoulême.«

»Glaub ihm, Angoulême«, bestätigte Geralt trocken. »Hör auf, im Palast herumzulaufen und Sensationen zu suchen, geh und leiste Milva Gesellschaft. Sie ist in einer entsetzlichen Stimmung, sie sollte nicht allein sein.«

»Stimmt. Die Tante hat wohl ihre Tage, denn sie ist wütend wie eine Wespe. Ich denke ...«

»Angoulême!«

»Ich geh ja schon.«

Geralt und Regis blieben an einem Beet mit schon leicht verkümmerten Zentifolien-Rosen. Doch es gelang ihnen nicht, ihr Gespräch fortzusetzen. Hinter der Orangerie hervor erschien ein schmächtiger Mann in einem eleganten umbrabraunen Mantel.

»Guten Tag.« Er verbeugte sich, streifte mit der Zobelmütze über die Knie. »Darf man fragen, welcher der Herren, wenn Ihr gütigst gestattet, der Hexer namens Geralt ist, der berühmte Fachmann?«

»Das bin ich.«

»Ich aber bin Jean Catillon, der Verwalter des Weinguts Castel Toricella. Die Sache verhält sich so, dass uns auf dem Weingut ein Hexer sehr zupass käme. Ich wollte mich vergewissern, ob Ihr nicht gütigst bereit wäret ...«

»Und worum geht es?«

»Um Folgendes«, begann der Verwalter Catillon. »Wegen dieses Krieges, dass ihn der Teufel hole, kommen die Kaufleute seltener, die Vorräte wachsen, der Platz für die Fässer beginnt knapp zu werden. Wir dachten, das sei weiter kein Problem, denn unter den Schlössern ziehen sich ja meilenweit Keller hin, immer tiefer, die reichen wohl gar bis zum Mittelpunkt der Erde. Unter der Toricella habe ich auch so einen Keller ausfindig gemacht, einen schönen, wenn ihr gütigst gestattet, rundum ausgemauert, weder zu trocken noch zu feucht, genau so, dass sich der Wein darin wohlfühlt ...«

»Und?« Der Hexer verlor die Geduld.

»Es hat sich gezeigt, dass dort in den Kellern irgendein Ungeheuer sein Unwesen treibt, sicherlich aus den Tiefen der Erde herausgekrochen. Zwei Leute hat es verbrannt, ihnen den Körper bis auf die Knochen versengt, und einen geblendet, denn es, mein Herr, also das Ungeheuer, spuckt irgendeine ätzende Lauge ...«

»Eine Solpuga«, stellte Geralt knapp fest. »Auch Giftspei genannt.«

»Na bitte.« Regis lächelte. »Ihr seht selbst, Herr Catillon, dass Ihr es mit einem Fachmann zu tun habt. Einem Fachmann, den Euch sozusagen der Himmel schickt. Aber habt Ihr Euch in dieser Angelegenheit schon an die hiesigen fahrenden Ritter gewandt? Die Fürstin hat davon ein ganzes Regiment, und solche Missionen sind ja ihre Spezialität, ihr Daseinszweck.«

»Zwecklos.« Der Verwalter Catillon schüttelte den Kopf. »Ihr Zweck ist es, die Landstraßen zu bewachen, die Wege, die Pässe, denn wenn die Kaufleute nicht hierhergelangen, können wir alle einpacken. Außerdem sind die Ritter zwar kühn und streitbar, aber nur zu Pferde. Unter die Erde geht keiner von denen! Und außerdem sind sie teu...«

Er stockte. Er sah aus wie jemand, der ohne Bart nichts hatte, wo er etwas hätte hineinmurmeln können. Und der das sehr bedauerte.

»Sie sind teuer«, vollendete Geralt den Satz ohne besondere Ironie. »Ihr solltet also wissen, guter Mann, dass ich mehr verlange. Der freie Markt. Und freie Konkurrenz. Denn ich, wenn wir einen Vertrag schließen, werde vom Pferd absitzen und unter die Erde gehen. Überlegt Euch das, aber nicht zu lange, denn lange werde ich nicht in Toussaint bleiben.«

»Du überraschst mich«, sagte Regis, sobald der Verwalter gegangen war. »Ist in dir plötzlich der Hexer erwacht? Du akzeptierst Aufträge? Nimmst dir Ungeheuer vor?«

»Ich bin selber überrascht«, erwiderte Geralt ehrlich. »Ich habe instinktiv reagiert, von einem unerklärlichen Impuls getrieben. Ich werde da wieder herauskommen. Ich kann jede angebotene Bezahlung für zu niedrig erklären. Immer. Kommen wir auf unser Gespräch zurück ...«

»Warte noch.« Der Vampir deutete mit einem Blick zur Seite. »Etwas sagt mir, dass deine nächsten Interessenten kommen.«

Geralt fluchte halblaut. Eine kleine Zypressenallee entlang kamen zwei Ritter auf ihn zu. Den ersten erkannte er sofort, den großen Stierkopf auf dem schneeweißen Überwurf konnte man mit keinem anderen Wappen verwechseln. Der zweite Ritter, hochgewachsen, graumeliert, die edel kantige Physiognomie wie aus Granit gemeißelt, trug auf dem blauen Mantel ein goldenes doppeltes Lilienkreuz.

Die Ritter machten im vorgeschriebenen Abstand von zwei Schritten Halt und verneigten sich. Geralt und Regis erwiderten die Verbeugung, worauf alle vier gemäß dem Ritterbrauch Schweigen wahrten, das zehn Herzschläge lang dauern sollte.

»Die Herren erlauben«, stellte Stierkopf seinen Begleiter vor. »Baron Palmerin de Launfal. Ich heiße, wie sich die Herren vielleicht erinnern ...«

»Baron de Peyrac-Peyran. Wer könnte das vergessen.«

»Wir haben etwas mit dem Herrn Hexer zu bereden«, kam Peyrac-Peyran zur Sache. »In, wenn ich so sagen darf, beruflicher Angelegenheit.«

»Ich höre.«

»Vertraulich.«

»Ich habe keine Geheimnisse vor Herrn Regis.«

»Aber die edlen Herren haben zweifellos welche.« Der Vampir lächelte. »Daher werde ich, wenn die Herren gestatten, gehen und mir jenen schönen kleinen Pavillon dort anschauen, der sicherlich ein Tempel des Nachsinnens ist. Herr de Peyrac-Peyran ... Herr de Launfal ...«

Man wechselte Verbeugungen.

»Ich bin ganz Ohr«, brach Geralt das Schweigen. Er dachte nicht daran, die zehn Herzschläge abzuwarten.

»Es geht« – Peyrac-Peyran senkte die Stimme und schaute sich scheu um – »um diesen Sukkubus ... Na ja, um diesen Nachtalb, der die Leute heimsucht. Den Euch die Fürstin und die Damen zu vernichten aufgetragen haben. Hat man Euch für die Vernichtung des Gespensts viel versprochen?«

»Verzeihung, aber das ist ein Berufsgeheimnis.«

»Selbstverständlich«, ließ sich Palmerin de Launfal vernehmen, der Ritter mit dem Lilienkreuz. »Eure Haltung ist fürwahr lobenswert. Ich fürchte wahrhaftig, dass mein Angebot respektlos ist, doch ich will es Euch trotzdem unterbreiten. Tretet von diesem Kontrakt zurück, Herr Hexer. Zieht nicht gegen den Sukkubus, lasst ihn in Ruhe. Ohne den Damen und der Fürstin etwas zu sagen. Und bei meiner Ehre, wir, die Herren von Toussaint, werden das Angebot der Damen überbieten. Ihr werdet über unsere Freigebigkeit staunen.«

»Das Angebot«, sprach der Hexer kalt, »kommt in der Tat in die Nähe einer Respektlosigkeit.«

»Herr Geralt.« Palmerin de Launfals Gesicht war hart und ernst. »Ich will Euch sagen, was uns zu diesem Angebot ermutigt hat. Es war der Euch vorauseilende Ruf, dass Ihr nur jene Ungeheuer tötet, die eine Gefahr darstellen. Eine reale Gefahr. Keine eingebildete, die aus Unwissenheit oder Vorurteilen erwächst. Lasst Euch daher sagen, dass der Sukkubus niemanden bedroht und niemandem schadet. Nun ja, er kommt im Traum ... Von Zeit zu Zeit ... Und neckt einen ein bisschen ...«

»Aber nur Volljährige«, setzte Peyrac-Peyran rasch hinzu.

»Die Damen von Toussaint«, erklärte Geralt und blickte um sich, »wären nicht erfreut, wenn sie von diesem Gespräch erführen. Wie auch die Fürstin.«

»Wir sind ganz Eurer Meinung«, murmelte Palmerin de Launfal. »Diskretion ist unbedingt angezeigt. Man soll keine schlafenden Betschwestern wecken.«

»Eröffnet auf meinen Namen ein Konto bei einer der hiesigen Zwergenbanken«, sagte Geralt langsam und leise. »Und erstaunt mich mit Eurer Freigebigkeit. Ich sage Euch gleich, dass ich nicht leicht in Erstaunen zu versetzen bin.«

»Aber wir werden uns Mühe geben«, versprach Peyrac-Peyran stolz.

Man verabschiedete sich mit Verbeugungen.

Regis kehrte zurück. Mit seinen Vampirohren hatte er natürlich alles gehört. »Jetzt«, sagte er ohne zu lächeln, »kannst du natürlich behaupten, das sei alles ein unwillkürlicher Instinkt und ein unerklärlicher Impuls gewesen. Aber das eröffnete Bankkonto wirst du schwerlich ableugnen können.«

Geralt blickte irgendwo nach oben, über die Wipfel der Zypressen hinweg. »Wer weiß«, sagte er, »vielleicht werden wir hier doch ein paar Tage zubringen. In Anbetracht von Milvas Rippen vielleicht sogar mehr als nur ein paar Tage. Vielleicht ein paar Wochen? Es kann also nicht schaden, wenn wir uns für diese Zeit finanziell unabhängig machen.«

»Daher also das Konto bei den Cianfanelli.« Reynart de Bois-Fresnes nickte. »Na, na. Wenn die Fürstin davon erführe, gäbe es im Handumdrehen Veränderungen in den Ämtern, es würden neue Patente ausgeteilt. Ha, vielleicht würde sogar ich befördert werden? Mein Wort, es ist ein Jammer, dass unsereins nicht das Zeug zum Denunzianten hat. Erzähl jetzt von dem berühmten Festmahl, auf das ich mich so gefreut hatte. Ich wäre so gern auf diesem Fest gewesen, hätte getrunken und gegessen! Aber sie haben mich an die Grenze geschickt, auf Wache, in die Kälte und den verdammten Schneeregen. Ach, heja ho, Rittern geht es so ...«

»Dem großen und mit viel Getöse angekündigten Festmahl«, begann Geralt, »gingen gewichtige Vorbereitungen voraus. Man musste Milva finden, die sich in den Ställen versteckt hatte, musste sie überzeugen, dass von ihrer Teilnahme am Bankett das Schicksal Ciris und beinahe der ganzen Welt abhing. Man musste ihr fast mit Gewalt ein Kleid anziehen. Dann musste man Angoulême das Gelöbnis abpressen, dass sie sich wie eine Dame verhalten werde, insbesondere, dass sie es vermeiden werde, ›Hure‹ und ›Arsch‹ zu sagen. Als wir das endlich alles beisammen hatten und uns beim Wein zu erholen gedachten, erschien der Kämmerer Le Goff, nach Zuckerguss riechend und aufgeblasen wie eine Schweinsblase.«

»Unter den gegebenen Umständen muss ich darauf hinweisen«, begann der Kämmerer Le Goff zu näseln, »dass es am Tisch Ihrer Gnaden keine unteren Plätze gibt, niemand hat das Recht, sich durch den ihm am Tische zugewiesenen Platz gekränkt zu fühlen. Wir hier in Toussaint halten uns streng an die althergebrachten Traditionen und Bräuche, und gemäß diesen Bräuchen ...«

»Herr Kämmerer, kommt zur Sache.«

»Das Festmahl findet morgen statt. Die Sitzordnung am Tisch muss ich nach Ehre und Rang festlegen.«

»Klar«, sagte der Hexer ernst. »Ich will gleich sagen, wie es sich verhält. Der Würdigste unter uns, sowohl was den Rang als auch die Ehre betrifft, ist Rittersporn.«

»Der Herr Vicomte Julian«, erklärte der Kämmerer hochnäsig, »ist außerordentlicher Ehrengast. Als solcher wird er zur Rechten Ihrer Gnaden sitzen.«

»Klar«, wiederholte der Hexer todernst. »Und in Bezug auf uns hat er Euch nicht wissen lassen, wer welchen Rang, Titel und Ehren hat?«

»Er hat nur wissen lassen« – der Kämmerer räusperte sich –, »dass die edlen Damen und Herren inkognito auf einer ritterlichen Mission unterwegs sind, deren Einzelheiten wie auch die wahren Namen, Wappen und Titel Ihr nicht verraten dürft, weil Gelübde es verbieten.«

»So verhält es sich. Worin also liegt das Problem?«

»Aber ich muss ja die Sitzordnung festlegen! Ihr seid Gäste, noch dazu Kampfgefährten des Herrn Vicomte, also werde ich Euch sowieso näher zum oberen Ende der Tafel setzen ... Zu den Baronen. Aber es kann ja nicht sein, dass Ihr alle gleich seid, meine Herren und Damen, denn es kommt niemals vor, dass alle gleich sind. Wenn jemand von Euch nach Rang oder Geburt höher steht, muss ich ihn ans obere Ende der Tafel setzen, zur Fürstin ...«

»Er« – der Hexer zeigte ohne zu zögern auf den Vampir, der ein Stück abseits konzentriert einen Gobelin bewunderte, der fast die ganze Wand einnahm –, »er ist ein Graf. Aber kein Wort darüber. Es ist ein Geheimnis.«

»Verstehe.« Der Kämmerer war so beeindruckt, dass er sich beinahe verschluckt hätte. »Unter den gegebenen Umständen ... Ich werde ihn zur Rechten der Gräfin Notturna platzieren, der edelgeborenen Tante der Frau Fürstin.«

»Ihr werdet es nicht bereuen, weder Ihr noch die Tante.« Geralts Gesicht war wie von Stein. »Er hat nicht seinesgleichen, weder an Umgangsformen noch in der Kunst der Konversation.«

»Es freut mich, das zu hören. Ihr indes, Herr von Riva, werdet neben der ehrwürdigen Frau Fringilla Platz nehmen. So gebietet es die Tradition. Ihr habt sie zum Bottich getragen, Ihr seid ... hmmm ... ihr Ritter, sozusagen ...«

»Ich verstehe.«

»Das ist gut. Ach, Herr Graf ...«

»Wie bitte?«, wunderte sich der Vampir, der gerade von dem Wandteppich zurücktrat, der den Kampf der Riesen mit den Zyklopen darstellte.

»Es ist nichts.« Geralt lächelte. »Wir plaudern nur so.«

»Aha.« Regis nickte. »Ich weiß nicht, ob die Herren es bemerkt haben ... Aber dieser Zyklop auf dem Gobelin, da, der mit der Keule ... Seht euch seine Zehen an. Er hat, wir wollen es unumwunden sagen, zwei linke Füße.«

»Stimmt«, bestätigte ohne einen Anflug von Verwunderung der Kämmerer Le Goff. »Von solchen Gobelins gibt es viele in Beauclair. Der Meister, der sie gewebt hat, war ein wahrer Meister. Aber er hat schrecklich viel getrunken. Eben ein Künstler.«

»Es wird Zeit für uns«, sagte der Hexer und wich den Blicken aus, die ihm die vom Wein aufgekratzten Mädchen vom Nebentisch her zuwarfen, wo man sich mit Weissagungen vergnügte. »Machen wir uns auf den Weg, Reynart. Lass uns bezahlen, auf die Pferde steigen und nach Beauclair reiten.«

»Ich weiß, wohin du es so eilig hast.« Der Ritter ließ die Zähne blitzen. »Keine Angst, deine Grünäugige wird warten. Es hat eben erst Mitternacht geschlagen. Erzähl von dem Festmahl.«

»Ich erzähle, und wir reiten.«

»Und wir reiten.«

Der Anblick des in Form eines riesigen Hufeisens aufgestellten Tisches gemahnte nachdrücklich daran, dass der Herbst zu Ende ging und der Winter vor der Tür stand. Unter den in Schüsseln und Schalen dargebotenen Speisen dominierte Wildbret in allen möglichen Versionen und Variationen. Es gab große Viertel von Wildschweinen, Hirschkeulen und –rücken, allerlei Pasteten, Aspiks und rosa Fleischscheiben, herbstlich garniert mit Pilzen, Moosbeeren, Pflaumenmus und Weißdornsoße. Es gab Herbstvögel – Birkhühner, Auerhähne und Fasanen, dekorativ mit Flügeln und Schwänzen serviert, es gab gebackene Perlhühner, Wachteln und Rebhühner, Krickenten, Sumpfschnepfen, Haselhühner und Misteldrosseln. Es gab da auch wahre Delikatessen wie Krammetsvögel, unausgenommen im Ganzen gebacken, denn die Wacholderbeeren, mit denen die Innereien dieser kleinen Vögel angefüllt sind, bilden eine natürliche Würze. Es gab auch Lachsforellen aus Bergseen, es gab Zander, Aalquappen und Hechtleber. Einen grünen Akzent setzte Rapunzel, ein spätherbstlicher Salat, den man, wenn nötig, sogar unter dem Schnee ausgraben konnte.

Blumen wurden von Misteln ersetzt.

Mitten auf dem Ehrentische am runden Ende des Hufeisens, an dem Fürstin Anarietta und die bedeutendsten Gäste saßen, stand auf einer großen Silbertafel die Dekoration des Abends. Zwischen Trüffeln, aus Möhren geschnittenen Blumen, halbierten Zitronen und Artischockenherzen ruhte ein riesiger Sterlet, auf seinem Rücken aber stand auf einem Bein ein im ganzen gebratener Reiher, der im erhobenen Schnabel einen goldenen Ring hielt.

»Ich schwöre beim Reiher«, schrie Peyrac-Peyran, der dem Hexer wohlbekannte Baron mit dem Stierkopf im Wappen, der aufgestanden war und den Pokal erhob. »Beim Reiher schwöre ich, die Ritterehre und die Ehre der Damen zu verteidigen, und ich gelobe, niemals, nimmermehr jemandem das Feld zu überlassen!«

Das Gelöbnis wurde mit einer lauten Ovation belohnt. Worauf man ans Essen ging.

»Ich schwöre beim Reiher!«, brüllte ein anderer Ritter mit einem buschigen und draufgängerisch hochgezwirbelten Schnurrbart. »Ich schwöre, bis zum letzten Blutstropfen die Grenzen und Ihre Gnaden Anna Henrietta zu verteidigen! Und zum Beweis meiner Treue gelobe ich, auf meinen Schild einen Reiher zu malen und ein Jahr lang incognito zu kämpfen, Namen und Wappen geheim zu halten und mich den Ritter vom Weißen Reiher zu nennen! Auf das Wohl Ihrer fürstlichen Gnaden!«

»Auf ihr Wohl! Glück! Vivat! Ihre Gnaden sollen leben!«

Anarietta nickte zum Dank leicht mit dem von einem Brillantdiadem geschmückten Kopf. Sie trug so viele Diamanten an sich, dass sie einfach im Vorbeigehen hätte Glas schneiden können. Neben ihr saß Rittersporn und grinste dümmlich. Ein Stück weiter hatte zwischen zwei Matronen Emiel Regis Platz genommen. Er trug eine Langjacke aus schwarzem Samt, in der er aussah wie ein Vampir. Er bediente die Matronen und unterhielt sie mit Konversation, und sie lauschten fasziniert.

Geralt griff nach einer Schale mit Zanderscheiben, die mit Petersilie garniert waren. Er legte der zu seiner Linken sitzenden Fringilla Vigo auf, die ein Kleid aus veilchenblauem Atlas und ein wunderschönes Amethystkollier trug, welches sich hübsch ins Dekolleté einfügte. Fringilla, die ihn unter schwarzen Wimpern hervor beobachtete, hob den Kelch und lächelte rätselhaft. »Auf dein Wohl, Geralt. Ich freue mich, dass man uns nebeneinandergesetzt hat.«

»Lobe den Tag nicht vor dem Abend.« Er erwiderte das Lächeln, denn alles in allem war er bei recht guter Laune. »Das Mahl hat gerade erst begonnen.«

»Im Gegenteil. Es dauert schon lange genug, dass du mir ein Kompliment hättest machen können. Wie lange soll ich noch warten?«

»Du bist berückend schön.«

»Langsam, langsam, eins nach dem anderen!« Sie lachte, und er hätte schwören mögen, dass sie es ganz aufrichtig meinte. »Ich will gar nicht daran denken, wo wir in diesem Tempo hinkommen, ehe das Mahl zu Ende ist. Beginne mit ... Hmm ... Sage, dass ich ein geschmackvolles Kleid habe und dass mir Veilchenblau gut steht.«

»Veilchenblau steht dir gut. Obwohl du mir, ehrlich gesagt, in Weiß am besten gefallen hast.«

Er bemerkte in ihren smaragdgrünen Augen die Herausforderung. Er mochte nicht darauf eingehen. So gute Laune hatte er nun wieder nicht.

Gegenüber hatte man Cahir und Milva platziert. Cahir saß zwischen zwei ziemlich jungen und unablässig plappernden Edelfräuleins, wohl Baronessen. Der Bogenschützin hingegen leistete ein älterer und griesgrämiger Ritter Gesellschaft, der eisern schwieg und zahlreiche Pockennarben im Gesicht hatte.

Ein Stück weiter saß Angoulême, die inmitten von jungen fahrenden Rittern das große Wort führte. »Was ist das?«, schrie sie und hielt ein silbernes, vorn abgerundetes Messer hoch. »Ohne Spitze? Haben die Angst, dass wir Lust kriegen, uns gegenseitig abzustechen, oder was?«

»Solche Messer«, erklärte Fringilla, »sind in Beauclair seit der Zeit der Fürstin Karolina Roberta in Gebrauch, der Großmutter von Anna Henrietta. Karoberta konnte es nicht ausstehen, wenn sich auf den Festmählern die Gäste mit den Messern in den Zähnen polkten. Und mit abgerundeten Messern geht das nicht.«

»Geht nicht«, stimmte Angoulême zu und verzog schelmisch das Gesicht. »Zum Glück haben sie uns noch Gabeln gegeben!«

Sie tat, als wolle sie eine Gabel in den Mund stecken, ließ es aber unter Geralts bedrohlichem Blick sein. Der zu ihrer Rechten sitzende junge Ritter lachte in wieherndem Falsett. Geralt nahm eine Schale mit Ente in Aspik, legte Fringilla auf. Er sah, wie sich Cahir ein Bein ausriss, um die Launen der Baronessen zu befriedigen, die hingegen schauten durch ihn hindurch. Er sah, wie sich die jungen Ritter vor Angoulême spreizten, ihr um die Wette Speisen reichten und lauthals über ihre einfältigen Witzchen lachten.

Er sah, wie Milva das Brot zerkrümelte und aufs Tischtuch starrte.

Fringilla schien seine Gedanken lesen zu können. »Sie hat es schlecht getroffen«, flüsterte sie zu ihm herübergebeugt, »deine wortkarge Gefährtin. Nun ja, sowas kommt vor, wenn die Sitzordnung festgelegt wird. Baron de Trastamara ist nicht für Höflichkeit bekannt. Oder für Eloquenz.«

»Das ist vielleicht auch besser so«, erwiderte Geralt leise. »Ein vor guten Manieren überquellender Höfling wäre schlimmer. Ich kenne Milva.«

»Bist du dir sicher?« Sie warf ihm einen raschen Blick zu. »Misst du sie nicht vielleicht nach deinem eigenen Maß? Welches übrigens ziemlich grausam ist?«

Er antwortete nicht, schenkte ihr stattdessen Wein ein. Und er kam zu dem Schluss, dass es höchste Zeit sei, gewisse Fragen zu klären.

»Du bist Zauberin, nicht wahr?«

»Bin ich«, gab sie zu und verbarg ganz geschickt ihre Verwunderung. »Woran hast du es erkannt?«

»Ich spüre die Aura.« Er ließ sich nicht auf Einzelheiten ein. »Und ich habe Übung.«

»Damit alles klar ist«, sagte sie nach einer Weile, »ich hatte nicht vor, jemanden zu täuschen. Ich bin aber nicht verpflichtet, meinen Beruf an die große Glocke zu hängen oder einen spitzen Hut und einen schwarzen Umhang zu tragen. Wozu sollen die Leute mit mir ihre Kinder schrecken? Ich habe ein Recht auf mein Inkognito.«

»Unbestreitbar.«

»Ich bin in Beauclair, weil sich hier, wenn nicht die größte, so doch die reichhaltigste Bibliothek der bekannten Welt befindet. Außer den Universitätsbibliotheken, versteht sich. Aber die Universitäten sind eifersüchtig, was den Zugang zu ihren Regalen betrifft, hier jedoch bin ich eine Verwandte und Freundin Anariettas und darf alles.«

»Beneidenswert.«

»Während der Audienz hat Anarietta angedeutet, dass die Bücher einen für dich nützlichen Hinweis bergen könnten. Stör dich nicht an ihrem theatralischen Pathos. So ist sie nun einmal. Aber dass du in den Büchern etwas findest, ist wirklich nicht auszuschließen, was sage ich, es ist wahrscheinlich. Man muss nur wissen, was man sucht und wo.«

»In der Tat. Weiter nichts.«

»Die Begeisterung, die aus deinen Antworten spricht, ist wahrlich erhebend und macht Lust zur Konversation.« Sie kniff leicht die Augen zusammen. »Du traust mir nicht, nicht wahr?«

»Ich schwöre beim Reiher!« Ein junger Ritter am Ende des Hufeisens war aufgestanden und band sich einen Schal über ein Auge, den er von seiner Tischnachbarin erhalten hatte. »Ich gelobe, diesen Schal nicht abzunehmen, bis die Banditen vom Cervantes-Pass mit Stumpf und Stiel ausgerottet sind!«

Die Fürstin deutete mit einem großherrschaftlichen Neigen des brillantfunkelnden Diadems ihre Anerkennung an.

Geralt nahm an, Fringilla werde nicht auf das Thema zurückkommen. Er irrte sich.

»Du glaubst und traust mir nicht«, sagte sie. »Du hast mich doppelt schmerzhaft getroffen. Du zweifelst nicht nur daran, dass ich dir ehrlich helfen will, du glaubst obendrein auch nicht, dass ich es kann. Ach, Geralt! Du hast meinen Stolz und meinen Ehrgeiz ins Mark getroffen.«

»Höre ...«

»Nein!« Sie hob Messer und Gabel, als wolle sie ihm damit drohen. »Entschuldige dich nicht. Ich kann keine Männer leiden, die sich entschuldigen.«

»Und was für Männer kannst du leiden?«

Sie kniff die Augen zusammen, und das Besteck hielt sie noch immer wie stoßbereite Dolche. »Die Liste ist lang«, sagte sie bedächtig, »und ich will dich nicht mit Einzelheiten langweilen. Ich erwähne nur, dass einen ziemlichen hohen Platz auf ihr solche Männer einnehmen, die bereit sind, für eine geliebte Person bis ans Ende der Welt zu gehen, ohne zu zögern, ohne Rücksicht auf Risiko und Gefahr. Und die nicht aufgeben, auch wenn es den Anschein hat, dass keine Aussicht auf Erfolg besteht.«

»Und die übrigen Positionen auf der Liste?«, konnte er sich nicht verkneifen zu fragen. »Die anderen Männer, die nach deinem Geschmack sind? Ebenfalls Verrückte?«

»Worin besteht denn echte Männlichkeit« – sie neigte kokett den Kopf –, »wenn nicht aus der richtigen Mischung von Klasse und Verrücktheit?«

»Damen und Herren, Barone und Ritter!«, rief der Kämmerer Le Goff laut, während er aufstand und mit beiden Händen einen gigantischen Pokal erhob. »Unter den gegebenen Umständen erlaube ich mir, einen Trinkspruch auszubringen: Auf die Gesundheit ihrer Allerhöchsten Durchlaucht Fürstin Anna Henrietta!«

»Glück und Gesundheit!«

»Hurra!«

»Hoch soll sie leben! Vivat!«

»Und jetzt, Damen und Herren« – der Kämmerer stellte den Pokal ab, machte eine feierliche Geste zu den Lakaien hin. »Jetzt die Magna Bestia!«

Auf einer Schale, die vier Knechte auf einer Art Bahre tragen mussten, kam in den Saal ein riesiger Braten, der ein wunderbares Aroma verströmte.

»Magna Bestia!«, riefen die Gäste im Chor. »Hurra! Magna Bestia!«

»Was denn nun wieder für eine Bestie, verdammt?«, ließ Angoulême ihre Beunruhigung laut werden. »Ich werde nichts essen, wenn man mir nicht sagt, was das ist.«

»Das ist ein Elch«, erklärte Geralt. »Ein Elchbraten.«

»Und nicht irgendeiner«, ließ sich Milva nach einem Räuspern vernehmen. »Der Bulle hatte an die sieben Zentner.«

»Ein Stangenelch. Sieben Zentner und vierzig Pfund«, sagte mit heiserer Stimme der neben ihr sitzende pockennarbige Baron. Es waren die ersten Worte, die er seit Beginn des Festmahls hören ließ.

Das wäre vielleicht der Beginn einer Konversation geworden, doch die Bogenschützin errötete, heftete den Blick aufs Tischtuch und begann wieder, Brot zu zerkrümeln.

Doch Geralt hatte sich Fringillas Worte zu Herzen genommen. »Habt womöglich Ihr, Baron«, erkundigte er sich, »diesen kapitalen Bullen erlegt?«

»Nicht ich«, verneinte der Pockennarbige. »Mein Neffe. Ein hervorragender Schütze. Aber das ist ein Männerthema, sozusagen ... Ich bitte um Verzeihung. Ich möchte die Damen nicht langweilen ...«

»Und mit was für einem Bogen?«, wollte Milva wissen, den Blick noch immer aufs Tischtuch geheftet. »Er war sicherlich nicht schwächer als ein Siebziger.«

»Laminat. Schichten von Eibe, Akazie, Esche, mit Flechsen verleimt«, erwiderte langsam der Baron, sichtlich verwundert. »Ein doppelt gekrümmter Sefar. Fünfundsiebzig Pfund Zugkraft.«

»Und die Spannweite?«

»Neunundzwanzig Zoll.« Der Baron sprach immer langsamer, er schien die einzelnen Worte auszuspucken.

»Wirklich ein Apparat«, sagte Milva gelassen. »Mit so einem Ding erlegt man ein Hirschkalb sogar aus hundert Schritt Entfernung. Wenn der Schütze wirklich gut ist.«

»Ich«, krächzte der Baron, als sei er leicht gekränkt, »treffe auf ein Viertelhundert Schritt, sozusagen, einen Fasan.«

»Auf ein Viertelhundert« – Milva hob den Kopf – »treffe ich ein Eichhörnchen.«

Der Baron räusperte sich verwirrt und bediente die Bogenschützin rasch mit Speise und Trank. »Ein guter Bogen«, murmelte er, »ist der halbe Erfolg. Aber nicht weniger wichtig, sozusagen, ist die Qualität der Pfeile. Was meint Ihr, Fräulein, für mich ist ein Pfeil ...«

»Auf das Wohl Ihrer Gnaden Anna Henrietta! Auf das Wohl des Vicomte Julian de Lettenhove!«

»Ihr Wohl! Vivant!«

»... und sie aber ließ ihn am Arsch vorbeigehen«, beendete Angoulême die nächste einfältige Geschichte. Die jungen Ritter brachen in wieherndes Gelächter aus.

Die Baronessen, die Queline und Nique hießen, lauschten den Erzählungen Cahirs mit offenen Mündern, glänzenden Augen und geröteten Wangen. Am oberen Tisch hörte der ganze Hochadel den Ausführungen Regis’ zu. Zu Geralt drangen – trotz seinem Hexergehör – durch das Stimmengewirr nur einzelne Wörter, er erfasste jedoch, dass von Gespenstern, Striegen, Sukkuben und Vampiren die Rede war. Regis gestikulierte mit einer silbernen Gabel und bewies, dass das beste Mittel gegen Vampire Silber sei, ein Erz, dessen geringste Berührung für einen Vampir absolut tödlich sei. Und Knoblauch?, fragten die Damen. Knoblauch hilft auch, gab Regis zu, bereitet aber Probleme in Gesellschaft, weil er schrecklich stinkt.

Die Kapelle auf der Galerie spielte leise auf Fiedeln und Flöten; Akrobaten, Jongleure und Feuerschlucker zeigten ihre Künste. Der Hofnarr versuchte Kurzweil zu stiften, konnte aber mit Angoulême nicht mithalten. Dann erschien ein Bärenführer mit seinem Bären, und der Bär machte zur allgemeinen Erheiterung einen Haufen auf den Fußboden. Angoulême verlor an Freude und Elan – mit dergleichen war schwer mitzuhalten.

Die spitznäsige Fürstin geriet unversehens in Wut, für irgendein unbedachtes Wort fiel einer der Barone in Ungnade und marschierte unter Bewachung in den Turm. Außer den unmittelbar Beteiligten kümmerte sich kaum jemand um den Zwischenfall.

»So schnell kommst du hier nicht weg, Kleingläubiger«, ließ sich Fringilla Vigo vernehmen und schwenkte den Pokal. »Obwohl du am liebsten das Weite suchen würdest, wird nichts daraus.«

»Lies bitte nicht meine Gedanken.«

»Entschuldige. Sie waren so ausgeprägt, dass ich sie unwillkürlich wahrgenommen habe.«

»Du weißt nicht, wie oft ich das schon gehört habe.«

»Du weißt nicht, was ich alles weiß. Bitte, iss von den Artischocken, die sind gesund, gut fürs Herz. Das Herz ist ein wichtiges Organ bei einem Mann. Das zweitwichtigste.«

»Ich dachte, am wichtigsten sind Klasse und Verrücktheit.«

»Geistige Eigenschaften müssen mit körperlichen Werten Hand in Hand gehen. Das ergibt Vollkommenheit.«

»Niemand ist vollkommen.«

»Das ist kein Argument. Man muss sich bemühen. Weißt du was? Ich würde um diese Haselhühner bitten.«

Sie zerteilte das Vögelchen auf dem Teller derart schnell und heftig, dass der Hexer geradezu zusammenzuckte.

»Du kommst hier so schnell nicht weg«, sagte sie. »Erstens brauchst du das gar nicht. Du hast nichts zu befürchten ...«

»Reinweg gar nichts«, konnte er sich nicht verkneifen einzuwerfen. »Die Nilfgaarder werden vor der scharfen Note erschrecken, die ihnen die fürstliche Kanzlei zukommen lässt. Und selbst wenn sie es wagen sollten, werden sie von fahrenden Rittern vertrieben, die beim Reiher schwören und sich die Augen mit Schals verbinden.«

»Du hast nichts zu befürchten«, wiederholte sie, ohne seinen Sarkasmus zu beachten. »Toussaint gilt allgemein als ein Märchenland, komisch und unwirklich, welches sich zudem infolge der Weinherstellung im permanenten Rauschzustand und in unablässiger bacchischer Euphorie befindet. Als solches wird es von niemandem ernst genommen, genießt aber Privilegien. Letzten Endes liefert es Wein, und ohne Wein, wie alle Welt weiß, ist das Leben kein Leben. Darum sind in Toussaint keinerlei Agenten, Spione oder Geheimdienste am Werk. Und man braucht keine Armee, es genügen fahrende Ritter mit einem verbundenen Auge. Niemand wird Toussaint angreifen. An deiner Miene sehe ich, dass ich dich nicht vollends überzeugt habe?«

»Nicht vollends.«

»Schade.« Fringilla kniff die Augen zusammen. »Ich gehe gern bis zum Ende. Unfertiges und Halbheiten kann ich nicht ausstehen. Und auch keine unfertigen Geschichten. Also will ich zu Ende erzählen: Fulko Artevelde, der Präfekt in Riedbrune, glaubt, dass du nicht mehr lebst, die Geflohenen haben ihm gemeldet, dass die Druidinnen euch alle bei lebendigem Leibe verbrannt haben. Fulko tut sein Möglichstes, um die ganze Sache zu vertuschen, die nach einem Skandal riecht. Er ist übrigens selbst daran interessiert, seine Karriere steht auf dem Spiel. Selbst wenn er erfährt, dass du lebst, wird es zu spät sein. Die Version, die er in seinen Berichten gemeldet hat, ist dann die verbindliche.«

»Du weißt eine Menge.«

»Das habe ich niemals verheimlicht. Das Argument mit der Nilfgaarder Verfolgung entfällt also. Und andere, die für eine rasche Abreise sprechen würden, gibt es einfach nicht.«

»Interessant.«

»Aber wahr. Toussaint kann man über vier Pässe verlassen, die in die vier Himmelsrichtungen führen. Welchen Pass wirst du wählen? Die Druidinnen haben dir nichts gesagt und die Zusammenarbeit verweigert. Der Elf aus den Bergen ist verschwunden ...«

»Du weißt wirklich eine Menge.«

»Das haben wir schon festgestellt.«

»Und willst mir helfen.«

»Aber du weist diese Hilfe zurück. Du glaubst nicht an meine ehrlichen Absichten. Du traust mir nicht.«

»Höre, ich ...«

»Entschuldige dich nicht. Iss noch Artischocken.«

Es legte wieder jemand ein Gelübde beim Reiher ab. Cahir machte den Baronessen Komplimente. Angoulême, ein wenig angetrunken, war am ganzen Tisch zu hören. Der pockennarbige Baron, von der Diskussion über Bögen und Pfeile belebt, begann Milva geradezu zu bedrängen.

»Bitte, Fräulein, probiert den Schinken vom Keiler. Ach, sozusagen ... In meinen Besitzungen gibt es schneefreie Felder, da hausen sozusagen ganze Rotten davon.«

»Oh.«

»Da findet man hübsche Einzelgänger, Dreizentnerstücke ... Wir sind mitten in der Jagdsaison ... Wenn das Fräulein den Wunsch hat ... Wir könnten sozusagen gemeinsam auf Jagd ...«

»So lange werden wir ja nicht hierbleiben.« Milva warf Geralt einen sonderbar bittenden Blick zu. »Denn, wenn Ihr verzeiht, wir haben Wichtigeres als Jagdvergnügen zu tun.

Obwohl ich«, setzte sie rasch hinzu, als sie sah, wie sich die Miene des Barons eintrübte, »sehr gern mit Euch Schwarzwild jagen würde.«

Die Miene des Barons hellte sich augenblicks auf.

»Wenn nicht auf die Jagd«, verkündete er bereitwillig, »dann lade ich wenigstens zu mir ein. In meine Residenz. Zeige meine Sammlung von Geweihen, Gefängen, sozusagen, Pfeifen und Säbel ...«

Milva heftete den Blick aufs Tischtuch.

Der Baron griff nach einem Tablett mit Krammetsvögeln, legte ihr auf, dann füllte er den Pokal mit Wein. »Verzeiht«, sagte er. »Ich bin kein Höfling. Kann nicht unterhalten. Mit höfischem Gerede ist bei mir nicht viel los.«

»Ich« – Milva räusperte sich – »bin im Wald aufgewachsen. Ich weiß Stille zu schätzen.«

Fringilla fand unterm Tisch Geralts Hand und drückte sie kräftig. Geralt schaute ihr in die Augen. Er vermochte nicht zu erraten, was sich darin verbarg.

»Ich vertraue dir«, sagte er. »Ich glaube an deine ehrlichen Absichten.«

»Du lügst nicht?«

»Ich schwör’s beim Reiher.«

Der Stadtwächter musste sich wegen Yule ordentlich einen angetrunken haben, denn er ging schwankend, stieß mit der Hellebarde gegen die Fensterläden und verkündete laut, aber lallend, die Uhr habe schon zehn geschlagen, obwohl es in Wahrheit ein gutes Stück nach Mitternacht war.

»Reite allein nach Beauclair«, sagte Reynart de Bois-Fresnes unerwartet, sobald sie die Schenke verlassen hatten. »Ich bleibe in der Stadt. Bis zum Morgen. Mach’s gut, Hexer.«

Geralt wusste, dass der Ritter in der Stadt ein befreundetes Frauenzimmer hatte, dessen Mann viel in Geschäften unterwegs war. Sie hatten nie darüber gesprochen, weil Männer über derlei Dinge nicht sprechen.

»Mach’s gut, Reynart. Pass auf den Skoffin auf. Dass er nicht zu stinken anfängt.«

»Es ist Frost.«

Es war Frost. Die engen Straßen waren leer und finster. Das Mondlicht erhellte Dächer, funkelte auf den herabhängenden Eiszapfen, reichte aber nicht in die Tiefe der Gassen. Plötzes Hufeisen klangen auf dem Pflaster.

Plötze, dachte der Hexer, während er die Richtung zum Palast Beauclair einschlug. Eine hübsche kastanienbraune Stute, ein Geschenk von Anna Henrietta. Und von Rittersporn.

Er trieb das Pferd an. Er hatte es eilig.

Nach dem Festmahl trafen sich alle beim Frühstück, zu dem sie gewohnheitsmäßig in die Räume der Schlossküche gingen. Dort waren sie immer gern gesehen, wer weiß, warum. Immer fand sich dort für sie etwas Warmes, direkt aus dem Topf, aus der Pfanne oder vom Spieß, immer fanden sich Brot, Schmalz, eine Speckseite, Käse und sauer eingelegte Pilze. Nie fehlte es an ein, zwei Bechern mit einem weißen oder roten Erzeugnis der berühmten hiesigen Weingüter.

Sie gingen immer dorthin. Die ganzen zwei Wochen, die sie in Beauclair verbracht hatten. Geralt, Regis, Cahir, Angoulême und Milva. Nur Rittersporn frühstückte woanders.

»Ihm«, kommentierte Angoulême, während sie das Brot bestrich, »bringen sie das Griebenfett ans Bett! Und machen einen tiefen Diener!«

Geralt neigte zu der Annahme, dass es sich just so verhielt. Und just heute beschloss er, es zu überprüfen.

Er fand Rittersporn im Rittersaal. Der Dichter trug auf dem Kopf ein karminrotes Barett, groß wie ein Laib Beutelbrot, und am Körper ein im gleichen Ton gehaltenes Doublett, das reich mit Goldfäden bestickt war. Er saß auf einem Lehnstuhl, die Laute auf dem Knie, und beantwortete die Komplimente der Damen und Höflinge ringsum mit einem herablassenden Nicken.

Anna Henrietta war zum Glück nicht in Sicht. Also verletzte Geralt ohne zu zögern das Protokoll und schritt kühn zur Tat. Rittersporn bemerkte ihn sofort.

»Die Damen und Herren« – er blies sich auf und winkte wahrhaft königlich mit der Hand – »wollen uns allein lassen. Die Dienerschaft möge sich ebenfalls entfernen!«

Er klatschte in die Hände, und noch ehe das Echo verklungen war, waren sie im Rittersaal allein mit den Waffen, den Gemälden, den Rüstungen und dem starken Pudergeruch, den die Damen hinterlassen hatten.

»Es macht Spaß«, stellte Geralt ohne übertriebene Ironie fest, »sie so umherzuscheuchen, was? Das muss ein schönes Gefühl sein, mit einer einzigen herrischen Geste Befehle zu erteilen, mit einem einzigen Kopfnicken, einem monarchischen Runzeln der Brauen. Zu sehen, wie sie im Krebsgang zurückweichen und sich dabei vor dir wieder und wieder verbeugen. Ein netter Spaß. Was? Herr Favorit?«

»Willst du etwas Konkretes?«, fragte Rittersporn säuerlich. »Oder bloß quasseln?«

»Ich will etwas sehr Konkretes. Konkreter geht es nicht.«

»Also rede, ich höre.«

»Wir brauchen drei Pferde. Für mich, Cahir und Angoulême. Und zwei Packpferde. Insgesamt drei gute Reitpferde und zwei Packpferde. Die Packpferde, es können letzten Endes auch Maultiere sein, mit Proviant und Futter beladen. So viel wirst du deiner Fürstin doch wohl wert sein? So viel hast du dir bei ihr verdient, hoffe ich?«

»Kein Problem.« Ohne Geralt anzuschauen, begann Rittersporn seine Laute zu stimmen. »Mich wundert nur deine Eile. Ich würde sagen, mich wundert gleichermaßen dein dümmlicher Sarkasmus.«

»Die Eile wundert dich?«

»Dass du es weißt: Der Oktober geht zu Ende, und das Wetter wird merklich schlechter. Jeden Tag kann auf den Pässen Schnee fallen.«

»Und dich wundert die Eile.« Der Hexer nickte. »Aber gut, dass du mich daran erinnert hast. Besorg uns noch warme Kleidung. Pelze.«

»Ich dachte«, sagte Rittersporn langsam, »dass wir hier überwintern. Dass wir hier bleiben ...«

»Wenn du willst«, versetzte Geralt ohne zu zögern, »dann bleib.«

»Ich will.« Rittersporn stand plötzlich auf, legte die Laute weg. »Und ich bleibe.«

Der Hexer holte hörbar Luft. Er schwieg. Er schaute auf einen Gobelin, auf dem der Kampf eines Titanen mit einem Drachen dargestellt war. Der Titan, der sicher auf zwei linken Füßen stand, versuchte, dem Drachen den Kiefer einzuschlagen, und der Drache sah nicht begeistert aus.

»Ich bleibe«, wiederholte Rittersporn. »Ich liebe Anarietta. Und sie liebt mich.«

Geralt schwieg weiter.

»Ihr bekommt eure Pferde«, fuhr der Dichter fort. »Für dich lasse ich eine rassige Stute namens Plötze aussuchen, versteht sich. Ihr werdet ausgerüstet, verproviantiert und warm gekleidet sein. Aber ich rate aufrichtig, bis zum Frühling zu warten. Anarietta ...«

»Höre ich recht?« Der Hexer hatte endlich die Stimme wiedergefunden. »Oder täuschen mich meine Ohren?«

»Dein Verstand«, knurrte der Troubadour, »ist zweifellos abgestumpft. Was die anderen Sinne angeht, weiß ich nicht. Ich wiederhole: Wir lieben uns, Anarietta und ich. Ich bleibe in Toussaint. Bei ihr.«

»Als was? Liebhaber? Favorit? Oder vielleicht als Prinzgemahl?«

»Der formalrechtliche Status ist mir im Prinzip gleichgültig«, gestand Rittersporn offen. »Aber ich will nichts ausschließen. Auch keine Ehe.«

Geralt schwieg wieder ein Weilchen, in die Betrachtung des Titanen mit dem Drachen versunken.

»Rittersporn«, sagte er schließlich. »Wenn du getrunken hast, dann werd nüchtern. Wenn du nicht getrunken hast, dann betrink dich. Dann reden wir weiter ...«

Rittersporn runzelte die Brauen. »Ich verstehe nicht recht, warum du so redest.«

»Denk mal kurz nach.«

»Was denn? Hat dich meine Verbindung mit Anarietta derart echauffiert? Möchtest du vielleicht an meine Vernunft appellieren? Schenk dir das. Ich habe es mir überlegt. Anarietta liebt mich ...«

»Und kennst du«, fiel ihm Geralt ins Wort, »diese Redensart: Die Liebe der Fürstinnen reitet auf einem buntscheckigen Pferd? Sogar wenn deine Anarietta nicht flatterhaft ist – aber mir, verzeih die Offenheit, kommt sie flatterhaft vor –, dann ...«

»Was dann?«

»Nur im Märchen heiraten Fürstinnen Spielleute.«

»Erstens«, blies sich Rittersporn auf, »muss sogar ein Einfaltspinsel wie du von morganatischen Ehen gehört haben. Soll ich dir Beispiele aus der ältesten und der jüngsten Geschichte bringen? Zweitens wird es dich sicherlich verwundern, dass ich keineswegs zu den Geringsten gehöre. Mein Geschlecht, die de Lettenhove, stammt von ...«

»Ich höre dich reden«, unterbrach ihn Geralt abermals, »und mich erfasst Verwunderung. Ist das wirklich mein Freund Rittersporn, der da solche Räuberpistolen erzählt? Ist es wirklich mein Freund Rittersporn, der das letzte bisschen Verstand verloren hat? Fängt der Rittersporn, den ich als Realisten kannte, jetzt mir nichts, dir nichts an, in der Sphäre der Illusionen zu leben? Mach doch die Augen auf, du Idiot.«

»Aha«, sagte Rittersporn langsam und presste die Lippen zusammen. »Was für ein merkwürdiger Rollentausch. Ich bin der Blinde, und du bist auf einmal zum aufmerksamen und schnellen Beobachter geworden. Für gewöhnlich war es umgekehrt. Und was, wenn man fragen darf, sind das für Dinge, die du siehst und ich nicht? Na? Wofür soll ich deiner Meinung nach die Augen aufmachen?«

»Wenigstens dafür«, sagte der Hexer mit Nachdruck, »dass deine Fürstin ein verzogenes Kind ist, das zu einer verzogenen, arroganten Großsprecherin herangewachsen ist. Dafür, dass sie dir ihre Gunst gewährt hat, weil sie das Neue fasziniert hat, und dass sie dich in den Müll treten wird, sobald ein neuer Spielmann mit neuerem und faszinierenderem Repertoire auftaucht.«

»Das ist sehr gemein und vulgär, was du da sagst. Das ist dir doch bewusst, hoffe ich?«

»Mir ist bewusst, dass es dir an Bewusstheit fehlt. Du bist wahnsinnig, Rittersporn.«

Der Dichter schwieg, strich über das Griffbrett der Laute. Es dauerte ein Weilchen, ehe er antwortete.

»Wir sind aus dem Brokilon«, begann er langsam, »in einer schwachsinnigen Mission aufgebrochen. Wir sind ein irrsinniges Risiko eingegangen, um wahnwitzig und ohne jede Aussicht auf Erfolg einem Trugbild nachzujagen. Einem Irrlicht, einem Traum, einer verrückten Wunschvorstellung, einem absolut unerreichbaren Ideal. Wir sind wie die Idioten, wie Wahnsinnige losgestürzt. Aber ich, Geralt, habe mich mit keinem Wort beklagt. Ich habe dich nicht verrückt genannt, dich nicht ausgelacht. Denn in dir lebten Hoffnung und Liebe. Sie leiteten dich bei dieser verrückten Mission. Mich übrigens auch. Aber ich habe das Trugbild schon eingeholt, und ich hatte das Glück, dass der Traum wahr wurde und der Wunsch sich erfüllte. Meine Mission ist zu Ende. Ich habe gefunden, was so schwer zu finden ist. Und ich gedenke es zu bewahren. Das soll Wahnsinn sein? Wahnsinnig wäre es, das aus der Hand zu geben.«

Geralt schwieg ebenso lange wie zuvor Rittersporn.

»Die reinste Poesie«, sagte er schließlich. »Und darin bist du schwer zu übertreffen. Ich sage ja gar nichts mehr. Du hast mir die Argumente genommen. Mithilfe, wie ich zugebe, durchaus zweckmäßiger Argumente. Mach’s gut, Rittersporn.«

»Mach’s gut, Geralt.«

Die Palastbibliothek war wirklich riesig. Der Saal, in dem sie untergebracht war, überstieg in seinen Ausmaßen den Rittersaal mindestens um das Zweifache. Und er hatte ein gläsernes Dach. Dank ihm war es hell. Geralt argwöhnte jedoch, dass es deswegen im Sommer hier verdammt heiß war.

Die Durchgänge zwischen den Regalen waren schmal und eng, er ging vorsichtig, um keine Bücher herabzureißen. Er musste auch über Bände hinwegsteigen, die auf dem Fußboden gestapelt waren.

»Hier bin ich«, hörte er.

Die Mitte der Bibliothek versank in Büchern, die auf dem Boden aufgetürmt waren. Ziemlich viele lagen ganz unordentlich da, einzeln oder in malerischen Haufen.

»Hierher, Geralt.«

Er drang in die Cañons und Schluchten zwischen den Büchern ein. Und er fand sie.

Sie kniete zwischen verstreuten Inkunabeln, blätterte sie durch und sortierte welche aus. Sie trug ein bescheidenes schwarzes Kleid, das sie zur Bequemlichkeit ein wenig hochgezogen hatte. Geralt stellte fest, dass sie einen ungewöhnlich attraktiven Anblick bot.

»Stör dich nicht an diesem Durcheinander«, sagte sie und wischte sich mit dem Unterarm über die Stirn, denn an den Händen trug sie dünne, vom Staub schmutzige Handschuhe. »Hier ist gerade eine Inventarisierung und Katalogisierung im Gange. Aber auf meinen Wunsch hin ist die Arbeit unterbrochen worden, damit ich in der Bibliothek allein sein kann. Beim Arbeiten kann ich keine fremden Blicke im Genick ausstehen.«

»Entschuldigung. Soll ich gehen?«

»Du bist kein Fremder.« Sie kniff leicht die grünen Augen zusammen. »Dein Blick ... ist mir angenehm. Steh nicht so da. Setz dich hierher, auf die Bücher.«

Er setzte sich auf eine Folio-Ausgabe der Weltbeschreibung.

»Dieser Wirrwarr« – Fringilla deutete mit weit ausholender Geste ringsum – »hat mir die Arbeit unerwartet erleichtert. Ich bin an Bände herangekommen, die normalerweise ganz unten liegen, unter einem Stapel anderer Bücher, den niemand bewegen kann. Die fürstlichen Bibliothekare haben mit titanischen Anstrengungen die Lawinen bewegt, wodurch einige Kleinodien des Schrifttums das Tageslicht erblickt haben, wahre weiße Raben. Schau. Hast du jemals so etwas gesehen?«

»Das Speculum aureum? Habe ich.«

»Ich hatte es vergessen, entschuldige. Du hast vieles gesehen. Das sollte ein Kompliment sein, kein Sarkasmus. Aber wirf einen Blick auf das hier. Das sind die Gesta Regum. Damit beginnen wir, damit du verstehst, wer deine Ciri in Wahrheit ist, wessen Blut in ihren Adern fließt ... Du blickst noch griesgrämiger drein als sonst, weißt du? Was ist der Grund?«

»Rittersporn.«

»Erzähl.«

Er erzählte. Fringilla hörte zu, wobei sie auf einem Bücherstapel saß, ein Bein übers andere geschlagen.

»Nun ja«, seufzte sie, als er fertig war. »Ich gestehe, ich hatte etwas in der Art erwartet. Anarietta, das habe ich längst bemerkt, zeigt Anzeichen von Verliebtheit.«

»Von Verliebtheit?«, schnaubte er. »Oder von großherrschaftlichen Marotten?«

Sie schaute ihn durchdringend an. »Du glaubst anscheinend nicht an aufrichtige und reine Liebe?«

»Was ich glaube«, parierte er, »steht nicht zur Debatte und tut nichts zur Sache. Es geht um Rittersporn und seine dummen ...«

Er stockte, plötzlich unsicher geworden.

»Mit der Liebe«, sagte Fringilla langsam, »ist es wie mit einer Nierenkolik. Solange du keinen Anfall hast, kannst du dir überhaupt nicht vorstellen, was das ist. Und wenn man es dir erzählt, glaubst du es nicht.«

»Da ist etwas dran«, stimmte der Hexer zu. »Aber es gibt auch Unterschiede. Vor einer Nierenkolik kann einen Vernunft nicht bewahren. Und sie heilt sie auch nicht.«

»Liebe spottet der Vernunft. Und das macht ihren Zauber und ihre Schönheit aus.«

»Eher ihre Dummheit.«

Sie stand auf, trat auf ihn zu und streifte die Handschuhe ab. Ihre Augen waren dunkel und tief unter dem Vorhang der Wimpern. Sie roch nach Ambra, Rosen, Bücherstaub, vergilbtem Papier, Mennige und Druckerschwärze, Gallapfeltinte und nach Strychnin, mit dem man versuchte, die Mäuse in der Bibliothek zu vergiften. Dieser Geruch hatte wenig mit einem Aphrodisiakum zu tun. Um so erstaunlicher, dass er wirkte.

»Du glaubst nicht«, sagte sie mit veränderter Stimme, »an einen plötzlichen Impuls? An heftige Anziehung? An den Zusammenstoß zweier Boliden auf Kollisionskurs? An einen Kataklysmus?«

Sie streckte die Hände aus, berührte seine Schultern. Er berührte die ihren. Die Gesichter näherten sich noch verzögert, wachsam und angespannt, auch die Lippen berührten sich vorsichtig und sacht, als fürchteten sie, ein sehr, sehr scheues kleines Wesen zu erschrecken.

Und dann trafen die Boliden aufeinander, und es kam zum Kataklysmus.

Sie fielen auf einen Stapel Folianten, die unter ihrem Gewicht nach allen Seiten wegrutschten. Geralt versenkte die Nase in Fringillas Dekolleté, umarmte sie kräftig und packte sie am Knie. Beim Versuch, ihr den Rock über die Taille hochzuziehen, hinderten ihn etliche Bücher, darunter Das Leben der Propheten und De haemorrhoidibus, ein interessanter, wenngleich kontroverser medizinischer Traktat. Der Hexer stieß die Bände beiseite, riss ungeduldig an dem Rock. Fringilla hob bereitwillig die Hüften.

Etwas stach sie in die Seite. Sie drehte den Kopf. Leitfaden der Hebammenkunst. Rasch, um das Schicksal nicht zu versuchen, schaute sie zur anderen Seite. Von denen heißen schweflichten Wassern. Ihr wurde in der Tat immer heißer. Aus dem Augenwinkel sah sie das Frontispiz des offenen Buches, auf dem ihr Kopf ruhte. Betrachtungen über den unvermeidlichen Tod. Noch besser, dachte sie.

Der Hexer mühte sich mit ihrem Schlüpfer ab. Sie hob die Hüften, diesmal aber nur leicht, so dass es nach einer zufälligen Bewegung aussah und nicht nach herausfordernder Hilfe. Sie kannte ihn nicht, wusste nicht, wie er auf Frauen reagierte. Ob er nicht zum Beispiel solchen, die wissen, was sie wollen, jene vorzog, die vorgeben, es nicht zu wissen. Und ob er nicht die Lust verlöre, wenn der Schlüpfer sich widerstrebend herunterziehen ließ.

Der Hexer wirkte jedoch nicht so, als ob er die Lust verlöre. Man konnte sagen – ganz im Gegenteil. Als sie sah, dass es höchste Zeit war, machte Fringilla mit Begeisterung und Schwung die Beine breit, wobei sie einen Stapel von Büchern und Faszikeln umwarf, die sich wie eine Lawine über die beiden ergossen. Das in Leder gebundene Hypothekenrecht drückte ihr gegen eine Hinterbacke und der mit Messingbeschlägen geschmückte Codex diplomaticus gegen Geralts Handwurzel. Geralt erfasste und nutzte die Lage augenblicklich: Er verbrachte den dicken Band dorthin, wo er hingehörte. Fringilla quietschte, denn die Beschläge waren kalt. Aber nur im ersten Moment.

Sie seufzte laut, ließ die Haare des Hexers los, breitete die Arme aus und und packte mit beiden Händen ein Buch, links die Darstellende Geometrie, rechts den Abriss der Kriechtiere und Amphibien. Geralt, der sie an den Hüften hielt, brachte mit einem unwillkürlichen Fußtritt den nächsten Bücherturm zum Einsturz, war jedoch zu beschäftigt, um sich um die auf ihn fallenden Folianten zu kümmern. Fringilla stöhnte krampfhaft und warf den Kopf auf den Seiten der Betrachtungen über den unvermeidlichen Tod hin und her.

Die Bücher rutschten raschelnd zu Boden, in die Nase stach der scharfe Geruch alten Staubes.

Fringilla schrie auf. Der Hexer hörte es nicht, denn sie hatte die Schenkel um seine Ohren geschlossen. Er warf die ihn störende Geschichte der Kriege ab, ebenso das Magazin sämtlicher Kenntnisse, so für ein glückliches Leben vonnöten sind. Während er ungeduldig mit den Knöpfchen und Ösen am Oberteil des Kleides kämpfte, wanderte er von Süden nach Norden, wobei er unwillkürlich die Aufschriften auf Einbänden, Buchrücken, Frontispizen und Titelseiten las. Unter Fringillas Taille: Der vollkommene Landmann. Unter ihrer Achselhöhle, unweit der kleinen, schönen, keck aufragenden Brust: Von unnützen und aufsässigen Schultheißen. Unter dem Ellenbogen: Oeconomia, oder die einfache Darlegung, wie Reichtümer erzeugt, verteilt und verbraucht werden.

Als er Betrachtungen über den unvermeidlichen Tod las, hatte er seinen Mund schon an ihrem Hals und die Hände in der Nähe der Schultheiße ... Fringilla stieß einen schwer zu klassifizierenden Laut aus: einen Schrei, ein Stöhnen, einen Seufzer.

Die Regale erzitterten, die Bücherstapel wankten und stürzten ein wie Felsen bei einem heftigen Erdbeben. Fringilla schrie auf. Krachend stürzte von einem Bord ein weißer Rabe, die Erstausgabe De larvis scenicis et figuris comicis, ihr nach stürzte die Sammlung allgemeiner Kommandos für die Reiterei und riss die mit schönen Stichen verzierte Heraldik des Jan von Attre mit sich. Der Hexer stöhnte, stieß mit einem Tritt des sich streckenden Beines weitere Bände um. Fringilla schrie abermals, laut und anhaltend, riss mit dem Absatz die Überlegungen oder Meditationen für alle Tage des ganzen Jahres zu Boden, ein interessantes anonymes Werk, das wer weiß wie auf Geralts Rücken geraten war. Geralt zuckte zusammen, las über ihrer Schulter und erfuhr nolens volens, dass die Betrachtungen ein Doktor Albertus Rivus geschrieben, die Academia Cintrensis sie verlegt und Meister Johann Froben junior sie im zweiten Jahr der Herrschaft Sr. M. König Corbetts gedruckt hatte.

Es herrschte Stille, nur vom Rascheln nachrutschender Bücher und umschlagender Seiten unterbrochen.

Was soll ich machen, dachte Fringilla, während sie mit trägen Handbewegungen Geralts Seite und die harte Ecke des Versuchs über die Natur der Dinge berührte. Sollte sie den Vorschlag machen? Oder warten, bis er es tat? Wenn er sie nur nicht für leichtfertig und schamlos hielt ...

Und was, wenn er es nicht vorschlug?

»Lass uns gehen und irgendwo ein Bett suchen«, schlug der Hexer etwas heiser vor. »Das ist doch keine Art, Bücher so zu behandeln.«

Damals haben wir ein Bett gefunden, dachte Geralt, während er Plötze die Parkallee entlanggaloppieren ließ. Wir fanden ein Bett in ihren Zimmern, in ihrem Alkoven. Wir haben uns wie wahnsinnig geliebt, unersättlich, gierig, wie nach Jahren der Enthaltsamkeit, wie auf Vorrat, als ob uns wieder Enthaltsamkeit drohte.

Wir haben einander viele Dinge gesagt. Sehr triviale Wahrheiten. Sehr schöne Lügen. Doch diese Lügen, so erlogen sie waren, sollten doch nicht der Täuschung dienen.

Vom Galopp beflügelt, lenkte er Plötze geradewegs auf ein schneebedecktes Rosenbeet zu und zwang die Stute zum Sprung.

Wir haben uns geliebt. Und geredet. Und unsere Lügen wurden immer schöner. Und immer verlogener.

Zwei Monate. Von Oktober bis Yule.

Zwei Monate einer rasenden, gierigen, heftigen Liebe.

Plötzes Hufeisen klapperten über die Steinplatten auf dem Hof des Schlosses Beauclair.

Schnell und lautlos ging er durch die Korridore. Niemand sah und hörte ihn. Weder die Wache mit den Hellebarden, die sich in der Wachstube die Langeweile mit Gerede und Klatsch vertrieb, noch die dösenden Lakaien und Pagen. Die Kerzenflammen zitterten nicht einmal, als er an den Kandelabern vorbeiging.

Er war nahe bei der Palastküche. Doch er trat nicht ein, schloss sich nicht der Gesellschaft an, die drinnen ein Fässchen und etwas Schmackhaftes niedermachte. Er blieb im Schatten stehen, lauschte. Es sprach Angoulême.

»Das ist irgendein verwunschener Scheißort, dieses ganze Toussaint. Irgendein Zauber liegt über dem ganzen Tal. Und über diesem Schloss erst recht. Ich habe mich über Rittersporn gewundert, über den Hexer, und jetzt wird mir selber irgendwie ganz neblig, und alles presst sich zusammen ... Verdammt, ich habe mich dabei erwischt, wie ich ... Ach, was werd’ ich euch erzählen. Ich sage euch, lasst uns hier wegreiten. So schnell wie möglich wegreiten.«

»Sag das Geralt«, erwiderte Milva. »Ihm musst du das sagen.«

»Ja, red nur mit ihm«, sagte Cahir ziemlich sarkastisch. »In einem von den wenigen Augenblicken, in denen er ansprechbar ist. Zwischen dem Bett der Zauberin und der Jagd auf Ungeheuer. Zwischen den beiden Beschäftigungen, denen er seit zwei Monaten nachgeht, um zu vergessen.«

»Du selber«, fauchte Angoulême, »bist hauptsächlich im Park ansprechbar, wenn du mit den Fräuleins Baronessen Reifenfangen spielst. Ach, was soll’s, ein verwunschener Ort ist das, dieses ganze Toussaint. Regis verschwindet nächtelang irgendwo, die Tante hat den pockennarbigen Baron ...«

»Halt den Mund, du Rotznase! Und nenn mich nicht Tante!«

»Na, na!«, warf Regis versöhnlich ein. »Mädchen, gebt Ruhe. Milva, Angoulême. Es soll Eintracht herrschen. Eintracht baut auf, Zwietracht zerstört. So pflegt es Ihre Gnaden, Rittersporns Fürstin, zu sagen, die Herrin dieses Landes, Schlosses, dieses Brotes, dieses Schmalzes und dieser Gurken. Soll ich noch jemandem nachschenken?«

Milva seufzte schwer. »Zu lange sitzen wir schon hier! Zu lange, sage ich euch, sitzen wir träge hier herum. Wir verblöden davon.«

»Gut gesagt«, stellte Cahir fest. »Sehr gut gesagt.«

Geralt zog sich vorsichtig zurück. Lautlos. Wie eine Fledermaus.

Schnell und lautlos ging er durch die Korridore. Niemand sah und hörte ihn. Weder die Wache noch die Lakaien oder die Pagen. Die Kerzenflammen zitterten nicht einmal, als er an den Kandelabern vorbeiging. Die Ratten hörten ihn, hoben die schnurrbärtigen Schnauzen, machten Männchen. Doch sie hatten keine Angst. Sie kannten ihn.

Er kam oft hier entlang.

Im Alkoven roch es verwunschen und verzaubert, nach Ambra, Rosen und Frauenschlaf. Doch Fringilla schlief nicht.

Sie setzte sich im Bett auf, warf die Decke zurück, verzauberte ihn mit dem Anblick und ergriff Besitz von ihm.

»Endlich bist du da«, sagte sie und streckte sich. »Du vernachlässigst mich schrecklich, Hexer. Zieh dich aus und komm schnell her. Aber sehr, sehr schnell.«

Schnell und lautlos ging sie durch die Korridore. Niemand sah und hörte sie. Weder die Wache, die träge in der Wachstube tratschte, noch die dösenden Lakaien oder die Pagen. Die Kerzenflammen zitterten nicht einmal, als sie an den Kandelabern vorbeiging. Die Ratten hörten sie, hoben die schnurrbärtigen Schnauzen, machten Männchen, folgten ihr mit dem Blick aus schwarzen Äuglein. Doch sie hatten keine Angst. Sie kannten sie.

Sie kam oft hier entlang.

Es gab im Palast Beauclair einen Korridor und an seinem Ende ein Gemach, von dessen Existenz niemand wusste. Weder die gegenwärtige Schlossherrin, die Fürstin Anarietta, noch die erste Herrin des Schlosses, ihre Urururgroßmutter, die Fürstin Ademarta. Weder der Architekt, der das Gebäude von Grund auf umgebaut hatte, der berühmte Peter Faramond, noch die nach Faramonds Plänen und Anweisungen arbeitenden Maurermeister. Ja, nicht einmal der Kämmerer Le Goff wusste von der Existenz des Korridors und des Gemachs, obwohl man meinte, er wisse über Beauclair alles.

Korridor und Gemach, von einer starken Illusion geschützt, waren ausschließlich den ursprünglichen Erbauern des Palasts bekannt gewesen, den Elfen. Und später, als es hier keine Elfen mehr gab und Toussaint ein Fürstentum geworden war, wusste davon eine kleine Gruppe von Zauberern, die mit dem Fürstenhaus verbunden waren. Darunter Artorius Vigo, der Meister der magischen Arkana, ein großer Spezialist für Illusionen. Und seine junge Nichte, Fringilla, die für Illusionen besonders begabt war.

Nachdem sie schnell und lautlos durch die Korridore im Palast Beauclair gegangen war, blieb Fringilla Vigo vor einem Stück Wand zwischen zwei Säulen stehen, die mit Akanthusblättern geschmückt waren. Ein leise gesprochener Spruch und eine rasche Geste bewirkten, dass die Wand – die eine Illusion war – verschwand und einen scheinbar blinden Korridor freigab. Am Ende des Korridors befand sich jedoch eine durch Illusion getarnte Tür. Und hinter dieser Tür ein dunkles Gemach.

Drinnen setzte Fringilla, ohne Zeit zu verlieren, den Telekommunikator in Betrieb. Der ovale Spiegel trübte sich ein, dann flammte er auf, erhellte den Raum, ließ aus dem Dunkel die altertümlichen, staubschweren Wandbehänge hervortreten. Im Spiegel erschienen ein großer, in subtiles Chiaroscuro gehüllter Saal, ein runder Tisch und die an diesem Tisch sitzenden Frauen. Ihrer neun.

»Wir hören, Fräulein Vigo«, sagte Philippa Eilhart. »Was gibt es Neues?«

»Leider nichts«, erwiderte Fringilla nach einem Räuspern. »Nichts Neues seit der letzten Telekommunikation. Kein einziger Ortungsversuch.«

»Das ist schlecht«, sagte Philippa. »Ich verhehle nicht, ich hatte gehofft, dass Ihr etwas herausfindet. Sagt uns bitte wenigstens ... Hat sich der Hexer schon beruhigt? Werdet Ihr ihn zumindest bis Mai in Toussaint festhalten können?«

Fringilla Vigo schwieg einen Moment lang. Sie hatte keineswegs vor, der Loge mitzuteilen, dass der Hexer sie allein im Laufe der letzten Woche zweimal Yennefer genannt hatte, und das in einem Augenblick, wo sie mit Fug und Recht ihren eigenen Namen erwarten konnte. Doch die Loge hatte ihrerseits das Recht, die Wahrheit von ihr zu erwarten. Ehrlichkeit. Und eine zutreffende Schlussfolgerung.

»Nein«, antwortete sie schließlich. »Bis zum Mai wohl nicht. Aber ich werde tun, was in meiner Macht steht, um ihn möglichst lange festzuhalten.«

Korr, ein Ungeheuer aus der artenreichen Familie der Strigiformes (s. d.), je nach Gegend auch genannt Kourican, Rutterkin, Rumpelstilz, Wirbler oder Mesmer. Eines kann man von ihm sagen – daß er ein Unhold sondergleichen ist. Solch ein teuflischer Unflat und Abscheuling ist er, solch ein Rabenaas, daß wir weder von seinem Aussehen noch von seinen Gebräuchen zu schreiben gedenken, denn wahrlich sagen wir euch: Jegliches Wort ist zu schade für den Hurensohn.

Physiologus

# Das vierte Kapitel

Im Säulensaal des Schlosses Montecalvo stand ein Geruch, der eine Mischung vom Gestank alter Wandbehänge, blakender Kerzen und von zehn Arten Parfüm war. Von zehn eigens zusammengestellten Duftmixturen, die von den zehn Frauen verwendet wurden, welche an dem runden Eichentisch in Sesseln saßen, deren Armlehnen in Gestalt von Sphingen geschnitzt waren.

Sich gegenüber sah Fringilla Vigo Triss Merigold in einem hellblauen, hochgeschlossenen Kleid. Neben Triss saß Keira Metz und hielt sich im Schatten. Ihre großen Ohrringe mit den facettenreichen Zitrinen blitzten immer wieder mit tausendfältigen Reflexen auf, zogen den Blick an.

»Bitte fahrt fort, Fräulein Vigo«, drängte Philippa Eilhart. »Wir haben es eilig, den Schluss der Geschichte zu erfahren. Und dringende Schritte zu unternehmen.«

Philippa trug – ausnahmsweise – keinerlei Bijouterie außer einer an dem zinnoberroten Kleid befestigten großen Kamee von Sardonyx. Fringilla hatte das Gerücht schon gehört; sie wusste bereits, wer ihr die Kamee geschenkt hatte und wessen Profil sie darstellte.

Die neben Philippa sitzende Sheala de Tancarville war ganz in Schwarz gekleidet, das nur ein wenig von Brillanten funkelte. Margarita Laux-Antille trug auf bordeauxrotem Atlas dickes Gold ohne Steine, Sabrina Glevissig hingegen zeigte im Kollier, in Ohr- und Fingerringen ihre geliebten, auf die Farbe der Augen und der Kleidung abgestimmten Onyxe.

Am nächsten bei Fringilla saßen die beiden Elfen – Francesca Findabair und Ida Emean aep Sivney. Die Aster aus den Tälern war wie üblich königlich, obwohl heute ausnahmsweise weder ihre Frisur noch das karminrote Kleid durch übermäßigen Pomp hervorstachen und in dem kleinen Diadem und im Kollier keine Rubine leuchteten, sondern bescheidene, aber geschmackvolle Granate. Ida Emean indes war in Musselin und Tüll gekleidet, in herbstlichen Tönen gehalten und so fein und leicht, dass sie sogar im kaum spürbaren Lufthauch, den die Zentralheizung erzeugte, sich regten und wogten wie Anemonen.

Assire var Anahid erweckte, wie in letzter Zeit üblich, Bewunderung mit ihrer bescheidenen, aber distinguierten Eleganz. Im kleinen Dekolleté des engen dunkelgrünen Kleides trug die Nilfgaarder Zauberin an einer Goldkette und golden eingefasst einen einzigen Smaragd-Cabochon. Die gepflegten Fingernägel, in einem sehr dunklen Grün lackiert, verliehen der Komposition einen Hauch von wahrlich zauberischer Extravaganz.

»Wir warten, Fräulein Vigo«, erinnerte sie Sheala de Tancarville. »Die Zeit drängt.«

Fringilla räusperte sich. »Es wurde Dezember«, fuhr sie fort. »Es kam Yule, dann Neujahr. Der Hexer beruhigte sich so weit, dass der Name Ciris nicht in jedem Gespräch auftauchte. Die Jagdzüge gegen Ungeheuer, die er regelmäßig unternahm, schienen ihn restlos in Anspruch zu nehmen. Nun, vielleicht nicht ganz restlos.«

Sie verstummte. Sie glaubte, in den blauen Augen von Triss Merigold Hass aufblitzen zu sehen. Aber vielleicht war es nur ein Widerschein der schwankenden Kerzenflammen. Philippa schnaubte und spielte mit der Kamee.

»Bitte ohne so viel Bescheidenheit, Fräulein Vigo. Wir sind hier unter uns. Unter uns Frauen, die wissen, wozu, außer zum Vergnügen, Sex dient. Wir alle benutzen dieses Mittel, wenn nötig. Bitte fahrt fort.«

»Auch wenn er tagsüber den Anschein von Verschlossenheit, Geduld und Stolz wahrte«, fuhr Fringilla fort, »war er doch nachts ganz in meiner Gewalt. Er erzählte mir alles. Er huldigte meiner Weiblichkeit, und für sein Alter außerordentlich tüchtig, muss ich gestehen. Und dann schlief er ein. In meinen Armen, seine Lippen an meiner Brust. Auf der Suche nach einem Ersatz für die Mutterliebe, die er niemals erfahren hat.«

Diesmal, dessen war sie sich sicher, war es kein Widerschein der Kerzenflammen. Gut, bitte sehr, beneidet mich, dachte sie. Beneidet mich. Ihr habt allen Grund dazu.

»Er war«, wiederholte sie, »ganz in meiner Gewalt.«

»Komm wieder ins Bett, Geralt. Es ist ja noch nicht einmal richtig hell, zum Teufel!«

»Ich bin verabredet. Ich muss nach Pomerol reiten.«

»Ich will nicht, dass du nach Pomerol reitest.«

»Ich habe mich verabredet. Habe mein Wort gegeben. Der Verwalter des Weinguts wird mich am Tor erwarten.«

»Deine Jagd auf Ungeheuer ist dumm und sinnlos. Was willst du beweisen, indem du wieder ein Scheusal aus den Grotten umbringst? Deine Männlichkeit? Ich weiß bessere Möglichkeiten. Los, komm wieder ins Bett. Du reitest nicht nach irgendeinem Pomerol. Jedenfalls nicht so bald. Der Verwalter kann warten, was ist das letzten Endes schon, so ein Verwalter? Ich will mit dir Liebe machen.«

»Verzeih. Ich habe dafür keine Zeit. Ich habe mein Wort gegeben.«

»Ich will mit dir Liebe machen!«

»Wenn du mir beim Frühstück Gesellschaft leisten willst, fang an, dich anzuziehen.«

»Du liebst mich wohl nicht, Geralt. Liebst du mich nicht mehr? Antworte!«

»Zieh dieses perlgraue Kleid an, das mit dem Nerzbesatz. Das steht dir sehr gut.«

»Er stand völlig in meinem Bann, erfüllte mir jeden Wunsch«, wiederholte Fringilla. »Er tat alles, was ich von ihm verlangte. So war es.«

»Wir glauben es ja«, sagte Sheala de Tancarville ausgesprochen trocken. »Bitte weiter.«

Fringilla hustete in die Faust. »Das Problem«, fuhr sie fort, »waren seine Begleiter. Diese sonderbare Bande, die er seine Mannschaft nannte. Cahir Mawr Dyffryn aep Ceallach, der mich schon einmal gesehen hatte und sich quälte, um sich zu erinnern. Doch er konnte sich nicht erinnern, denn in Darn Dyffra, dem Stammsitz seiner Vorfahren, war ich, als er sechs oder sieben Jahre alt war. Milva, ein scheinbar draufgängerisches und stolzes Mädchen, die ich aber zweimal dabei ertappte, wie sie sich in einer Ecke des Pferdestalls verkrochen hatte und weinte. Angoulême, ein launisches Kind. Und Regis Terzieff-Godefroy. Ein Typ, den ich nicht durchschauen konnte. Die ganze Bande hatte einen Einfluss auf den Hexer, den ich nicht verhindern konnte.«

Gut, gut, dachte sie, zieht die Brauen nicht so hoch, verzieht die Münder nicht so. Wartet. Das ist noch nicht das Ende der Geschichte. Ihr werdet noch von meinem Triumph hören.

»Jeden Morgen«, fuhr sie fort, »traf sich diese ganze Gesellschaft in der Küche, die sich im Souterrain des Palasts Beauclair befand. Der Küchenmeister mochte sie, wer weiß, warum. Immer hatte er etwas für sie in petto, so reichlich und so schmackhaft, dass das Frühstück für gewöhnlich zwei, mitunter sogar drei Stunden dauerte. Viele Male habe ich zusammen mit ihnen gegessen, zusammen mit Geralt. Daher weiß ich, was für absurde Gespräche sie zu führen pflegten.«

In der Küche, vorsichtig mit den Krallenfüßen auftretend, liefen zwei Hühner umher, das eine schwarz, das andere bunt. Sie blinzelten zu der frühstückenden Gesellschaft hoch und pickten Krümel vom Boden auf.

Die Gesellschaft hatte sich wie jeden Morgen in der Palastküche versammelt. Der Küchenmeister mochte sie, wer weiß, warum; er hatte immer etwas Schmackhaftes für sie. Heute waren es Rührei, Mehlsuppe, gedünstete Auberginen, Kaninchenpastete, Spickgans und Weißwurst mit roten Rüben, dazu ein tüchtiger Ring Ziegenkäse. Alle aßen zügig und fein still. Außer Angoulême, die die Zunge wetzte.

»Und ich sag euch, lasst uns hier ein Bordell aufmachen. Wenn wir erledigt haben, was wir erledigen müssen, kommen wir zurück und gründen ein Freudenhaus. Ich habe mich in der Stadt umgesehen. Da gibt es alles. Allein Barbiere habe ich neun gezählt, und Apotheken acht. Aber Hurenhaus haben sie bloß eins, und das ist mickrig, ein Scheiß, sag ich, und kein Hurenhaus. Keine Konkurrenz. Wir machen einen Luxuspuff auf. Kaufen ein mehrstöckiges Haus mit Garten ...«

»Angoulême, hab Erbarmen.«

»... ausschließlich für die werte Kundschaft. Ich werde die Puffmutter. Ich sag euch, wir machen das große Geld und werden leben wie die großen Herrschaften. Am Ende werde ich irgendwann zur Ratsherrin gewählt, und dann lasse ich euch bestimmt nicht untergehen, denn wenn sie mich wählen, dann wählen sie euch, und ehe ihr’s euch verseht ...«

»Angoulême, bitte. Da, iss ein bisschen Brot mit Pastete.«

Einen Moment lang war es still.

»Worauf machst du heute Jagd, Geralt? Schwere Arbeit?«

»Die Augenzeugen« – der Hexer blickte vom Teller auf – »liefern widersprüchliche Beschreibungen. Je nachdem ist es ein Spitzling, also ziemlich schwere Arbeit, oder ein Delichon, also mittelschwere, oder ein Dudel, also mittelleichte. Womöglich ist die Arbeit sogar zu leicht, denn zum letzten Mal ist das Ungeheuer voriges Jahr zu Lammes gesehen worden. Es kann sich aus Pomerol über alle Berge davongemacht haben.«

»Was ich ihm wünsche«, sagte Fringilla, während sie einen Gänseknochen abnagte.

»Was ist«, sagte der Hexer plötzlich, »mit Rittersporn? Ich habe ihn so lange nicht gesehen, dass ich alles Wissen aus den Spottliedern schöpfe, die sie in der Stadt singen.«

»Uns geht es nicht besser.« Regis lächelte mit geschlossenem Mund. »Wir wissen nur, dass unser Dichter mit der Frau Fürstin Anarietta schon auf so vertrautem Fuße steht, dass er sich ihr gegenüber, sogar unter Zeugen, ein ziemlich familiäres Cognomen erlaubt. Er nennt sie Wieselchen.«

»Und recht hat er!«, sagte Angoulême mit vollem Munde. »Diese Frau Fürstin hat tatsächlich so eine Art Wieselnase. Von den Zähnen ganz zu schweigen.«

Fringilla kniff die Augen zusammen. »Niemand ist vollkommen.«

»Fürwahr.«

Die Hühner, das schwarze und das bunte, wurden so dreist, dass sie in Milvas Stiefel zu picken begannen. Die Bogenschützin verscheuchte sie mit einem kräftigen Fußtritt, fluchte.

Geralt beobachtete sie schon seit langem. Jetzt entschloss er sich. »Maria«, sagte er ernst, geradezu streng. »Ich weiß, dass unsere Gespräche nicht besonders ernsthaft und die Späße nicht eben auserlesen sind. Aber du brauchst uns keine derart saure Miene zu zeigen. Was ist passiert?«

»Klar ist was passiert«, sagte Angoulême. Geralt brachte sie mit einem scharfen Blick zum Schweigen. Zu spät.

»Was wisst denn ihr, he?« Milva stand abrupt auf, hätte fast den Stuhl umgeworfen. »Hol euch doch der Teufel! Am Arsch könnt ihr mich lecken, allesamt, allesamt, versteht ihr?«

Sie packte den Becher vom Tisch, trank aus, dann warf sie ihn ohne zu zögern auf den Fußboden. Und lief türenknallend hinaus.

»Die Sache ist ernst ...«, setzte nach einem Moment Angoulême an, doch diesmal brachte der Vampir sie zum Schweigen.

»Die Sache ist sehr ernst«, bestätigte er. »Ich hätte allerdings keine derart extreme Reaktion seitens unserer Bogenschützin erwartet. So reagiert man für gewöhnlich, wenn man einen Korb bekommt, nicht, wenn man ihn gibt.«

»Wovon redet ihr, verdammt?«, fragte Geralt entnervt. »He? Will mir vielleicht jemand verraten, worum es hier geht?«

»Um Baron Amadis de Trastamara.«

»Den pockennarbigen Jäger?«

»Ebenden. Er hat Milva einen Antrag gemacht. Vor drei Tagen auf der Jagd. Er lädt sie seit einem Monat immer wieder zur Jagd ein ...«

»Eine Jagd« – Angoulême ließ dreist die Zähnchen blitzen – »dauerte zwei Tage. Mit Übernachtung in einem Jagdschlösschen, versteht ihr? Ich lege meine Hand ...«

»Sei still, Mädchen. Sprich, Regis.«

»Er hat sie förmlich und feierlich um ihre Hand gebeten. Milva hat abgelehnt, anscheinend in ziemlich scharfer Form. Der Baron, so vernünftig er wirkte, nahm sich die Zurückweisung zu Herzen wie ein Jüngling, war beleidigt und verließ sofort Beauclair. Milva aber läuft seitdem umher wie vergiftet.«

»Wir sitzen zu lange hier«, murmelte der Hexer. »Zu lange.«

»Und wer sagt das?«, meldete sich der bisher schweigsame Cahir zu Wort. »Wer sagt das?«

»Entschuldigt.« Der Hexer stand auf. »Lasst uns darüber reden, wenn ich zurückkomme. Der Verwalter des Weinguts Pomerol erwartet mich. Und Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Hexer.«

Als nach dem stürmischen Abgang Milvas auch der Hexer gegangen war, frühstückte die restliche Gesellschaft schweigend. In der Küche, vorsichtig mit den Krallenfüßen auftretend, liefen zwei Hühner umher, das eine schwarz, das andere bunt.

»Ich habe«, ließ sich schließlich Angoulême vernehmen, während sie den Blick vom mit einer Brotscheibe abgewischten Teller zu Fringilla hob, »ich habe da ein Problem.«

Die Zauberin nickte. »Verstehe. Das ist nicht schlimm. Wie lange liegt deine letzte Monatsblutung zurück?«

»Wie kommst du denn darauf?« Angoulême straffte sich mit einem Ruck, dass die Hühner erschraken. »Nichts dergleichen! Es geht um etwas ganz anderes!«

»Also red.«

»Geralt will mich hier zurücklassen, wenn er wieder aufbricht.«

»Oha.«

»Er sagt«, schnaubte Angoulême, »dass er mich nicht in Gefahr bringen darf und so dummes Zeug. Aber ich will mit ihm gehen ...«

»Oha.«

»Unterbrich mich nicht, ja? Ich will mit ihm gehen, mit Geralt, weil ich nur bei ihm keine Angst habe, dass mich der Einäugige Fulko wieder erwischt, und hier in Toussaint ...«

»Angoulême«, unterbrach Regis sie. »Du redest vergebens. Frau Vigo hört dich, aber sie nimmt nichts wahr. Sie empört nur das eine: die Abreise des Hexers.«

»Oha«, wiederholte Fringilla, wandte ihm das Gesicht zu und kniff die Augen zusammen. »Worauf beliebt Ihr anzuspielen, Herr Terzieff-Godefroy? Die Abreise des Hexers? Und wann reist er denn ab? Darf man das erfahren?«

»Vielleicht nicht heute und morgen«, entgegnete der Vampir mit sanfter Stimme. »Aber eines Tages gewiss. Ohne jemanden zu verletzen.«

»Ich fühle mich nicht verletzt«, parierte Fringilla kalt. »Das heißt natürlich, falls Ihr mich im Auge hattet. Was aber dich betrifft, Angoulême, so versichere ich, das ich die Frage der Abreise aus Toussaint mit Geralt besprechen werde. Ich garantiere dir, dass der Hexer meine Meinung in dieser Angelegenheit erfahren wird.«

»Ja natürlich«, prustete Cahir. »Woher ich nur gewusst habe, dass Ihr genau so antworten würdet, Frau Fringilla.«

Die Zauberin musterte ihn lange.

»Der Hexer«, sagte sie schließlich, »darf Toussaint nicht verlassen. Niemand, der ihm wohlgesonnen ist, darf ihn dazu bewegen. Wo wird es ihm so gut gehen wie hier? Er schwimmt im Luxus. Er hat seine Ungeheuer, auf die er Jagd macht, wobei er ganz gut verdient. Sein Freund und Gefährte ist der Favorit der hier herrschenden Fürstin, die Fürstin selbst ist ihm ebenfalls gewogen. Hauptsächlich wegen des Sukkubus, der die Alkoven heimgesucht hatte. Ja, ja, meine Herren. Anarietta und alle wohlgeborenen Damen von Toussaint sind überaus erfreut über den Hexer. Denn der Sukkubus hat ja seine Besuche eingestellt, wie abgeschnitten. Die Damen von Toussaint haben also für eine spezielle Prämie zusammengelegt, die in Kürze auf dem Konto des Hexers bei den Cianfanelli eingehen wird. Und das kleine Vermögen vermehren, das der Hexer selbst dort angelegt hat.«

»Eine sehr schöne Geste seitens der Damen.« Regis senkte nicht den Blick. »Und die Prämie ist wohlverdient. Es ist nicht leicht, zu bewirken, dass ein Sukkubus seine Besuche einstellt. Das könnt Ihr mir glauben, Frau Fringilla.«

»Ich glaube es auch. Apropos, einer von den Palastwächtern hat, wie er behauptet, den Sukkubus gesehen. Nachts, auf den Zinnen des Karoberta-Turms. In Gesellschaft eines anderen Gespensts. Wohl eines Vampirs. Beide Dämonen gingen dort spazieren, schwört der Wächter, und sie wirkten befreundet. Wisst Ihr vielleicht etwas davon, Herr Regis? Könnt Ihr es erklären?«

»Nein.« Regis zuckte mit keiner Wimper. »Können wir nicht. Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, die sich die Philosophen nicht träumen lassen.«

»Zweifellos gibt es solche Dinge«, bestätigte Fringilla mit einem Nicken des schwarzhaarigen Kopfes. »Aber in Bezug darauf, dass der Hexer sich angeblich reisefertig macht – wisst Ihr da mehr? Mir gegenüber, seht Ihr, hat er solch eine Absicht nämlich nicht erwähnt, und für gewöhnlich sagt er mir alles.«

»Klar doch«, murmelte Cahir.

Fringilla ignorierte ihn. »Herr Regis?«

»Nein«, sagte der Vampir nach kurzem Schweigen. »Nein, Frau Fringilla, seid bitte beruhigt. Der Hexer bedenkt uns keineswegs mit mehr Zuneigung und Vertrauen als Euch. Er flüstert uns keinerlei Geheimnisse in die Ohren, die er vor Euch verbergen würde.«

»Woher dann« – Fringilla war ruhig wie Granit – »diese Erklärungen über einen Aufbruch?«

Auch diesmal zuckte der Vampir mit keiner Wimper. »Weil es so ist wie in jener von jugendlichem Charme erfüllten Redensart unserer lieben Angoulême: Es kommt irgendwann die Zeit, da muss man entweder scheißen oder den Abort freimachen. Mit anderen Worten ...«

»Spart Euch«, unterbrach ihn Fringilla scharf, »die anderen Worte. Es war auch so schon charmant genug.«

Eine ganze Weile lang herrschte Schweigen. Beide Hühner, das schwarze und das bunte, gingen umher und pickten auf, was sich ergab. Angoulême wischte sich mit dem Ärmel die von roten Rüben beschmierte Nase ab. Der Vampir spielte nachdenklich mit einem Wurstring.

»Dank mir«, brach Fringilla schließlich das Schweigen, »hat Geralt den Stammbaum Ciris erfahren, die nur wenigen Personen bekannten Zusammenhänge und Geheimnisse ihrer Herkunft. Dank mir weiß er Dinge, von denen er noch vor einem Jahr keine Ahnung hatte. Dank mir verfügt er über Information, und Information ist eine Waffe. Dank mir und meinem magischen Schutz ist er vor feindlichen Ortungsversuchen geschützt, also auch vor Meuchelmördern. Dank mir und meiner Magie schmerzt sein Knie nicht mehr und lässt sich wieder beugen. Am Halse trägt er ein von meiner Kunst verfertigtes Medaillon, vielleicht nicht so gut wie sein ursprüngliches Hexermedaillon, aber immerhin. Dank mir und nur mir wird er, im Frühling oder Sommer, informiert, versorgt, gesund, vorbereitet und gewappnet den Kampf mit den Feinden aufnehmen können. Wenn jemand von den hier Anwesenden mehr für Geralt getan, ihm mehr gegeben hat, dann soll er das sagen. Ich werde ihm bereitwillig die Ehre erweisen.«

Niemand meldete sich zu Wort. Die Hühner pickten auf den Stiefeln Cahirs, doch der junge Nilfgaarder beachtete sie nicht.

»In der Tat«, sagte er spitz, »niemand von uns hat Geralt mehr gegeben als Ihr, meine Dame.«

»Woher habe ich gewusst, dass du genau das sagen würdest?«

»Darum geht es nicht, Frau Fringilla«, setzte der Vampir an. Die Zauberin ließ ihn nicht ausreden.

»Worum dann?«, fragte sie streitsüchtig. »Darum, dass er mit mir zusammen ist? Dass uns Gefühle verbinden? Darum, dass ich nicht will, dass er jetzt hier abreist? Dass ich nicht will, dass ihn die Schuldgefühle zugrunde richten? Die gleichen Schuldgefühle, die Buße, die euch forttreibt?«

Regis schwieg. Auch Cahir sagte nichts. Angoulême schaute sich um, sie hatte offensichtlich nicht viel verstanden.

»Wenn es in den Büchern der Vorsehung geschrieben steht«, sagte die Zauberin nach einer Weile, »dass Geralt Ciri findet, dann wird es geschehen. Unabhängig davon, ob der Hexer in die Berge aufbricht oder in Toussaint sitzt. Die Vorherbestimmung ereilt die Menschen. Nicht umgekehrt. Versteht ihr das? Versteht ihr, Herr Regis Terzieff-Godefroy?«

»Besser, als ihr glaubt, Frau Vigo.« Der Vampir drehte den Wurstring in den Fingern. »Aber für mich, Ihr müsst schon entschuldigen, ist die Vorherbestimmung kein Buch, von der Hand des Großen Demiurgen geschrieben, nicht der Wille des Himmels und nicht das unabänderliche Urteil irgendeiner Vorsehung, sondern das Ergebnis vieler scheinbar nicht miteinander verknüpfter Tatsachen, Ereignisse und Taten. Ich würde dazu neigen, Euch darin zuzustimmen, dass die Vorherbestimmung die Menschen ereilt ... und nicht nur die Menschen. Mir sagt die Ansicht aber viel weniger zu, dass es nicht auch umgekehrt sein könne. Denn diese Ansicht ist ein bequemer Fatalismus, das ist ein Loblied auf Abstumpfung und Gemeinheit, auf das Federbett und die bezaubernde Wärme eines Damenschoßes. Kurzum, auf ein Leben im Traum. Aber das Leben, Frau Vigo, mag ein Traum sein, vielleicht endet es auch in einem Traum ... Doch es ist ein Traum, den man aktiv träumen muss. Darum, Frau Vigo, wartet auf uns die Landstraße.«

»Nur zu.« Fringilla stand auf, beinahe so heftig wie unlängst Milva. »Bitte sehr! Auf den Pässen erwarten euch Schneetreiben, Frost und die Vorherbestimmung. Und die Sühne, die ihr so dringlich nötig zu haben scheint. Nur zu! Aber der Hexer bleibt hier. In Toussaint! Bei mir!«

»Ich glaube«, entgegnete der Vampir ruhig, »Ihr irrt Euch, Frau Vigo. Der Traum, den der Hexer träumt, ist, ich gestehe es mit einer Verbeugung, zauberhaft und schön. Doch jeder Traum, den man zu lange träumt, wird zum Alb. Und aus dem erwachen wir mit einem Schrei.«

Die neun Frauen, die an dem großen runden Tisch im Schloss Montecalvo saßen, blickten gebannt auf Fringilla Vigo. Auf Fringilla, die plötzlich zu stottern begann.

»Geralt ritt am achten Januar frühmorgens zum Weingut Pomerol. Und zurück kam er ... Wohl am achten nachts ... Oder am neunten vormittags ... Ich weiß nicht ... Bin mir nicht sicher ...«

»Zusammenhängender«, bat Sheala de Tancarville sanft. »Bitte zusammenhängender, Fräulein Vigo. Und wenn Euch irgendein Detail der Geschichte peinlich ist, dann übergeht es einfach.«

In der Küche, vorsichtig mit den Krallenfüßen auftretend, lief das bunte Huhn umher. Es roch nach Brühe.

Die Tür ging krachend auf. In die Küche stürmte Geralt. Auf dem windgeröteten Gesicht hatte er einen blauen Fleck und einen schwarzvioletten Streifen getrockneten Blutes.

»Los, Leute, packen«, verkündete er ohne überflüssige Vorreden. »Wir brechen auf! In einer Stunde, keinen Augenblick später, will ich euch alle auf dem Hügel vor der Stadt sehen, dort, wo die Säule steht. Mit Sack und Pack, im Sattel, bereit für einen langen und schweren Weg.«

Das genügte. Es war, als hätten sie seit langem auf diese Nachricht gewartet und als seien sie seit langem bereit.

»Sofort!«, rief Milva und sprang auf. »In einer halben Stunde bin ich fertig!«

»Ich auch.« Cahir stand auf, ließ den Löffel fallen, betrachtete den Hexer aufmerksam. »Aber ich wüsste gern, was das ist. Eine Laune? Ein Streit unter Verliebten? Oder brechen wir wirklich auf?«

»Wirklich. Angoulême, was ziehst du so ein Gesicht?«

»Geralt, ich ...«

»Keine Angst, ich lasse dich nicht zurück. Ich habe es mir anders überlegt. Auf dich muss man aufpassen, Rotznase, man darf dich nicht aus den Augen lassen. Los, habe ich gesagt, packen, Satteltaschen schnüren. Und einzeln, um kein Aufsehen zu erregen, aus der Stadt, zu der Säule auf dem Hügel. In einer Stunde treffen wir uns dort.«

»Unbedingt, Geralt!«, rief Angoulême. »Verdammich, endlich!«

Im Handumdrehen waren nur noch Geralt und das bunte Huhn in der Küche. Und der Vampir, der ruhig weiter die Brühe mit gegossenen Nudeln löffelte.

»Wartest du auf eine Sondereinladung?«, fragte der Hexer kalt. »Warum sitzt du noch? Statt das Maultier Draakul zu bepacken? Und dich von dem Sukkubus zu verabschieden?«

»Geralt«, sagte Regis ruhig und nahm einen Löffel Brühe aus der Terrine. »Für den Abschied von dem Sukkubus reicht mir so viel Zeit, wie du brauchst, um dich von deiner Schwarzhaarigen zu verabschieden. Vorausgesetzt, du hast überhaupt vor, dich von ihr zu verabschieden. Aber so unter uns gesagt: Das junge Volk konntest du mit Geschrei und Getöse losschicken, dass es seine Sachen packt. Mir gebührt etwas mehr, schon aus Gründen des Alters. Ich bitte um ein paar Worte der Erklärung.«

»Regis ...«

»Eine Erklärung, Geralt. Je schneller du beginnst, um so besser. Ich werde dir helfen. Gestern morgen hast du dich verabredungsgemäß am Stadttor mit dem Verwalter des Weingutes Pomerol getroffen ...«

Alcides Fierabras, der schwarzbärtige Verwalter des Weinguts Pomerol, den sie am Abend vor Yule in der »Fasanerie« kennengelernt hatten, erwartete den Hexer am Stadttor mit einem Maultier; er selbst war jedoch gekleidet und ausgerüstet, als ginge es weit, weit fort ans Ende der Welt, über das Silveiga-Tor und den Elskerdeg-Pass hinaus.

»Nahe ist es wirklich nicht«, erwiderte er auf eine bissige Bemerkung Geralts hin. »Ihr, Herr, kommt aus der großen weiten Welt, da kommt Euch unser kleines Toussaint wie ein kleines Nest vor, Ihr meint, man könnte hier eine Mütze von einer Grenze zur anderen werfen, noch dazu eine trockene. Da irrt Ihr Euch aber. Bis zum Weingut Pomerol, wo wir ja hinwollen, ist es ein gutes Stück Wegs; wenn wir zu Mittag dort sind, können wir froh sein.«

»Es war also falsch«, erklärte der Hexer trocken, »so spät aufzubrechen.«

»Ja, mag sein.« Alcides Fierabras starrte ihn an und pustete in seinen Schnurrbart. »Aber ich wusste ja nicht, dass Ihr zu den Frühaufstehern gehört. Denn das kommt bei großen Herren selten vor.«

»Ich bin kein großer Herr. Auf den Weg, Herr Vorsteher, verlieren wir keine Zeit mit leerem Gerede.«

»Ihr nehmt mir das Wort aus dem Munde.«

Sie ritten durch die Stadt, um den Weg abzukürzen. Geralt wollte anfangs protestieren, er fürchtete, in den ihm bekannten überfüllten Gassen stecken zu bleiben. Der Verwalter Fierabras kannte jedoch, wie sich zeigte, sowohl die Stadt besser als auch die Zeiten, in denen auf den Straßen kein Gedränge herrschte. Sie ritten mühelos und schnell.

Sie kamen auf den Markt, passierten das Schafott. Und den Galgen mit einem Gehenkten.

»Eine gefährliche Sache ist das« – der Verwalter deutete mit einer Kopfbewegung hin –, »Reime schmieden und Liedchen singen. Vor allem in der Öffentlichkeit.«

»Strenge Gerichte sind das hier.« Geralt hatte augenblicklich erfasst, worum es ging. »Woanders wird man für ein Pasquill höchstens an den Pranger gestellt.«

»Kommt darauf an, wem das Pasquill gilt«, stellte Alcides Fierabras nüchtern fest. »Und wie es gereimt ist. Unsere Frau Fürstin ist gütig und wird vom Volk geliebt, aber wenn man sie reizt ...«

»Lieder, wie einer meiner Bekannten zu sagen pflegt, kann man nicht ersticken.«

»Lieder nicht. Aber den Sänger durchaus, kein Problem.«

Sie durchquerten die Stadt, ritten zum Böttchertor hinaus, gerade ins Tal der Blessure, die munter plätscherte und in Stromschnellen schäumte. Schnee lag auf den Feldern nur in Rinnen und Senken, doch es war recht kalt.

An ihnen kam ein Trupp Ritter vorbei, sicherlich auf dem Wege zum Cervantes-Pass, zur Grenzfeste Vedette. Es wurde ganz bunt vor auf die Schilde gemalten und auf Mäntel und Kuvertüren gestickten Greifen, Löwen, Herzen, Lilien, Sternen, Kreuzen, Sparren und anderem heraldischem Schnickschnack. Es donnerten die Hufe, es flatterten die Banner, es erklang das von mächtigen Stimmen gesungene schwachsinnige Lied davon, wie es den Rittern geht, und von der schon vergebenen Braut.

Geralt folgte dem Trupp mit dem Blick. Der Anblick der fahrenden Ritter ließ ihn an Reynart de Bois-Fresnes denken, der eben erst vom Dienst heimgekehrt war und seine Kräfte in den Armen seiner Bürgersfrau wiederherstellte, deren Angetrauter, ein Kaufmann, tagelang nicht heimkehrte, sicherlich zurückgehalten von schäumenden Flüssen, Wäldern voller wilder Tiere und anderen Naturgewalten. Der Hexer gedachte keineswegs, Reynart aus den Armen seiner Geliebten zu reißen, bedauerte aber aufrichtig, dass er den Vertrag mit dem Weingut Pomerol nicht auf einen späteren Termin gelegt hatte. Er mochte den Ritter und vermisste seine Gesellschaft.

»Reiten wir, Herr Hexer.«

»Reiten wir, Herr Fierabras.«

Sie ritten die Landstraße entlang flussaufwärts. Die Blessure wand sich in Mäandern, doch es gab reichlich Brücken, so dass sie keine Umwege zu machen brauchten.

Von den Nüstern Plötzes und des Maultiers stieg Dampf auf.

»Was meint ihr, Herr Fierabras, wird der Winter noch lange dauern?«

»Zu Saovine gab es Frost. Und das Sprichwort heißt: ›Frost zu Saovine – dann zieh dir warme Hosen an‹.«

»Verstehe. Und eure Weinstöcke? Schadet denen die Kälte nicht?«

»Es war schon kälter.«

Sie ritten schweigend weiter.

»Da, schaut«, ließ sich Fierabras vernehmen und zeigte. »Dort im Talkessel liegt das Dörfchen Fuchstal. Auf deren Feldern, kaum zu glauben, wachsen Töpfe.«

»Wie bitte?«

»Töpfe. Sie entstehen im Schoß der Erde, von selbst, ausschließlich von Natur, ganz ohne menschliches Zutun. So wie anderswo Kartoffeln oder Rüben wachsen in Fuchstal Töpfe. Alle möglichen Arten und Formen.«

»Wirklich?«

»Ich will tot umfallen, wenn’s nicht stimmt. Darum knüpfen sie in Fuchstal partnerschaftliche Beziehungen mit dem Dorf Dudno im Maecht an. Dort soll die Erde nämlich Topfdeckel hervorbringen.«

»Alle möglichen Arten und Formen?«

»Ihr habt, Herr Hexer, ins Schwarze getroffen.«

Sie ritten weiter. Schweigend. Die Blessure rauschte und schäumte auf den Steinen.

»Und das dort, schaut, Herr Hexer, sind die Ruinen der alten Burg Dun Tynne. Schreckliche Dinge, wenn man der Sage glaubt, hat diese Burg mitangesehen. Waltharius, den sie Starkhand nannten, hat dort blutig und unter schrecklichen Qualen seine ungetreue Frau erschlagen, den Liebhaber derselben, die Mutter derselben, die Schwester derselben und den Bruder derselben. Und dann setzte er sich hin und weinte, niemand weiß warum ...«

»Ich habe davon gehört.«

»Dann seid Ihr hier gewesen?«

»Nein.«

»Ha. Die Sage ist also weit herumgekommen.«

»Ihr habt, Herr Verwalter, ins Schwarze getroffen.«

»Und dort« – der Hexer zeigte – »das hübsche Türmchen dort hinter dieser schrecklichen Burg? Was ist das?«

»Das? Das ist ein Tempel.«

»Für welche Gottheit?«

»Wer merkt sich denn sowas.«

»In der Tat. Wer schon.«

Gegen Mittag erblickten sie das Weingut, sanft zur Blessure abfallende Hänge, bedeckt von gleichmäßig beschnittenen Weinstöcken, jetzt missgestaltet und bedauernswert kahl. Auf dem Gipfel der höchsten Anhöhe ragten windumtost Türme gen Himmel, ein dicker Bergfried und das Rondell des Schlosses Pomerol.

Geralt bemerkte mit Interesse, dass der Weg, der zum Schloss führte, ausgefahren war, von Hufen und Wagenrädern nicht weniger aufgewühlt als die Landstraße. Man sah deutlich, dass just zum Schlosse Pomerol oft jemand von der Straße abbog. Er verkniff sich die Frage bis zu dem Augenblick, da er beim Schloss ein gutes Dutzend ausgespannter, mit Planen bedeckter Wagen sah, solide und mächtige Vehikel, wie sie für Ferntransporte benutzt werden.

»Kaufleute«, erklärte auf seine Frage der Verwalter. »Weinhändler.«

»Händler?«, wunderte sich Geralt. »Wie das? Ich dachte, die Gebirgspässe sind vom Schnee versperrt, und Toussaint ist von der Außenwelt abgeschnitten. Wie sind dann die Kaufleute hergelangt?«

»Für Kaufleute«, erklärte der Verwalter Fierabras gewichtig, »gibt es keine schlechten Straßen, jedenfalls nicht für die, die ihren Beruf ernst nehmen. Die, Herr Hexer, haben so ein Prinzip: Wenn ein Ziel winkt, muss sich ein Weg finden.«

»Wahrlich«, sagte Geralt langsam, »ein treffliches Prinzip, dem man nacheifern sollte. In jeder Lage.«

»Ohne Zweifel. Aber in Wahrheit ist es so, dass manche von den Händlern hier seit dem Herbst festsitzen, nicht hinaus können. Aber sie lassen den Kopf nicht hängen, sagen, pah, dafür werden wir im Frühling die ersten sein, ehe die Konkurrenz auftaucht. Bei ihnen heißt das: positiv denken.«

Geralt nickte. »Auch gegen dieses Prinzip lässt sich kaum etwas einwenden. Eins wundert mich noch, Herr Verwalter. Warum sitzen diese Kaufleute hier draußen und nicht in Beauclair? Ist die Fürstin nicht bereit, ihnen Gastrecht zu gewähren? Sind ihr Kaufleute vielleicht zuwider?«

»Keineswegs«, erwiderte Fierabras. »Die Frau Fürstin lädt sie immer ein, sie aber lehnen jedesmal höflich ab. Und wohnen bei den Weingütern.«

»Warum?«

»Beauclair, sagen sie, das seien in einem fort Festmähler, Bälle, Schlemmereien, Gelage und Liebeleien. Da wird man, sagen sie, nur träge und dumm, und man vergeudet Zeit, statt ans Geschäft zu denken. Aber denken muss man an das, was wirklich wichtig ist. An das Ziel, das einem winkt. Unablässig. Ohne die Gedanken auf irgendwelchen Firlefanz zu verplempern. Dann und nur dann erreicht man sein Ziel.«

»Wahrlich, Herr Fierabras«, sagte der Hexer langsam. »Ich bin froh über unsere gemeinsame Reise. Unsere Gespräche waren mir sehr von Nutzen. Wirklich sehr.«

Entgegen den Erwartungen des Hexers ritten sie nicht zum Schlösschen Pomerol, sondern ein Stück weiter, auf den Bergrücken hinter dem Talkessel, auf dem sich das nächste Schlösschen erhob, etwas kleiner und viel vernachlässigter. Das Kastell hieß Zurbarràn. Geralt freute sich auf die Aussicht, bald etwas zu tun zu bekommen, denn das dunkle, von zerfallenen Zinnen gezähnte Zurbarràn sah nach einer verwunschenen Ruine aus, wie sie im Buche steht, in der es ohne jeden Zweifel von Zauber, Wundern und Ungeheuern wimmelte.

Draußen auf dem Schlosshof sah er anstelle von Wunderdingen und Ungeheuern ein gutes Dutzend Leute bei so zauberischen Beschäftigungen wie Fässer zu rollen, Bretter zu hobeln und diese Bretter zusammenzunageln. Es roch nach frischem Holz, frischem Mörtel, einem weniger frischen Kater, sauer gewordenem Wein und Erbsensuppe. Die Erbsensuppe wurde alsbald serviert.

Vom Weg, von Wind und Kälte hungrig geworden, aßen sie zügig und schweigend. Gesellschaft leistete ihnen ein Untergebener des Verwalters Fierabras, der Geralt als Simon Gilka vorgestellt worden war. Es bedienten zwei hellhaarige Mädchen mit gut drei Fuß langen Zöpfen. Beide bedachten den Hexer mit derart vielsagenden Blicken, dass er beschloss, möglichst schnell aufzuessen und an die Arbeit zu gehen.

Simon Gilka hatte das Ungeheuer nicht gesehen. Sein Aussehen kannte er ausschließlich aus zweiter Hand.

»Schwarz war’s, ha, pechschwarz, und wie es über die Wand kroch, konnte man die Ziegel durch es hindurch sehen. Es war wie eine Gallerte, versteht Ihr, Herr Hexer, oder wie, mit Verlaub, irgend so’n Rotz. Aber Pfoten hatte es lange und dünne, und eine Menge davon, acht oder sogar noch mehr. Und der Yontek stand da, stand da und guckte, bis ihm endlich ein Licht aufging und er schrie: ›Verschwinde, hebe dich hinweg!‹ Und dann noch einen Exorzismus dazu: ›Verrecken sollst du, Miststück!‹ Da war das Ungeheuer husch, husch, husch auf und davon. Ist im Schlund der Tiefen verschwunden. Da haben die Jungs gesagt: Wenn’s hier ein Ungeheuer hat, dann wollen wir Gefahrenzulage, und wo nicht, gehen wir uns bei der Zunft beschweren. Eure Zunft, sage ich ihnen drauf, kann mir ...«

»Wann«, unterbrach ihn Geralt, »ist das Ungeheuer zuletzt gesehen worden?«

»So vor drei Wochen. Also kurz vor Yule.«

Der Hexer schaute den Verwalter an. »Ihr sagtet: vor Lammas.«

Alcides Fierabras errötete an den Stellen, die nicht vom Bart verdeckt wurden.

Gilka schnaubte. »Ja, ja, Herr Verwalter, wenn man verwalten will, muss man sich öfter hier blicken lassen, nicht nur in Beauclair im Kontor mit’m Hintern die Stühle polieren. Ich denke mir ...«

»Mich interessiert nicht«, schnitt ihm Fierabras das Wort ab, »was Ihr denkt. Erzählt von dem Ungeheuer.«

»Das hab ich doch schon erzählt. Alls, was war.«

»Opfer hat es keine gegeben? Niemand ist angegriffen worden?«

»Nein. Aber letztes Jahr ist ein Knecht spurlos verschwunden. Manche haben gesagt, das Ungeheuer hat ihn in die Tiefen gezogen und umgebracht. Andere wieder, dass das gar kein Ungeheuer war, sondern der Knecht hat sich von selber verdünnisiert, von wegen Schulden und Elementen. Der hat nämlich auf Teufel komm raus Würfel gespielt, und dann hat er noch der Müllerstochter ein Kind gemacht, da ist die zu Gericht gelaufen, und das Gericht hat den Knecht verurteilt, Elemente zu zahlen ...«

»Weiter«, fiel ihm Geralt ins Wort, »hat das Ungeheuer niemanden angefallen? Gesehen hat es weiter niemand?«

»Nein.«

Eins von den Mädchen, das Geralt vom hiesigen Wein einschenkte, streifte ihn mit der Brust am Ohr, worauf sie aufmunternd zwinkerte.

»Gehen wir«, sagte Geralt rasch. »Es gibt nichts zu trödeln und zu reden. Führt mich in die Keller.«

Wie sich leider erwies, erfüllte Fringillas Amulett nicht die Hoffnungen, die er darein gesetzt hatte. Dass der in Silber gefasste geschliffene Chrysopras sein Hexermedaillon mit dem Wolf ersetzen würde, hatte Geralt keinen Augenblick lang geglaubt. Fringilla hatte das übrigens auch gar nicht versprochen. Sie hatte jedoch versichert – mit großer Überzeugung –, das Amulett werde, wenn es sich erst einmal auf die Psyche des Trägers eingestimmt hatte, verschiedene Dinge tun können, unter anderem vor Gefahr warnen.

Doch entweder waren Fringillas Zauber misslungen, oder Geralt und das Amulett waren verschiedener Ansicht, was Gefahr war und was nicht. Der Chrysopras zuckte kaum merklich, als sie auf dem Weg in die Keller einem großen roten Kater über den Weg liefen, der mit emporgerecktem Schwanz über den Hof defilierte. Der Kater musste übrigens irgendein Signal von dem Amulett empfangen haben, denn er sprang davon, wobei er durchdringend miaute.

Als aber der Hexer in die Keller herabgestiegen war, vibrierte das Medaillon alle naselang nervtötend, und das in trockenen, ordentlichen und sauberen Lagerräumen, in denen die einzige Gefahr von dem Wein in den großen Fässern ausging. Jemandem, der sich unter Verlust der Selbstbeherrschung mit offenem Munde unter den Spund gelegt hätte, drohte hier schwere Trunkenheit. Und weiter nichts.

Hingegen zuckte das Medaillon nicht, als Geralt den in Gebrauch befindlichen Teil der Keller verließ und Treppen und Stollen entlang tiefer hinabging. Der Hexer hatte längst erkannt, dass unter den meisten Weingütern von Toussaint alte Bergwerke lagen. Zweifellos hatte man, als die angepflanzten Rebstöcke Frucht zu tragen begannen und besseren Gewinn abwarfen, die Ausbeutung der Bergwerke eingestellt und die Gruben aufgegeben, dabei die Stollen und Gänge teilweise zu Weinkellern gemacht. Die Schlösser Pomerol und Zurbarràn standen über einem alten Schieferbergwerk. Es wimmelte hier von Stollen und Löchern, man brauchte nur einen Augenblick lang unaufmerksam zu sein, um sich mit einem komplizierten Bruch am Grunde eines davon zu befinden. Ein Teil der Löcher war von morschen Brettern bedeckt, die sich unter einer Schicht von Schieferstaub nicht vom Boden unterschieden. Unvorsichtig auf derlei zu treten, wäre gefährlich gewesen, also hätte das Medaillon warnen müssen. Es warnte nicht.

Es warnte ihn auch nicht, als aus einem Haufen Schieferschutt an die zehn Schritte vor Geralt eine undeutliche graue Gestalt sprang, mit den Klauen den Staub aufwirbelte, wild die Beine zusammenschlug, durchdringend aufheulte, worauf sie pfeifend und kichernd den Korridor entlangschoss und in einer der in der Wand klaffenden Nischen verschwand.

Der Hexer fluchte. Das Zauberding reagierte auf rote Kater, aber auf Gremlins reagierte es nicht. Ich werde mit Fringilla darüber reden müssen, dachte er, während er zu dem Loch ging, in dem das kleine Wesen verschwunden war.

Das Amulett zuckte kräftig.

Ein bisschen spät, dachte er. Doch sogleich besann er sich eines Besseren. Vielleicht war das Medaillon gar nicht so dumm. Die übliche Taktik von Gremlins bestand darin, zu fliehen und aus dem Hinterhalt heraus dem Verfolger einen Hieb mit den sichelscharfen Klauen zu versetzen. Der Gremlin konnte dort im Dunklen warten, und das Medaillon signalisierte das.

Er wartete lange, hielt den Atem an, spitzte wachsam die Ohren. Das Amulett lag ruhig und leblos auf seiner Brust. Aus dem Loch drang ein dumpfer, unangenehmer Gestank. Doch es war totenstill. Und kein Gremlin hätte es so lange in Stille ausgehalten.

Ohne zu überlegen kroch er in das Loch und bewegte sich auf allen vieren weiter, wobei er mit dem Rücken an dem rauen Fels entlangschrammte. Lange war er nicht unterwegs.

Etwas knackte und begann zu rascheln, der Boden gab nach, und der Hexer stürzte abwärts – zusammen mit etlichen Zentnern Staub und Geröll. Zum Glück dauerte es nicht lange, und unter ihm lag kein bodenloser Angrund, sondern ein gewöhnliches Verlies. Er schoss heraus wie Scheiße aus dem Kanalisationsrohr und krachte gegen einen Stapel morschen Holzes. Er schüttelte Staub aus den Haaren und spuckte welchen aus, fluchte sehr lästerlich. Das Amulett zuckte unablässig, zitterte ihm auf der Brust wie ein unters Hemd gesteckter Sperling. Der Hexer widerstand dem Impuls, es abzureißen und auf Nimmerwiedersehen wegzuwerfen. Erstens wäre Fringilla wütend gewesen. Zweitens sollte der Chrysopras noch andere magische Eigenschaften haben. Geralt hoffte, in Bezug auf die anderen würde er verlässlicher sein.

Als er aufzustehen versuchte, ertastete er einen runden Schädel. Und er begriff, dass das, worauf er lag, keineswegs Holz war.

Er stand auf, musterte rasch den Haufen Knochen. Sie waren durchweg von Menschen. Alle diese Menschen waren im Augenblick des Todes in Ketten geschlagen und höchstwahrscheinlich nackt gewesen. Die Knochen waren zermalmt und zerbissen. Als sie zerbissen wurden, waren die Menschen vielleicht schon tot gewesen. Doch sicher war das nicht.

Aus dem Stollen führte ein Korridor, lang und schnurgerade. Die Schieferwand war ziemlich glatt bearbeitet; das sah nicht mehr nach einem Bergwerk aus.

Plötzlich gelangte er in einen riesigen Hohlraum, dessen Decke im Dunkel versank. Die Mitte der Kaverne nahm ein riesiges, schwarzes und bodenloses Loch ein, über dem eine steinerne, gefährlich filigran aussehende Brücke hing.

Von den Wänden tropfte Wasser, hallte als Echo wider. Aus dem Abgrund wehten Kälte und Gestank herauf. Das Amulett verhielt sich ruhig. Geralt trat auf die Brücke, wachsam und konzentriert, bemüht, sich von den zerbröckelnden Geländern fernzuhalten.

Hinter der Brücke kam wieder ein Korridor. An den glatt bearbeiteten Wänden bemerkte er durchgerostete Halterungen für Fackeln. Es gab auch Nischen hier; in manchen standen kleine Statuen aus Sandstein, doch das jahrelang tropfende Wasser hatte sie abgeschliffen und formlose Felsbrocken daraus gemacht. In die Wände waren auch Platten mit Reliefs eingelassen. Diese, in beständigerem Material ausgeführt, waren besser auszumachen. Geralt erkannte eine Frau mit Mondhörnern, einen Turm, eine Schwalbe, ein Wildschwein, einen Delphin, ein Einhorn.

Er hörte eine Stimme.

Er blieb stehen, verhielt den Atem.

Das Amulett zuckte.

Nein, es war keine Täuschung, es war nicht das Knirschen von nachsackendem Schiefer oder das Echo tropfenden Wassers. Es war eine Menschenstimme. Geralt schloss die Augen, strengte das Gehör an. Er versuchte das Geräusch zu orten.

Die Stimme, darauf hätte der Hexer schwören mögen, drang aus der nächsten Nische, hinter der nächsten Statue hervor, die abgeschliffen war, aber nicht so sehr, dass sie die rundlichen Formen einer Frau verloren hätte. Diesmal zeigte sich das Medaillon auf der Höhe. Es blitzte, und Geralt bemerkte plötzlich in der Wand einen Metallreflex. Er umschlang die abgeschliffene Frau kräftig mit den Armen, drehte kräftig. Es knirschte, die ganze Nische drehte sich auf einem stählernen Lager und gab eine Wendeltreppe frei.

Vom oberen Ende der Treppe drang wieder die Stimme herab. Geralt überlegte nicht lange.

Oben fand er eine Tür, die sich ohne Widerstand öffnete, nicht einmal quietschte. Hinter der Tür befand sich ein kleiner Raum mit gewölbter Decke. Aus den Wänden ragten vier riesige Messingrohre, die sich an den Enden erweiterten wie Trompeten. In der Mitte, zwischen den Öffnungen der Rohre, stand ein Sessel, und in dem Sessel saß ein Skelett. Auf dem Schädel, bis zu den Zähnen herabgerutscht, trug es die Reste eines Baretts, am Körper Fetzen einer einstmals reichen Kleidung, am Hals eine Goldkette und an den Füßen Korduanstiefel mit hochgebogenen Spitzen, stark von Ratten zerfressen.

Aus einer der Röhren ertönte ein Niesen, so laut und unerwartet, dass der Hexer geradezu hochsprang. Dann schnäuzte sich jemand, und das von dem Messingrohr verstärkte Geräusch war geradezu höllisch.

»Gesundheit«, erklang es aus der Röhre. »Ihr niest ja vielleicht, Skellen.«

Geralt stieß das Gerippe vom Sessel, wobei er nicht vergaß, ihm die Goldkette abzunehmen und sie in die Tasche zu stecken. Dann setzte er sich selbst auf den Abhörplatz. An der Öffnung des Rohres.

Einer von den Belauschten hatte eine Bassstimme, tief und dröhnend. Wenn er sprach, vibrierte die Messingröhre geradezu.

»Ihr niest ja vielleicht, Skellen. Wo habt Ihr Euch derart erkältet? Und wann?«

»Nicht der Rede wert«, erwiderte der Verschnupfte. »Eine verdammte Krankheit, hat mich erwischt und hält sich, bald geht sie zurück, bald kehrt sie wieder. Nicht einmal Magie hilft.«

»Vielleicht solltet Ihr den Magier wechseln?«, ließ sich die nächste Stimme vernehmen, knarrend wie ein verrostetes Scharnier. »Dieser Vilgefortz kann bisher auf keine besonders großen Erfolge verweisen, also wirklich. Ich denke ...«

»Lassen wir das«, warf jemand ein, der auf charakteristische Weise die Silben dehnte. »Nicht deswegen haben wir diese Zusammenkunft hier in Toussaint organisiert. Am Arsch der Welt.«

»Dieser Arsch der Welt«, sagte der Verschnupfte, »ist das einzige mir bekannte Land, das keinen eigenen Sicherheitsdienst hat. Der einzige Winkel des Kaiserreichs, der nicht mit Agenten von Vattier de Rideaux gespickt ist. Dieses ewig vergnügte und angeheiterte Fürstentum halten alle für einen Operettenstaat, und niemand nimmt es ernst.«

»Solche Ländchen«, sagte der, der die Silben dehnte, »waren schon immer ein Paradies für Spione und ihr bevorzugter Treffpunkt. Darum haben sie auch Spionageabwehrdienste und Spitzel angezogen, allerlei berufsmäßige Horcher und Gucker.«

»Das mag früher so gewesen sein. Aber nicht unter der Weiberherrschaft, die in Toussaint schon fast hundert Jahre dauert. Ich wiederhole, hier sind wir in Sicherheit. Hier wird uns niemand aufspüren oder belauschen. Wir können uns als Kaufleute ausgeben und in aller Ruhe die Fragen besprechen, die gerade für euer fürstliche Gnaden von vitalem Interesse sind. Für eure privaten Vermögen und Latifundien.«

»Ich verabscheue Privatinteressen, also wirklich!«, ereiferte sich der mit der knarrenden Stimme. »Wir sind nicht aus privaten Gründen hier! Es geht mir einzig und allein um das Wohl des Kaiserreichs. Und das Wohl das Reichs, meine Herren, liegt in einer starken Dynastie! Daher wäre es schädlich und ein großes Übel für das Reich, wenn irgendeine Promenadenmischung, ein verdorbener Spross von schlechtem Blute den Thron besteigt, ein Nachkomme der physisch kranken und moralisch minderwertigen Könige. Nein, meine Herren! Dem werde ich, ein de Wette aus dem Geschlecht der de Wettes, nicht tatenlos zuschauen! Zudem meine Tochter beinahe schon die Zusage hatte ...«

»Deine Tochter, de Wette?«, brüllte der mit der dröhnenden Bassstimme los. »Und was soll ich sagen? Ich, der ich Emhyr seinerzeit unterstützt habe, im Kampf gegen diesen Usurpator? Es war doch meine Residenz, aus der die Kadetten zum Sturm auf den Palast ausgezogen sind! Und was war vorher? Bei mir hat er doch Zuflucht gefunden! Damals hat der kleine Schwindler meine Eilan gnädig angeschaut, ihr zugelächelt, Komplimente gemacht und ihr hinter dem Vorhang, ich weiß das, die Titten gedrückt. Und jetzt was – eine andere Kaiserin! Solch ein Affront? Solch ein Schimpf? Ein Kaiser des Ewigen Imperiums, der den Töchtern der alten Geschlechter eine Dahergelaufene aus Cintra vorzieht! Was? Er sitzt von meinen Gnaden auf dem Thron und wagt es, meine Eilan zu missachten? Nein, das werde ich nicht dulden!«

»Ich ebensowenig!«, schrie eine weitere Stimme, hoch und exaltiert. »Auch mich hat er missachtet! Für diese cintrische Dahergelaufene hat er meine Frau verlassen!«

»Durch einen glücklichen Zufall«, sagte der, der die Silben langzog, »ist die Dahergelaufene ins Jenseits befördert worden. Wie aus dem Bericht von Herrn Skellen folgt.«

»Ich habe mir diesen Bericht aufmerksam angehört«, sagte der Knarrende, »und bin zu dem Schluss gelangt, dass daraus weiter nichts folgt, als dass die Dahergelaufene verschwunden ist. Wenn sie aber verschwunden ist, kann sie auch wieder auftauchen. Seit vorigem Jahr ist sie mehrere Male verschwunden und aufgetaucht! In der Tat, Herr Skellen, Ihr habt uns sehr enttäuscht, also wirklich. Ihr und dieser Euer Zauberer, Vilgefortz!«

»Dafür ist jetzt nicht der rechte Moment, Joachim! Jetzt ist nicht die Zeit, einander zu beschuldigen und anzuklagen, Keile zwischen uns zu treiben! Wir müssen stark und einig sein. Und entschlossen. Darum ist es unwichtig, ob die Cintrierin lebt oder nicht. Ein Kaiser, der einmal ungestraft die alten Geschlechter beleidigt hat, wird das auch in Zukunft tun! Die Cintrierin ist weg? Dann kann er in ein paar Monaten eine Kaiserin aus Serrikanien oder aus Sangwebar präsentieren! Nein, bei der Großen Sonne, das werden wir nicht zulassen!«

»Wir lassen es nicht zu, also wirklich! Recht hast du, Ardal! Das Geschlecht der Emreis hat die Erwartungen enttäuscht, jeder Augenblick, den Emhyr auf dem Thron sitzt, schadet dem Kaiserreich, also wirklich. Und es gibt jemanden, den man auf den Thron setzen könnte. Der junge Voorhis ...«

Es ertönte ein lautes Niesen, darauf ein trompetendes Schnauben.

»Konstitutionelle Monarchie«, sagte der Verschnupfte. »Es ist höchste Zeit für eine konstitutionelle Monarchie, für eine fortschrittliche Ordnung. Und dann Demokratie ... Volksherrschaft ...«

»Kaiser Voorhis«, wiederholte mit Nachdruck die tiefe Stimme. »Kaiser Voorhis, Stefan Skellen. Der mit meiner Eilan oder mit einer der Töchter Joachims verheiratet wird. Und ich werde dann Großkanzler der Krone sein, de Wette Feldmarschall. Und Ihr, Stefan, Graf und Außenminister. Wenn Ihr nicht gerade als Parteigänger irgendeines Pöbels auf Titel und Amt verzichtet. Was?«

»Lassen wir die historischen Entwicklungen beiseite«, erklärte die verschnupfte Stimme begütigend. »Die hält sowieso nichts auf. Wenn ich jedoch vorerst, Euer Durchlaucht Großkanzler aep Dahy, Einwände gegen die Person von Prinz Voorhis habe, so hauptsächlich, weil er ein Mensch von eisernem Charakter ist, stolz und unbeugsam, der sich schwer beeinflussen lässt.«

»Wenn ich etwas bemerken darf«, meldete sich der zu Wort, der die Silben langzog. »Prinz Voorhis hat einen Sohn, den kleinen Morvran. Der ist ein weitaus besserer Kandidat. Erstens hat er stärkere Rechte auf den Thron, sowohl auf der Schwert- als auch auf der Kunkelseite. Zweitens ist das ein Kind, an dessen Stelle ein Regentschaftsrat herrschen wird. Also wir.«

»Unsinn! Wir werden auch mit dem Vater fertig! Wir finden Mittel und Wege!«

»Wir schieben ihm«, schlug der Exaltierte vor, »meine Frau unter!«

»Seid still, Graf Broinne. Das ist jetzt nicht an der Reihe. Meine Herren, wir sollten über etwas anderes beraten, also wirklich. Ich möchte nämlich darauf hinweisen, dass Emhyr var Emreis noch herrscht.«

»Freilich«, stimmte der Verschnupfte zu und trompetete in sein Taschentuch. »Er herrscht und lebt, ist auf der Höhe, sowohl körperlich als auch geistig. Vor allem Letzteres ist nicht zu bestreiten, nachdem er sich Eurer beider Durchlauchten vom Halse geschafft hat – mitsamt den Truppen, die Euch treu sein könnten. Wie wollt Ihr dann einen Umsturz bewerkstelligen, gnädiger Herr Fürst Ardal, wenn Ihr jeden Moment an der Spitze der Heeresgruppe ›Ost‹ in den Kampf ziehen müsst? Und Fürst Joachim wird wohl auch bei seinen Truppen sein müssen, bei der Besonderen Operativgruppe ›Verden‹.«

»Spar dir die Spitzen, Stefan Skellen. Und zieh kein Gesicht, das dich nur in deiner Einbildung deinem neuen Prinzipal ähnlich macht, dem Zauberer Vilgefortz. Und du sollst auch wissen, Uhu, dass, wenn Emhyr wirklich Verdacht geschöpft hat, dann gerade euretwegen, wegen dir und Vilgefortz. Gestehe, ihr wolltet die Cintrierin fangen und euch mit ihr Emhyrs Gunst erkaufen? Jetzt, da das Mädchen nicht mehr lebt, habt ihr nichts mehr zu bieten, nicht wahr? Emhyr lässt euch vierteilen, also wirklich. Ihr werdet nicht das Haupt erheben, weder du noch der Zauberer, mit dem du dich gegen uns verbündet hast!«

»Niemand von uns wird das Haupt erheben, Joachim«, warf der Bass ein. »Wir müssen der Wahrheit ins Gesicht sehen. Wir sind keineswegs in einer besseren Lage als Skellen. Die Umstände haben bewirkt, dass wir alle im selben Boot sitzen.«

»Aber der Uhu war es, der uns in dieses Boot gesetzt hat! Wir hätten insgeheim handeln müssen, und nun? Emhyr weiß alles! Die Agenten Vattiers de Rideaux suchen im ganzen Imperium nach dem Uhu. Und uns hat man, um uns loszuwerden, in den Krieg geschickt, also wirklich!«

»Genau darüber«, sagte der, der die Silben dehnte, »wäre ich froh, das würde ich mir zunutze machen. Den Krieg, der im Gange ist, haben alle schon satt, versichere ich den Herren. Die Armee, das einfache Volk und vor allem die Kaufleute und Unternehmer. Allein schon die Tatsache, dass der Krieg ein Ende hat, wird im ganzen Kaiserreich Freude auslösen, unabhängig davon, wie der Krieg ausgeht. Aber die Herren haben ja als Heerführer den Einfluss auf den Verlauf des Krieges, wenn ich so sagen darf, ständig in Reichweite. Was ist einfacher, als im Falle eines den bewaffneten Konflikt beendenden Sieges die Lorbeeren zu ernten? Und im Falle einer Niederlage als Männer, die, von der Vorsehung geschickt, die Verhandlungen anpacken, welche dem Blutvergießen ein Ende bereiten?«

»Stimmt«, sagte nach einer Weile der Knarrende. »Bei der Großen Sonne, das ist wahr. Ihr habt recht, Herr Leuvaarden.«

»Emhyr«, sagte der Bass, »hat sich den Strick um den Hals gelegt, indem er uns an die Front schickte.«

»Emhyr«, sagte der Exaltierte, »lebt noch, mein Herr Fürst. Er lebt und ist wohlauf. Wir wollen nicht das Fell des Bären aufteilen.«

»Nein«, sagte der Bass. »Vorher erlegen wir den Bären.«

Das Schweigen dauerte lange.

»Also ein Attentat. Der Tod.«

»Der Tod.«

»Der Tod!«

»Der Tod. Das ist die einzige Lösung. Emhyr hat Anhänger, solange er lebt. Wenn Emhyr stirbt, werden uns alle unterstützen. Auf unsere Seite wird die Aristokratie treten, denn die Aristokratie sind wir, und die Kraft der Aristokratie liegt in der Solidarität. Auf unsere Seite wird ein erheblicher Teil der Armee treten, vor allem der Teil des Offizierskorps, der sich an Emhyrs Säuberungen nach der Niederlage von Sodden erinnert. Auf unsere Seite wird sich das Volk stellen ...«

»Weil das Volk ungebildet, dumm und leicht zu manipulieren ist«, beendete Skellen den Satz, nachdem er sich geschnäuzt hatte. »Man braucht nur ›Hurra!‹ zu rufen, eine Rede von den Stufen des Senats herab zu halten, die Gefängnisse zu öffnen und die Steuern zu senken.«

»Ihr habt vollkommen recht, Graf«, sagte der Silbendehner. »Jetzt weiß ich, warum ihr so lauthals für die Demokratie eintretet.«

»Ich warne«, knarrte der, den sie Joachim nannten, »dass uns das nicht so glatt von der Hand gehen wird, meine Herren. Unser ganzer Plan fußt darauf, dass Emhyr stirbt. Aber wir dürfen nicht die Augen vor der Tatsache verschließen, dass Emhyr viele Anhänger hat, er hat die Einheiten der inneren Armee, er hat eine fanatische Garde. Es wird nicht leicht sein, sich durch die Brigade ›Impera‹ hindurchzuschlagen, und die, gebt euch da keinen Illusionen hin, wird bis zum Letzten kämpfen.«

»Und hier«, verkündete Stefan Skellen, »bietet uns Vilgefortz seine Hilfe an. Wir werden den Palast nicht belagern und uns nicht durch die ›Impera‹ hindurchschlagen müssen. Die Sache erledigt ein einzelner Attentäter mit magischem Schutz. So wie in Dreiberg, unmittelbar vor der Rebellion der Magier auf Thanedd.«

»König Radowid von Redanien.«

»Jawohl.«

»Vilgefortz hat so einen Attentäter?«

»Ja. Um euch unser Vertrauen zu beweisen, meine Herren, will ich euch sagen, wer es ist. Die Zauberin Yennefer, die wir gefangen halten.«

»Gefangen? Ich habe gehört, dass Yennefer mit Vilgefortz gemeinsame Sache macht.«

»Sie ist seine Gefangene. Verzaubert und hypnotisiert, programmiert wie ein Golem, wird sie das Attentat ausführen. Worauf sie Selbstmord begehen wird.«

»Irgend so eine verzauberte Hexe passt mir nicht recht«, erklärte derjenige, der die Silben dehnte, und vor lauter Widerwillen dehnte er sie noch mehr. »Besser wäre ein Held, ein flammender Kämpfer für eine Idee, ein Rächer ...«

»Eine Rächerin«, unterbrach ihn Skellen. »Das passt wie angegossen, Herr Leuvaarden. Yennefer wird das Leid rächen, das ihr von dem Tyrannen zugefügt wurde. Emhyr hat das von ihr erzogene Mädchen, ein unschuldiges Kind, verfolgt und in den Tod getrieben. Dieser grausame Alleinherrscher, dieser Perverse, hat, statt sich um Reich und Volk zu kümmern, Kinder verfolgt und umgebracht. Darum hat ihn die rächende Hand ereilt ...«

»Mir«, teilte mit Bassstimme Ardal aep Dahy mit, »gefällt das sehr gut.«

»Mir auch«, stimmte Joachim de Wette zu.

»Wunderbar!«, schrie exaltiert Graf Broinne. »Für die Vergewaltigung fremder Ehefrauen ereilt den Tyrannen und Perversling die rächende Hand. Wunderbar!«

»Noch etwas«, sagte Leuvaarden, die Silben dehnend. »Um uns Euer Vertrauen zu beweisen, Herr Graf Skellen, bitte ich Euch, uns den Aufenthaltsort des Herrn Vilgefortz zu verraten.«

»Meine Herren, ich ... ich darf nicht ...«

»Das wäre die Garantie. Ein Unterpfand der Aufrichtigkeit und der Hingabe an die Sache.«

»Du brauchst keinen Verrat zu fürchten, Stefan«, fügte aep Dahy hinzu. »Keiner von den hier Anwesenden wird es verraten. Das ist ein Paradoxon. Unter anderen Umständen würde sich unter uns vielleicht auch jemand finden, der sich sein Leben erkaufen wollte, indem er die Übrigen verrät. Aber alle von uns wissen nur zu gut, dass sie sich mit Verrat nichts erkaufen würden. Emhyr var Emreis verzeiht nicht. Er kann es nicht. Statt eines Herzens hat er einen Eisklumpen. Und darum wird er sterben.«

Stefan Skellen zögerte nicht länger. »Also gut«, sagte er. »Soll es ein Unterpfand der Aufrichtigkeit sein. Vilgefortz verbirgt sich im ...«

Der Hexer, der an der Öffnung der Röhre saß, ballte die Fäuste, dass es schmerzte. Er strengte sein Gehör an. Und sein Gedächtnis.

Die Zweifel, die der Hexer in Bezug auf Fringillas Amulett gehabt hatte, waren unberechtigt und zerstoben im Augenblick. Als er in die große Kaverne kam und sich der steinernen Brücke über dem Abgrund näherte, begann das Medaillon an seinem Hals zu rucken und zu zappeln, nicht mehr wie ein Sperling, sondern wie ein großer und kräftiger Vogel. Sagen wir, eine Saatkrähe.

Geralt erstarrte. Er beruhigte das Amulett. Er machte nicht die geringste Bewegung, damit kein Rascheln, nicht einmal ein lauter Atemzug sein Gehör täuschte. Er wartete. Er wusste, dass sich auf der anderen Seite des Abgrundes, jenseits der Brücke, etwas befand, dass etwas im Dunkel lauerte. Er schloss nicht aus, dass sich auch hinter seinem Rücken etwas verbergen könnte und die Brücke eine Falle sein sollte. Er hatte nicht vor, in diese Falle zu gehen. Er wartete. Und nicht vergebens.

»Sei gegrüßt, Hexer«, hörte er. »Wir haben dich hier erwartet.«

Die Stimme, die aus der Finsternis kam, klang seltsam. Doch Geralt hatte solche Stimmen schon gehört, er kannte sie. Die Stimmen von Wesen, die es nicht gewohnt waren, sich mit Sprache zu verständigen. Obwohl sie die Apparatur von Lunge, Zwerchfell, Luftröhre und Kehle gebrauchen konnten, beherrschten diese Geschöpfe den Artikulationsapparat nicht vollends, nicht einmal, wenn ihre Lippen, Gaumen und Zunge ganz ähnlich wie beim Menschen gebaut waren. Die von solchen Wesen ausgesprochenen Wörter waren nicht nur sonderbar akzentuiert und intoniert, sondern auch voller Laute, die dem menschlichen Ohr unangenehm sind – von harten und hässlich bellenden bis zu zischenden und schleimig-weichen.

»Wir haben dich hier erwartet«, wiederholte die Stimme. »Wir wussten, dass du kommst, wenn man dich mit Gerüchten füttert. Dass du hierher unter die Erde kriechen würdest, um zu suchen, aufzuspüren, zu verfolgen und zu morden. Aber hier kommst du nicht mehr heraus. Du wirst diese Sonne nicht mehr sehen, die dir so lieb ist.«

»Zeig dich.«

In der Dunkelheit jenseits der Brücke regte sich etwas. Die Finsternis schien sich an einer Stelle zusammenzuballen und nahm eine annähernd menschliche Gestalt an. Das Geschöpf schien keinen Augenblick lang in derselben Haltung und am selben Ort zu verharren, es veränderte sie mithilfe schneller, nervöser, verschwommener Bewegungen. Der Hexer hatte solche Wesen schon gesehen.

»Ein Korr«, stellte er ungerührt fest. »Mit so einem wie dir hätte ich hier rechnen können. Ein Wunder, dass ich nicht früher auf dich gestoßen bin.«

»Sie an, sieh an.« In der Stimme des regsamen Geschöpfs klang Spott. »Im Dunkeln, und doch erkannt. Und erkennst du den? Und den? Und den?«

Aus der Finsternis tauchten lautlos wie Geister die nächsten drei Geschöpfe auf. Einer, der sich hinter dem Rücken des Korrs verborgen hatte, war nach Gestalt und allgemeinem Aussehen ebenfalls ein Humanoid, aber gedrungener, buckliger und affenähnlicher. Geralt wusste, dass es ein Killmouli war.

Die beiden nächsten Ungeheuer verbargen sich, wie er richtig vermutet hatte, vor der Brücke, bereit, ihm den Rückweg abzuschneiden, wenn er auf die Brücke gegangen wäre. Das erste, zur Linken, klappte mit den Klauen wie eine riesige Spinne, es stand am Fleck und bewegte dabei seine zahlreichen Beine. Es war ein Spritzling. Das letzte Geschöpf, das ungefähr an einen Kandelaber erinnerte, schien geradewegs aus der geborstenen Schieferwand herausgesprungen zu sein. Geralt wusste nicht zu sagen, was das war. In keinem Hexerbuch kam solch ein Monstrum vor.

»Ich will keinen Streit«, sagte er und setzte ein wenig Hoffnung in die Tatsache, dass die Geschöpfe mit einem Gespräch begonnen hatten, anstatt ihm einfach im Dunklen an die Gurgel zu springen. »Ich will keinen Streit mit euch. Aber wenn es dazu kommt, werde ich mich verteidigen.«

»Das haben wir einkalkuliert«, erklärte der Korr zischend. »Darum sind wir zu viert. Darum haben wir dich hierher gelockt. Du hast uns das Leben vergiftet, verdammter Hexer. Die schönsten Löcher in diesem Teil der Welt, wunderbare Stellen zum Überwintern, wir überwintern hier fast seit Anbeginn der Zeiten. Und jetzt bist du hier aufgekreuzt, um Jagd auf uns zu machen, du Nichtsnutz. Um uns für Geld zu verfolgen, aufzuspüren, zu töten. Damit ist jetzt Schluss. Und mit dir auch.«

»Höre, Korr ...«

»Höflicher«, knurrte das Geschöpf. »Ich dulde keine Frechheiten.«

»Wie also soll ich dich ...?«

»Herr Schweitzer.«

»Also, Herr Schweitzer«, fuhr Geralt fort, scheinbar folgsam, »die Sache verhält sich so. Ich bin, ich verhehle es nicht, hierher als Hexer gekommen, mit einem Hexerauftrag. Ich schlage vor, die Sache auf sich beruhen zu lassen. In diesen Räumen ist jedoch etwas geschehen, was die Lage diametral verändert hat. Ich habe etwas für mich ungewöhnlich Wichtiges erfahren. Etwas, was mein ganzes Leben verändern kann.«

»Und was soll daraus folgen?«

»Ich muss« – Geralt war ein Muster an Ruhe und Geduld – »sofort an die Oberfläche, sofort, ohne die geringste Verzögerung, zu einer weiten Reise aufbrechen. Eine Reise, von der es vielleicht keine Wiederkehr gibt. Ich glaube nicht, dass ich jemals in diese Gegend zurückkehren werde ...«

»Auf die Weise willst du dir dein Leben erkaufen, Hexer?«, zischte Herr Schweitzer. »Nichts da. Du bittest vergebens. Wir haben dich in der Klemme und werden dich nicht herauslassen. Wir werden dich töten und dabei nicht nur an uns selbst denken, sondern auch an unsere anderen Genossen. Wir töten dich, wenn ich so sagen darf, für unsere und eure Freiheit.«

»Ich werde nicht nur niemals in diese Gegend zurückkehren«, fuhr Geralt geduldig fort, »sondern überhaupt meine Tätigkeit als Hexer aufgeben. Ich werde nie wieder irgendeinen von euch töten ...«

»Du lügst! Du lügst vor Angst!«

»Aber« – Geralt ließ sich auch diesmal nicht unterbrechen – »ich muss, wie gesagt, schleunigst nach draußen. Ihr habt also zwei Möglichkeiten zur Wahl. Die erste: Ihr glaubt an meine Aufrichtigkeit, und ich gehe hier hinaus. Die zweite: Ich gehe über eure Leichen hinaus.«

»Die dritte«, knurrte der Korr, »du wirst selber eine Leiche.«

Der Hexer zog mit einem Zischen das Schwert aus der Scheide auf dem Rücken.

»Nicht die einzige«, sagte er unbewegt. »Gewiss nicht die einzige, Herr Schweitzer.«

Der Korr schwieg eine Zeitlang. Der Killmouli, der sich hinter seinem Rücken hielt, wiegte sich hin und her und knurrte ein wenig. Der Spritzling krümmte und streckte die Beine. Der Kandelaber hatte die Gestalt geändert. Jetzt sah er wie ein krummer kleiner Tannenbaum mit zwei großen phosphoreszierenden Augen aus.

»Gib«, sagte schließlich der Korr, »einen Beweis deiner Aufrichtigkeit und deines guten Willens.«

»Was für einen?«

»Dein Schwert. Du behauptest, dass du aufhören wirst, ein Hexer zu sein. Einen Hexer macht sein Schwert aus. Wirf es in den Abgrund. Oder zerbrich es. Dann lassen wir dich hinaus.«

Geralt stand einen Augenblick lang reglos da; in der Stille war zu hören, wie das Wasser von Decke und Wänden tropfte. Dann stieß er langsam, ohne Hast das Schwert senkrecht und tief in eine Felsspalte. Und zerbrach die Klinge mit einem kräftigen Tritt des Stiefels. Das Schwert barst mit einem seufzenden Laut, der in den Tiefen widerhallte.

Das Wasser tropfte von den Wänden, rann an ihnen herab wie Tränen.

»Ich kann es nicht glauben«, sagte der Korr langsam. »Ich kann nicht glauben, dass jemand derart dumm sein kann.«

Sie stürzten sich alle auf ihn, augenblicklich, ohne einen Schrei oder ein Kommando. Als Erster setzte Herr Schweitzer über die Brücke – mit vorgereckten Krallen und gebleckten Reißzähnen, derer sich ein Wolf nicht geschämt hätte.

Geralt ließ ihn herankommen, worauf er sich in der Hüfte drehte und zuschlug, die untere Wange und die Kehle auftrennte. Im nächsten Moment war er schon auf der Brücke und schlitzte mit einem Hieb aus dem Handgelenk den Killmouli auf. Er krümmte sich und warf sich zu Boden, gerade rechtzeitig, und der ihn anspringende Kandelaber flog über ihn hinweg, streifte gerade nur mit den Fängen seine Jacke. Der Hexer sprang vor dem Spritzling weg, dessen dünne Pfoten wie Windmühlenflügel wirbelten. Ein Stoß einer der Pfoten traf ihn seitlich am Kopf, Geralt tänzelte, machte eine Finte und deckte sich mit einem weit ausholenden Hieb. Der Spritzling sprang abermals, verfehlte ihn jedoch. Er traf auf das Geländer und stieß es ein, stürzte zusammen mit einem Steinhagel in den Abgrund. Bis dahin hatte er nicht den geringsten Laut von sich gegeben, doch nun, da er in den Abgrund fiel, heulte er auf. Es dauerte lange, bis das Geheul verstummt war.

Sie griffen von zwei Seiten an – von einer der Kandelaber, von der anderen der Blut versprühende Killmouli, dem es trotz seiner Verwundung gelungen war aufzustehen. Der Hexer sprang auf das kleine Steingeländer der Brücke, fühlte, wie sich die wegrutschenden Steine aneinander rieben und die ganze Brücke erzitterte. Balancierend gelangte er aus der Reichweite der krallenbewehrten Pfoten des Kandelabers und hinter den Killmouli. Der Killmouli hatte keinen Hals, also versetzte Geralt ihm einen Hieb an die Schläfe. Doch der Schädel des Ungeheuers war wie von Eisen, er musste ein zweites Mal zuschlagen. Das dauerte einen winzigen Augenblick zu lange.

Er erhielt einen Schlag auf den Kopf, der Schmerz flammte ihm im Schädel und in den Augen auf. Er wirbelte herum, deckte sich mit einer weiten Parade, fühlte, wie ihm das Blut unter den Haaren hervorströmte, versuchte zu verstehen, was geschehen war. Während er wie durch ein Wunder dem zweiten Hieb der Krallen entging, verstand er es. Der Kandelaber hatte die Gestalt gewechselt – er griff jetzt mit geradezu unglaublich langen Pfoten an.

Das brachte einen Nachteil mit sich. Nämlich einen verschobenen Schwerpunkt und ein gestörtes Gleichgewicht. Der Hexer tauchte unter den Pfoten hinweg und verkürzte die Distanz. Der Kandelaber sah, was im Gange war, warf sich wie ein Kater auf den Rücken und reckte die Hinterpfoten hoch, die ebenfalls krallenbewehrt waren. Geralt sprang darüber hinweg und hieb im Sprung zu. Er fühlte, wie die Klinge durch den Körper schnitt. Er krümmte sich, fuhr herum, schlug nochmals zu, wobei er sich auf ein Knie sinken ließ. Das Geschöpf schrie auf und ließ den Kopf heftig vorschnellen, schnappte mit seinen Zähnen wild direkt vor der Brust des Hexers. Seine großen Augen leuchteten im Dunklen. Geralt stieß es mit einem kräftigen Schlag des Schwertknaufes zurück, führte einen Streich aus nächster Nähe, der die Hälfte des Schädels abtrennte. Selbst ohne diese Hälfte schnappte dieses seltsame, in keinem Hexerbuch verzeichnete Geschöpf noch ein gutes Dutzend Sekunden lang mit den Zähnen. Dann starb es mit einem schrecklichen, beinahe menschlichen Seufzer.

Der in einer Blutlache liegende Korr zuckte krampfhaft.

Der Hexer blieb vor ihm stehen. »Ich kann nicht glauben«, sagte er, »dass jemand derart dumm sein konnte, auf eine so einfache Illusion hereinzufallen wie die mit dem zerbrochenen Schwert.«

Er war sich nicht sicher, ob der Korr hinreichend bei Bewusstsein war, um ihn zu verstehen. Aber im Grunde war es ihm gleichgültig.

»Ich habe euch gewarnt«, sagte er, während er sich das über die Wange rinnende Blut abwischte. »Ich habe euch gewarnt, dass ich hier herausmuss.«

Herr Schweitzer begann heftig zu zittern, zu röcheln, zu pfeifen und zu knirschen. Dann war er still und regte sich nicht mehr.

Wasser tropfte von der Decke und von den Wänden.

»Bist du zufrieden, Regis?«

»Jetzt ja.«

»Also dann.« Der Hexer stand auf. »Mach hin, lauf und pack deine Sachen. Aber hurtig.«

»Das dauert bei mir nicht lange. Omnia mea mecum porto.«

»Was?«

»Ich habe nicht viel Gepäck.«

»Umso besser. In einer halben Stunde vor der Stadt.«

»Ich werde dort sein.«

Er hatte sie unterschätzt. Sie passte ihn ab. Er war selbst schuld. Statt sich zu beeilen, hätte er auf die Hinterseite des Palasts reiten und Plötze in dem größeren Stall lassen können, dem für die fahrenden Ritter, das Personal und die Dienerschaft, wo auch seine Mannschaft ihre Pferde hatte. Er tat es nicht, aus Eile und aus Gewohnheit benutzte er den Stall der Fürstin. Und er hätte sich denken können, dass es im fürstlichen Stall einen Zuträger geben musste.

Sie ging von Trennwand zu Trennwand und wühlte das Stroh auf. Sie trug einen kurzen Luchspelz, eine weiße Atlasbluse, einen schwarzen Reitrock und hohe Stiefel. Die Pferde schnaubten, sie spürten den von ihr ausstrahlenden Zorn.

»Bitte, bitte«, sagte sie bei seinem Anblick und bog die Reitgerte in der Hand. »Wir fliehen! Ohne Abschied. Denn der Brief, der sicherlich auf dem Tisch liegt, ist kein Abschied. Nicht nach dem, was uns verbunden hat. Wie ich mir denken kann, wird dein Verhalten von ungewöhnlich gewichtigen Argumenten erklärt und gerechtfertigt.«

»Es wird erklärt und gerechtfertigt. Entschuldige, Fringilla.«

»Entschuldige, Fringilla«, wiederholte sie und verzog wütend den Mund. »Wie knapp, wie lakonisch, wie zurückhaltend, mit welchem Gespür für Stil. Ich wette, der Brief, den du für mich zurückgelassen hast, ist bestimmt ebenso elegant redigiert. Ohne übermäßige Verschwendung, was die Tinte angeht.«

»Ich muss reiten«, presste er hervor. »Du kannst dir denken, warum. Und für wen. Verzeih mir bitte. Ich hatte vor, mich heimlich, still und leise davonzustehlen, weil ... Ich wollte nicht, dass du versuchst, mit uns zu reiten.«

»Da hast du dir unnütze Sorgen gemacht«, sagte sie mit Nachdruck und bog die Reitgerte zu einem Bügel. »Ich würde nicht mit dir reiten, selbst wenn du mich auf Knien darum bitten würdest. O nein, Hexer. Reite allein, stirb allein, erfriere allein auf den Pässen. Ich habe Ciri gegenüber keinerlei Verpflichtungen. Und dir gegenüber? Weißt du, wie viele um das gebettelt haben, was du bekommen hast? Und was du jetzt voller Verachtung wegwirfst, beiseiteschiebst?«

»Ich werde dich niemals vergessen.«

»Och«, zischte sie. »Du weißt gar nicht, welch große Lust ich hätte, dafür zu sorgen, dass es wirklich so ist. Wenn schon nicht mit Hilfe von Magie, dann mit Hilfe dieser Peitsche!«

»Das wirst du nicht tun.«

»Du hast recht, werde ich nicht. Ich könnte es nicht. Ich verhalte mich, wie es sich für eine verschmähte und verlassene Geliebte gehört. Klassisch. Ich gehe erhobenen Hauptes davon. Mit Stolz und Würde. Verbeiße mir die Tränen. Dann werde ich ins Kissen heulen. Und dann lasse ich mich mit einem anderen ein!«

Gegen Ende schrie sie beinahe.

Er sagte nichts. Auch sie schwieg.

»Geralt«, sagte sie schließlich mit ganz anderer Stimme. »Bleib bei mir.

Mir scheint, ich liebe dich«, sagte sie, als sie sah, dass er mit der Antwort zögerte. »Bleib bei mir. Ich bitte dich darum. Ich habe niemals jemanden gebeten und glaube nicht, dass ich es tun werde. Dich bitte ich.«

»Fringilla«, antwortete er nach einer Weile. »Du bist eine Frau, von der ein Mann nur träumen kann. Es ist meine, allein meine Schuld, dass ich von Natur kein Träumer bin.«

»Du bist«, sagte sie und biss sich auf die Lippen, »wie ein Angelhaken, der, wenn er einmal feststeckt, nur mitsamt Blut und Fleisch herausgerissen werden kann. Nun ja, ich bin selber schuld, ich wusste, was ich tue, als ich das gefährliche Spiel begann. Zum Glück weiß ich auch, wie ich mit den Folgen zurechtkomme. In dieser Hinsicht habe ich den übrigen Frauen etwas voraus.«

Er entgegnete nichts.

»Übrigens«, setzte sie hinzu, »ein gebrochenes Herz, wenn es auch wehtut, viel mehr als ein gebrochener Arm, heilt doch auch viel, viel schneller.«

Auch diesmal entgegnete er nichts.

Fringilla betrachtete den blauen Fleck auf seiner Wange. »Was ist mit meinem Amulett? Funktioniert es gut?«

»Es ist einfach fabelhaft. Ich danke dir.«

Sie nickte.

»Wohin reitest du?«, fragte sie mit ganz anderer Stimme, in ganz anderem Ton. »Was hast du erfahren? Du kennst den Ort, wo sich Vilgefortz verbirgt, nicht wahr?«

»Ja. Bitte mich nicht, dir zu sagen, wo das ist. Ich werde es nicht sagen.«

»Ich werde diese Information kaufen. Eins ums andere.«

»Ach so?«

»Ich habe eine Nachricht«, wiederholte sie, »die wertvoll ist. Und für dich einfach unbezahlbar. Ich verkaufe sie dir im Tausch gegen ...«

»Gegen ein ruhiges Gewissen«, beendete er den Satz. Er blickte ihr in die Augen. »Gegen das Vertrauen, das ich dir geschenkt habe. Eben noch war hier von Liebe die Rede. Und jetzt beginnen wir von Tauschgeschäften zu reden?«

Sie schwieg lange. Dann schlug sie sich heftig, scharf mit der Reitgerte auf den Stiefelschaft.

»Yennefer«, brachte sie schnell hervor, »diejenige, mit deren Namen du mich ein paarmal in der Nacht angesprochen hast, in Augenblicken der Ekstase, hat weder dich noch Ciri jemals verraten. Sie war niemals die Komplizin von Vilgefortz. Um Cirilla zu retten, ging sie furchtlos ein unerhörtes Risiko ein. Sie erlitt eine Niederlage, fiel Vilgefortz in die Hände. Zu den Ortungsversuchen, die voriges Jahr stattfanden, wurde sie gewiss durch Folter gezwungen. Ob sie lebt, ist nicht bekannt. Mehr weiß ich nicht. Ich schwöre es.«

»Ich danke dir, Fringilla.«

»Geh.«

»Ich vertraue dir«, sagte er ohne zu gehen. »Und ich werde niemals vergessen, was zwischen uns gewesen ist. Ich vertraue dir, Fringilla. Ich werde nicht bei dir bleiben, aber ich glaube, ich habe dich auch geliebt ... Auf meine Art. Ich bitte dich, das, was du gleich erfahren wirst, streng geheim zu halten. Vilgefortz’ Versteck befindet sich ...«

»Warte«, unterbrach sie ihn. »Das wirst du mir später sagen, später sagst du mir das. Jetzt, ehe du gehst, verabschiede dich von mir. So, wie du dich verabschieden musst. Nicht mit Briefchen, nicht mit gestammelten Entschuldigungen. Verabschiede dich von mir so, wie ich es will.«

Sie zog den Luchspelz aus, warf ihn auf einen Strohhaufen. Mit einer heftigen Bewegung riss sie die Bluse auf, unter der sie nichts trug. Sie ließ sich auf den Pelz fallen, zog Geralt mit sich. Geralt packte sie am Genick, zog den Rock hoch, erkannte plötzlich, dass keine Zeit mehr blieb, die Handschuhe auszuziehen. Fringilla trug zum Glück keine Handschuhe. Auch keinen Schlüpfer. Noch größeres Glück hatte er, dass sie keine Sporen trug, denn gleich darauf waren die Absätze ihrer Reitstiefel buchstäblich überall, nicht auszudenken, was hätte geschehen können, wenn sie Sporen getragen hätte.

Als sie aufschrie, küsste er sie. Erstickte den Schrei.

Die Pferde, die ihrer beider rasende Leidenschaft witterten, wieherten, stampften, stießen gegen die Trennwände, dass Staub und Heu nur so wirbelten.

»Die Zitadelle Rhys-Rhun, in Nasair, am See Muredach«, schloss Fringilla Vigo triumphierend. »Dort befindet sich Vilgefortz’ Versteck. Ich habe das aus dem Hexer herausgeholt, ehe er fortritt. Wir haben genug Zeit, um ihm zuvorzukommen. Er kann unmöglich vor April dort sein.«

Die neun Frauen, die sich im Säulensaal des Schlosses Montecalvo versammelt hatten, nickten, bedachten Fringilla mit anerkennenden Blicken.

»Rhys-Rhun«, wiederholte Philippa Eilhart, während sie die Zähne in einem raubtierhaften Lächeln entblößte und mit der am Kleid festgesteckten Sardonyx-Kamee spielte. »Rhys-Rhun in Nasair. Also dann bis bald, Herr Vilgefortz ... Bis bald!«

»Wenn der Hexer dort eintrifft«, zischte Keira Metz, »wird er Trümmer finden, die nicht einmal mehr verbrannt riechen werden.«

»Und auch nicht nach Leichen.« Sabrina Glevissig lächelte bezaubernd.

»Bravo, Fräulein Vigo.« Sheala de Tancarville nickte ihr zu – eine Geste, die Fringilla von der berühmten Zauberin niemals erwartet hätte. »Perfekte Arbeit.«

Fringilla neigte den Kopf.

»Bravo«, wiederholte Sheala. »Über drei Monate in Toussaint ... Aber das war es wohl wert.«

Fringilla Vigo ließ den Blick über die am Tisch sitzenden Zauberinnen schweifen. Über Sheala, Philippa, Sabrina Glevissig. Über Keira Metz, Margarita Laux-Antille und Triss Merigold. Über Francesca Findabair und Ida Emean, deren intensiv geschminkte Elfenaugen absolut nichts ausdrückten. Über Assire var Anahid, deren Augen Unruhe und Sorge verrieten.

»Das war es«, gab sie zu.

Vollkommen aufrichtig.

Der dunkelblaue Himmel wurde allmählich schwarz. Ein kräftiger, eisiger Wind wehte zwischen den Weinbergen. Geralt knöpfte den Wolfspelz zu und wand sich einen Wollschal um den Hals. Er fühlte sich bestens. Die erfüllte Liebe hatte ihn wie üblich auf den Gipfel der physischen, psychischen und moralischen Kräfte gebracht, die Spuren aller Zweifel weggewischt, den Geist klar und lebhaft gemacht. Er bedauerte nur, dass ihm dieses wunderbare Panazeum nun für längere Zeit fehlen würde.

Die Stimme Reynarts de Bois-Fresnes riss ihn aus seinen Gedanken.

»Es kommt schlechtes Wetter«, sagte der fahrende Ritter mit einem Blick nach Osten, dorthin, woher der Wind wehte. »Beeilt euch. Wenn dieser Wind Schnee mitbringt, wenn er euch auf dem Pass Malheur erwischt, dann sitzt ihr in der Falle. Und dann könnt ihr zu allen Göttern, die ihr verehrt, die ihr kennt und von denen ihr gehört habt, um Tauwetter beten.«

»Wir verstehen.«

»Die ersten Tage wird euch der Sansretour führen; haltet euch an den Fluss. Ihr reitet an einer Trapper-Faktorei vorüber und kommt zu der Stelle, wo ein rechter Nebenfluss in den Sansretour mündet. Vergesst nicht: ein rechter. Sein Lauf zeigt euch den Weg zum Malheur-Pass. Wenn ihr aber mit Hilfe der Götter den Malheur bezwungen habt, freut euch nicht zu sehr, ihr habt noch die Pässe Sansmerci und Mortblanc vor euch. Habt ihr beide überwunden, dann steigt ihr ins Tal Sudduth hinab. Sudduth hat ein warmes Mikroklima, fast wie Toussaint. Wenn nicht der Boden so arm wäre, würde man dort Wein anbauen ...«

Er brach verlegen ab, als er die missbilligenden Blicke bemerkte.

»Klar«, krächzte er. »Zur Sache. Am Ausgang von Sudduth liegt das Städtchen Caravista. Dort wohnt mein Vetter, Guy de Bois-Fresnes. Besucht ihn und beruft euch auf mich. Falls sich herausstellen sollte, dass der Vetter gestorben oder verblödet ist, dann merkt euch, die Richtung eurer Weiterreise ist die Ebene Mag Deira, das Tal des Flusses Sylte. Weiter, Geralt, dann nach der Karte, die du dir beim Kartographen in der Stadt abgezeichnet hast. Wenn wir schon bei der Kartographie sind – ich verstehe nicht recht, warum du ihn nach irgendwelchen Schlössern gefragt hast ...«

»Vergiss das, Reynart. Nichts dergleichen hat stattgefunden. Du hast nichts gehört, nichts gesehen. Und wenn sie dich auf die Folter spannen. Verstehst du?«

»Ich verstehe.«

»Ein Reiter«, warnte Cahir und bändigte seinen ausbrechenden Hengst. »Ein Reiter kommt vom Palast her auf uns zu galoppiert.«

»Wenn es einer ist«, sagte Angoulême mit breitem Grinsen und strich über die am Sattel hängende Axt, »wird es kaum ein Problem sein.«

Der Reiter erwies sich als Rittersporn, der heranjagte, was das Pferd hergab. Und welch Wunder, das Pferd war Pegasus, der Wallach des Dichters, der scharfen Galopp nicht liebte und nicht gewohnt war.

»Na«, sagte der Troubadour, derart außer Atem, als habe er den Wallach getragen und nicht der ihn. »Na, geschafft. Ich hatte Angst, ich erwische euch nicht mehr.«

»Sag bloß nicht, dass du nun doch mit uns reitest.«

»Nein, Geralt« – Rittersporn senkte den Kopf –, »ich komme nicht mit. Ich bleibe hier in Toussaint, bei Wieselchen. Das heißt, bei Anarietta. Aber ich muss mich doch von euch verabschieden. Euch Glück auf den Weg wünschen.«

»Danke der Fürstin für alles. Und finde eine Rechtfertigung für uns, dass wir so plötzlich und ohne Abschied aufbrechen. Erkläre es irgendwie.«

»Ihr habt ein ritterliches Gelübde abgelegt, und fertig. Jeder in Toussaint, einschließlich Wieselchen, wird dafür Verständnis haben. Aber hier ... Nehmt. Das soll mein Beitrag sein.«

»Rittersporn« – Geralt nahm von dem Dichter einen Beutel –, »an Geldmangel leiden wir nicht. Es ist nicht nötig ...«

»Das soll mein Beitrag sein«, wiederholte der Troubadour. »Bares kann nie schaden. Und außerdem ist es nicht meins, ich habe diese Dukaten aus Wieselchens Privatschatulle genommen. Was schaut ihr so? Frauen brauchen kein Geld. Wozu auch? Sie trinken nicht, sie würfeln nicht, und Frauen, verdammt, sind sie selber. Also, macht’s gut! Reitet los, sonst fang ich an zu heulen. Und wenn alles vorbei ist, müsst ihr in Toussaint vorbeischauen, zurückkommen, mir alles erzählen. Und ich will Ciri drücken. Versprichst du es, Geralt?«

»Ich versprech’s.«

»Na, dann macht’s gut.«

»Warte.« Geralt wendete das Pferd, ritt nahe an den Dichter heran, zog heimlich einen Brief aus der Jacke. »Sieh zu, dass dieser Brief an die richtige Adresse kommt ...«

»Fringilla Vigo?«

»Nein. Dijkstra.«

»Wieso denn das, Geralt? Und wie soll ich das anstellen?«

»Finde einen Weg. Ich weiß, dass du es schaffst. Und jetzt mach’s gut. Lass dich küssen, alter Dummkopf.«

»Lass dich küssen, Freund. Ich werde nach euch Ausschau halten!«

Sie blickten ihm nach, sahen, wie er im Trab auf Beauclair zuritt.

Der Himmel wurde dunkel.

»Reynart.« Der Hexer wandte sich im Sattel um. »Reite mit uns.«

»Nein, Geralt«, entgegnete nach einem Moment Reynart de Bois-Fresnes. »Ich bin ein fahrender Ritter. Aber nicht wahnsinnig.«

Im großen Säulensaal des Schlosses Montecalvo herrschte eine ungewohnt gehobene Stimmung. Den hier für gewöhnlich dominierenden Halbschatten der Kandelaber hatte heute die milchige Helle eines großen magischen Bildschirms ersetzt. Das Bild auf dem Schirm schwankte, flackerte, verschwand hin und wieder. Das alles erhöhte die Aufregung und Spannung. Und die Nervosität.

»Ha«, sagte Philippa Eilhart mit raubtierhaftem Lächeln. »Schade, dass ich nicht dort sein kann. Ein wenig Aktion würde mir gut tun. Und ein wenig Adrenalin.«

Sheala de Tancarville warf ihr einen missbilligenden Blick zu, sagte aber nichts. Francesca Findabair und Ida Emean stabilisierten mit Zaubersprüchen das Bild, vergrößerten es so, dass es den ganzen Schirm einnahm. Man sah deutlich die schwarzen Berggipfel vor dem Hintergrund eines tiefblauen Himmels, Sterne, die sich auf der Oberfläche eines Sees spiegelten, den dunklen und kantigen Block des Schlosses.

»Ich bin mir immer noch nicht sicher«, sagte Sheala, »ob es richtig war, die Leitung der Einsatzgruppe Sabrina und der jungen Metz zu übertragen. Keira haben sie auf Thanedd die Rippen gebrochen, sie wird sich vielleicht rächen wollen. Und Sabrina ... Nun ja, die mag Aktion und Adrenalin ein bisschen zu sehr. Nicht wahr, Philippa?«

»Wir haben darüber schon gesprochen«, schnappte Philippa, und ihre Stimme war sauer wie Pflaumenmus. »Wir haben festgelegt, was festzulegen war. Niemand wird getötet, wenn es sich vermeiden läst. Die Gruppe von Sabrina und Keira dringt mäuschenstill in Rhys-Rhun ein, auf Zehenspitzen, psst. Vilgefortz ergreifen sie lebendig, ohne einen Kratzer, ohne einen blauen Fleck. Das haben wir festgelegt. Obwohl ich weiterhin der Ansicht bin, dass man ein Exempel statuieren sollte. Damit die wenigen dort im Schloss, die diese Nacht überleben, bis ans Ende ihres Lebens schreiend aufwachen, wenn sie von dieser Nacht träumen.«

»Rache«, sagte die Zauberin aus Kovir trocken, »ist die Freude mittelmäßiger, schwacher und kleinlicher Geister.«

»Mag sein«, stimmte Philippa mit einem scheinbar gleichgültigen Lächeln zu. »Aber eine Freude bleibt es trotzdem.«

»Lassen wir das.« Margarita Laux-Antille hob ein Glas mit moussierendem Wein. »Ich schlage vor, auf die Gesundheit von Frau Fringilla Vigo zu trinken, durch deren Bemühungen Vilgefortz’ Schlupfwinkel entdeckt wurde. Wirklich, Frau Fringilla, eine gute, vorbildliche Arbeit.«

Fringilla verneigte sich, hob zur Erwiderung ihr Glas. In Philippas schwarzen Augen bemerkte sie so etwas wie Spott, im blauäugigen Blick von Triss Merigold lag Unwille. Das Lächeln von Francesca und Sheala vermochte sie nicht zu entziffern.

»Sie fangen an«, sagte Assire var Anahid und deutete auf das magische Bild.

Sie setzten sich bequemer hin. Um besser sehen zu können, dämpfte Philippa mit einem Spruch das Kerzenlicht.

Sie sahen, wie sich von den Felsen schnelle schwarze Gestalten lösten, lautlos und wendig wie Fledermäuse. Wie sie in schneidigem Flug auf die Zinnen und Wehrgänge des Schlosses Rhys-Rhun herabstießen.

»Es dürfte hundert Jahre her sein«, murmelte Philippa, »dass ich einen Besen zwischen den Beinen hatte. Bald werde ich vergessen, wie man fliegt.«

Sheala, den Blick auf den Schirm geheftet, brachte sie mit einem ungeduldigen Zischen zum Schweigen.

In den Fenstern der schwarzen Masse des Schlosses flammte kurz Feuer auf. Einmal, zweimal, dreimal. Sie wussten, was das war. Verriegelte Türen und Sperrketten zerbarsten unter den Schlägen von Kugelblitzen.

»Sie sind drinnen«, ließ sich leise Assire var Anahid vernehmen, die Einzige, die nicht den Bildschirm betrachtete, sondern eine auf dem Tisch liegende Kristallkugel. »Die Einsatzgruppe ist drinnen. Aber etwas stimmt nicht. Etwas ist nicht so, wie es sein sollte.«

Fringilla spürte, wie ihr das Blut aus dem Herzen in den Bauch sackte. Sie wusste schon, was nicht so war, wie es sein sollte.

»Frau Glevissig«, berichtete wieder Assire, »öffnet den direkten Kommunikator.«

Der Raum zwischen den Säulen des Saales flammte plötzlich auf, in dem sich materialisierenden Oval erblickten sie Sabrina Glevissig in Männerkleidung, die Haare von einem Chiffonschal aus der Stirn zurückgehalten, das Gesicht mit Streifen von Tarnfarbe geschwärzt. Hinter dem Rücken der Zauberin sah man schmutzige Steinwände, daran Fetzen von Lumpen, die einst Wandteppiche gewesen waren.

Sabrina streckte die Hand zu ihnen hin aus, an ihrem Handschuh blieben lange Streifen von Spinnweben hängen.

»Nur das«, sagte sie und gestikulierte heftig, »gibt es hier reichlich! Nur das! Zum Teufel, was für eine Dummheit ... Was für eine Blamage ...«

»Zusammenhängender, Sabrina!«

»Was, zusammenhängender?«, schrie die Magierin aus Kaedwen. »Was soll hier zusammenhängen? Seht ihr nicht? Das ist das Schloss Rhys-Rhun! Es ist leer! Leer und verfallen! Das ist eine verdammte leere Ruine! Hier ist nichts! Nichts!«

Hinter Sabrinas Rücken hervor tauchte Keira Metz auf, die mit der Tarnbemalung auf dem Gesicht wie der reinste Teufel aussah.

»In diesem Schloss«, bestätigte sie ruhig, »ist und war niemand. Seit ungefähr fünfzig Jahren. Seit fünfzig Jahren war hier keine lebendige Seele, nicht gerechnet Spinnen, Ratten und Fledermäuse. Wir haben den ganz falschen Ort überfallen.«

»Habt ihr euch vergewissert, dass das keine Illusion ist?«

»Hältst du uns für Kinder, Philippa?«

»Passt auf, beide.« Philippa Eilhart fuhr sich nervös mit den Fingern durchs Haar. »Den Söldnerinnen und Adeptinnen sagt ihr, dass das eine Übung war. Bezahlt sie und kehrt zurück. Kehrt augenblicklich zurück. Und macht gute Miene dabei, hört ihr? Sehr gute Miene!«

Das Oval des Kommunikators erlosch. Es blieb nur das Bild auf dem Schirm an der Wand. Das Schloss Rhys-Rhun vor dem schwarzen, von Sternen funkelnden Himmel. Und der See, in dem sich die Sterne spiegelten.

Fringilla Vigo schaute auf die Tischplatte. Sie fühlte, dass ihr das pulsierende Blut jeden Moment die Wangen zum Platzen bringen würde.

»Ich ... wirklich«, sagte sie schließlich, als sie das Schweigen nicht mehr ertrug, das im Säulensaal des Schlosses Montecalvo herrschte. »Ich ... verstehe wirklich nicht ...«

»Ich schon«, sagte Triss Merigold.

»Dieses Schloss ...«, sagte Philippa nachdenklich, ohne die Kolleginnen irgend zu beachten. »Dieses Schloss ... Rhys-Rhun ... Man wird es zerstören müssen. Vollständig in Schutt und Asche legen. Und wenn über diese ganze Affäre Legenden und Überlieferungen aufkommen, wird man sie einer sorgfältigen Zensur unterwerfen müssen. Verstehen die Damen, was ich meine?«

»Sehr gut.« Francesca Findabair, die bis dahin geschwiegen hatte, nickte. Ida Emean, die ebenfalls schwieg, erlaubte sich ein recht vielsagendes Schnauben.

»Ich ...« Fringilla Vigo war immer noch wie betäubt. »Ich verstehe wirklich nicht ... wie das passieren konnte ...«

»Ach«, sagte nach sehr langem Schweigen Sheala de Tancarville. »Das ist weiter nichts, Fräulein Vigo. Niemand ist vollkommen.«

Philippa schnaubte leise. Assire var Anahid seufzte und hob den Blick zur Decke.

»Letzten Endes«, fügte Sheala hinzu und schürzte die Lippen, »hat das jede von uns schon irgendwann erlebt. Jede von uns, wie wir hier sitzen, hat irgendwann einmal ein Mann betrogen, ausgenutzt und zum Gespött gemacht.«

»Ich liebe dich, mich reizt deine schöne Gestalt;

Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt.«

Mein Vater, mein Vater, jetzt faßt er mich an!

Erlkönig hat mir ein Leids getan.

Johann Wolfgang von Goethe

Alles ist schon einmal dagewesen, alles hat sich irgendwann einmal ereignet. Und alles ist schon einmal beschrieben worden.

Vysogota von Corvo

# Das fünfte Kapitel

Der Mittag breitete sich mit Hitze und Schwüle über den Wald, und der Spiegel des Sees, bis vor kurzem noch dunkel wie Jadeit, flammte golden auf, funkelte von Reflexen. Ciri musste die Augen mit der Hand abschirmen, die vom Wasser zurückgeworfene Helle blendete, schmerzte in Pupillen und Schläfen.

Sie ritt durch das Ufergestrüpp, trieb Kelpie in den See, so tief, dass das Wasser bis über die Knie der Stute reichte. Das Wasser war so klar, dass Ciri sogar vom Sattel aus im Schatten des Pferdes das bunte Mosaik des Grundes sehen konnte, Teichmuscheln und wogende, gefiederte Wasserpflanzen. Sie sah einen kleinen Krebs, der würdevoll zwischen den Steinchen einherschritt.

Kelpie wieherte. Ciri ruckte an den Zügeln, ritt wieder ins Flache, aber nicht aufs Ufer, denn das war sandig und mit Steinbrocken besät, was schnelles Reiten ausschloss. Sie lenkte die Stute so dicht am Rande des Wassers entlang, dass sie auf dem festen Kies des Grundes laufen konnte. Und sie ging fast sofort zum Trab über, bei dem Kelpie geschwind lief wie ein echter Traber, der nicht an den Sattel, sondern an Gig oder Landauer gewöhnt ist. Doch bald stellte sie fest, dass Trab doch zu langsam war. Mit Fersenschlägen und Schreien brachte sie die Stute zum Galopp. Sie stürmten inmitten der Wasserspritzer einher, die in der Sonne glänzten wie Tropfen geschmolzenen Silbers.

Sie verlangsamte den Ritt selbst dann nicht, als sie den Turm erblickte. Sie ritt scharf, so scharf, dass ein gewöhnliches Pferd wohl zusammengebrochen wäre. Doch im Atem Kelpies war nicht das geringste Schnauben zu hören, und sie galoppierte immer noch leicht und ungezwungen.

Ciri kam mit vollem Schwung auf den Vorhof, mit dröhnenden Hufen; sie riss die Stute so zurück, dass die Hufeisen einen Augenblick lang mit anhaltendem Knirschen über die Steinplatten schlitterten. Sie kam ganz knapp vor den beim Turm wartenden Elfen zum Stehen. Direkt vor ihren Nasen. Sie empfand Befriedigung, denn zwei von ihnen, die für gewöhnlich unbewegt und gleichmütig waren, wichen jetzt unwillkürlich zurück.

»Keine Angst«, schnaubte sie. »Ich reite euch nicht über den Haufen! Höchstens, wenn ich es wollte.«

Die Elfen gewannen rasch die Beherrschung zurück, wieder glättete Ruhe ihre Gesichtszüge, in die Blicke kehrte die gleichgültige Nonchalance zurück.

Ciri sprang – oder beinahe: schwebte aus dem Sattel. Sie blickte herausfordernd.

»Bravo«, sagte der hellhaarige Elf mit dem dreieckigen Gesicht, der aus dem Schatten unter der Arkade hervortrat. »Eine hübsche Vorstellung, Loc’hlaith.«

Damals hatte er sie ebenso begrüßt. Als sie in den Schwalbenturm gekommen war und sich im blühenden Frühling wiedergefunden hatte. Doch das war lange her, und derlei Dinge machten auf Ciri längst keinen Eindruck mehr.

»Ich bin nicht die Dame vom See«, blaffte sie. »Ich bin hier eine Gefangene! Und ihr seid die Wärter! Und da gibt es nichts zu beschönigen!

Bitte!« Sie warf einer der Elfen die Zügel zu. »Das Pferd muss abgerieben werden. Getränkt, wenn es sich abgekühlt hat. Und überhaupt versorgt!«

Der hellhaarige Elf deutete ein Lächeln an. »In der Tat«, sagte er, während er zusah, wie die Elfen die Stute wortlos zum Stall führten. »Du bist hier die schlecht behandelte Gefangene, und sie sind die strengen Wärterinnen. Man sieht es geradezu.«

»Ein schöner Vergleich!« Sie stemmte die Hände in die Hüften, reckte die Nase hoch und blickte ihm kühn in die Augen, die hellblau waren wie Aquamarin und recht sanft. »Ich behandele sie genauso wie sie mich! Und Gefängnis ist Gefängnis!«

»Du erstaunst mich, Loc’hlaith.«

»Und du behandelst mich wie eine Dumme. Und stellst dich nicht einmal vor.«

»Entschuldigung. Ich bin Crevan Espane aep Caomhan Macha. Ich bin, wenn du weißt, was das bedeutet, ein Aen Saevherne.«

»Weiß ich.« Die Verwunderung in ihrem Blick konnte sie nicht rechtzeitig verbergen. »Ein Wissender. Ein Elfenzauberer.«

»Man kann es auch so nennen. Der Bequemlichkeit halber verwende ich den Aliasnamen Avallac’h, und so kannst du mich ansprechen.«

»Wer hat dir gesagt« – ihre Miene verfinsterte sich –, »dass ich überhaupt Lust habe, dich anzusprechen? Wissender oder nicht, du bist ein Gefangenenwärter und ich ...«

»Die Gefangene«, schloss er sarkastisch. »Du hast es schon erwähnt. Noch dazu eine schlecht behandelte Gefangene. Zu den Ausritten in der Umgebung wirst du sicherlich gezwungen, das Schwert trägst du zur Strafe auf dem Rücken, wie wohl auch die elegante und ziemlich reiche Kleidung, die wesentlich geschmackvoller und sauberer ist als die, in der du hier ankamst. Aber trotz all diesen schrecklichen Bedingungen lässt du dich nicht unterkriegen. Du revanchierst dich für die erfahrenen Kränkungen mit Schnippischsein. Mit großem Mut und Eifer zerschlägst du auch Spiegel, die Kunstwerke sind.«

Sie wurde rot. Sie war sehr wütend auf sich selbst.

»Ach«, sagte er rasch. »Zerschlagen kannst du, so viel du willst, letzten Endes sind das nur Gegenstände, was tut es schon, dass sie vor siebenhundert Jahren angefertigt wurden. Möchtest du vielleicht mit mir einen Spaziergang am Seeufer machen?«

Der plötzlich aufkommende Wind linderte die Gluthitze ein wenig. Zudem boten die großen Bäume und der Turm Schatten. Das Wasser der Bucht war von einem trüben Grün; dicht mit Mummelblättern und den gelben Knöpfchen der Blüten bedeckt, sah er fast wie eine Wiese aus. Teichhühner, die laut riefen und mit den roten Schnäbeln pickten, schwammen lebhaft zwischen den Blättern umher.

»Das mit dem Spiegel ...«, stotterte Ciri und drehte den Absatz im nassen Kies. »Dafür bitte ich um Entschuldigung. Ich war wütend. Weiter nichts.«

»Ach.«

»Sie ignorieren mich. Diese Elfen. Wenn ich mit ihnen spreche, tun sie so, als ob sie nichts verstünden. Und wenn sie zu mir sprechen, dann absichtlich so, dass ich es nicht verstehe. Sie erniedrigen mich.«

»Du sprichst unsere Sprache perfekt«, erklärte er ruhig. »Aber doch ist es eine Fremdsprache für dich. Außerdem verwendest du die Hen Llinge, sie aber Ellylon. Die Unterschiede sind nicht groß, doch es gibt sie.«

»Dich verstehe ich. Jedes Wort.«

»Ich gebrauche im Gespräch mit dir die Hen Llinge. Die Sprache der Elfen deiner Welt.«

»Und du?« Sie wandte sich um. »Aus welcher Welt stammst du? Ich bin kein Kind. Man braucht nur nachts nach oben zu blicken. Es gibt kein einziges von den Sternbildern, die ich kenne. Das hier ist nicht meine Welt. Das ist nicht mein Ort. Ich bin zufällig hierhergekommen ... Und ich will von hier fort. Wegreiten.«

Sie bückte sich, hob einen Stein auf, machte eine Bewegung, als wolle sie ihn ohne Sinn in den See werfen, zu den schwimmenden Teichhühnern hin. Sein Blick bewog sie, es bleiben zu lassen.

»Ehe ich ein paar hundert Schritt weit geritten bin«, sagte sie, ohne ihre Bitterkeit zu verhehlen, »komme ich an den See. Und sehe diesen Turm. Egal, in welche Richtung ich reite, wohin ich mich wende, immer sind da der See und dieser Turm. Immer. Es gibt keine Möglichkeit, sich von ihm zu entfernen. Also ist das ein Gefängnis. Schlimmer als ein Verlies, als ein Kerker, als ein Raum mit einem vergitterten Fenster. Weißt du, warum? Weil es erniedrigender ist. Ellylon hin oder her, es bringt mich auf, wenn man Spott mit mir treibt und mir Missachtung bezeugt. Ja, ja, da gibt es keine großen Augen zu machen. Du missachtest mich auch, verspottest mich ebenfalls. Und du wunderst dich, dass ich wütend bin?«

»Ich wundere mich tatsächlich.« Er öffnete die Augen weit. »Über alle Maßen.«

Sie seufzte, zuckte mit den Schultern, zwang sich zur Ruhe. »Ich bin vor einer Woche in diesen Turm gekommen. Ich bin in eine andere Welt geraten. Du hast mich erwartet, hast dagesessen und Flöte gespielt. Du hast dich sogar gewundert, dass ich so spät komme. Du hast mich mit meinem Namen angesprochen, erst später hast du diesen Unsinn mit einer ›Dame vom See‹ angefangen. Dann bist du ohne ein Wort der Erklärung verschwunden. Hast mich in Gefangenschaft zurückgelassen. Nenn das, wie du willst. Ich aber nenne es Spott und boshafte Missachtung.«

»Zireael, es sind nur acht Tage.«

»Ach.« Sie verzog das Gesicht. »Also habe ich Glück? Denn es hätten acht Wochen sein können? Oder acht Monate? Oder acht ...«

Sie verstummte.

»Weit«, sagte er leise, »hast du dich von Lara Dorren entfernt. Du hast dein Erbe verloren, die Verbindung mit deinem Blut eingebüßt. Kein Wunder, dass die Frauen dich nicht verstanden haben und du sie nicht. Du sprichst nicht nur anders, du denkst anders. Was sind acht Tage oder acht Wochen? Die Zeit hat keine Bedeutung.«

»Gut!«, schrie sie zornig. »Jawohl, ich bin keine kluge Elfe, ich bin ein dummer Mensch. Für mich hat die Zeit Bedeutung, ich zähle die Tage, zähle sogar die Stunden. Und ich bin darauf gekommen, dass viele vergangen sind, die einen wie die anderen. Ich will von euch nichts mehr, ich werde ohne Erklärungen auskommen, es ist mir gleichgültig, warum hier Frühling ist, warum es hier Einhörner gibt und man nachts andere Sternbilder am Himmel sieht. Es kümmert mich überhaupt nicht, wieso du meinen Namen kennst und woher du wusstest, dass ich hier auftauchen würde. Ich will nur eines. Zurück zu mir. In meine Welt. Zu den Menschen! Zu solchen, die denken wie ich! In denselben Kategorien!«

»Du wirst zu ihnen zurückkehren. Nach einiger Zeit.«

»Ich will es sofort!«, schrie sie. »Nicht nach einiger Zeit! Denn die Zeit hier ist die Ewigkeit! Mit welchem Recht haltet ihr mich hier gefangen? Warum kann ich nicht von hier fortgehen? Ich bin selbst hierhergekommen! Aus eigenem Willen! Ihr habt keinerlei Recht auf mich!«

»Du bist selbst gekommen«, bestätigte er ruhig. »Aber nicht aus eigenem Willen. Dich hat die Vorsehung hierher geführt, wir haben ihr nur ein wenig geholfen. Denn man wartet hier schon lange auf dich. Sehr lange. Sogar nach unserer Rechnung.«

»Ich verstehe nichts von alledem.«

Er beachtete sie nicht. »Wir haben lange gewartet. Und nur eines gefürchtet: Ob es dir gelingen würde, hier hereinzukommen. Es ist dir gelungen. Du hast dein Blut bestätigt, deine Abstammung. Und das heißt, dass dein Platz hier ist, nicht unter den Dh’oine. Du bist die Tochter von Lara Dorren aep Shiadhal.«

»Ich bin Pavettas Tochter! Ich weiß nicht einmal, wer diese Lara ist!«

Er fuhr empört auf, aber sehr leicht, fast unmerklich. »In diesem Falle«, sagte er, »wird es am besten sein, wenn ich dir erkläre, wer diese Lara ist. Da die Zeit drängt, würde ich dich zur Erklärung am liebsten auf eine Reise mitnehmen. Aber du hast ja aus dummer Angeberei die Stute beinahe zuschanden geritten ...«

»Zuschanden? Ha! Du weißt noch nicht, was diese Stute alles aushält. Und wohin sollen wir reiten?«

»Das, wenn du erlaubst, werde ich dir ebenfalls unterwegs erklären.«

Ciri zügelte die schnaubende Kelpie; sie wusste, dass der irrsinnige Galopp keinen Sinn hatte und zu nichts nütze war.

Avallac’h hatte nicht gelogen. Hier, auf freiem Feld, auf Wiesen und Heiden, aus denen Menhire herausragten, wirkte dieselbe Kraft wie beim Tor Zireael. Man konnte versuchen, Hals über Kopf in irgendeine Richtung zu reiten, nach ein paar hundert Schritt bewirkte eine unsichtbare Kraft, dass man im Kreis ritt.

Ciri tätschelte der schnaubenden Kelpie den Hals, schaute zu der langsam reitenden Gruppe von Elfen. Vor einem Augenblick, als Avallac’h ihr endlich gesagt hatte, was sie von ihr wollten, war sie losgaloppiert, um vor ihnen zu fliehen, sie so weit wie möglich hinter sich zu lassen, sie und ihre dreiste, unglaubliche Forderung.

Jetzt aber hatte sie sie wieder vor sich. In der Entfernung von ein paar hundert Schritten.

Avallac’h hatte nicht gelogen. Flucht war unmöglich.

Das einzige Gute an dem Galopp war, dass er ihr einen kühlen Kopf verschafft hatte, die Wut gedämpft. Sie war schon viel ruhiger. Und dennoch zitterte sie geradezu vor Zorn.

Ich habe mir vielleicht etwas eingebrockt, dachte sie. Wozu bin ich in diesen Turm gegangen?

Sie erschauderte, als sie sich erinnerte. Als sie an Bonhart dachte, wie er auf dem braunen Hengst, dem Schaum vorm Maul stand, übers Eis auf sie zuritt.

Sie erschauderte noch stärker. Und beruhigte sich.

Ich lebe, dachte sie, während sie sich umschaute. Das ist noch nicht das Ende des Kampfes. Den Kampf beendet der Tod, alles andere unterbricht ihn nur. Das hat man mir in Kaer Morhen beigebracht.

Sie trieb Kelpie im Schritt voran, dann, als sie sah, wie die Stute munter den Kopf hob, im Trab. Sie ritt an einem Spalier von Menhiren entlang. Gräser und Heidekraut reichten bis zu den Steigbügeln.

Recht bald hatte sie Avallac’h und die drei Elfen eingeholt. Der Wissende schaute sie mit leichtem Lächeln aus seinen aquamarinblauen Augen an.

»Bitte, Avallac’h«, krächzte sie. »Sag mir, dass das ein makabrer Scherz war.«

Über sein Gesicht huschte etwas wie ein Schatten. »So pflege ich nicht zu scherzen«, sagte er. »Und da du es für einen Scherz gehalten hast, erlaube ich mir, im vollsten Ernst zu wiederholen: Wir wollen dein Kind haben, Schwalbe, Tochter von Lara Dorren. Erst wenn du es zur Welt bringst, werden wir dir erlauben, von hier in deine Welt zurückzukehren. Die Wahl, versteht sich, liegt bei dir. Ich nehme an, deine wahnsinnige Kavalkade hat dir geholfen, eine Entscheidung zu treffen. Wie lautet deine Antwort?«

»Sie lautet: nein«, erwiderte sie fest. »Kategorisch und absolut nein. Ich bin nicht einverstanden. Und basta.«

»Schade.« Er zuckte mit den Schultern. »Ich gestehe, ich bin enttäuscht. Aber nun ja, es ist deine Entscheidung.«

»Wie kann man überhaupt so etwas verlangen?«, schrie sie mit bebender Stimme. »Wie kannst du es überhaupt wagen? Mit welchem Recht?«

Er schaute sie ruhig an. Ciri spürte auch die Blicke der Elfen auf sich.

»Ich habe den Eindruck«, sprach er, »dass ich dir die Geschichte deines Geschlechts in allen Einzelheiten erzählt habe. Du schienst es zu verstehen. Daher erstaunt mich deine Frage. Wir haben das Recht, und wir können es verlangen, Schwalbe. Dein Vater, Cregennan, hat uns um das Kind gebracht. Du wirst es uns zurückgeben. Die Schuld begleichen. Mir erscheint das logisch und gerecht.«

»Mein Vater ... Ich erinnere mich nicht an meinen Vater, aber er hieß Duny. Nicht Cregennan. Das habe ich dir schon gesagt!«

»Und ich habe schon geantwortet, dass die paar lächerlichen Menschengenerationen für uns keine Bedeutung haben.«

»Aber ich will nicht!«, schrie Ciri so heftig, dass die Stute unter ihr zu tänzeln begann. »Ich will nicht, verstehst du? Will nicht! Mich ekelt vor dem Gedanken, dass man mir irgendeinen verdammten Schmarotzer einsetzen will, mir wird übel, wenn ich daran denke, dass dieser Schmarotzer in mir wachsen wird, dass ...«

Sie stockte, als sie die Gesichter der Elfen sah. Zwei drückten grenzenlose Verwunderung aus. Das dritte grenzenlosen Hass.

Avallac’h hüstelte vielsagend. »Lass uns«, sagte er kalt, »ein Stück vorausreiten und unter vier Augen reden. Deine Ansichten, Schwalbe, sind etwas zu radikal, als dass du sie unter Zeugen äußern solltest.«

Sie gehorchte. Lange ritten sie schweigend.

Ciri sprach als Erste. »Ich werde euch entkommen. Ihr werdet mich nicht gegen meinen Willen festhalten. Ich bin von der Insel Thanedd entkommen, ich bin den Greifern und den Nilfgaardern entkommen, Bonhart und dem Uhu. Ich werde auch euch entkommen. Ich werde auch mit eurem Zauber fertigwerden.«

»Ich dachte«, erwiderte er nach einer Weile, »dass dir an deinen Freunden mehr gelegen ist. An Yennefer. An Geralt.«

»Du weißt davon?« Sie holte erstaunt Luft. »Aber ja doch. Du bist ein Wissender! Dann musst du wissen, dass ich gerade an sie denke. Dort, in meiner Welt, sind sie jetzt in Gefahr, in diesem Augenblick. Aber ihr wollt mich ja hier einsperren ... Na, mindestens neun Monate lang. Du siehst selbst, dass mir keine Wahl bleibt. Ich verstehe, dass es für euch wichtig ist, dieses Kind, dieses Ältere Blut, aber ich kann nicht. Ich kann einfach nicht.«

Der Elf schwieg kurze Zeit. Er ritt so nahe, dass er sie mit dem Knie berührte.

»Die Entscheidung, wie gesagt, liegt bei dir. Du musst jedoch etwas wissen; es wäre unehrlich, es vor dir zu verheimlichen. Von hier kann man nicht fliehen, Schwalbe. Wenn du also die Zusammenarbeit verweigerst, bleibst du für immer hier, siehst deine Freunde und deine Welt nie wieder.«

»Das ist abscheuliche Erpressung!«

»Wenn du hingegen« – er ignorierte den Schrei – »dich mit dem einverstanden erklärst, worum wir dich bitten, werden wir dir beweisen, dass die Zeit keine Bedeutung hat.«

»Ich verstehe nicht.«

»Die Zeit fließt hier anders als dort. Wenn du uns einen Dienst erweist, revanchieren wir uns. Wir sorgen dafür, dass du die Augenblicke zurückerhältst, die du hier zubringst. Beim Erlenvolk.«

Sie schwieg, den Blick auf die schwarze Mähne Kelpies geheftet. Zeit schinden, dachte sie. Wie Vesemir in Kaer Morhen zu sagen pflegte: Wenn sie dich hängen wollen, bitte um ein Glas Wasser. Man weiß nie, was passiert, ehe sie es bringen ...

Eine von den Elfen schrie plötzlich auf, pfiff.

Das Pferd Avallac’hs begann zu wiehern, stampfte auf der Stelle. Der Elf brachte es unter Kontrolle, rief den Elfen etwas zu. Ciri sah, wie eine den Bogen aus dem am Sattel hängenden Lederfutteral zog. Sie richtete sich in den Steigbügeln auf, schirmte die Augen mit der Hand ab.

»Bleib ruhig«, sagte Avallac’h scharf. Ciri seufzte.

An die zweihundert Schritt von ihnen entfernt galoppierten Einhörner über die Heide. Ein ganzer Tabun, mindestens dreißig Stück.

Ciri hatte schon vorher gelegentlich Einhörner gesehen; manchmal, vor allem im Morgengrauen, kamen sie an den See beim Schwalbenturm. Doch niemals hatten sie ihr erlaubt, sich ihnen zu nähern. Sie waren wie Geister verschwunden.

Den Tabun führte ein großer Hengst mit sonderbar rötlichem Fell. Plötzlich blieb er stehen, wieherte durchdringend, bäumte sich auf. Auf eine Weise, wie es ein Pferd niemals gekonnt hätte, stampfte er auf den Hinterhufen und schlug mit den vorderen in der Luft.

Ciri stellte erstaunt fest, dass Avallac’h und die drei Elfen murmelten, dass sie im Chor eine seltsame, monotone Melodie summten.

Wer bist du?

Sie schüttelte den Kopf.

Wer bist du – die Frage erklang abermals in ihrem Kopf, hämmerte in den Schläfen. Der Singsang der Elfen sprang plötzlich einen Ton höher. Das rötliche Einhorn wieherte, der ganze Tabun antwortete ihm. Der Boden erbebte, als sie davonliefen.

Das Lied Avallac’hs und der Elfen riss ab. Ciri bemerkte, wie der Wissende sich heimlich den Schweiß aus den Brauen wischte. Der Elf warf ihr einen Blick aus den Augenwinkeln zu, begriff, dass sie es gesehen hatte.

»Nicht alles ist hier so schön, wie es aussieht«, sagte er trocken. »Nicht alles.«

»Habt ihr Angst vor den Einhörnern? Die sind doch klug und freundlich.«

Er gab keine Antwort.

»Ich habe gehört«, beharrte sie, »dass Elfen und Einhörner einander lieben.«

Er wandte den Kopf ab. »Nimm also an«, sagte er reserviert, »dass das, was du gesehen hast, ein Streit unter Liebenden war.«

Sie stellte weiter keine Fragen.

Sie hatte genug eigene Sorgen.

Die Gipfel der Hügelchen waren von Kromlechs und Dolmen geschmückt. Ihr Anblick erinnerte Ciri an einen Stein bei Ellander, den, bei dem Yennefer sie gelehrt hatte, was Magie ist. Aber das ist lange her, dachte sie. Jahrhunderte ...

Eine von den Elfen schrie abermals. Ciri schaute in die Richtung, die sie zeigte. Noch ehe sie feststellen konnte, dass der von dem rötlichen Hengst geführte Tabun zurückgekehrt war, schrie eine andere Elfe. Ciri richtete sich in den Steigbügeln auf.

Von der anderen Seite, hinter einer Anhöhe hervor, tauchte ein zweiter Tabun auf. Ihn führte ein Einhorn mit einer Zeichnung wie bei einem Apfelschimmel, doch in bläulichen Tönen.

Avallac’h sagte rasch ein paar Worte. Es war jene für Ciri schwere Sprache Ellylon, doch sie verstand, zumal die Elfen wie auf Kommando zu den Bögen griffen. Avallac’h wandte sein Gesicht Ciri zu, und sie fühlte, wie es in ihrem im Kopf zu rauschen begann. Es war ein ganz ähnliches Rauschen wie von einer ans Ohr gehaltenen Muschel. Aber wesentlich stärker.

Sträube dich nicht, hörte sie eine Stimme. Wehre dich nicht. Ich muss springen, muss dich an einen anderen Ort versetzen. Dir droht eine tödliche Gefahr.

Aus der Ferne drang ein Pfiff heran, ein gedehnter Schrei. Und einen Augenblick später bebte die Erde unter beschlagenen Hufen.

Hinter einer Hügelkuppe kamen Reiter hervor. Eine ganze Abteilung.

Die Pferde trugen Rossmäntel, die Reiter Helme mit einem Längsgrat, um die Schultern wehten ihnen beim Galopp Umhänge, deren Zinnober-, Amarant- und Karminrot an Feuerschein oder an einen von der untergehenden Sonne erhellten Himmel gemahnte.

Pfiffe, Rufe. Die Reiter galoppierten en masse auf sie zu.

Noch ehe sie sich bis auf hundert Schritte genähert hatten, waren die Einhörner verschwunden. Sie waren in der Steppe verschwunden und hatten nur eine Staubwolke hinterlassen.

Der Anführer der Reiter, ein schwarzhaariger Elf, saß auf einem schwarzbraunen Hengst, groß wie ein Drache und, gleich allen Pferden der Abteilung, mit einer Kuvertüre, auf die Drachenschuppen gestickt waren, noch dazu mit einem wahrhaft dämonischen gehörnten Bukranion auf dem Kopf. Wie alle übrigen Elfen trug der Schwarzhaarige unter dem zinnoberamarantkarminroten Umhang einen Ringpanzer aus unglaublich kleinen Ringen, der sich darum weich wie Wollkleidung an den Körper schmiegte.

»Avallac’h«, sagte er und salutierte.

»Eredin.«

»Du schuldest mir einen Gefallen. Du wirst zahlen, wenn ich es verlange.«

»Ich werde zahlen, wenn du es verlangst.«

Der Schwarzhaarige saß ab. Avallac’h tat desgleichen und bedeutete Ciri mit einer Geste, seinem Beispiel zu folgen. Sie gingen auf die Hügelkuppe zwischen niedrige weiße Felsen von wundersamen Formen, bewachsen mit Spindelbäumen und zwergwüchsigem Gebüsch von blühender Myrte.

Ciri betrachtete die beiden. Sie waren von gleichem Wuchs, das heißt, beide ungewöhnlich groß. Doch Avallac’hs Gesicht war sanft, das Gesicht des Schwarzhaarigen aber ließ an einen Raubvogel denken. Der Helle und der Schwarze, dachte sie. Gut und Böse. Licht und Finsternis ...

»Erlaube, Zireael, dass ich dir vorstelle: Eredin Bréacc Glass.«

»Angenehm.« Der Elf verbeugte sich, und Ciri erwiderte die Verbeugung. Nicht besonders elegant.

»Woher wusstest du«, fragte Avallac’h, »dass uns eine Gefahr droht?«

»Ich wusste es überhaupt nicht.« Der Elf musterte Ciri aufmerksam. »Wir patrouillieren über die Ebene, weil sich die Nachricht verbreitet, die Einhörner seien unruhig und streitsüchtig geworden. Niemand weiß, warum. Das heißt, jetzt weiß man es schon. Es ist ihretwegen, kein Zweifel.«

Avallac’h stimmte nicht zu und widersprach nicht. Ciri jedoch konterte fest den Blick des schwarzhaarigen Elfs. Eine Zeitlang schauten sie einander an, und keiner wollte zuerst den Blick abwenden.

»Das also soll das Ältere Blut sein«, stellte der Elf fest. »Aen Hen Ichaer. Das Erbe von Shiadhal und Lara Dorren? Schwer zu glauben. Das ist doch eine gewöhnliche kleine Dh’oine. Ein Menschenweibchen.«

Avallac’h antwortete nicht. Sein Gesicht war reglos und gleichgültig.

»Angenommen«, fuhr der Schwarzhaarige fort, »dass du dich nicht geirrt hast. Pah, ich betrachte das als sicher, denn du, heißt es, irrst dich ja niemals. In diesem Geschöpf, tief verborgen, steckt das Gen Laras. Ja, wenn man genauer hinschaut, kann man gewisse Züge erkennen, die von der Herkunft dieser Kleinen zeugen. Sie hat in den Augen tatsächlich etwas, was an Lara Dorren erinnert. Nicht wahr, Avallac’h? Wer wäre besser als du berechtigt, das einzuschätzen?«

Avallac’h antwortete auch diesmal nicht. Doch Ciri bemerkte auf seinem blassen Gesicht einen Anflug von Röte. Sie wunderte sich sehr. Und kam ins Grübeln.

Der Schwarzhaarige verzog den Mund. »Alles in allem steckt in deiner kleinen Dh’oine etwas Wertvolles, etwas Schönes. Ich sehe das. Und ich habe den Eindruck, als sähe ich ein Goldkörnchen in einem Komposthaufen.«

Ciris Augen flammten zornig auf. Avallac’h wandte langsam den Kopf. »Du sprichst«, sagte er langsam, »ganz wie ein Mensch, Eredin.«

Eredin Bréacc Glass zeigte lächelnd die Zähne. Ciri hatte solche Gebisse schon gesehen, sehr weiß, sehr klein und sehr unmenschlich, gleichmäßig wie unter dem Streichbrett hervor, ohne Eckzähne. Sie hatte solche Gebisse bei den erschlagenen Elfen gesehen, die auf dem Hof der Wachstation in Kaedwen aufgereiht lagen. Auch Flamme hatte solch ein Gebiss besessen. Doch wenn Flamme lächelte, hatten ihre Zähne hübsch ausgesehen, bei Eredin aber gespenstisch.

»Weiß das Ding«, sagte er, »das gerade versucht, mich mit seinem Blick zu töten, schon, zu welchem Zweck es hier ist?«

»Allerdings.«

»Und sie ist bereit zur Zusammenarbeit?«

»Noch nicht ganz.«

»Nicht ganz«, wiederholte er. »Ha, das ist schlecht. Denn das Wesen der Zusammenarbeit erfordert, dass sie ganz ist. Anders als ganz geht es einfach nicht. Und da uns von Tir ná Lia nur ein halber Tagesritt trennt, wäre es gut zu wissen, wo wir stehen.«

»Wozu die Geduld verlieren?« Avallac’h schürzte die Lippen leicht. »Was können wir durch Hast gewinnen?«

»Die Ewigkeit.« Eredin Bréacc Glass wurde ernst, in seinen grünen Augen blitzte kurz etwas auf. »Aber das ist deine Spezialität, Avallac’h. Deine Spezialität und deine Verantwortung.«

»Du sagst es.«

»Ich sage es. Und jetzt entschuldigt, aber die Pflicht ruft. Ich lasse euch eine Eskorte, zur Sicherheit. Zu übernachten empfehle ich hier, auf dieser Anhöhe; wenn ihr morgen bei Sonnenaufgang aufbrecht, seid ihr zur rechten Zeit in Tir ná Lia. Va faill. Ach, noch etwas.«

Er bückte sich, brach einen blühenden Myrtenzweig und riss ihn ab. Er führte ihn an sein Gesicht und reichte ihn dann mit einer Verbeugung Ciri.

»Das ist eine Entschuldigung«, sagte er knapp. »Für die unbedachten Worte. Va faill, luned.«

Er ging schnell davon, gleich darauf erbebte die Erde unter den Hufen, als er mit einem Teil der Abteilung davonritt.

»Sag mir bloß nicht«, murrte sie, »dass er es ist, mit dem ich ... Dass er ... Wenn er es ist, dann niemals im Leben.«

»Nein«, erklärte Avallac’h langsam. »Nicht er. Sei beruhigt.«

Ciri hob die Myrte ans Gesicht. Damit er nicht die Erregung und Faszination sah, die sie ergriffen hatten.

»Ich bin beruhigt.«

Die trockenen Disteln und das Heidekraut der Steppe wichen üppigem grünem Gras, feuchtem Farnkraut, der nasse Boden wurde gelb von Hahnenfuß, blau von Lupine. Bald erblickten sie einen Fluss, der träge in einem Spalier von Pappeln floss. Das Wasser im Fluss, wenngleich kristallklar, hatte eine bräunliche Färbung. Es roch nach Torf.

Avallac’h spielte auf seiner Flöte verschiedene hüpfende kleine Melodien. Ciri machte eine mürrische Miene und dachte intensiv nach.

»Wer«, ließ sie sich schließlich vernehmen, »soll der Vater dieses Kindes sein, an dem euch so viel gelegen ist? Oder hat das vielleicht keine Bedeutung?«

»Es hat Bedeutung. Soll ich das so verstehen, dass du einen Entschluss gefasst hast?«

»Nein, sollst du nicht. Ich kläre einfach bestimmte Dinge.«

»Ich werde behilflich sein. Was willst du wissen?«

»Du weißt genau, was.«

Kurze Zeit ritten sie schweigend. Ciri sah Schwäne, die würdevoll auf dem Fluss dahinschwammen.

»Vater des Kindes«, sagte Avallac’h ruhig und sachlich, »wird Auberon Muircetach sein. Auberon Muircetach ist unser ... wie heißt das bei euch ... oberster Anführer?«

»König? Der König aller Aen Seidhe?«

»Die Aen Seidhe, das Hügelvolk, sind die Elfen deiner Welt. Wir sind die Aen Elle, das Erlenvolk. Und ja, Auberon Muircetach ist unser König.«

»Der Erlkönig?«

»So kann man es sagen.«

Sie ritten schweigend weiter. Es war sehr warm.

»Avallac’h.«

»Ja.«

»Wenn ich mich dazu entschließe, dann bin ich danach ... später ... Bin ich dann frei?«

»Du wirst frei sein und gehen können, wohin du willst. Falls du nicht beschließt, hierzubleiben. Bei dem Kind.«

Sie prustete abfällig, sagte aber nichts.

»Du hast dich also entschieden?«

»Ich entscheide mich, wenn wir an Ort und Stelle sind.«

»Wir sind schon an Ort und Stelle.«

Hinter den Zweigen der Trauerweiden, die wie grüne Gardinen zum Wasser herabhingen, erblickte Ciri Paläste. Nie im Leben hatte sie dergleichen gesehen. Obwohl aus Marmor und Alabaster errichtet, waren sie durchbrochen wie Lauben; sie wirkten so feingliedrig, filigran und ätherisch, als seien es keine Bauwerke, sondern die Phantome von Bauwerken. Ciri erwartete jeden Augenblick, es könne Wind aufkommen, und die Paläste würden zusammen mit dem über den Fluss ziehenden Dunst verschwinden. Doch als Wind aufkam, als der Dunst verwehte, als sich die Weidenzweige regten und der Fluss sich kräuselte, verschwanden die Paläste nicht und dachten gar nicht daran. Sie wurden nur noch schöner.

Ciri schaute gebannt auf die kleinen Terrassen, auf die Türmchen, die aus dem Wasser ragten wie Seerosenblüten, auf die Brücken, die über dem Fluss schwebten wie Efeuranken, auf die Treppen, Balustraden, Arkaden und Säulengänge, auf Peristyle, Säulen, Säulchen und Kuppeln, auf die schlanken, an Spargel erinnernden Fialen und Türme.

»Tir ná Lia«, sagte Avallac’h leise.

Je näher sie kamen, um so stärker ergriff die Schönheit dieses Ortes das Herz, um so stärker schnürte sie die Kehle ein, bewirkte, dass sich in den Augenwinkeln Tränen sammelten. Ciri schaute auf die Springbrunnen, die Mosaiken und Terrakotten, die Skulpturen und Denkmäler. Auf die filigranen Konstruktionen, deren Zweck sie nicht verstand. Und auf solche, von denen sie sich sicher war, dass sie zu nichts dienten. Außer der Ästhetik und Harmonie.

»Tir ná Lia«, wiederholte Avallac’h. »Hast du jemals so etwas gesehen?«

»Allerdings.« Sie überwand den Kloß im Halse. »Ich habe die Überbleibsel von so etwas gesehen. In Shaerrawedd.«

Jetzt war es der Elf, der lange schwieg.

Ans andere Flussufer ritten sie über eine geschwungene filigrane Brücke, die einen derart fragilen Eindruck machte, dass Kelpie lange scheute und schnaubte, ehe sie es wagte, die Brücke zu betreten.

Obwohl sie nervös und angespannt war, schaute sich Ciri gründlich um, wollte nichts verpassen, keine Ansicht, die die Märchenstadt Tir ná Lia bot. Erstens brannte sie vor Neugier, zweitens dachte sie immer noch an Flucht und hielt unablässig Ausschau nach einer Gelegenheit.

Auf den Brücken, Terrassen und Balkonen, in Alleen, Peristylen und Wandelgängen sah sie einherschlendernde langhaarige männliche Elfen in engen Wämsern und kurzen Überwürfen, die mit blattförmigen Phantasiemotiven bestickt waren. Sie sah frisierte und stark geschminkte Elfenfrauen in luftigen Kleidern oder in Anzügen, die an Männerkleidung erinnerten.

Vor dem Portikus eines der Paläste begrüßte sie Eredin Bréacc Glass. Auf seinen kurzen Befehl hin wimmelte es ringsum von kleinen, grau gekleideten weiblichen Elfen, die sich rasch und schweigend um die Pferde kümmerten. Ciri schaute ein wenig verwundert zu. Avallac’h, Eredin und alle anderen Elfen, die sie bisher getroffen hatte, waren von ungewöhnlich großem Wuchs; um ihnen in die Augen zu blicken, musste sie den Kopf zurücklegen. Die grauen Elfen waren weit kleiner als sie selbst. Eine andere Rasse, dachte sie. Eine Dienerrasse. Sogar hier in der Märchenwelt muss es jemanden geben, der sich für die Nichtstuer abrackert.

Sie traten in den Palast. Ciri seufzte. Sie war eine Prinzessin von königlichem Geblüt, in Palästen aufgewachsen. Aber solchen Marmor und Malachit, solche Stuckarbeiten, Statuen, Mosaiken, Spiegel und Kandelaber hatte sie noch nie gesehen. Sie fühlte sich in diesem glänzenden Inneren schlecht, unpassend, fehl am Platze, von der Reise staubig, verschwitzt und mitgenommen.

Avallac’h dagegen benahm sich ganz ungezwungen. Er klopfte mit der Hand Hose und Stiefel ab, ohne sich darum zu kümmern, dass der Staub sich auf einem Spiegel absetzte. Dann warf er seine Handschuhe herablassend einer kleinen Elfe zu, die gebückt dastand.

»Auberon?«, fragte er kurz. »Er wartet?«

Eredin lächelte. »Er wartet. Es ist ihm sehr dringend. Er hat verlangt, dass die Schwalbe sofort zu ihm kommt, ohne einen Augenblick zu säumen. Ich habe ihm das ausgeredet.«

Avallac’h hob die Brauen.

»Zireael«, erklärte Eredin sehr ruhig, »muss ohne Stress zum König gehen, ohne Druck, ausgeruht, gelassen und guter Laune. Für gute Laune wird ein Bad sorgen, neue Kleidung, eine neue Frisur und Schminke. So lange wird es Auberon wohl noch aushalten, meine ich.«

Ciri atmete tief durch und schaute den Elf an. Sie staunte geradezu, wie sympathisch er ihr vorkam.

Eredin zeigte lächelnd sein gleichmäßiges Gebiss ohne Eckzähne. »Eines nur weckt Befürchtungen in mir«, erklärte er. »Und das ist das falkenhafte Funkeln in den Augen unserer Schwalbe. Unsere Schwalbe schießt Blicke nach links und rechts, das reinste Hermelin, das nach einem Loch im Käfig Ausschau hält. Die Schwalbe, so viel sehe ich, ist noch weit von einer bedingungslosen Kapitulation entfernt.«

Avallac’h kommentierte das nicht. Ciri natürlich ebenso wenig.

»Ich wundere mich nicht«, fuhr Eredin fort. »Es kann nicht anders sein, da das doch das Blut von Shiadhal und Lara Dorren ist. Höre mir aber sehr aufmerksam zu, Zireael. Es gibt keine Flucht von hier. Es ist nicht möglich, den Geas Garadh zu durchbrechen, den Zauber der Barriere.«

Ciris Blick gab deutlich zu verstehen, dass sie das nicht glauben würde, solange sie es nicht überprüft hatte.

»Selbst wenn du durch ein Wunder die Barriere bezwingen würdest« – Eredin wandte kein Auge von ihr –, »sollst du wissen, dass das dein Verderben bedeuten würde. Diese Welt sieht nur sanft aus. Aber sie ist tödlich, vor allem für jemanden, der sich nicht auskennt. Eine Wunde vom Horn eines Einhorns ist nicht einmal mit Magie zu heilen.

Du sollst auch wissen«, fuhr er fort, ohne eine Antwort abzuwarten, »dass dir dein wildes Talent nichts nützen wird. Du wirst keinen Sprung vollführen, versuch es gar nicht erst. Und selbst wenn es dir gelänge, sollst du wissen, dass meine Dearg Ruadhri, die Roten Reiter, dich sogar in den Abgründen von Raum und Zeit einholen können.«

Sie verstand nicht recht, was er meinte. Doch es gab ihr zu denken, dass Avallac’hs Miene sich plötzlich verfinsterte; er war sichtlich unzufrieden mit Eredins Worten. Als habe Eredin zu viel gesagt.

»Gehen wir«, sagte er. »Gestatte, Zireael. Wir übergeben dich jetzt der Obhut der Damen. Du sollst schön aussehen. Der erste Eindruck ist am wichtigsten.«

Das Herz hämmerte ihr in der Brust, das Blut pochte in den Schläfen, die Hände zitterten ein wenig. Sie riss sich zusammen, ballte die Fäuste. Sie beruhigte sich, indem sie langsam ein- und ausatmete. Sie lockerte die Schultern, bewegte das vor Anspannung steif gewordene Genick.

Noch einmal betrachtete sie sich in einem großen Spiegel. Der Anblick war recht zufriedenstellend. Die vom Bade noch nassen Haare waren so geschnitten und gekämmt, dass sie die Narbe wenigstens ein bisschen verdeckten. Die Schminke betonte hübsch Augen und Lippen, keinen schlechten Eindruck machten auch der bis zur Mitte des Oberschenkels geschlitzte Rock, die schwarze Weste und die dünne Bluse mit der Perlenleiste. Einen interessanten Akzent setzte ein Seidenhalstuch.

Ciri rückte das Halstuch zurecht, worauf sie sich zwischen die Schenkel griff und auch dort zurechtrückte, was zurechtzurücken war. Denn unter dem Rock trug sie wahrlich erstaunliche Dinge – einen spinnwebenfeinen Schlüpfer und fast bis an ihn heranreichende Strümpfe, die auf unglaubliche Weise ohne Strumpfhalter an den Schenkeln hafteten.

Sie griff nach der Klinke. Zögernd, als sei es keine Klinke, sondern eine schlafende Kobra.

Damnuair, dachte sie instinktiv in Elfensprache, ich habe Männern mit Schwertern die Stirn geboten. Das kann ich auch bei einem mit ...

Sie schloss die Augen, seufzte. Und trat in das Zimmer.

In der Mitte war niemand. Auf einem Malachittisch lag ein Buch, stand eine Karaffe. An den Wänden waren wunderliche Reliefs und Basreliefs, geraffte Portieren, farbige Wandteppiche. In einer Ecke stand eine Statue.

Und in einer anderen Ecke ein Bett mit Baldachin. Wieder begann ihr Herz zu klopfen. Sie schluckte.

Aus dem Augenwinkel bemerkte sie eine Bewegung. Nicht im Zimmer. Auf der Terrasse.

Er saß dort, im Halbprofil zu ihr hingewandt.

Obwohl sie schon halbwegs gelernt hatte, dass bei den Elfen nichts so war, wie sie zu glauben gewohnt war, erlebte Ciri einen leichten Schock. Die ganze Zeit hatte sie, wenn die Rede vom König war, wer weiß warum Ervyll von Verden vor Augen gehabt, dessen Schwiegertochter sie um ein Haar geworden wäre. Wenn sie an den König dachte, hatte sie einen nach Zwiebel und Bier stinkenden Fettwanst mit roter Nase und blutunterlaufenen Augen über einem schmutzigen Bart gesehen, der sich vor lauter Fett kaum bewegen konnte. Der Zepter und Reichsapfel in aufgedunsenen, braun gefleckten Händen hielt.

Aber an der Balustrade der Terrasse saß ein ganz anderer König.

Er war sehr feingliedrig, und man sah auch, dass er von sehr großem Wuchs war. Seine Haare waren aschblond wie die ihren, stark von weißen Strähnen durchsetzt und lang, sie fielen auf Schultern und Rücken. Er trug ein schwarzes Samtwams und typische Elfenstiefel mit zahlreichen Spangen über die ganze Länge des Schaftes. Er hatte schmale, weiße Hände mit langen Fingern.

Er war damit beschäftigt, Seifenblasen steigen zu lassen. Er hielt ein Schälchen mit Seifenwasser und einen Strohhalm, in den er hin und wieder blies, so dass regenbogenfarben schillernde Blasen zum Fluss hinabschwebten.

Sie räusperte sich leise.

Der Erlkönig wandte den Kopf. Ciri konnte einen Seufzer nicht unterdrücken. Seine Augen waren unheimlich. Hell wie geschmolzenes Zinn, bodenlos. Und voll unvorstellbarer Trauer.

»Schwalbe«, sagte er. »Zireael. Danke, dass du dich zum Kommen entschlossen hast.«

Sie schluckte, wusste partout nicht, was sie sagen sollte. Auberon Muircetach setzte den Strohhalm an die Lippen und ließ die nächste Seifenblase ins Freie fliegen.

Um des Zitterns ihrer Hände Herr zu werden, verschränkte sie sie, bog die Finger durch. Dann fuhr sie sich damit nervös durch die Haare. Der Elf schien sich nur für die Seifenblasen zu interessieren.

»Bist du nervös?«

»Nein«, log sie dreist. »Bin ich nicht.«

»Hast du es eilig, irgendwohin zu kommen?«

»Allerdings.«

Sie hatte wohl ein wenig zu viel Nonchalance in ihre Stimme gelegt, sie spürte, dass sie sich am Rande der Höflichkeit bewegte. Der Elf beachtete es jedoch nicht. Er ließ am Ende des Strohhalms eine riesige Seifenblase entstehen, zog sie durch Wackeln in die Länge. Lange bewunderte er sein Werk.

»Wäre es aufdringlich, zu fragen, wohin du es so eilig hast?«

»Nach Hause!«, fauchte sie, korrigierte sich aber sofort, indem sie ruhigen Tones hinzufügte: »In meine eigene Welt!«

»Wohin?«

»In meine eigene Welt!«

»Ach. Verzeih. Ich hätte schwören mögen, dass du gesagt hast: ›In meine Eigenart‹. Und das hat mich wirklich verwundert. Du sprichst unsere Sprache hervorragend, aber an Aussprache und Akzent sollte man noch etwas arbeiten.«

»Ist es wichtig, wie ich akzentuiere? Du brauchst mich schließlich nicht zur Konversation.«

»Nichts sollte einen daran hindern, nach Vollkommenheit zu streben.«

Am Ende des Strohhalms wuchs die nächste Seifenblase löste sich, segelte davon, zerplatzte, als sie an einen Weidenzweig traf. Ciri seufzte.

»Du hast es also eilig, in deine Welt zu kommen«, ließ sich nach einer Weile Auberon Muircetach vernehmen. »Deine! Wahrlich, falsche Bescheidenheit kann man auch Menschen nicht vorwerfen.«

Er rührte mit dem Strohhalm in dem Schälchen, blies scheinbar sorglos hinein und hüllte sich in einen ganzen Schwarm von Regenbogenbläschen.

»Der Mensch«, sagte er. »Dein behaarter Vorfahr auf der Schwertseite ist viel später als das Huhn auf der Welt erschienen. Und ich habe noch nie gehört, dass das Huhn Anspruch auf die Welt erhöbe ... Warum windest du dich und trittst auf der Stelle wie ein Äffchen? Was ich sage, sollte dich interessieren. Denn das ist Geschichte. Ach, entschuldige, lass mich raten: Diese Geschichte ist dir egal, sie langweilt dich.«

Eine große opalisierende Blase schwebte zum Fluss hin. Ciri biss sich auf die Lippen und schwieg.

»Dein haariger Vorfahr«, fuhr der Elf fort, während er mit dem Halm in der Schale rührte, »lernte rasch, wie man sich einen opponiblen Daumen und eine rudimentäre Intelligenz zunutze macht. Er tat mit ihrer Hilfe allerlei Dinge, in der Regel ebenso lächerliche wie schreckliche. Das heißt, ich wollte sagen, wenn die Dinge, die dein Vorfahr tat, nicht schrecklich gewesen wären, dann wären sie lächerlich.«

Die nächste Seifenblase, gleich darauf die zweite und dritte.

»Uns, die Aen Elle, kümmerte es im Grunde wenig, was dein Vorfahr anstellte, wir hatten ja im Gegensatz zu den Aen Seidhe, unseren Vettern, jene Welt längst verlassen. Wir hatten uns ein anderes, interessanteres Universum ausgesucht. Damals nämlich, du wirst dich wundern, konnte man sich ziemlich frei von Welt zu Welt bewegen. Mit ein wenig Talent und Übung natürlich. Zweifellos verstehst du, was ich meine.«

Ciri platzte vor Neugier, schwieg aber hartnäckig. Sie war sich durchaus bewusst, dass sich der Elf ein wenig über sie lustig machte. Sie wollte ihm keinen Anhaltspunkt geben.

Auberon Muircetach lächelte. Er wandte sich um. Er trug ein goldenes Halsband, das Zeichen der Herrschaft, das in der Älteren Rede torc’h genannt wurde.

»Mire, luned.«

Er pustete leicht, bewegte dabei geschickt den Strohhalm. An dessen Ende erschienen, statt wie zuvor einer großen, viele Seifenblasen.

»Bläschen an Bläschen und noch eins und noch«, sagte er im Singsang. »Ach, so war’s, so war’s ... Wir sagten uns, wo ist denn der Unterschied, wir werden ein bisschen hier sein, ein bisschen dort, was macht es schon, wenn die Dh’oine unbedingt ihre Welt und sich selbst dazu vernichten wollen? Gehen wir eben woandershin ... zu einem anderen Bläschen ...«

Unter seinem brennenden Blick nickte Ciri, leckte sich die Lippen. Der Elf lächelte abermals, schüttelte die Blasen ab, pustete noch einmal, diesmal so, dass sich am Ende des Halmes eine ganze große Traube bildete, eine Vielzahl von kleinen, miteinander verbundenen Bläschen.

»Es kam die Konjunktion.« Der Elf hob den Halm hoch, an dem die Bläschen hingen. »Es wurden sogar noch mehr Welten. Doch die Tür ist verschlossen. Verschlossen für alle außer einer Handvoll Auserwählter. Aber die Zeit drängt. Die Tür muss geöffnet werden. Dringend. Das ist ein Imperativ. Verstehst du dieses Wort?«

»Ich bin nicht dumm.«

»Nein, bist du nicht.« Er wandte den Kopf. »Du kannst es nicht sein. Du bist ja Aen Hen Ichaer, das Ältere Blut. Komm näher.«

Als er die Hand zu ihr ausstreckte, biss sie unwillkürlich die Zähne zusammen. Doch er berührte nur ihren Unterarm und dann die Hand. Sie spürte ein angenehmes Kribbeln. Sie wagte es, in seine unheimlichen Augen zu schauen.

»Ich habe es nicht geglaubt, als man es sagte«, flüsterte er. »Aber es ist wahr. Du hast die Augen von Shiadhal. Laras Augen.«

Er senkte den Blick. Sie fühlte sich unsicher und dumm.

Der Erlkönig stürzte den Ellbogen auf die Balustrade und das Kinn in die Hand. Ziemlich lange schien er sich nur für die auf dem Fluss schwimmenden Schwäne zu interessieren.

»Ich danke dir, dass du gekommen bist«, sagte er schließlich, ohne den Kopf zu wenden. »Aber nun geh und lass mich allein.«

Sie fand Avallac’h auf einer Terrasse am Fluss, als er gerade in Gesellschaft einer überaus schönen Elfe mit strohblondem Haar in ein Boot stieg. Die Elfe hatte die Lippen pistaziengrün geschminkt, auf Lidern und Schläfen aber goldene Pünktchen.

Ciri hatte vor, sich abzuwenden und wegzugehen, als Avallac’h sie mit einer Geste zurückhielt. Mit einer zweiten lud er sie ins Boot ein. Sie zögerte. Sie wollte nicht unter Zeugen mit ihm sprechen. Avallac’h sagte rasch etwas zu der Elfe und deutete mit der Hand einen Kuss an. Die Elfe zuckte mit den Schultern und ging. Sie drehte sich nur einmal um, um Ciri mit einem Blick wissen zu lassen, was sie von ihr hielt.

»Wenn du kannst, enthalte dich eines Kommentars«, sagte Avallac’h, als sie sich auf die Bank näher am Bug setzte. Er selbst setzte sich auch, holte seine Flöte hervor, begann zu spielen, ohne sich im geringsten um das Boot zu kümmern. Ciri blickte berunruhigt um sich, doch das Boot fuhr ideal in der Mitte des Stromes, ohne auch nur einen Zoll zu den ins Wasser reichenden Treppen, Pfeilern und Säulen abzuweichen. Es war ein seltsames Boot, so eins hatte Ciri noch nie gesehen, nicht einmal auf den Skellige, wo sie ausgiebig alles Mögliche zu Gesicht bekommen hatte, was auf dem Wasser fahren kann. Das Boot hatte einen sehr hohen, schlanken, zurückgebogenen, in Form eines Schlüssels geschnitzten Bug, es war sehr lang, sehr schmal und sehr kippelig. Wahrlich, nur ein Elf konnte in so etwas sitzen und vor sich hin flöten, statt Steuer und Ruder zu halten.

Avallac’h hörte auf zu flöten. »Was hast du auf dem Herzen?«

Er hörte ihr zu, betrachtete sie dabei mit einem sonderbaren Lächeln.

»Du bist enttäuscht.« Es war eine Feststellung, keine Frage. »Enttäuscht und über alle Maßen empört.«

»Bin ich nicht! Überhaupt nicht!«

»Du solltest es auch nicht sein.« Der Elf wurde ernst. »Auberon hat dich mit Respekt behandelt, wie eine Aen Elle von Geblüt. Vergiss nicht, wir, das Erlenvolk, haben es niemals eilig. Wir haben Zeit.«

»Er hat mir etwas ganz anderes gesagt.«

»Ich weiß, was er gesagt hat.«

»Und worum es dabei geht, weißt du auch?«

»Allerdings.«

Sie hatte schon viel gelernt. Mit keinem Seufzer, mit keinem Wimpernzucken verriet sie ihre Ungeduld und ihren Zorn, als er die Flöte wieder an die Lippen setzte und spielte. Melodisch, sehnsuchtsvoll. Lange.

Das Boot fuhr, Ciri zählte die über ihren Köpfen dahingleitenden Brücken.

»Wir haben«, ließ er sich gleich nach der vierten Brücke vernehmen, »mehr als ernste Gründe zu der Annahme, dass deiner Welt die Vernichtung droht. Eine Klimakatastrophe von gewaltigem Ausmaß. Bei deiner umfassenden Bildung bist du sicherlich auf Aen Itlinne Speath gestoßen, auf die Weissagung Itlinas. Darin ist die Rede von der Weißen Kälte. Wir sind der Ansicht, dass es sich um eine starke Vereisung handelt. Und da es sich so verhält, dass neunzig Prozent des Festlandes deiner Welt auf der Nordhalbkugel liegen, kann eine Vereisung die Existenz der meisten Lebewesen bedrohen. Sie werden einfach vor Kälte umkommen. Diejenigen, die überleben, werden in Barbarei versinken, einander in gnadenlosen Kämpfen um Nahrung ausrotten, zur Beute der vor Hunger wahnsinnigen Raubtiere werden. Erinnere dich an den Text der Weissagung: Zeit der Verachtung, Beilzeit, Zeit der Wolfsstürme.«

Ciri unterbrach ihn nicht – aus Angst, er könnte wieder zu spielen beginnen.

»Das Kind, an dem uns so viel gelegen ist«, fuhr Avallac’h fort, während er die Flöte in den Fingern drehte, »der Nachfahre Lara Dorrens und Träger ihres Gens, das von uns eigens aufgebaut wurde, kann die Bewohner jener Welt retten. Wir haben Grund zu der Annahme, dass der Nachkomme Laras – und von dir, versteht sich – über tausendfach stärkere Fähigkeiten verfügen wird als wir, die Wissenden. Und die in rudimentärer Form auch du besitzt. Du weißt, worum es geht, nicht wahr?«

Ciri hatte schon gelernt, dass in der Älteren Rede derlei rhetorische Figuren zwar die Form von Fragen hatten, aber keine Antwort erforderten, ja sie geradezu verboten.

»Kurz gesagt«, fuhr Avallac’h fort, »geht es um die Möglichkeit, nicht nur sich selbst, die eigene denn doch nicht so bedeutsame Person zwischen den Welten zu bewegen. Es geht um die Öffnung des Ard Gaeth, des großen und ständigen Tores, durch das alle hindurchgehen könnten. Vor der Konjunktion ist uns das gelungen, wir wollen es auch jetzt erreichen. Wir werden die Aen Seidhe von der untergehenden Welt evakuieren, auf der sie leben. Unsere Brüder, denen wir Hilfe schulden. Wir könnten nicht in dem Bewusstsein leben, dass wir etwas für ihre Rettung versäumt hätten. Und wir werden sie retten, werden von dieser Welt alle Bedrohten evakuieren. Alle, Zireael. Auch die Menschen.«

»Wirklich?«, konnte sie sich nicht verkneifen zu sagen. »Auch die Dh’oine?«

»Auch sie. Du siehst jetzt selbst, wie wichtig du bist, wie viel von dir abhängt. Wie wichtig es ist, dass du geduldig bist. Wie wichtig es ist, dass du heute Abend zu Auberon gehst und die ganze Nacht bleibst. Glaube mir, sein Verhalten war keine Demonstration von Abneigung. Er weiß, dass das für dich keine leichte Sache ist, weiß, dass er dich mit übermäßiger Eile kränken und verletzen könnte. Er weiß sehr vieles, Schwalbe. Ich zweifle nicht daran, dass du es bemerkt hast.«

»Habe ich«, fauchte sie. »Ich habe auch bemerkt, dass uns die Strömung schon ziemlich weit von Tir ná Lia fortgetragen hat. Zeit, zu den Rudern zu greifen. Die ich hier übrigens nicht sehe.«

»Weil es keine gibt.« Avallac’h hob die Hand, drehte sie, ließ die Finger nach außen schnellen. Das Boot hielt an. Einen Augenblick lang verharrte es am Ort, dann begann es gegen die Strömung zu schwimmen.

Der Elf setzte sich bequemer hin, nahm die Flöte an die Lippen und widmete sich restlos der Musik.

Am Abend lud sie der Erlkönig zum Abendessen. Als sie seideknisternd eintrat, bat er sie mit einer Geste zu Tisch. Es waren keine Diener da. Er bediente sie selbst.

Das Abendessen bestand aus mehreren Arten Gemüse. Es gab auch Pilze, gekocht, gebraten und in einer Soße gedünstet. Solche Pilze hatte Ciri noch nie gegessen. Manche waren weiß und dünn wie Blätter, im Geschmack sanft und delikat, andere, braune und schwarze, waren fleischig und aromatisch.

Auberon bewirtete sie auch mit roséfarbenem Wein. Scheinbar leicht, stieg er zu Kopfe, löste die Spannung und die Zunge. Ehe sie es sich versah, erzählte sie ihm Dinge, von denen sie niemals geglaubt hätte, dass sie sie erzählen würde.

Er hörte zu. Geduldig. Ihr aber fiel plötzlich ein, zu welchem Zweck sie hier war, ihre Laune verdüsterte sich, und sie verstummte.

»Wenn ich richtig verstanden habe« – er legte ihr ganz neue Pilze auf, grünlich und nach Eschlauch riechend –, »glaubst du, dass dich mit diesem Geralt die Vorherbestimmung verbindet?«

»Genau das.« Sie hob den Pokal, der schon zahlreiche Spuren ihrer geschminkten Lippen trug. »Die Vorherbestimmung. Er, das heißt Geralt, ist mir vorherbestimmt, und ich ihm. Unsere Schicksale sind verflochten. Darum wäre es besser, wenn ich fortginge. Sofort. Du verstehst?«

»Ich gebe zu, nicht besonders.«

»Die Vorherbestimmung!« Sie nahm einen Schluck. »Eine Kraft, der man sich lieber nicht in den Weg stellt. Darum denke ich ... Nein, nein, danke, leg mir nicht mehr auf, bitte, ich habe schon so viel gegessen, ich platze fast.«

»Du erwähntest, dass du denkst.«

»Ich denke, es wäre ein Fehler, mich hier festzuhalten. Und mich zu zwingen ... Nun, du weißt, was ich meine. Ich muss hier fort, ihm zu Hilfe eilen ... Denn meine Vorherbestimmung ...«

»Vorherbestimmung«, unterbrach er sie und hob den Kelch. »Prädestination. Etwas Unvermeidliches. Ein Mechanismus, der bewirkt, dass eine praktisch unendliche Anzahl von unvorhersehbaren Ereignissen auf eine bestimmte Weise endet und nicht anders. Ja?«

»Gewiss!«

»Unabhängig von den Umständen und Bedingungen muss das Ergebnis eintreten. Was vorherbestimmt ist, muss geschehen. Ja?«

»Ja!«

»Wohin willst du dann gehen und wozu? Trink Wein, genieße den Augenblick, freu dich des Lebens. Was kommen muss, kommt sowieso, es ist unausweichlich.«

»Von wegen. So glatt geht das nie.«

»Du widersprichst dir also selbst.«

»Tue ich nicht.«

»Du widersprichst dem Widerspruch, und das ist schon ein falscher Kreisschluss.«

»Nein!« Sie machte eine heftige Kopfbewegung. »Das kann nicht sein, dass man dasitzt und nichts tut! Nichts kommt von selbst!«

»Haarspalterei.«

»Man darf nicht sinnlos Zeit vergeuden! Man kann den richtigen Augenblick verpassen ... Den einzigen richtigen, unwiederbringlichen. Denn die Zeit wiederholt sich niemals!«

»Erlaube.« Er stand auf. »Sieh dir das an.«

An der Wand, auf die er zeigte, war ein hohes Relief zu sehen, das eine riesige geschuppte Schlange darstellte. Das Reptil, zu einer Acht gekrümmt, hatte die Zähne in den eigenen Schwanz geschlagen. Ciri hatte so etwas schon einmal gesehen, konnte sich aber nicht erinnern, wo.

»Das«, sagte der Elf, »ist die uralte Schlange Uroboros. Der Uroboros symbolisiert die Unendlichkeit und ist selbst Unendlichkeit. Er ist das ewige Fortschreiten und die ewige Wiederkehr. Etwas, das weder Anfang noch Ende hat.

Die Zeit ist wie der uralte Uroboros. Die Zeit ist der verstreichende Augenblick, ein Sandkörnchen, das in der Sanduhr herabfällt. Die Zeit sind die Momente und Ereignisse, mit denen wir sie so gern zu messen versuchen. Doch der uralte Uroboros erinnert uns daran, dass in jedem Moment, in jedem Augenblick Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft liegen. In jedem Augenblick liegt die Ewigkeit. Jeder Aufbruch ist zugleich eine Rückkehr, jeder Abschied eine Begrüßung, jede Rückkehr eine Trennung. Alles ist zugleich Anfang und Ende.

Und auch du«, sagte er, ohne sie anzuschauen, »bist zugleich Anfang und Ende. Und da hier die Rede von der Vorherbestimmung war, sollst du wissen, dass ebendas deine Vorherbestimmung ist. Anfang und Ende zu sein. Verstehst du?«

Einen Moment lang zögerte sie. Doch sein flammender Blick zwang sie zu antworten. »Ich verstehe.«

»Zieh dich aus.«

Er sagte es so beiläufig, so gleichgültig, dass sie vor Zorn beinahe losgeschrien hätte. Mit zitternden Händen begann sie, die Weste aufzuknöpfen.

Die Finger gehorchten ihr nicht, die Hefteln, Knöpfchen und Bänder waren unhandlich und eng. Obwohl sich Ciri beeilte, so sehr sie nur konnte, um das alles möglichst schnell hinter sich zu bringen, dauerte das Ausziehen nervtötend lange. Doch der Elf sah nicht aus wie jemand, der es eilig hat. Als habe er wirklich die ganze Ewigkeit zur Verfügung.

Wer weiß, dachte sie, vielleicht hat er sie?

Schon ganz nackt, trat sie von einem Fuß auf den anderen; der Fußboden war kalt. Er bemerkte es, zeigte wortlos auf das Bett.

Das Bett war aus Nerzen gemacht. Aus zu großen Stücken zusammengenähten Nerzpelzen. Weich, warm, angenehm schmeichelnd.

Er legte sich vollends angezogen neben sie, sogar mit Stiefeln. Als er sie berührte, spannte sie sich unwillkürlich, ein wenig wütend auf sich selbst, denn sie war entschlossen, bis zum Schluss die Stolze und Ungerührte zu spielen. Trotzdem, was soll man groß sagen, klapperten ihr ein wenig die Zähne. Seine elektrisierende Berührung wirkte jedoch beruhigend, die Finger lehrten und befahlen. Wiesen den Weg. In dem Augenblick, als sie diese Hinweise so gut zu verstehen begann, dass sie sie beinahe vorausahnte, schloss sie die Augen und stellte sich vor, es sei Mistle. Doch es gelang ihr nicht. Denn er unterschied sich sehr von Mistle.

Mit der Hand lehrte er sie, was sie tun sollte. Er bewirkte, dass sie unter den Zärtlichkeiten weich wurde wie ein Seidenband. Er entlockte ihr einen Seufzer. Ließ sie sich auf die Lippen beißen. Einen heftigen, den ganzen Körper erschütternden Spasmus erleben.

Was er danach tat, hatte sie überhaupt nicht erwartet. Er stand auf und ging weg. Ließ sie erhitzt, schwer atmend und bebend zurück.

Er schaute sich nicht einmal um.

Das Blut schoss Ciri ins Gesicht und in die Schläfen. Sie rollte sich auf den Nerzfellen zusammen. Und begann zu schluchzen. Vor Zorn, Scham und Erniedrigung.

Am Morgen fand sie Avallac’h in einem Peristyl hinter dem Palast, zwischen einem Spalier von Statuen. Die Statuen – eine Besonderheit – stellten Elfenkinder dar. In verschiedenen, größtenteils ausgelassenen Posen. Vor allem die, vor der der Elf verharrte, war merkwürdig – sie stellte einen kleinen Jungen mit vor Wut verzerrtem Gesichtchen dar, der, die Fäuste geballt, auf einem Bein stand.

Ciri konnte lange Zeit nicht den Blick abwenden, und im Unterbauch fühlte sie einen dumpfen Schmerz. Erst als Avallac’h sie drängte, erzählte sie alles. In Andeutungen und stammelnd.

Als sie fertig war, sagte Avallac’h ernst: »Er hat mehr als sechshundertfünfzig Mal den Rauch von Saovine gesehen. Glaub mir, Schwalbe, das ist sogar für das Erlenvolk viel.«

»Und was geht mich das an?«, knurrte sie. »Ich habe eine Vereinbarung! Ihr werdet doch wohl von den Zwergen, euren Kumpanen, gelernt haben, was ein Vertrag ist? Ich erfülle meinen Teil! Gebe mich hin! Was geht es mich an, ob er nicht kann oder nicht will? Was geht es mich an, ob das Altersimpotenz ist oder ob ich nicht anziehend für ihn bin? Vielleicht ekelt er sich vor Dh’oine? Vielleicht sieht er wie Eredin in mir nur ein Goldkörnchen in einem Komposthaufen?«

»Ich hoffe« – Avallac’hs Gesicht, so unglaublich es war, veränderte und verzog sich –, »ich hoffe, du hast ihm nichts dergleichen gesagt.«

»Habe ich nicht. Obwohl ich es gern getan hätte.«

»Hüte dich. Du weißt nicht, was du riskierst.«

»Mir ist alles egal. Ich habe einen Vertrag geschlossen. Also entweder oder! Entweder ihr erfüllt euren Teil, oder wir lösen den Vertrag auf, und ich bin frei.«

»Hüte dich, Zireael«, wiederholte er und zeigte auf die Statue des wütenden Knirpses. »Sei nicht so wie der da. Achte auf jedes Wort. Versuche zu verstehen. Und wenn du etwas nicht verstehst, handle unter keinen Umständen voreilig. Sei geduldig. Denke daran, die Zeit hat keine Bedeutung.«

»Hat sie doch!«

»Ich hatte dich gebeten, sei kein trotziges Kind. Ich wiederhole nochmals, sei geduldig mit Auberon. Denn das ist deine einzige Chance, die Freiheit zu erlangen.«

»Wirklich?« Sie schrie es fast. »Ich beginne, daran zu zweifeln! Ich beginne zu argwöhnen, dass du mich betrogen hast! Dass ihr alle mich betrogen habt ...«

Das Gesicht Avallac’hs war ebenso hart wie der Stein der Statuen. »Ich habe dir versprochen, dass du in deine Welt zurückkehren wirst. Ich habe mein Wort gegeben. Das Wort in Zweifel zu ziehen, ist für die Aen Elle eine schwere Beleidigung. Um dich davor zu bewahren, schlage ich vor, dieses Gespräch zu beenden.«

Er wollte gehen, doch sie vertrat ihm den Weg. Seine aquamarinblauen Augen verengten sich, und Ciri begriff, dass sie es mit einem sehr, aber wirklich sehr gefährlichen Elf zu tun hatte. Doch es war zu spät zurückzuweichen.

»Das ist sehr nach Elfenart«, zischte sie wie eine Schlange, »selbst beleidigen und dann vor der Revanche davonlaufen.«

»Hüte dich, Schwalbe.«

Sie warf stolz den Kopf zurück. »Höre. Euer Erlkönig ist der Aufgabe nicht gewachsen, das ist klarer als klar. Es ist unwichtig, ob er das Problem bildet oder ob ich es bin. Das ist gleichgültig und ohne Bedeutung. Ich aber will den Vertrag erfüllen. Und es hinter mich bringen. Soll mir doch dieses Kind, an dem euch so viel gelegen ist, jemand anders machen.«

»Du weißt überhaupt nicht, wovon du redest.«

»Wenn aber ich das Problem bin« – sie änderte weder Ton noch Miene –, »dann heißt das, du hast dich geirrt, Avallac’h. Du hast die Falsche in diese Welt gelockt.«

»Du weißt nicht, wovon du redest, Zireael.«

»Wenn aber«, schrie sie, »sich alle derart vor mir ekeln, dann wendet die Methode an, mit der Maulesel gezüchtet werden! Was, du weißt das nicht? Man zeigt dem Hengst eine Stute, und dann verbindet man ihm die Augen und lässt ihn eine Eselin besteigen!«

Er würdigte sie keiner Antwort. Er ging ohne Federlesens an ihr vorbei und fort, das Spalier der Statuen entlang.

»Oder vielleicht du?«, schrie sie. »Wenn du willst, gebe ich mich dir hin. Was? Bringst du das nicht fertig? Ich soll doch Laras Augen haben!«

Mit zwei Sätzen war er bei ihr, seine Hände schossen wie Schlangen an ihren Hals und schlossen sich wie stählerne Zangen. Sie erkannte, dass er, wenn er wollte, sie wie ein Küken erdrosseln konnte.

Er ließ sie los. Beugte sich nahe herab und schaute ihr in die Augen.

»Wer bist du«, fragte er ungewöhnlich ruhig, »dass du es wagst, derart ihren Namen zu entehren? Wer bist du, dass du es wagst, mich mit solch einem schäbigen Angebot zu beschimpfen? Oh, ich weiß, ich sehe, wer du bist. Du bist nicht Laras Tochter. Du bist die Tochter Cregennans, du bist eine gedankenlose, arrogante, selbstsüchtige Dh’oine, eine geradezu beispielhafte Vertreterin der Rasse, die nichts versteht und alles ruinieren und vernichten muss, es mit der bloßen Berührung verderben, mit dem bloßen Gedanken abscheulich machen und in den Schmutz ziehen. Dein Vorfahr hat mir meine Liebe gestohlen, hat sie mir weggenommen, hat mir selbstsüchtig und arrogant Lara weggenommen. Aber dir, seiner würdigen Tochter, werde ich nicht erlauben, mir die Erinnerung an sie zu nehmen.«

Er wandte sich ab.

Ciri bezwang den Widerstand der gepressten Kehle. »Avallac’h.«

Ein Blick.

»Verzeih mir. Ich habe mich dumm und gemein verhalten. Vergib mir. Und wenn du kannst, vergiss.«

Er trat zu ihr, umarmte sie.

»Ich habe es schon vergessen«, sagte er warm. »Wir wollen nicht mehr darauf zurückkommen.«

Als sie am Abend in die königlichen Gemächer kam, gebadet, parfümiert und frisiert, saß Auberon Muircetach am Tisch, über ein Schachbrett gebeugt. Wortlos lud er sie ein, sich ihm gegenüberzusetzen.

Er gewann in neun Zügen.

Das nächste Mal spielte sie mit Weiß, und er gewann in elf Zügen.

Erst dann hob er den Blick aus seinen hellen, unheimlichen Augen.

»Zieh dich aus, bitte.«

Eines musste man ihm lassen – er war feinfühlig und hatte es überhaupt nicht eilig.

Als er – wie zuvor – aus dem Bett aufstand und ohne ein Wort ging, nahm Ciri das mit stiller Resignation hin. Doch fast bis zum Morgengrauen konnte sie nicht einschlafen.

Und als der Morgen die Fenster erhellte und sie endlich eingeschlafen war, hatte sie einen sehr seltsamen Traum.

Vysogota, gebückt, wie er von einer Falle für Bisamratten die Wasserlinsen abspült. Das Schilf rauscht im Wind.

Ich fühle mich schuldig, Schwalbe. Ich war es, der dir den Gedanken an diese wahnsinnige Eskapade eingegeben hat. Ich habe dir den Weg zu diesem verdammten Turm gewiesen.

»Mach dir keine Vorwürfe, Alter Rabe. Wäre nicht der Turm gewesen, hätte Bonhart mich erwischt. Hier bin ich wenigstens in Sicherheit.«

Du bist hier nicht in Sicherheit.

Vysogota richtet sich auf.

Hinter seinem Rücken sieht Ciri eine Anhöhe, kahl und rund, sie ragt aus dem Gras wie der Kamm eines im Hinterhalt lauernden Ungeheuers. Auf der Anhöhe liegt ein riesiger Felsblock. Eine Frau und ein Mädchen. Der Wind zaust und verwirrt das schwarze Haar der Frau.

Am Horizont ringsum flammen Blitze.

Das Chaos streckt die Hände nach dir aus, Töchterchen. Kind vom Älteren Blute, Mädchen, verstrickt in Bewegung und Veränderung, in Vernichtung und Wiedergeburt. Vorherbestimmt und selbst Vorherbestimmung. Hinter der geschlossenen Tür hervor streckt das Chaos seine Krallen nach dir aus, noch immer ohne zu wissen, ob du zu seinem Werkzeug werden wirst oder aber zu einem Hindernis für seine Pläne. Ohne zu wissen, ob du nicht zufällig das Sandkorn im Uhrwerk des Schicksals sein wirst. Das Chaos fürchtet dich, Kind der Vorherbestimmung. Und es will bewirken, dass du es bist, die Furcht empfindet. Darum schickt es dir Träume.

Vysogota bückt sich, spült von einer Falle für Bisamratten die Wasserlinsen ab. Er lebt ja nicht mehr, denkt Ciri nüchtern. Heißt das, dass dort im Jenseits die Toten Fallen für Bisamratten säubern müssen?

Vysogota richtet sich auf. Hinter seinem Rücken leuchtet der Himmel von Feuersbrünsten. Über die Ebene galoppieren Tausende von Reitern. Reiter in roten Umhängen.

Die Dearg Ruadhri.

Hör mir aufmerksam zu, Schwalbe. Das Ältere Blut, das in deinen Adern fließt, gibt dir große Macht. Du bist die Herrin über Orte und Zeiten. Du hast eine gewaltige Kraft. Erlaube nicht, dass Verbrecher und Nichtswürdige sie dir wegnehmen und für die eigenen Zwecke missbrauchen. Verteidige dich! Entfliehe aus der Reichweite ihrer nichtswürdigen Hände!

»Leicht gesagt! Sie haben mich hier mit irgendeiner magischen Barriere festgesetzt, halten mich gefangen ...«

Du bist die Herrin über Orte und Zeiten. Dich kann man nicht gefangen halten.

Vysogota richtet sich auf. Hinter seinem Rücken liegt ein Plateau, eine felsige Ebene, darin die Wracks von Schiffen. Dutzende von Wracks. Und weiter ein Schloss, schwarz, bedrohlich, von Zinnen gekrönt, ragt es über einem Bergsee auf.

Sie werden ohne deine Hilfe umkommen, Schwalbe. Nur du kannst sie retten.

Yennefers Lippen, zerschnitten und zerschlagen, bewegen sich lautlos, bluten. Die veilchenblauen Augen blitzen, flammen in dem abgehärmten, verzerrten, von Qual geschwärzten Gesicht, das von einem Sturm wirren, schmutzigen schwarzen Haars umrahmt ist. In einer Vertiefung im Fußboden eine stinkende Pfütze, Ratten huschen umher. Die durchdringende Kälte der steinernen Wände. Die Kälte der Fesseln an den Handgelenken, den Fußknöcheln ...

Yennefers Hände und Finger sind eine Masse verkrusteten Blutes.

»Mama! Was haben sie mit dir gemacht?«

Eine Marmortreppe führt hinab. Eine Treppe mit drei Absätzen.

Va’esse deireadh aep eigean ... Etwas endet ... Was?

Eine Treppe. Unten ein Feuer, das in eisernen Körben brennt. Flammende Wandteppiche.

Gehen wir, sagt Geralt. Die Treppe hinab. Wir müssen. Es muss sein. Es gibt keinen anderen Weg. Nur diese Treppe. Ich will den Himmel sehen.

Seine Lippen bewegen sich nicht. Sie sind blau, und es ist Blut an ihnen. Blut, überall Blut ... Die ganze Treppe voll Blut.

Einen anderen Weg gibt es nicht. Es gibt keinen, Sternäugige.

»Wie?«, schrie sie. »Wie kann ich ihnen helfen? Ich bin in einer anderen Welt! Gefangen! Und kraftlos!«

Dich kann man nicht gefangen halten.

Alles ist schon einmal beschrieben worden, sagt Vysogota. Sogar das. Schau nach unten.

Ciri sieht entsetzt, dass sie in einem Meer von Knochen steht. Inmitten von Schädeln, Schienbeinen und Rippen.

Nur du kannst das verhindern, Sternäugige.

Vysogota richtet sich auf. Hinter seinem Rücken sind Winter, Eis, Schneegestöber. Der Sturmwind heult und pfeift.

Vor ihr im Schneetreiben, auf einem Pferd, Geralt. Ciri erkennt ihn, obwohl er auf dem Kopf eine Pelzmütze trägt und das Gesicht mit einem Wollschal umwickelt hat. Hinter seinem Rücken sind im Schneegestöber andere Reiter zu erahnen, ihre Silhouetten sind undeutlich, so dick eingehüllt, dass man nicht erkennen kann, wer das ist.

Geralt schaut gerade zu ihr hin. Doch er sieht sie nicht. Der Schnee wird ihm in die Augen geweht.

»Geralt! Hier bin ich! Hierher!«

Er sieht sie nicht. Und hört sie nicht im Heulen des Windes.

»Geraaaalt!«

Das ist ein Mufflon, sagt Geralt. Nur ein Mufflon. Lasst uns umkehren.

Die Reiter verschwinden, lösen sich im Schneetreiben auf.

»Geraaaalt! Neiiin!«

Sie erwachte.

Am Morgen ging sie sofort in den Stall. Sogar ohne gefrühstückt zu haben. Sie wollte Avallac’h nicht begegnen, wünschte sich kein Gespräch mit ihm. Sie vermied lieber die aufdringlichen, neugierigen, fragenden, an ihr haften bleibenden Blicke der anderen Elfen. Bei jeder anderen Angelegenheit demonstrativ gleichgültig, zeigten die Elfen in Bezug auf den königlichen Alkoven Neugier, und die Wände des Palastes, dessen war sich Ciri sicher, hatten Ohren.

Sie fand Kelpie in ihrer Box, fand Sattel und Zaumzeug. Es gelang ihr nicht, das Pferd zu satteln, schon waren Diener zur Stelle, jene grauen Elfen, einen Kopf kleiner als die gewöhnlichen Aen Elle. Sie reichten ihr die Zügel der Stute, wobei sie sich verbeugten und schmeichelnd lächelten.

»Danke«, sagte sie. »Ich wäre selbst zurechtgekommen, aber danke. Ihr seid lieb.«

Die ihr am nächsten stehende Elfe lächelte breit, und Ciri zuckte zusammen.

Denn das Mädchen hatte Eckzähne.

Sie war mit einem Sprung bei ihr, so schnell, dass das Mädchen vor Angst beinahe zu Boden gegangen wäre. Ciri streifte die Haare vom Ohr weg. Von dem Ohr, das nicht spitz zulief.

»Du bist ein Mensch!«

Das Mädchen – und mit ihm die anderen – kniete auf der zerdrückten Streu nieder. Senkte den Kopf. In Erwartung der Strafe.

»Ich ...«, begann Ciri und fingerte an dem Zügelriemen. »Ich ...«

Sie wusste nicht, was sie sagen sollte. Die Mädchen knieten immer noch. Die Pferde schnaubten unruhig und stampften in den Boxen.

Draußen, im Sattel, beim Trab, konnte sie ihre Gedanken immer noch nicht sammeln. Menschenmädchen. Als Dienerinnen, aber das ist unwesentlich. Wesentlich ist, dass es in dieser Welt Dh’oine gibt ...

Menschen, berichtigte sie sich. Ich denke schon wie sie.

Aus den Gedanken riss sie ein lautes Wiehern und ein kurzes Rucken Kelpies. Sie hob den Kopf und erblickte Eredin.

Er saß auf seinem schwarzbraunen Hengst, der jetzt weder das dämonische Bukranion trug noch den Großteil der sonstigen kriegerischen Paraphernalien. Eredin selbst war jedoch in seinen Ringpanzer unter dem in vielen Rottönen changierenden Umhang gekleidet.

Der Hengst wieherte zur Begrüßung heiser, schüttelte den Kopf und bleckte Kelpie die gelben Zähne entgegen. Gemäß dem Grundsatz, dass man Angelegenheiten mit dem Herrn regelt, nicht mit dem Diener, schnappte Kelpie nach dem Schenkel des Elfs. Ciri zog scharf am Zügel.

»Sieh dich vor«, sagte sie. »Halte Abstand. Meine Stute mag keine Fremden. Und sie weiß zu beißen.«

»Solche, die beißen« – er musterte sie böse –, »werden mit einem eisernen Gebiss gezäumt. So, dass das Blut spritzt. Eine hervorragende Methode, um Unarten auszumerzen. Auch bei Pferden.«

Er riss so heftig an der Trense des Hengstes, dass das Pferd zu schnauben begann und ein paar Schritt rückwärts ging, und aus dem Maul rann ihm Schaum.

»Wozu dieser Panzer?« Nun maß Ciri den Elf mit Blicken. »Machst du dich zum Krieg bereit?«

»Ganz im Gegenteil. Ich wünsche Frieden. Hat deine Stute außer ihren Unarten auch noch irgendwelche Vorzüge?«

»Wie zum Beispiel?«

»Misst du dich mit mir im Wettreiten?«

»Wenn du willst, warum nicht.« Sie stellte sich in den Steigbügeln auf. »Dort, zu diesen Kromlechs hin ...«

»Nein«, unterbrach er sie. »Dorthin nicht.«

»Warum?«

»Verbotenes Gebiet.«

»Für alle natürlich.«

»Nicht für alle natürlich. Deine Gesellschaft, Schwalbe, ist für uns zu wertvoll, als dass wir riskieren dürften, sie durch dich selbst oder durch jemand anders einzubüßen.«

»Jemand anders? Du meinst nicht vielleicht die Einhörner?«

»Ich will dich nicht damit langweilen, was ich denke. Und dich nicht damit frustrieren, dass du meinen Gedanken nicht folgen kannst.«

»Ich verstehe nicht.«

»Ich weiß, dass du nicht verstehst. Um zu verstehen, hat die Evolution dich nicht mit einem ausreichend gefalteten Hirn ausgestattet. Hör zu, wenn du um die Wette reiten willst, dann schlage ich vor, am Fluss entlang. Dorthin. Bis zur Porphyrbrücke, der dritten von hier. Dann über diese Brücke ans andere Ufer, dann am Ufer entlang, stromabwärts, das Ziel ist der Bach, der in den Fluss mündet. Bereit?«

»Jederzeit.«

Mit einem Schrei riss er den Hengst voran, und das Ross stürmte los wie ein Wirbelwind. Ehe Kelpie startete, war es schon weit voraus. Es lief, dass geradezu der Boden bebte, doch mit Kelpie konnte es sich nicht messen. Sie holte den Hengst rasch ein, noch vor der Porphyrbrücke. Die Brücke war schmal. Eredin schrie, und der Hengst, so unglaublich es klingt, beschleunigte. Ciri erfasste sofort, worum es ging. Auf die Brücke hätten um nichts in der Welt zwei Pferde gepasst. Eins musste zurückbleiben.

Ciri dachte nicht daran. Sie schmiegte sich an die Mähne, und Kelpie schoss vorwärts wie ein Pfeil. Sie streifte den Steigbügel des Elfs und war auf der Brücke. Eredin brüllte auf, der Hengst bäumte sich auf, streifte mit der Flanke eine Alabasterfigur, stürzte sie vom Sockel, dass sie in Stücke sprang.

Gespenstisch kichernd galoppierte Ciri über die Brücke. Sie schaute nicht zurück.

An dem Bach saß sie ab und wartete.

Er kam kurz darauf geritten, im Schritt. Lächelnd und ruhig.

»Meine Anerkennung«, sagte er knapp, während er abstieg. »Sowohl für die Stute als auch für die Amazone.«

Obwohl sie stolz war wie ein Pfau, schnaubte sie lässig. »Aha! Du wirst uns also nicht mehr blutig aufzäumen?«

»Höchstens mit Erlaubnis.« Er lächelte zweideutig. »Es gibt Stuten, die heftige Zärtlichkeiten mögen.«

Sie blickte ihn trotzig an. »Vor kurzem hast du mich mit Kompost verglichen. Und jetzt reden wir schon von Zärtlichkeiten?«

Er trat an Kelpie heran, streichelte und tätschelte ihr den Hals, schüttelte den Kopf, als er feststellte, dass sie trocken war. Kelpie ruckte mit dem Kopf und schrie gedehnt. Eredin wandte sich Ciri zu. Wenn er mich auch tätschelt, dachte sie, wird er es bereuen.

»Folge mir bitte.«

Entlang des in den Fluss mündenden Baches, der einen steilen, dicht bewaldeten Hang herabkam, führte eine Treppe in die Höhe, deren Stufen aus Bruchstücken bemoosten Sandsteins gefertigt waren. Die Stufen waren uralt, geborsten, von Baumwurzeln gesprengt. Sie verliefen im Zickzack bergauf, führten hier und da mit einem Brückchen über den Bach. Ringsum war Wald, wilder Wald voller Eschen, Weißbuchen, Eiben, Ahornbäumen, Eichen mit einem dichten Unterholz von Tamarisken, Hasel- und Johannisbeersträuchern. Es roch nach Wermut, Salbei, Brennnessel, nassem Stein, Frühling und Schimmel.

Ciri ging schweigend, ohne Eile, und hielt den Atem unter Kontrolle. Sie beherrschte auch ihre Nervosität. Sie hatte keine Ahnung, was Eredin von ihr wollen mochte, aber ihr Vorgefühl war nicht das beste.

Neben der nächsten Kaskade, die geräuschvoll in die Felsspalten stürzte, befand sich eine Steinterrasse, dahinter aber, im Schatten eines Gebüschs von wildem Flieder, stand eine Laube, überwuchert von Efeu und Tradeskantie. Unten sah man die Kronen von Bäumen, das Band des Flusses, die Dächer, Peristyle und Terrassen von Tir ná Lia.

Sie blieben einen Moment lang stehen und schauten.

Ciri brach als Erste das Schweigen. »Niemand hat mir gesagt, wie dieser Fluss heißt.«

»Easnadh.«

»Seufzer? Schön. Und dieser Bach?«

»Tuathe.«

»Flüstern. Auch schön. Warum hat mir niemand gesagt, dass in dieser Welt Menschen leben?«

»Weil diese Information unwesentlich und für dich ohne jede Bedeutung ist. Gehen wir in die Laube.«

»Wozu?«

»Gehen wir hinein.«

Das Erste, was sie drinnen bemerkte, war eine hölzerne Liege. Ciri spürte, wie es ihr in den Schläfen zu pochen begann. Na klar, dachte sie, das war abzusehen. Ich habe schließlich im Tempel die Romanze gelesen, die Anny Tiller geschrieben hat. Von dem alten König, der jungen Königin und dem machtlüsternen Fürsten und Thronprätendenten. Eredin ist skrupellos, ehrgeizig und entschlossen. Er weiß, dass derjenige, der die Königin hat, der wahre König ist, der wahre Herrscher. Wer die Königin in Besitz genommen hat, hat das Reich in Besitz genommen. Hier, auf dieser Liege, wird ein Staatsstreich beginnen ...

Der Elf setzte sich an den Marmortisch, wies Ciri den zweiten Sessel. Der Blick aus dem Fenster schien ihn mehr zu interessieren als sie, und die Liege beachtete er überhaupt nicht.

»Du wirst für immer hier bleiben«, überraschte er sie, »du meine Amazone, leicht wie ein Schmetterling. Bis ans Ende deines Schmetterlingslebens.«

Sie schwieg, schaute ihm gerade in die Augen. In diesen Augen lag nichts.

»Sie werden dich nicht von hier fortlassen«, wiederholte er. »Sie werden nicht zur Kenntnis nehmen, dass du entgegen den Prophezeiungen und Mythen niemand und nichts bist, ein Wesen ohne Bedeutung. Sie werden das nicht glauben und werden dich nicht fortlassen. Sie haben dich mit einem Versprechen getäuscht, um sich deiner Bereitwilligkeit zu versichern, aber sie hatten niemals die Absicht, dieses Versprechen zu halten. Niemals.«

»Avallac’h«, brachte sie heiser hervor, »hat mir sein Wort gegeben. Es soll eine Beleidigung sein, das Wort eines Elfs anzuzweifeln.«

»Avallac’h ist ein Wissender. Die Wissenden haben ihren eigenen Ehrenkodex, in dem jeder zweite Satz von dem Ziel handelt, das die Mittel heiligt.«

»Ich verstehe nicht, warum du mir das alles sagst. Es sei denn ... dass du etwas von mir willst. Es sei denn, ich habe etwas, wonach es dich verlangt. Und du willst einen Handel abschließen. Was? Eredin? Meine Freiheit für ... Wofür?«

Er schaute sie lange an. Sie aber suchte vergebens in seinen Augen nach irgendeinem Hinweis, einem Signal, einem Zeichen. Nach irgendetwas.

»Gewiss«, begann er langsam, »ist es dir schon gelungen, Auberon ein wenig kennenzulernen. Gewiss hast du schon bemerkt, dass er geradezu unvorstellbar ehrgeizig ist. Es gibt Dinge, die er niemals akzeptieren wird, die er nie auch nur zur Kenntnis nimmt. Eher stirbt er.«

Ciri schwieg, biss sich auf die Lippen und schielte zur Liege hin.

»Auberon Muircetach«, fuhr der Elf fort, »wird niemals zur Magie oder zu anderen Mitteln greifen, die die bestehende Situation ändern könnten. Aber solche Mittel gibt es. Gute, starke, verlässliche Mittel. Wesentlich wirksamere als die Attraktanten, mit denen Avallac’hs Dienerinnen deine Kosmetika anreichern.«

Er fuhr mit der Hand rasch über die dunkel geäderte Tischplatte. Als er die Hand zurückzog, blieb auf der Platte ein kleines Flakon von graugrünem Nephrit zurück.

»Nein«, presste sie hervor. »Absolut nein. Dazu bin ich nicht bereit.«

»Du hast mich nicht ausreden lassen.«

»Halt mich nicht für dumm. Ich werde ihm nicht geben, was in diesem Flakon ist. Zu dergleichen wirst du mich nicht benutzen.«

»Du ziehst sehr übereilte Schlüsse«, sagte er langsam und schaute ihr in die Augen. »Du versuchst, dich beim Lauf selber zu überholen. Und derlei endet immer mit einem Sturz. Einem sehr schmerzhaften Sturz.«

»Ich sagte: Nein.«

»Überleg es dir gut. Unabhängig davon, was dieses Gefäß enthält, gewinnst du immer. Du gewinnst immer, Schwalbe.«

»Nein!«

Mit einer ebenso schnellen Bewegung wie zuvor, wahrlich würdig eines Taschenspielers, ließ der Elf das Flakon vom Tisch verschwinden. Dann schwieg er lange, betrachtete den Fluss Easnadh, der zwischen den Bäumen glitzerte.

»Du wirst hier sterben, Schmetterling«, sagte er schließlich. »Sie werden dich nicht fortlassen. Aber es ist deine Entscheidung.«

»Ich habe eine Vereinbarung getroffen. Meine Freiheit für ...«

»Freiheit«, schnaubte er. »Immerzu redest du von dieser Freiheit. Und was würdest du tun, wenn du sie bekämst? Wohin würdest du gehen? Begreife endlich, dass dich von dieser deiner Welt nicht nur Orte trennen, sondern auch die Zeit. Die Zeit fließt hier anders als dort. Die du dort als Kinder gekannt hast, sind jetzt verhutzelte Greise, und die gleichaltrig mit dir waren, sind längst gestorben.«

»Das glaube ich nicht.«

»Erinnere dich an eure Legenden. Die Legenden von Menschen, die auf geheimnisvolle Weise verschwanden und nach Jahren wiederkehrten, nur um die grasbewachsenen Gräber ihrer Nächsten zu sehen. Vielleicht glaubst du, das seien Phantasien gewesen, aus den Fingern gesogen? Du irrst dich. Jahrhunderte hindurch sind Menschen geraubt worden, von den Reitern fortgetragen, die ihr die Wilde Jagd nennt. Geraubt, ausgenutzt und dann weggeworfen wie die Schalen eines ausgeschlürften Eies. Dir aber wird nicht einmal das widerfahren, Zireael. Du wirst hier sterben, es wird dir nicht einmal vergönnt sein, die Gräber deiner Nächsten zu sehen.«

»Ich glaube nicht, was du sagst.«

»Was du glaubst, ist deine Privatangelegenheit. Und dein Schicksal hast du selbst gewählt. Gehen wir zurück. Ich habe eine Bitte, Schwalbe. Würdest du in Tir ná Lia ein leichtes Mahl mit mir nehmen?«

Ein paar Herzschläge lang kämpften Hunger und irrsinnige Faszination in Ciri mit Wut, der Furcht vor Gift und allgemeiner Antipathie.

»Gern.« Sie senkte den Blick. »Danke für die Einladung.«

»Ich habe zu danken. Gehen wir.«

Als sie die Laube verließ, warf sie noch einen Blick auf die Liege. Und sie dachte, was diese Anny Tiller doch für eine dumme und exaltierte Graphomanin war.

Langsam, schweigend, inmitten des Geruchs von Minze, Salbei und Brennnesseln, gingen sie zum Flusse Seufzer hinab. Die Treppe hinunter. Am Ufer des Baches, der Flüstern hieß.

Als sie am Abend parfümiert, die Haare noch nass vom aromatischen Bade, in die königlichen Gemächer kam, fand sie Auberon auf dem Sofa vor, über ein Buch gebeugt. Wortlos, nur mit einer Handbewegung, bedeutete er ihr, sich neben ihn zu setzen.

Das Buch war reich illustriert. Genau genommen enthielt es nichts als Illustrationen. Obwohl Ciri sich bemühte, die Dame von Welt zu spielen, schoss ihr das Blut in die Wangen. In der Tempelbibliothek in Ellander hatte sie ein paar ähnliche Werke gesehen. Doch mit dem Buch des Erlkönigs konnten jene sich nicht messen, weder in Bezug auf Reichtum und Vielfalt der Stellungen noch in Bezug auf ihre künstlerische Darstellung.

Sie betrachteten es lange, schweigend.

»Zieh dich aus, bitte.«

Diesmal zog auch er sich aus. Sein Körper war schmächtig wie der eines Knaben, geradezu hager wie bei Giselher, bei Kayleigh, bei Reef, die sie oft gesehen hatte, wenn sie in Bächen oder kleinen Bergseen badeten. Doch Giselher und die Ratten hatten Vitalität nur so verströmt, das Leben selbst, einen Lebenswillen, der zwischen den Silbertröpfchen des versprühten Wassers flammte.

Von ihm aber, dem Erlkönig, strahlte die Kälte der Ewigkeit aus.

Er war geduldig. Etliche Male sah es so aus, als sei es gleich so weit. Doch es wurde nichts daraus. Ciri war wütend auf sich, sie glaubte, es liege an ihrer Unwissenheit und dem lähmenden Mangel an Übung. Er bemerkte es und beruhigte sie. Wie üblich sehr erfolgreich. Und sie schlief ein. In seinen Armen.

Doch am Morgen war er nicht bei ihr.

Am nächsten Abend ließ der Erlkönig zum ersten Mal Ungeduld erkennen.

Sie fand ihn über den Tisch gebeugt, auf dem ein in Bernstein gerahmter Spiegel lag. Der Spiegel war mit einem weißen Pulver bestreut.

Es fängt an, dachte sie.

Auberon schob mit einem kleinen Messerchen etwas von dem Fisstech zusammen und bildete zwei längliche Häufchen. Er nahm ein silbernes Röhrchen vom Tisch und sog das Narkotikum in die Nase ein, erst ins linke, dann ins rechte Nasenloch. Seine Augen, für gewöhnlich leuchtend, wurden gleichsam etwas stumpfer und trüber, begannen zu tränen. Ciri wusste auf Anhieb, dass es nicht die erste Dosis war.

Er bildete auf dem Glas zwei neue Häufchen, lud sie mit einer Geste ein, reichte ihr das Röhrchen. Ach, was soll’s, dachte sie. So wird es leichter gehen.

Das Narkotikum war unerhört stark.

Kurz darauf saßen sie zu zweit auf dem Bett, aneinandergeschmiegt, und starrten mit tränenden Augen den Mond an.

Ciri nieste.

»Eine säuberliche Nacht«, sagte sie und wischte sich mit dem Ärmel der Seidenbluse die Nase ab.

»Eine zauberische«, korrigierte er, während er sich das Auge rieb. »Ensh’eass, nicht en’leass. Du musst an der Aussprache arbeiten.«

»Werde ich.«

»Zieh dich aus.«

Anfangs hatte es den Anschein, es würde gut gehen, das Narkotikum habe auf ihn so anregend gewirkt wie auf sie. Auf sie aber hatte es so gewirkt, dass sie aktiv und unternehmungslustig wurde, sie flüsterte ihm sogar ein paar ziemlich unanständige – wie sie glaubte – Wörter ins Ohr. Das schien ihn ein wenig anzumachen, der Effekt war, hm, greifbar, zu einem bestimmten Augenblick war sich Ciri sicher, nun sei es gleich so weit. Aber es war nicht gleich so weit. Jedenfalls nicht bis zu Ende.

Und just da verlor er die Geduld. Er stand auf, warf sich einen Zobelpelz über die schmalen Schultern. So stand er da, abgewandt, den Blick zum Fenster und auf den Mond gerichtet. Ciri setzte sich hin, schlang die Arme um die Knie. Sie war enttäuscht und wütend, und gleichzeitig war ihr irgendwie sonderbar wehmütig zumute. Das zwar zweifellos die Wirkung dieses starken Fisstechs.

»Es ist alles meine Schuld«, murmelte sie. »Diese Narbe entstellt mich, ich weiß. Ich weiß, was du siehst, wenn du mich anschaust. Viel ist von einer Elfe nicht in mir geblieben. Ein Goldkörnchen in einem Komposthaufen ...«

Er drehte sich abrupt um. »Du bist ungewöhnlich bescheiden«, sagte er mit Nachdruck. »Ich würde eher sagen: eine Perle im Schweinemist. Ein Brillant am Finger eines verwesenden Leichnams. Du kannst als Sprachübungen selbst noch andere Vergleiche erarbeiten. Morgen werde ich dich danach abfragen, du kleine Dh’oine. Du Menschenwesen, in dem nichts, absolut nichts von einer Elfe geblieben ist.«

Er trat an den Tisch, nahm das Röhrchen, beugte sich über den Spiegel. Ciri saß da wie versteinert. Sie fühlte sich, als sei sie angespuckt worden.

»Ich komme nicht aus Liebe zu dir!«, knurrte sie wütend. »Ich bin gefangen und werde erpresst, das weißt du ganz genau! Aber ich bin einverstanden, ich tue es für ...«

»Für wen?«, unterbrach er sie hastig, gar nicht auf Elfenart. »Für mich? Für die in deiner Welt gefangenen Aen Seidhe? Du dummes Mädchen! Für dich tust du es, für dich kommst du hierher und versuchst vergebens, dich mir hinzugeben. Denn das ist deine einzige Hoffnung, dein einziger Strohhalm. Und ich sage dir noch eins: Bete, bete innig zu deinen Menschenidolen, Götzen oder Totems. Denn entweder bin ich es, oder es ist Avallac’h mit seinem Laboratorium. Glaube mir, es würde dir nicht gefallen, ins Laboratorium zu kommen und Bekanntschaft mit der Alternative zu machen.«

»Das ist mir alles gleich«, sagte sie tonlos und rollte sich auf dem Bett zusammen. »Ich bin mit allem einverstanden, wenn ich nur die Freiheit zurückerlange. Um endlich von euch freigelassen zu werden. Fortzugehen. In meine Welt. Zu meinen Freunden.«

»Deinen Freunden!«, höhnte er. »Da hast du deine Freunde!«

Er wandte sich abrupt um und warf ihr den mit Fisstech bepuderten Spiegel zu. »Da hast du deine Freunde!«, wiederholte er. »Schau nur!«

Er ging hinaus, dass die Enden des Pelzes wehten.

Anfangs sah sie in dem verschmutzten Glas nur ihr eigenes verschwommenes Abbild. Doch fast sofort leuchtete der Spiegel milchig auf, füllte sich mit Rauch. Und dann mit einem Bild.

Yennefer, die in einer Wassertiefe hängt, ausgestreckt, die Hände nach oben erhoben. Die Ärmel ihres Kleides sind wie die ausgebreiteten Flügel eines Vogels. Ihre Haare wogen, zwischen ihnen huschen kleine Fische hindurch. Ganze Schwärme glitzernder kleiner Fische. Manche knabbern schon an Wangen und Augen der Zauberin. Von Yennefers Füßen führt ein Strick zum Grunde des Sees; am Ende des Stricks, in Schlick und Wasserpest versunken, befindet sich ein großer Steinbrocken. Oben, weit entfernt, leuchtet und blinkt die Wasseroberfläche.

Yennefers Kleid wogt im selben Rhythmus wie die Wasserpflanzen.

Die vom Fisstech befleckte Spiegelfläche überzieht sich mit Rauch.

Geralt, bleich wie Glas, sitzt mit zusammengekniffenen Augen unter von einem Felsen herabhängenden langen Eiszapfen, reglos, eisbedeckt und rasch in dem vom Wind herbeigewehten Schnee versinkend. Seine weißen Haare sind schon weiße Eisfäden, weiße Zapfen hängen ihm an Brauen, Wimpern, Lippen. Der Schnee fällt und fällt immer weiter, die Schneewehe wächst, die Geralts Beine bedeckt, es wachsen die wulstigen Schneepolster auf seinen Schultern. Der Sturmwind heult und pfeift ...

Ciri sprang vom Bett auf, schleuderte den Spiegel mit Schwung an die Wand. Der Bernsteinrahmen platzte auf, das Glas zerstob in Millionen von Splittern.

Sie erkannte diese Art Visionen, kannte sie, erinnerte sich daran. Aus ihren früheren Träumen.

»Das ist alles nicht wahr!«, schrie sie. »Hörst du, Auberon? Ich glaube nicht daran! Das ist nicht wahr! Das ist nur deine Bosheit, ohnmächtig wie du selber! Deine Bosheit ...«

Sie setzte sich auf den Fußboden. Und brach in Tränen aus.

Sie argwöhnte, dass im Palast die Wände Ohren hatten. Am Morgen konnte sie sich nicht der zweideutigen Blicke erwehren, spürte spöttisches Lächeln hinter ihrem Rücken, hörte Flüstern.

Avallac’h war nirgends zu sehen. Er weiß es, dachte sie, er weiß, was geschehen ist, und weicht mir aus. Ehe ich aufgestanden bin, ist er beizeiten mit seiner Goldelfe weit weggefahren oder –geritten. Er will nicht mit mir reden, will nicht eingestehen, dass sein ganzer Plan in Trümmern liegt.

Auch Eredin war nirgends auszumachen. Doch das war eher normal, er ritt oft mit seinen Dearg Ruadhri aus, den Roten Reitern.

Ciri führte Kelpie aus dem Stall und ritt über den Fluss. Die ganze Zeit dachte sie fieberhaft nach, ohne ihre Umgebung wahrzunehmen.

Von hier fliehen. Es ist nicht wichtig, ob alle diese Visionen Lüge oder Wahrheit waren. Eins ist sicher – Yennefer und Geralt sind dort, in meiner Welt, und dort ist mein Platz, bei ihnen. Ich muss von hier fliehen, unverzüglich fliehen! Es muss doch eine Möglichkeit geben. Ich bin selbst hierhergekommen, ich muss auch selbst fortgehen können. Eredin hat gesagt, ich habe ein wildes Talent; dasselbe hat auch Vysogota vermutet. Vom Tor Zireael, den ich vollständig erkundet habe, gab es keinen Ausweg. Aber vielleicht befindet sich hier irgendwo noch ein anderer Turm ...

Sie blickte in die Ferne, zu der fernen Anhöhe, zur darauf sichtbaren Silhouette eines Kromlechs. Verbotenes Gebiet, dachte sie. Ha, ich sehe, dass das zu weit ist. Die Barriere wird mich dort wohl nicht hinlassen. Schade um die Mühe. Ich werde lieber flussauf reiten. Dort war ich noch nicht ...

Kelpie begann zu wiehern, warf den Kopf hin und her, bockte heftig. Sie ließ sich nicht wenden, statt dessen trabte sie scharf auf die Anhöhe zu. Ciri war derart verblüfft, dass sie einen Augenblick lang nicht reagierte, die Stute laufen ließ. Erst dann schrie sie auf und zog die Zügel an. Die Wirkung war, dass Kelpie stehen blieb, sich aufbäumte, mit dem Hinterteil ruckte und losgaloppierte. Weiter in dieselbe Richtung.

Ciri hielt sie nicht zurück, versuchte nicht, sie unter Kontrolle zu bekommen. Sie war grenzenlos verwundert. Doch sie kannte Kelpie zu gut. Die Stute hatte Unarten, aber nicht in diesem Maße. Solch ein Verhalten musste etwas bedeuten.

Kelpie wurde langsamer, ging in Trab über. Sie lief geradewegs auf die von einem Kromlech gekrönte Anhöhe zu.

Mehr oder weniger zweihundert Schritt. Gleich wird die Barriere zu wirken beginnen.

Die Stute lief in den Steinkreis, zwischen die dicht stehenden, bemoosten und etwas schief stehenden Monolithen, die aus dem Gestrüpp stachliger Brombeeren hervorwuchsen. Hier blieb sie wie angewurzelt stehen. Das Einzige, was sie bewegte, waren die Ohren, mit denen sie wachsam lauschte.

Ciri versuchte, sie zu wenden. Dann, sie von der Stelle zu bewegen. Vergebens. Wären nicht die am heißen Halse pulsierenden Adern gewesen, hätte sie schwören können, dass sie nicht auf einem Pferd saß, sondern auf einer Statue. Plötzlich berührte sie etwas am Rücken. Etwas Spitzes, etwas, das die Kleidung durchstieß und sie schmerzhaft stach. Es gelang ihr nicht mehr, sich umzudrehen. Hinter den Steinen hervor trat ohne das mindeste Geräusch ein Einhorn von rötlicher Färbung und stieß ihr mit entschlossener Bewegung das Horn unter die Achsel. Kräftig. Scharf. Sie fühlte, wie ihr ein Rinnsal von Blut die Seite hinablief.

Von der anderen Seite erschien noch ein Einhorn. Dieses war ganz und gar weiß, von den Spitzen der Ohren bis zum Schwanzende. Nur die Nüstern waren rosa und die Augen schwarz.

Das weiße Einhorn kam näher. Und legte ihr langsam, ganz sacht den Kopf in den Schoß. Die Erregung war so groß, dass Ciri sogar seufzte.

Ich bin groß geworden, erklang es in ihrem Kopf. Groß geworden, Sternäugige. Damals in der Wüste wusste ich nicht, wie ich mich zu verhalten habe. Jetzt weiß ich es.

»Pferdchen?«, stöhnte sie und hing immer noch beinahe an den beiden Hörnern, die sie festgenagelt hatten.

Mein Name ist Ihuarraquax. Erinnerst du dich an mich, Sternäugige? Erinnerst du dich, wie du mich geheilt hast? Mich gerettet?

Er wich zurück, drehte sich um. Sie sah die Spur einer Narbe an seinem Bein. Sie erkannte ihn. Erinnerte sich.

»Pferdchen! Du bist das! Aber du hattest doch eine andere Farbe ...«

Ich bin groß geworden.

In ihrem Kopfe war plötzlich ein Durcheinander, Flüstern, Stimmen, Schreie, Wiehern. Die Hörner zogen sich zurück. Sie bemerkte, dass das andere Einhorn, das hinter ihrem Rücken, die Zeichnung eines Apfelschimmels in bläulichen Tönen hatte.

Die Ältesten lernen dich zu verstehen. Sie lernen es durch mich. Noch einen Augenblick, und sie werden selbst mit dir sprechen können. Sie werden dir selbst sagen, was sie von dir wollen.

Die Kakophonie in Ciris Kopf explodierte zu lautem Getöse. Und ebbte fast sofort ab, floss als Strom von verständlichen und klaren Gedanken dahin.

Wir wollen dir bei der Flucht helfen, Sternäugige.

Sie schwieg, obwohl ihr das Herz in der Brust heftig schlug.

Wo bleibt die wahnsinnige Freude? Wo die Dankbarkeit?

»Und woher«, fragte sie streitsüchtig, »kommt auf einmal dieser Wunsch, mir zu helfen? Liebt ihr mich so sehr?«

Wir lieben dich überhaupt nicht. Aber das ist nicht deine Welt. Das ist kein Platz für dich. Du kannst nicht hierbleiben. Wir wollen nicht, dass du hierbleibst.

Sie biss die Zähne zusammen. Obwohl die Aussicht ihr Auftrieb gab, schüttelte sie verneinend den Kopf. Pferdchen – Ihuarraquax – spielte mit den Ohren, scharrte mit dem Huf, starrte sie aus dem schwarzen Auge an. Das rötliche Einhorn stampfte so, dass geradezu der Boden bebte, schwenkte bedrohlich das Horn. Es schnaubte zornig, und Ciri verstand.

Du traust uns nicht.

»Ich traue euch nicht«, gestand sie kalt. »Jeder spielt hier irgendein eigenes Spiel und versucht, mich, die ich davon nichts verstehe, auszunutzen. Warum soll ich ausgerechnet euch vertrauen? Zwischen euch und den Elfen besteht ganz offensichtlich keine Freundschaft, ich habe selbst gesehen, wie es dort in der Steppe beinahe zu einem Kampf gekommen wäre. Ich kann ruhig annehmen, dass ihr mich benutzen wollt, um den Elfen eins auszuwischen. Ich kann sie auch nicht besonders leiden, immerhin halten sie mich hier gefangen und zwingen mich zu etwas, was ich überhaupt nicht will. Aber benutzen lasse ich mich nicht.«

Das rötliche Einhorn schüttelte den Kopf, sein Horn vollführte wieder eine gefährliche Bewegung. Das bläuliche wieherte. In Ciris Schädel hallte es wider wie in einem Brunnen, und der Gedanke, den sie erfasste, war ungut.

»Aha!«, rief sie. »Ihr seid genauso wie die! Entweder Unterwerfung und Gehorsam oder der Tod? Ich fürchte mich nicht! Und ausnutzen lasse ich mich nicht!«

Wieder fühlte sie im Kopf Wirrwarr und Chaos. Es dauerte ein Weilchen, bis sich aus dem Chaos ein erkennbarer Gedanke herausschälte.

Das ist gut, Sternäugige, dass du es nicht magst, ausgenutzt zu werden. Genau darum geht es uns. Genau das wollen wir dir sichern. Uns. Und der ganzen Welt. Allen Welten.

»Ich verstehe das nicht.«

Du bist ein bedrohliches Werkzeug, eine gefährliche Waffe. Wir dürfen nicht zulassen, dass diese Waffe dem Erlkönig in die Hände fällt, dem Fuchs und dem Sperber.

»Wem?«, stotterte sie. »Ach ...«

Der Fuchs, crevan. Avallac’h. Und wer der Sperber ist, weiß ich ja nur zu gut.

Der Erlkönig ist alt. Aber der Fuchs und der Sperber können nicht die Macht über das Ard Gaeth erlangen, das Tor der Welten. Einmal schon haben sie sie erlangt. Einmal schon haben sie sie verloren. Jetzt können sie nicht mehr, als nur umherirren, mit kleinen Schritten zwischen den Welten umhertappen, allein, wie Gespenster, machtlos. Der Fuchs nach Tir ná Béa Arainne, der Sperber und seine Reiter auf der Großen Spirale. Weiter kommen sie nicht, es fehlt ihnen an Kraft. Darum träumen sie von Ard Gaeth und von der Macht. Wir werden dir zeigen, auf welche Weise sie diese Macht schon einmal benutzt haben. Wir werden es dir zeigen, Sternäugige, wenn du von hier fortgehst.

»Ich kann nicht von hier fortgehen. Sie haben einen Zauber auf mich gelegt. Eine Barriere, Geas Garadh ...«

Dich kann man nicht gefangen halten. Du bist die Herrin der Welten.

»Von wegen. Ich habe überhaupt kein wildes Talent, ich herrsche über gar nichts. Und der Kraft habe ich entsagt, dort in der Wüste, vor einem Jahr. Pferdchen ist mein Zeuge.«

In der Wüste hast du der Taschenspielerei entsagt. Der Kraft, die man im Blute hat, kann man nicht entsagen. Du hast sie noch immer. Wir werden dich lehren, sie zu gebrauchen.

»Und ist es nicht zufällig so«, schrie sie, »dass diese Macht, diese Herrschaft über die Welten, die ich angeblich habe, ihr erlangen wollt?«

Es ist nicht so. Wir brauchen diese Macht nicht zu erlangen. Denn wir haben sie schon immer.

Vertrau ihnen, bat Ihuarraquax. Vertrau, Sternäugige.

»Unter einer Bedingung.«

Die Einhörner rissen die Köpfe hoch, blähten die Nüstern, man hätte meinen können, aus ihren Augen würden gleich Funken sprühen. Sie mögen es nicht, dachte Ciri, wenn man ihnen Bedingungen stellt, sie mögen nicht einmal den Klang dieses Wortes. Damnuair, ich weiß nicht, ob ich recht tue ... Wenn das nur nicht tragisch endet ...

Wir hören. Was ist das für eine Bedingung?

»Ihuarraquax muss bei mir sein.«

Gegen Abend bewölkte sich der Himmel, es wurde schwül, vom Flusse stieg ein dichter, klebriger Dunst auf. Und als die Dunkelheit über Tir ná Lia niedersank, war in der Ferne mit dumpfem Grollen ein Gewitter zu hören, das den Horizont immer wieder mit dem Widerschein von Blitzen erhellte.

Ciri war schon lange bereit. Schwarz gekleidet, das Schwert auf dem Rücken, wartete sie nervös und angespannt auf die Nacht.

Sie ging leise durch das leere Vestibül, glitt eine Säulenreihe entlang, trat auf die Terrasse hinaus. Der Fluss Easnadh glänzte im Dunkeln wie Pech, die Weiden rauschten.

Durch den Himmel rollte ferner Donner.

Ciri führte Kelpie aus dem Stall. Die Stute wusste, was sie zu tun hatte. Gehorsam trottete sie auf die Porphyrbrücke zu. Ciri blickte ihr einen Moment lang nach, schaute zur Terrasse, an der Boote lagen.

Ich kann nicht, dachte sie. Ich werde mich ihm noch einmal zeigen. Vielleicht kann ich damit die Verfolgung hinauszögern? Es ist riskant, aber ich kann nicht anders.

Im ersten Augenblick glaubte sie, er sei nicht da, die königlichen Gemächer seien leer. Denn in ihnen herrschten Stille und Leblosigkeit.

Erst nach einer Weile bemerkte sie ihn. Er saß in einer Ecke, in einem Sessel, in einem weißen Hemd, das auf der hageren Brust aufklaffte. Das Hemd war von so feinem Gewebe, dass es sich wie nass an den Körper schmiegte.

Gesicht und Hände des Erlkönigs waren fast so weiß wie das Hemd.

Er hob den Blick zu ihr, doch in den Augen war Leere.

»Shiadhal?«, flüsterte er. »Gut, dass du da bist. Weißt du, es hieß, du bist tot.«

Er öffnete die Hand, etwas fiel auf den Teppich. Es war ein Flakon aus graugrünem Nephrit.

»Lara.« Der Erlkönig bewegte den Kopf, fasste sich an den Hals, als ob ihm das goldene königliche Torc’h die Luft nähme. »Caemm a me, luned. Komm zu mir, Tochter, Caemm a me, elaine.«

In seinem Atem spürte Ciri den Tod.

»Elaine blath, feainnewedd ...«, begann er im Singsang. »Mire, luned, dir ist ein Bändchen aufgegangen ... Lass mich ...«

Er wollte die Hand erheben, konnte es aber nicht. Er seufzte tief, hob ruckartig den Kopf, schaute ihr in die Augen. Diesmal bei Bewusstsein.

»Zireael«, sagte er. »Loc’hlaith. Du bist wirklich die Vorherbestimmung, Dame vom See. Auch für mich, wie sich zeigt.

Va’esse deireádh aep eigean ...«, sagte er nach einer Weile, und Ciri stellte entsetzt fest, dass seine Worte und Bewegungen albtraumhaft langsam wurden.

»Aber«, schloss er mit einem Seufzer, »es ist gut, dass ja auch etwas beginnt.«

Durch die Fenster drang ein anhaltender Donner herein. Das Gewitter war noch weit entfernt. Doch es kam rasch näher.

»Trotz allem«, sagte er, »sterbe ich schrecklich ungern. Und es tut mir schrecklich leid, dass ich es muss. Wer hätte das gedacht. Ich habe geglaubt, es würde mir nicht leidtun. Ich habe lange gelebt, alles ausgekostet. Ich habe für alles nur Überdruss ... Und dennoch fühle ich jetzt Bedauern. Und weißt du, was noch? Beuge dich herab. Ich sage es dir ins Ohr. Es soll unser Geheimnis sein.«

Sie beugte sich zu ihm herab.

»Ich habe Angst«, flüsterte er.

»Ich weiß.«

»Bist du bei mir?«

»Ja.«

»Va faill, luned.«

»Ade, Erlkönig.«

Sie blieb bei ihm sitzen, hielt ihn bei der Hand, bis er vollends still war und sein schwacher Atem erlosch. Sie wischte die Tränen nicht fort. Sie ließ sie fließen.

Das Gewitter kam näher. Der Horizont brannte von Blitzen.

Rasch lief sie die Marmortreppe hinunter auf die Terrasse mit den kleinen Säulen, an der sich die Boote wiegten. Sie machte eines los, das äußerste, das sie schon am Abend ausgesucht hatte. Sie stieß sich mit einer langen Mahagonistange von der Terrasse ab, mit einer Gardinenstange, die sie vorsorglich abmontiert hatte. Denn sie bezweifelte, dass ihr das Boot so wie Avallac’h gehorchen würde.

Das Boot glitt lautlos mit der Strömung. Tir ná Lia lag still und dunkel. Nur die Statuen auf den Terrassen folgten ihr mit toten Blicken. Ciri zählte die Brücken.

Der Himmel über dem Wald leuchtete im Widerschein eines Blitzes auf. Eine Zeitlang rollte gedehnt der Donner.

Die dritte Brücke.

Etwas huschte über die Brücke, leise, gewandt wie eine große schwarze Ratte. Das Boot begann zu schwanken, als das Etwas auf den Bug sprang. Ciri ließ die Stange fallen, zog das Schwert.

»Du willst uns also doch«, zischte Eredin Bréacc Glass, »um deine Gesellschaft bringen?«

Er zog ebenfalls ein Schwert. Im kurzen Lichtschein eines Blitzes konnte sie die Waffe betrachten. Die Klinge war einschneidig, leicht gekrümmt, die Schneide schimmernd und zweifellos scharf, der Griff lang, der Korb als runde, durchbrochene Scheibe geformt. Dass der Elf dieses Schwert zu gebrauchen verstand, sah man sofort.

Unerwartet brachte er das Boot zum Schwanken, indem er mit dem Fuß kräftig auf eine Bordwand trat. Ciri hielt geschickt die Balance, brachte das Boot ins Gleichgewicht, indem sie den Körper weit zur Seite beugte, versuchte fast sofort dasselbe Kunststück, indem sie mit beiden Füßen auf eine Bordwand sprang. Er wankte, hielt aber das Gleichgewicht. Und stürzte sich mit dem Schwert auf sie. Sie parierte den Hieb, indem sie sich instinktiv deckte, denn sie sah kaum etwas. Sie revanchierte sich mit einem kurzen Schlag von unten. Eredin parierte, schlug zu, Ciri lenkte den Hieb ab. Von den Klingen sprühten Funkengarben wie von einem Feuerzeug.

Noch einmal brachte er das Boot zum Schwanken, kräftig, dass es fast kenterte. Ciri tänzelte, balancierte mit ausgestreckten Armen. Er wich zum Bug zurück, senkte das Schwert.

»Wo hast du das gelernt, Schwalbe?«

»Du würdest staunen.«

»Wohl kaum. Bist du selbst darauf gekommen, dass man die Barriere überwinden kann, indem man den Fluss hinabfährt, oder hat dir das jemand verraten?«

»Unwichtig.«

»Es ist wichtig. Und wir werden es feststellen. Dazu gibt es Mittel. Und jetzt wirf das Schwert fort, und wir kehren zurück.«

»Von wegen.«

»Wir kehren zurück, Zireael. Auberon wartet. Heute Nacht, dafür verbürge ich mich, wird er bei Kräften und voll Tatendrang sein.«

»Von wegen«, wiederholte sie. »Er hat zu viel von diesem Kräftigungsmittel genommen. Von dem, das du ihm gegeben hast. Aber vielleicht war das gar kein Kräftigungsmittel?«

»Wovon sprichst du?«

»Er ist gestorben.«

Er erholte sich sofort von der Überraschung, stürzte sich plötzlich auf sie, während er das Boot schwanken machte. Balancierend tauschten sie ein paar Schwerthiebe, das Wasser trug den vollen Klang des Stahls davon.

Ein Blitz erhellte die Nacht. Über ihren Köpfen glitt eine Brücke hinweg. Eine der letzten Brücken von Tir ná Lia. Oder vielleicht die letzte?

»Dir ist gewiss klar, Schwalbe«, sagte er heiser, »dass du nur das Unvermeidliche hinauszögerst. Ich kann nicht zulassen, dass du von hier fortgehst.«

»Warum? Auberon ist tot. Und ich bin ja niemand und bedeute nichts. Das hast du mir selbst gesagt.«

»Weil es die Wahrheit ist.« Er hob das Schwert. »Du bedeutest nichts. Eine winzige Motte, die man zwischen den Fingern zu glänzendem Staub zerreiben kann und die, wenn man es zulässt, ein Loch in ein wertvolles Gewebe fressen kann. Ein Körnchen Pfeffer, unbedeutend klein, aber wenn man versehentlich daraufbeißt, verdirbt es die erlesenste Speise, zwingt einen, zu spucken, wo man genießen wollte. Das bist du. Ein Nichts. Ein lästiges Nichts.«

Ein Blitz. Bei seinem Licht sah Ciri, was sie sehen wollte. Der Elf hob das Schwert, hieb damit durch die Luft, sprang auf eine Bank des Bootes. Er hatte den Vorteil der Höhe. Das nächste Gefecht musste er gewinnen.

»Du hättest nicht gegen mich die Waffe ziehen sollen, Zireael. Jetzt ist es schon zu spät. Ich werde dir das nicht verzeihen. Ich werde dich nicht töten, o nein. Aber ein paar Wochen im Bett, in Verbänden, werden dir gewiss guttun.«

»Warte. Erst will ich dir etwas sagen. Dir ein bestimmtes Geheimnis verraten.«

»Was kannst du mir schon sagen?«, schnaubte er. »Was könntest du mir verraten, was ich nicht schon weiß? Welche Wahrheit kannst du mir offenbaren?«

»Die, dass du nicht unter die Brücke passt.«

Er konnte nicht mehr reagieren, er schlug mit dem Hinterkopf gegen die Brücke, stürzte nach vorn und verlor dabei völlig das Gleichgewicht. Ciri hätte ihn einfach aus dem Boot stoßen können, sie fürchtete jedoch, dass das nicht genügen, dass er die Verfolgung nicht aufgeben würde. Außerdem war er es, der – vorsätzlich oder nicht – den Erlkönig getötet hatte. Und dafür verdiente er Schmerz.

Sie versetzte ihm einen kurzen Hieb in den Schenkel, gleich unter dem Ringpanzer. Er schrie nicht einmal. Er fiel über Bord, platschte ins Wasser, das sich über ihm schloss.

Sie drehte sich um, schaute. Es dauerte lange, bis er auftauchte. Ehe er sich auf eine in den Fluss ragende Marmortreppe zog. Er blieb reglos liegen, Wasser und Blut rannen von ihm herab.

»Das wird dir guttun«, murmelte sie, »ein paar Wochen im Bett und in Verbänden.«

Sie fasste ihre Stake, stieß sich kräftig ab. Der Fluss Easnadh wurde immer reißender, das Boot fuhr schneller. Bald blieben die letzten Gebäude von Tir ná Lia hinter ihr.

Sie blickte nicht zurück.

Erst wurde es sehr dunkel, denn das Boot kam in einen alten Wald, zwischen Bäume, deren Kronen sich über dem Wasser berührten, ein Gewölbe bildeten. Dann wurde es heller, der Wald war zu Ende, an beiden Ufern erstreckten sich Erlenbruch, Schilf, Röhricht. In dem bisher sauberen Fluss erschienen Ansammlungen von Grün, hochgeschwemmte Algen, Baumstämme. Als ein Blitz den Himmel erhellte, sah sie im Wasser Kreise, als der Donner rollte, hörte sie erschrockene Fische plätschern. Etwas gluckste und platschte immerzu, schmatzte und blubberte. Ein paarmal sah sie unweit des Bootes große phosphoreszierende Augen, ein paarmal erzitterte das Boot, als es gegen etwas Großes und Lebendiges stieß. Nicht alles ist hier schön. Für jemanden, der sich nicht auskennt, ist diese Welt tödlich, wiederholte sie in Gedanken die Worte Eredins.

Der Fluss wurde erheblich breiter. Es erschienen Inseln und Seitenarme. Sie ließ das Boot aufs Geratewohl treiben, wohin die Strömung es trug. Aber sie begann sich zu fürchten. Was, wenn ich mich irre und den falschen Flussarm nehme?

Kaum hatte sie es gedacht, drang vom Ufer, von den Binsen her das Wiehern Kelpies zu ihr, dazu ein starkes mentales Signal von einem Einhorn.

»Du bist da, Pferdchen!«

Beeilen wir uns, Sternäugige. Reite mir nach.

»In meine Welt?«

Zuerst muss ich dir etwas zeigen. So haben es mir die Ältesten aufgetragen.

Es ging erst durch Wald, dann über eine Steppe, die von zahlreichen Senken und Schluchten durchzogen war. Blitze zuckten, der Donner rollte. Das Gewitter kam immer näher, ein heftiger Wind brach los.

Das Einhorn führte Ciri zu einer von den Schluchten.

Hier ist es.

»Was ist hier?«

Steig ab und sieh.

Sie tat, wie ihr geheißen. Der Boden war uneben, sie stolperte. Etwas knackte und gab unter ihrem Fuß nach. Ein Blitz zuckte, und Ciri schrie dumpf auf.

Sie stand inmitten eines Meers von Knochen.

Der sandige Hang der Schlucht war abgerutscht, wahrscheinlich von heftigem Regen weggespült. Und er hatte freigegeben, was er vorher bedeckt hatte. Einen riesigen Friedhof. Ein Leichenfeld. Eine gigantische Halde von Knochen. Von Schienbeinen, Becken, Rippen, Schenkeln. Von Schädeln.

Sie hob einen auf.

Ein Blitz, und Ciri schrie auf. Sie hatte erfasst, wessen Überreste hier lagen.

Der Schädel, der die Spuren eines Schwerthiebs aufwies, hatte ein Gebiss mit Eckzähnen.

Jetzt verstehst du, klang es in ihrem Kopf. Jetzt weißt du es. Das haben sie getan, die Aen Elle. Der Erlkönig. Der Fuchs. Der Sperber. Diese Welt war keineswegs die ihre. Sie ist es geworden. Als sie sie eroberten. Als sie die Ard Gaeth öffneten, indem sie uns seinerzeit so betrogen und ausnutzten, wie sie jetzt dich zu betrügen und auszunutzen versucht haben.

Ciri presste den Schädel in der Hand.

»Schurken!«, schrie sie in die Nacht. »Mörder!«

Dröhnend rollte ein Donner den Himmel entlang. Ihuarraquax wieherte laut, alarmierend. Sie verstand. Mit einem Sprung war sie im Sattel, mit einem Schrei trieb sie Kelpie zum Galopp an.

Die Verfolger waren ihnen auf den Fersen.

So war es schon einmal, dachte sie, während sie im Galopp den Wind einsog. Es war schon einmal so. So ein Ritt, wild, im Dunkeln, in einer Nacht voller Ängste, Gespenster und Phantome.

»Vorwärts, Kelpie!«

Wütender Galopp, die Augen tränen vom Tempo. Ein Blitz spaltet den Himmel, im Lichtschein sieht Ciri Erlen zu beiden Seiten des Weges. Die krummen Bäume strecken ihr die langen knorrigen Arme der Kronen entgegen, klappen mit den schwarzen Kiefern der Höhlungen, als schickten sie ihr Flüche und Drohungen hinterher. Kelpie wiehert durchdringend, fliegt so schnell dahin, dass die Hufe die Erde nur zu streifen scheinen. Ciri legt sich auf den Hals der Stute. Nicht nur, um den Luftwiderstand zu verringern, sondern auch, um den Erlenzweigen auszuweichen, die sie zu Fall bringen oder aus dem Sattel ziehen wollen. Die Zweige pfeifen, schlagen, peitschen, versuchen, sich an Kleidung und Haaren festzuklammern. Die krummen Stämme schwanken, die Höhlungen klappen und stöhnen ...

Kelpie wiehert wild. Das Einhorn erwidert das Wiehern. Es ist ein schneeweißer Fleck in der Dunkelheit, weist den Weg.

Schneller, Sternäugige! So schnell du kannst!

Es werden immer mehr Erlen, immer schwerer ist es, den Kronen auszuweichen. Bald werden sie den ganzen Weg versperren ...

Von hinten Schreie. Die Stimmen der Verfolger.

Ihuarraquax wiehert. Ciri empfängt sein Signal. Sie versteht die Bedeutung. Sie schmiegt sich an Kelpies Hals. Sie braucht sie nicht anzutreiben. Von Furcht gejagt, fliegt die Stute in halsbrecherischem Galopp dahin.

Wieder ein Signal von dem Einhorn, deutlicher, das sich ins Hirn einbohrt. Eine Empfehlung, geradezu ein Befehl.

Springe, Sternäugige. Du musst springen. An einen anderen Ort, in eine andere Zeit.

Ciri versteht nicht, versucht aber zu verstehen. Sie strengt sich sehr an, konzentriert sich, konzentriert sich so stark, dass das Blut in den Ohren rauscht und pulsiert ...

Ein Blitz. Und danach plötzlich Dunkelheit, eine weiche und schwarze Dunkelheit, die von nichts erhellt wird.

In den Ohren Rauschen.

Wind im Gesicht. Kalter Wind. Regentröpfchen. In der Nase Kieferngeruch.

Kelpie scheut, schnaubt, stampft. Ihr Hals ist nass und heiß.

Ein Blitz. Gleich darauf Donner. Im Licht sieht Ciri Ihuarraquax Kopf und Horn schütteln, heftig mit dem Huf scharren.

»Pferdchen?«

Ich bin hier, Sternäugige.

Der Himmel ist voller Sterne. Voller Sternbilder. Der Drache. Die Winterjungfrau. Die Sieben Ziegen. Der Krug.

Und ganz dicht überm Horizont – das Auge.

»Geschafft!« Sie atmete auf. »Wir haben es geschafft, Pferdchen. Das ist meine Welt!«

Sein Signal ist so deutlich, dass Ciri alles versteht.

Nein, Sternäugige. Wir sind aus jener Welt geflohen. Aber das ist immer noch nicht der rechte Ort, die rechte Zeit. Wir haben noch viel vor uns.

»Lass mich nicht allein.«

Ich lasse dich nicht allein. Ich habe dir gegenüber eine Schuld. Ich muss sie abtragen. Bis zum Ende.

Zugleich mit dem losbrechenden Wind verdunkelt sich der Himmel von Westen her, die in Wellen heranziehenden Wolken löschen die Sternbilder eins nach dem anderen aus. Es verlischt der Drache, die Winterjungfrau verlischt, die Sieben Ziegen, der Krug. Dann verlischt das Auge, das am stärksten und am längsten geleuchtet hat.

Den Horizont entlang flammte das Himmelsgewölbe im kurzen Licht eines Blitzes auf. Der Donner rollte mit dumpfem Poltern. Der Wind wurde abrupt stärker, trieb ihr Staub und trockenes Laub in die Augen.

Das Einhorn wieherte, sandte ein mentales Signal.

Wir dürfen keine Zeit verlieren. Unsere einzige Hoffnung liegt in schneller Flucht. An den richtigen Ort, in die richtige Zeit. Beeilen wir uns, Sternäugige.

Ich bin die Herrin der Welten. Bin vom Älteren Blute.

Ich bin vom Blut der Lara Dorren, der Tochter Shiadhals.

Ihuarraquax wieherte, drängte. Kelpie sekundierte ihm mit einem gedehnten Schnauben. Ciri zog die Handschuhe zurecht.

»Ich bin bereit«, sagte sie.

Rauschen in den Ohren. Blitz und Helligkeit. Und dann Dunkel.

Prozess, Verurteilung und Hinrichtung Joachim de Wettes pflegen die meisten Historiker dem gewalttätigen, grausamen und tyrannischen Wesen Kaiser Emhyrs zuzuschreiben, es fehlt auch nicht – insbesondere bei Autoren mit einem Hang zur Belletristik – an Hypothesen, die rein private Rache und Rechnungen andeuten. Es ist höchste Zeit, die Wahrheit zu sagen – eine Wahrheit, die für jeden aufmerksamen Forscher mehr als offensichtlich ist. Fürst de Wette führte die Operationsgruppe »Verden« auf eine Weise, für die die Bezeichnung »unfähig« eindeutig zu zurückhaltend ist. Obwohl er vor sich nur halb so starke Kräfte hatte, zögerte er mit der Offensive nach Norden und widmete seine ganze Aktivität dem Kampf mit den Verdener Guerillas. Die Gruppe »Verden« verübte unerhörte Grausamkeiten an der Bevölkerung. Das Ergebnis war leicht vorherzusehen und unvermeidlich: Während im Winter die Kräfte der Insurgenten kein halbes Tausend zählten, war im Frühling beinahe das ganze Land im Aufstand. Der dem Kaiserreich ergebene König Ervyll wurde ermordet, und an die Spitze des Aufstandes stellte sich sein Sohn, Prinz Kistrin, der mit den Nordlingen sympathisierte. Mit Landeunternehmen der Skellige-Piraten in der Flanke, vor sich die Offensive der Nordlinge von Cidaris und im Hinterland eine Rebellion, verwickelte sich de Wette in ziellose Kämpfe und erlitt eine Niederlage nach der anderen. Damit verzögerte er die Offensive der Heeresgruppe »Mitte« – anstatt wie vorgesehen den Flügel der Nordlinge zu binden, band die Gruppe »Verden« Menno Coehoorn. Die Nordlinge nutzten die Lage sofort aus und gingen zum Gegenschlag über, wobei sie den Ring um Mayena und Maribor sprengten und die Chancen auf eine rasche neuerliche Eroberung dieser wichtigen Festungen zunichte machten.

Die Unfähigkeit und Dummheit de Wettes hatte auch psychologische Bedeutung. Der Mythos vom unbesiegbaren Nilfgaard bröckelte. Den Armeen der Nordlinge strömten zu Hunderten Freiwillige zu ...

Restif de Montholon,

Die Nördlichen Kriege: Mythen, Lügen und Halbwahrheiten

# Das sechste Kapitel

Jarre, was soll man groß sagen, war sehr enttäuscht. Die Erziehung im Tempel und sein eigenes offenes Wesen hatten ihn an die Menschen glauben lassen, an ihre Güte, ihren guten Willen und ihre Uneigennützigkeit. Von diesem Glauben war nicht viel übrig geblieben.

Er hatte schon zwei Nächte im Freien zugebracht, in Resten von Schobern geschlafen, und jetzt sah es ganz danach aus, dass er die dritte Nacht auf solche Weise zubringen würde. In jedem Dorf, in dem er um ein Nachtlager oder ein Stück Brot bat, erntete er hinter fest verschlossenen Fensterläden hervor entweder bleiernes Schweigen oder Beschimpfungen und Drohungen. Es half nichts, wenn er sagte, wer er war, wohin und zu welchem Zweck er unterwegs war.

Sehr, sehr hatten ihn die Menschen enttäuscht.

Es wurde rasch dunkel. Der junge Mann marschierte munter und zügig einen Weg zwischen Feldern entlang. Er hielt nach einem Schober Ausschau, resigniert und niedergeschlagen von der Aussicht auf die nächste Nacht unter freiem Himmel. Der März war freilich ausnehmend warm, doch nachts wurde es richtig kalt. Und richtig unheimlich.

Jarre blickte zum Himmel, wo seit fast einer Woche allnächtlich wie eine rotgoldene Biene ein Komet zu sehen war, der den Himmel von West nach Ost durchmaß und einen flimmernden Feuerschweif nach sich zog. Er fragte sich, was wohl diese wunderliche, in vielen Prophezeiungen erwähnte Erscheinung in Wahrheit ankündigen mochte.

Er marschierte weiter. Es wurde immer dunkler. Der Pfad führte bergab, in ein Spalier dichter Sträucher, die im Halbdunkel bedrohliche Gestalten annahmen. Von unten, daher, wo es noch dunkler war, wehte ein kalter, hässlicher Geruch nach verrottendem Unkraut und noch etwas anderem heran. Etwas sehr Ungutem.

Jarre blieb stehen. Er versuchte, sich einzureden, das, was ihm über den Rücken lief, sei keine Angst, sondern die Kälte. Es gelang ihm nicht.

Die von Busch- und Krüppelweiden bestandenen Ufer des Kanals, der schwarz war und glänzte wie frisch gegossener Teer, verband eine niedrige Brücke. An den Stellen, wo die Bohlen durchgefault und eingebrochen waren, gähnten längliche Löcher, das Geländer war zerbrochen, seine Balken ragten ins Wasser. Hinter der Brücke wuchsen die Weiden dichter. Obwohl es noch längst nicht vollends Nacht war, obwohl die abgelegenen Wiesen hinter dem Kanal immer noch vom Nebelgespinst hell waren, das auf den Spitzen der Gräser hing, herrschte zwischen den Weiden Dunkelheit. Dort sah Jarre undeutlich die Ruinen eines Gebäudes – sicherlich einer Mühle, einer Schleuse oder einer Aalhame.

Ich muss über diese Brücke gehen, dachte der Bursche. Was hilft’s! Obwohl ich spüre, dass dort, in dieser Finsternis, etwas Ungutes lauert, muss ich auf die andere Seite dieses Kanals gehen. Ich muss diesen Kanal überqueren, wie das dieser mythische Anführer oder Held tat, von dem ich in den vergilbten Manuskripten im Tempel der Melitele gelesen habe. Ich werde den Kanal überqueren, und dann ... Wie war das? Die Karten sind verteilt? Nein, die Würfel sind gefallen. Hinter mir bleibt meine Vergangenheit, vor mir erstreckt sich meine Zukunft ...

Er trat auf die Brücke und wusste augenblicklich, dass ihn die Vorahnung nicht getäuscht hatte. Noch ehe er sie sah. Und hörte.

»Und?«, sagte mit belegter Stimme einer von denen, die ihm den Weg vertraten. »Hab ich’s nicht gesagt? Ich hab gesagt, wenn wir’n bissel warten, kommt schon wer.«

»Wahrlich, Okultich.« Der zweite von den mit dicken Knüppeln bewaffneten Typen lispelte leicht. »Dich könnte man fürwahr zum Wahrsager oder Propheten machen. Alsdann, lieber einsamer Passant, gibst du im Guten her, was du hast, oder wird es nicht ohne Kratzer abgehen?«

»Ich habe nichts!«, schrie Jarre, was die Lunge hergab, obwohl er wenig Hoffnung hatte, dass ihn jemand hören und zu Hilfe eilen würde. »Ich bin ein armer Wanderer! Ich habe keinen roten Heller! Was soll ich euch geben? Diesen Stab? Meine Sachen?«

»Die auch«, sagte der Lispelnde, und in seiner Stimme klang etwas, das Jarre erzittern ließ. »Denn du musst wissen, armer Wanderer, dass wir wahrlich hier, dieweil es uns ein dringendes Bedürfnis ist, nach einer gewissen Dirne ausgeschaut haben. Indes, die Nacht steht vor der Tür, es wird niemand mehr kommen, und in der allergrößten Not frisst der Teufel Fliegen! Greift ihn euch, Jungs!«

»Ich habe ein Messer!«, schrie Jarre. »Ich warne euch!«

Er hatte tatsächlich ein Messer. Er hatte es einen Tag vor seiner Flucht in der Tempelküche entwendet und im Tornister versteckt. Doch er griff nicht danach. Ihn lähmte – und entsetzte – das Wissen, dass es sinnlos wäre und ihm nichts nützen würde.

»Ich habe ein Messer!«

»Sieh an«, spottete der Lispelnde und kam näher. »Er hat ein Messer. Wer hätte das gedacht.«

Jarre konnte nicht fliehen. Das Entsetzen bewirkte, dass sich seine Beine in zwei in den Boden gerammte Pfosten verwandelt hatten. Das Adrenalin packte ihn an der Gurgel wie ein Würgeisen.

»Hoppla!«, rief plötzlich der dritte Typ mit junger und seltsam bekannter Stimme. »Den kenne ich doch! Ja, ja, ich kenne ihn! Hört auf, sag ich, das ist ein Bekannter! Jarre? Erkennst du mich? Ich bin Melfi! He, Jarre? Erkennst du mich?«

»Ich ... er...kenne ...« Jarre kämpfte gegen eine ekelhafte, überwältigende, ihm bisher unbekannte Empfindung an. Erst als er den Schmerz in der Hüfte fühlte, mit der er auf die Brückenbohlen stürzte, begriff er, was das für eine Empfindung war.

Die Empfindung, das Bewusstsein zu verlieren.

»Oi, das ist aber eine Überraschung«, wiederholte Melfi. »So ein Zufall aber auch! Hab ich doch einen Landsmann getroffen! Einen Bekannten aus Ellander! Einen Freund! Was, Jarre?«

Jarre schluckte einen Bissen von dem harten und zähen Stück Speck hinunter, mit dem ihn seine sonderbare Gesellschaft bewirtet hatte, biss von der gebratenen Rübe ab. Er antwortete nicht, nickte nur zu allen sechs Leuten hin, die ums Feuer saßen.

»Und wohin bist du unterwegs, Jarre?«

»Nach Wyzima.«

»Ha! Da wollen wir auch hin! So ein Zufall aber auch! Was, Milton? Kennst du Milton noch, Jarre?«

Jarre kannte ihn nicht. Er war sich nicht sicher, ob er ihn jemals von Angesicht gesehen hatte. Melfi übertrieb übrigens auch ein bisschen, wenn er sich seinen Freund nannte. Er war der Sohn eines Böttchers aus Ellander. Als sie zusammen in die zum Tempel gehörende Grundschule gegangen waren, pflegte Melfi Jarre regelmäßig und gründlich zu verprügeln und ihn einen zwischen Brennnesseln gezeugten Bankert ohne Vater und Mutter zu nennen. Das dauerte etwa ein Jahr, nach dessen Verlauf der Böttcher seinen Sohn von der Schule nahm, weil sich erwiesen hatte, dass der Sprössling zu nichts taugte als zum Anfertigen von Fässern. So dass Melfi, statt im Schweiße seines Angesichts lesen und schreiben zu lernen, im Schweiße seines Angesichts in der Werkstatt des Vaters Dauben hobelte. Und als Jarre die Schule beendete und auf Empfehlung des Tempels Hilfsschreiber beim Stadtgericht wurde, hatte der junge Böttcher nach dem Vorbild seines Vaters vor ihm gekatzbuckelt, ihm Geschenke gemacht und seine Freundschaft erklärt.

»... sind wir auf dem Weg nach Wyzima«, setzte Melfi seine Erzählung fort. »Zum Heer. Wir alle hier gehen wie ein Mann zur Armee. Die beiden da, Milton und Ograbek, sind Bauernsöhne, sie sind nach der Kantonspflicht ausgewählt worden, du weißt ja ...«

»Ich weiß.« Jarre warf einen Blick auf die Bauernsöhne – blond, einander ähnlich wie Brüder –, die an irgendetwas in der Asche Gebackenem kauten, das nicht zu erkennen war. »Einer von zehn Höfen. Das Hofaufgebot. Und du, Melfi?«

»Mit mir«, seufzte der Böttchersohn, »ist die Sache so: Beim ersten Mal, wie die Zünfte einen Rekruten stellen mussten, hat mich mein Vater vom Losen freigekauft. Aber dann kam das Unglück, es musste zum zweiten Mal gelost werden, weil der Rat es so angeordnet hatte ... Du weißt doch ...«

»Ich weiß«, bestätigte Jarre abermals. »Die ergänzende Aufgebotslosung hat der Rat der Stadt Ellander mit Reskript vom sechzehnten Januar angeordnet. Notwendig wurde das angesichts der Bedrohung durch Nilfgaard ...«

»Hör bloß, wie der redet, Hecht«, schaltete sich mit belegter Stimme ein kräftiger und bis auf Stoppeln kurzgeschorener Typ ein, der, den sie Okultich nannten und der unlängst als Erster Jarre auf der Brücke angerufen hatte. »’n feines Herrchen! ’n Schlauberger!«

»Ein ganz Schlauer!«, sekundierte ihm gedehnt ein zweiter, ein großer Kerl mit einem für immer am runden Munde festgeklebten dümmlichen Grinsen. »Ein Klugscheißer!«

»Halt den Mund, Klaproth«, lispelte langsam derjenige, den sie Hecht nannten, der Älteste in der Gesellschaft, großgewachsen, mit herabhängendem Schnurrbart und ausrasiertem Genick. »Wenn er ein Schlauberger ist, soll man hinhören, wenn er was sagt. Das kann nur gut sein. Man lernt was. Und was zu lernen, hat noch keinem geschadet. Na ja, fast keinem.«

»Was wahr ist, ist wahr«, erklärte Melfi. »Der Jarre, der ist wirklich nicht dumm, hat’s mit dem Lesen und Schreiben ... Gelehrt ist er! Er macht ja in Ellander den Gerichtsschreiber, und im Tempel der Melitele hat er die ganze Büchersammlung unter seiner Fuchtel ...«

»Was macht dann, fragt sich«, unterbrach ihn Hecht und musterte Jarre durch Rauch und Funken hindurch, »so ein beschissner Gerichts-Tempel-Bücherwurm auf der Straße nach Wyzima?«

»Wie ihr auch«, sagte der junge Mann, »gehe ich zur Armee.«

»Und was« – Hechts Augen funkelten, warfen den Feuerschein zurück wie wahre Fischaugen das Licht von der Bugleuchte eines Schiffes –, »was gedenkt dieser Gerichts-Tempel-Gelehrte beim Militär zu suchen? Denn Rekrut wird er doch wohl nicht sein? Hm? Jeder Dummkopf weiß ja, dass die Tempel von den Kantonierungen ausgenommen sind, sie brauchen keine Rekruten zu stellen. Und jeder Dummkopf weiß auch, dass jedes Gericht seinen Schreiberling vom Dienst ausnehmen und freistellen kann. Wie also ist das, Herr Amtmann?«

»Ich gehe als Freiwilliger zur Armee«, teilte Jarre mit. »Ich trete selbst ein, aus eigenem Willen, nicht als Einberufener. Teils aus persönlichen Beweggründen, aber hauptsächlich aus dem Gefühl patriotischer Verpflichtung heraus.«

Die Gesellschaft lachte laut, dröhnend, im Chor.

»Seht ihr, Jungs«, sagte schließlich Hecht, »was für Widersprüche mitunter in einem Menschen stecken. Zwei Naturen. Da haben wir einen jungen Mann, man sollte meinen, gebildet und erfahren, dazu noch von Geburt aus bestimmt nicht dumm. Er muss wissen, was im Krieg los ist, wer wen schlägt und bald schon vollends schlagen wird. Aber er, ihr habt’s selber gehört, will sich ohne Zwang, aus eigenem Willen, aus paterotischer Pflicht der Verliererseite anschließen.«

Niemand sagte etwas dazu, auch Jarre nicht.

»So eine paterotische Pflicht«, erklärte Hecht schließlich, »wie sie für gewöhnlich nur Geisteskranken eigen ist, mag ja einem Tempel-Gerichts-Zögling sogar anstehen. Aber da war auch von gewissen persönlichen Beweggründen die Rede. Ich wüsste doch zu gern: Welche persönlichen Beweggründe sind das?«

»Sie sind so persönlich«, entgegnete Jarre scharf, »dass ich nicht davon reden werde. Zumal Ihr, werter Herr, es auch nicht besonders eilig habt, von Euren Beweggründen zu sprechen.«

»Pass auf«, sagte Hecht nach kurzem Schweigen, »wenn irgendein Dahergelaufener so mit mir reden würde, der bekäme sofort aufs Maul. Aber ein gelehrter Schreiberling ... dem verzeihe ich ... für diesmal. Und ich antworte: Ich gehe auch zur Armee. Und auch als Freiwilliger.«

»Um sich wie ein Geisteskranker der Verliererseite anzuschließen?« Jarre wunderte sich selbst, woher er auf einmal so viel Schneid nahm. »Und unterwegs Reisende auf Brücken auszunehmen?«

Melfi lachte laut los und kam so Hecht zuvor. »Er ist immer noch sauer auf uns wegen dem Hinterhalt an der Brücke. Lass gut sein, Jarre, das war doch bloß Spaß! So’n harmloser Streich! Stimmt doch, Hecht?«

»Stimmt.« Hecht gähnte, klappte die Zähne aufeinander, dass man geradezu ein Echo hörte. »So’n harmloser Streich. Das Leben ist traurig und trüb, reinweg wie ein Kalb, das sie zur Schlachtbank führen. Da kann man sich nur mit einem Spaß oder Streich aufmuntern. Findest du nicht, Schreiberling?«

»Finde ich. Im Prinzip.«

»Das ist gut.« Hecht fixierte ihn noch immer mit den funkelnden Augen. »Denn sonst wärst du ein schlechter Kumpel für uns und würdest lieber allein nach Wyzima marschieren. Am besten gleich.«

Jarre schwieg.

Hecht reckte sich. »Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte. Na, Jungs, wir haben Späße gemacht, Streiche, uns amüsiert, und jetzt ist es Zeit zur Ruhe. Wenn wir am Abend in Wyzima sein sollen, dann müssen wir los, wenn es hell wird.«

Die Nacht war sehr kalt, Jarre konnte trotz der Erschöpfung nicht einschlafen. Er lag zusammengerollt unter dem Umhang, dass die Knie fast das Kinn berührten. Als er endlich Schlaf fand, schlief er schlecht, immer wieder weckten ihn Träume. An die meisten erinnerte er sich nicht. Mit Ausnahme von zweien. Im ersten saß der ihm bekannte Hexer Geralt von Riva unter von einem Felsen hängenden langen Eiszapfen, reglos, eisbedeckt und rasch eingeschneit. In dem anderen Traum galoppierte Ciri auf einem schwarzen Pferd, an die Mähne geschmiegt, in einem Spalier von krummen Erlen dahin, die versuchten, sie mit ihren knorrigen Ästen zu packen.

Ach, und unmittelbar vor Tagesanbruch träumte er von Triss Merigold. Nachdem sie voriges Jahr im Tempel gewesen war, hatte der junge Mann ein paarmal von der Zauberin geträumt. Diese Träume zwangen Jarre zu Dingen, derer er sich danach sehr schämte.

Diesmal, versteht sich, kam es zu nichts Peinlichem. Es war einfach zu kalt.

Am Morgen, tatsächlich, kaum dass es hell wurde, machten sich alle sieben auf den Weg. Milton und Ograbek, die Bauernsöhne vom Hofaufgebot, machten sich mit einem Soldatenliedchen Laune:

*Reitet da ein Krieger, dass die Rüstung klirrt,*

*Hüt dich, Mädchen, weil er dich gleich küssen wird!*

*Wer will’s ihm verwehren, soll er ruhig küssen,*

*Wird ja doch das Vaterland kühn beschützen müssen!*

Hecht, Okultich, Klaproth und der ihnen anhängende Böttchersohn Melfi erzählten einander Schnurren und Witze, die sie für unglaublich komisch hielten.

»... und der Nilfgaarder fragt: ›Was stinkt hier so?‹ Und drauf der Elf: ›Scheiße.‹ Haa, ha, haaa!«

»He, he, he, häää!«

»Ha, ha, ha! Und kennt ihr den: Ein Nilfgaarder, ein Elf und ein Zwerg gehen über Land. Sie gucken, da fliegt ’ne Maus ...«

Je weiter der Tag voranschritt, umso mehr anderen Reisenden begegneten sie auf der Landstraße, Bauernwagen, Geleitzügen der Intendantur, kleinen Abteilungen marschierenden Militärs. Manche Wagen waren mit Gütern beladen, diesen folgte die Bande Hechts fast mit den Nasen am Boden, wie Vorstehhunde, und sammelte auf, was herabfiel – bald eine Möhre, bald eine Kartoffel, eine Rübe, manchmal sogar eine Zwiebel. Ein Teil der Beute wurde vorsorglich für schlechte Zeiten zurückgelegt, ein Teil gierig verschlungen, was das Witzeerzählen nicht behinderte.

»... und der Nilfgaarder: Pruuh! Und scheißt sich über beide Ohren ein! Ha, ha, ha, ha, ha, ha!«

»Haa, ha, haaa! O Götter, ich halt’s nicht aus ... Scheißt sich ein ... Haaa, haa, haa!«

»He, he, he, häää!«

Jarre wartete auf eine Gelegenheit und einen Vorwand, sich abzuseilen. Hecht gefiel ihm nicht, Okultich auch nicht. Ihm gefielen die Blicke nicht, mit denen Hecht und Okultich die vorüberfahrenden Wagen der Kaufleute bedachten, die Bauernfuhrwerke und die darauf sitzenden Frauen und Mädchen. Ihm gefiel der spöttische Ton Hechts nicht, wenn der sich alle naselang über die Zweckmäßigkeit ausließ, sich als Freiwilliger zu einem Zeitpunkt zu melden, da Niederlage und Vernichtung sicher und offensichtlich waren.

Es begann nach gepflügter Erde zu riechen. Nach Rauch. Im Tal tauchten zwischen dem regelmäßigen Schachbrett von Feldern, Waldstücken und wie Spiegel glänzenden Fischteichen die Dächer von Gebäuden auf. An ihre Ohren drang ab und zu das ferne Bellen eines Hundes, das Brüllen eines Ochsen, das Krähen eines Hahns.

»Man sieht, dass diese Dörfchen wohlhabend sind«, lispelte Hecht und leckte sich die Lippen. »Nicht groß, aber gut eingerichtet.«

»Hier, in dem Tal«, beeilte sich Okultich zu erklären, »leben und wirtschaften Halblinge. Bei denen ist alles gut und schön eingerichtet. Ein sparsames Völkchen ist das, diese Winzlinge.«

»Nichtmenschen, verfluchte«, krächzte Klaproth. »Kobolde, die! Die wirtschaften hier ’rum, aber ’n richtiger Mensch hat von wegen denen Unglück und Not. Denen schadet nicht mal der Krieg was.«

»Vorerst.« Hecht zog den Mund zu einem hässlichen Grinsen breit. »Merkt euch, Jungs, dieses Dörfchen. Das da drüben zwischen den Birken, gleich am Wald. Merkt’s euch gut. Wenn ich da mal zu Besuch hingehe, möchte ich mich nicht irren.«

Jarre wandte den Kopf ab. Er tat so, als höre er nichts. Als sehe er nur die Landstraße vor sich.

Sie marschierten. Milton und Ograbek, die Bauernsöhne vom Hofaufgebot, stimmten ein neues Lied an. Weniger kriegerisch. Irgendwie ein bisschen pessimistisch. Man konnte es – insbesondere nach den vorangegangenen Anspielungen Hechts – geradezu für ein schlechtes Omen halten.

Höret alle zu, ihr Leute,

Alle seid ihr Todgeweihte,

Ob du jung bist oder alt,

Macht der Tod nicht vor dir halt,

Wenn der Tod wen will verderben,

jeder muss des Todes sterben ...

»Der«, schätzte Okultich ein, »muss Kies haben. Wenn der keinen Kies hat, dann sollen sie mich verschneiden.«

Das Individuum, um dessentwillen Okultich solch ein schreckliches Risiko einging, war ein Händler, den sie eingeholt hatten und der neben einem zweirädrigen Wagen einherging, den ein Esel zog.

»Kies hin, Kies her«, lispelte Hecht, »aber das Eselchen ist auch was wert. Legt einen Schritt zu, Jungs.«

»Melfi« – Jarre fasste den Böttchersohn am Ärmel. »Mach doch die Augen auf. Siehst du nicht, was hier im Gange ist?«

»Aber das ist doch bloß Spaß, Jarre.« Melfi riss sich los. »Bloß Spaß ...«

Der Karren des Händlers – aus der Nähe sah man das deutlich – war zugleich ein Stand, er konnte mit ein paar Handgriffen in einen Stand verwandelt und ausgeklappt werden. Die ganze von dem Esel gezogene Konstruktion war von knalligen und malerisch schwungvollen Aufschriften bedeckt, denen zufolge das Angebot des Händlers Balsame und Theriaks umfasste, Talismane und Schutzamulette, magische Elixiere, Filter und Kataplasmen, Waschmittel, dazu Wünschelruten für Metalle, Erze und Trüffeln sowie unfehlbare Köder für Fische, Enten und Mädchen.

Der Händler, ein hagerer und von der Last der Jahre gebeugter Herr, schaute sich um, erblickte sie, begann zu fluchen und trieb den Esel an. Aber der Esel, wie Esel eben sind, dachte nicht daran, schneller zu gehen.

»Der hat garantiert Penunze«, schätzte Okultich leise ein. »Und auf dem Wägelchen finden wir bestimmt auch was ...«

»Na, Jungs«, kommandierte Hecht. »Dann mal los! Erledigen wir die Sache, solange wenig Zeugen auf der Straße sind.«

Jarre, der sich über seinen Mut selbst gar nicht genug wundern konnte, überholte die Gesellschaft mit ein paar schnellen Schritten und drehte sich um, so dass er zwischen ihnen und dem Händler stand. Mit Mühe fand er in der zusammengepressten Kehle seine Stimme. »Nein. Ich lasse es nicht zu ...«

Hecht schlug langsam den Mantel zurück und ließ ein hinterm Gürtel steckendes langes, scharf geschliffenes Messer sehen. »Verpiss dich, Schreiberling«, lispelte er feindselig. »Wenn dir dein Leben lieb ist. Ich dachte, du eignest dich für unsere Truppe, aber nein, ich sehe, dein Tempel hat dich zu sehr verheiligt, du bist zu sehr vom frommen Weihrauch durchgestänkert. Also geh aus dem Weg, denn sonst ...«

»Was geht denn hier vor? He?«

Hinter den gespaltenen und gegabelten Weiden, dem häufigsten Element der Landschaft im Tal der Ismena, traten zwei sonderbare Gestalten hervor.

Beide Männer trugen gewachste und nach oben gezwirbelte Schnurrbärte, bunte Pluderhosen, mit Bändern verzierte Pikeejacken und große, weiche Samtbarette mit Federbüschen. Neben den an breiten Gürteln hängenden Hackbeilen und Dolchen trugen beide Männer zweihändige Schwerter auf dem Rücken, die wohl einen Klafter lang waren, Griffe von gut einem Fuß Länge und große, gekrümmte Parierstangen hatten.

Während die Landsknechte rasch herankamen, waren sie noch dabei, die Hosen zu schließen. Keiner machte auch nur eine Bewegung zum Griff seines furchterregenden Schwertes hin, doch Hecht und Okultich gerieten auch so augenblicks in Schweiß, und der große Klaproth sackte in sich zusammen wie eine Blase, aus der die Luft entwichen ist.

»Wir haben ... Wir haben hier nichts ...«, lispelte Hecht. »Nichts Böses ...«

»Nur Spaß!«, quiekte Melfi.

»Es ist niemandem etwas passiert«, ließ sich unerwartet der gebeugte Händler vernehmen. »Niemandem!«

»Wir«, warf Jarre rasch ein, »gehen nach Wyzima, zum Militär. Vielleicht seid auch Ihr dorthin unterwegs, Ihr Herren Krieger?«

»Ja freilich.« Der Landsknecht schnaubte, er hatte sofort erfasst, worum es ging. »Wir auch. Wer will, kann mit uns gehen. So ist es sicherer.«

»Sicherer, und ob«, fügte der zweite vielsagend hinzu und maß Hecht mit einem langen Blick. »Es wäre allerdings hinzuzufügen, dass wir vor kurzem hier in der Gegend eine berittene Patrouille des Vogtes von Wyzima gesehen haben. Die sind sehr schnell mit dem Hängen; wehe dem Banditen, den sie auf frischer Tat ertappen.«

»Sehr gut so.« Hecht hatte die Fassung zurückgewonnen, bleckte die Zähne. »Sehr gut, Ihr Herren, dass es für Schurken Recht und Strafe gibt, so ist es richtig. Machen wir uns also auf den Weg, nach Wyzima, zur Armee, denn die paterotische Pflicht ruft.«

Der Landsknecht musterte ihn lange und ziemlich angewidert, dann zuckte er mit den Schultern, schob den Beidhänder auf dem Rücken zurecht und marschierte los. Sein Kamerad, Jarre, schließlich der Händler mit Esel und Karren folgten ihm, und weiter hinten, in geringem Abstand, trottete Hecht mit seinem Gesindel.

»Dank Euch, Ihr Herren Soldaten«, sagte nach einer Weile der Händler, während er den Esel mit einer Gerte antrieb. »Und auch dir danke, junger Mann.«

»Schon gut.« Der Landsknecht winkte ab. »Wir sind’s gewöhnt.«

»Alle Möglichen ziehen sie ein.« Sein Kamerad warf einen Blick über die Schulter zurück. »Wenn ein Dorf oder eine Kleinstadt von jedem zehnten Hof einen Rekruten stellen muss, dann nutzen sie das mitunter, um auf die Weise die ärgsten Mistkerle loszuwerden. Und später sind die Straßen voll von solchen, wie heißt’s doch, Wegelagerern. Na, aber beim Heer bringt ihnen dann der Stock des Unteroffiziers Gehorsam bei, da lernen die Galgenvögel Mores, wenn sie einmal, zweimal Spießruten gelaufen sind ...«

»Ich«, beeilte sich Jarre zu erklären, »gehe mich freiwillig melden, nicht als Rekrut.«

»Löblich, löblich.« Der Landsknecht schaute ihn an, zwirbelte ein gewachstes Schnurrbartende. »Ich seh doch, dass du aus anderem Stoff bist als die da. Wieso bist du mit denen zusammen?«

»Das Schicksal hat uns zusammengeführt.«

»Ich habe schon« – die Stimme des Soldaten klang ernst – »solche schicksalhaften Zusammenführungen und Verbrüderungen gesehen, da haben sie die Verbrüderten alle unter ein und denselben Galgen geführt. Zieh eine Lehre daraus, Junge.«

»Werd ich.«

Ehe die von Wolken etwas verhüllte Sonne im Zenit stand, erreichten sie eine Chaussee. Hier erwartete sie eine Zwangspause auf der Reise. Wie die ansehnliche Gruppe von Reisenden, die vor ihnen dort angelangt waren, mussten Jarre und seine Gefährten Halt machen – die Chaussee war nämlich voll marschierender Truppen.

»Nach Süden«, kommentierte einer der Landsknechte vielsagend die Richtung. »An die Front. Nach Maribor und Mayena.«

»Schau auf die Feldzeichen.« Der andere deutete mit einer Kopfbewegung hin.

»Redanier«, sagte Jarre. »Silberne Adler auf Karminrot.«

»Gut erkannt.« Der Landsknecht klopfte ihm auf die Schulter. »Bist ein richtig schlauer Bursche. Das sind redanische Truppen, die uns Königin Hedwig zu Hilfe geschickt hat. Unsere Stärke liegt jetzt in der Einigkeit – Temerien, Redanien, Aedirn, Kaedwen, jetzt sind wir alle Verbündete, streiten für dieselbe Sache.«

»Reichlich spät«, sagte hinter ihnen Hecht mit vernehmlichem Vorwurf. Der Landsknecht wandte sich um, sagte aber nichts.

»Setzen wir uns«, schlug Melfi vor, »und gönnen den Haxen Ruhe. Diese Truppen nehmen kein Ende, es wird lange dauern, ehe die Straße frei ist.«

»Setzen wir uns dorthin«, sagte der Händler, »auf das Hügelchen, da ist das Prospektum besser.«

Die redanische Kavallerie war vorüber, hinter ihr wirbelten marschierende Armbrustschützen und Schildträger Staub auf. Danach kam im Schritt eine Kolonne Panzerreiterei.

»Die da« – Melfi zeigte auf die Panzerreiter – »haben aber ein anderes Feldzeichen. Eine schwarze Standarte haben die, mit irgendwelchen weißen Fleckchen drauf.«

»Sowas von finsterer Provinz.« Der Landsknecht schaute ihn voller Verachtung an. »Erkennt das Wappen seines eigenen Königs nicht. Das sind silberne Lilien, du Holzkopf ...«

»Schwarzes Feld, mit silbernen Lilien besät«, sagte Jarre und verspürte sogleich den Wunsch, zu beweisen, dass er jedenfalls kein finsterer Provinzler war.

»Im alten Wappen des Königreichs Temerien«, begann er, »war ein schreitender Löwe zu sehen. Aber die temerischen Kronprinzen benutzten ein abgewandeltes Wappen, dergestalt, dass ein zusätzliches Feld mit drei Lilien hinzugefügt wurde. Denn in der heraldischen Symbolik ist die Lilie die Blume oder Zeichen des Thronfolgers, des Königssohns, der Thron und Zepter erbt ...«

»Klugscheißer, beschissner«, zischte Klaproth.

»Lass ihn in Ruhe und halt die Klappe, Pferdekopf«, sagte der Landsknecht drohend. »Und du, Junge, erzähl weiter. Es ist interessant.«

»Als aber Prinz Goidemar, der Sohn des alten Königs Gardik, gegen die Aufständischen der Teufelin Falka zu Felde zog, kämpfte das temerische Heer just unter seinem Feldzeichen, unter dem Lilienwappen, und errang Siege. Und als Goidemar seinem Vater auf den Thron folgte, bestimmte er zur Erinnerung an diese Siege und für die Errettung seiner Frau und der Kinder aus Feindeshand zum Wappen des Königreichs drei Lilien im schwarzen Feld. Und später änderte König Cedric das Landeswappen durch besonderen Erlass dergestalt, dass es ein schwarzer Schild ist, besät mit silbernen Lilien. Und so ist das Wappen Temeriens bis heute. Was ihr alle durch Augenschein feststellen könnt, denn gerade kommen die temerischen Lanzenreiter die Chaussee entlang.«

»Sehr schön«, sagte der Händler, »hast du uns das erklärt, junger Mann.«

»Nicht ich«, seufzte Jarre, »sondern Jan von Attre, der gelehrte Heraldiker.«

»Du bist auch nicht weniger gelehrt, wie man sieht.«

»Gerade richtig«, setzte Hecht halblaut hinzu, »für einen Rekruten. Um sich unter diesen silbernen Lilljen abschlachten zu lassen, für König und Temerien.«

Sie hörten Gesang. Bedrohlich, kriegerisch, brausend wie eine Sturmwoge, wie die Dunkelheit eines heraufziehenden Gewitters. Hinter den Temeriern kam in gleichmäßiger und dichter Formation anderes Militär. Eine graue, fast farblose Kavallerie, über der weder Banner noch Wimpel wehten. Vor den an der Spitze der Kolonne reitenden Anführern wurde eine mit Pferdeschweifen verzierte Stange mit einem Querbalken getragen, an dem drei Menschenschädel angenagelt waren.

»Die Freikompagnie.« Einer der Landsknechte zeigte auf die Grauen. »Die Condottieri. Eine Söldnertruppe.«

»Man sieht sofort«, seufzte Melfi, »dass die kampferprobt sind. Mann für Mann! Und gleichmäßig gehen die, wie zur Parade ...«

»Die Freikompagnie«, wiederholte der Landsknecht. »Schaut hin, ihr Bäuerlein und Grünschnäbel, so sehen richtige Soldaten aus. Die waren schon im Kampf; sie waren es, die Condottieri, die Banner von Adam Pangratt, Molla, Frontino und Abatemarco, die bei Mayena den Ausschlag gegeben haben, dank ihnen wurde der Nilfgaarder Ring gesprengt, ihnen ist es zu verdanken, dass die Festung befreit wurde.«

»Wahrhaft«, setzte der andere hinzu, »kampferprobte und tapfere Leute sind das, diese Condottieri, in der Schlacht standhaft wie ein Fels. Obwohl die Freikompagnie für Geld dient, wie man an ihrem Lied gleich merkt.«

Die Abteilung näherte sich im Schritt, der Gesang dröhnte mächtig und laut, doch mit einem sonderbar finsteren und bösen Unterton.

*Wir fechten für Zepter nicht und nicht für Throne,*

*Für Könige nicht, und nichts schulden wir ihnen.*

*Allein dem Dukaten, der glänzt wie die Sonne,*

*Dem wollen wir dienen!*

*Wir küssen die Fahne nicht, nicht eure Hände,*

*Wir schwör’n keinen Eid, denn den Schwur kann man brechen.*

*Wolln nur dem Dukaten, der golden uns blendet,*

*Die Treue versprechen!*

»Ach, bei denen müsste man dienen«, seufzte erneut Melfi. »Zusammen mit solchen zu kämpfen ... Da käme man zu Ruhm und zu Beute ...«

»Seh ich richtig, oder was?« Okultich verzog das Gesicht. »An der Spitze des zweiten Haufens – ein Weib? Kämpfen die unter Weiberkommando, diese Söldner?«

»Ein Weib«, bestätigte ein Landsknecht. »Aber nicht irgendein Weib. Das ist Julia Abatemarco, die sie die Süße Range nennen. Eine Kriegerin, die sich gewaschen hat. Unter ihrem Kommando haben die Condottieri den Riegel der Schwarzen und der Elfen bei Mayena aufgebrochen, obwohl sie mit zweimal fünfhundert Mann gegen dreitausend angetreten sind.«

»Ich habe läuten hören«, meldete sich Hecht in sonderbarem, schleimig-unterwürfigem, aber zugleich boshaftem Ton zu Wort, »dass dieser große Sieg nicht viel genützt hat, dass die für die Söldlinge ausgegebenen Dukaten für die Katz waren. Nilfgaard hat sich berappelt und unseren wieder Pfeffer gegeben, aber kräftig. Und hat Mayena wieder eingeschlossen. Oder vielleicht haben sie die Festung auch schon erobert? Vielleicht sind sie schon hierher unterwegs? Vielleicht werden sie jeden Tag hier sein? Vielleicht sind die käuflichen Condottieri schon längst mit Nilfgaarder Gold abgeworben? Und vielleicht ...«

»Und vielleicht«, unterbrach ihn der Soldat wütend, »willst du eins in die Fresse, du Lump? Sieh dich vor, wer unsere Truppen madig macht, kriegt den Strick! Also halt’s Maul, solange ich noch nicht böse geworden bin!«

»Ooh!« Der große Klaproth riss das Maul auf und entspannte die Situation. »Ooh, guckt doch! Was da für komische Winzlinge kommen!«

Unter dem dumpfen Dröhnen der Heerpauken, dem anhaltenden Tuten der Dudelsäcke und dem wilden Pfeifen der Blechflöten marschierte eine Infanterieformation die Straße entlang, bewaffnet mit Hellebarden, Partisanen, Streitäxten, Kriegsflegeln und Morgensternen. Die in Pelzmäntel mit Kapuze, Kettenhemden und Spitzhauben gekleideten Soldaten waren in der Tat ungewöhnlich kleinwüchsig.

»Zwerge aus den Bergen«, erklärte ein Landsknecht. »Eins von den Regimentern des Mahakamer Freiwilligen Haufens.«

»Und ich dachte«, sagte Okultich, »die Zwerge sind nicht für uns, sondern gegen uns. Dass uns die widerlichen Kobolde verraten haben und mit den Schwarzen im Komplott sind ...«

»Du dachtest.« Der Landsknecht schaute ihn mitleidig an. »Womit denn? Wenn du Hohlkopf eine Schabe in der Suppe verschlucken würdest, dann hättest du mehr Verstand im Bauch als im Kopfe. Die dort marschieren, sind eins von den Regimentern der Zwergeninfanterie, die uns Brouver Hoog zu Hilfe geschickt hat, der Berghauptmann von Mahakam. Sie waren größtenteils auch schon im Kampf, hatten große Verluste, darum hat man sie auf Wyzima zurückgezogen, um sie neu zu formieren.«

»Ein kämpferisches Volk ist das, die Zwerge«, bestätigte Melfi. »Als mir in Ellander in der Schenke mal zu Saovine einer eins aufs Ohr gegeben hat, hat es mir in diesem Ohr bis Yule geklungen.«

Der Landsknecht schirmte die Augen mit der Hand ab. »Das Zwergenregiment ist das letzte in der Kolonne. Ende des Vorbeimarschs, gleich wird die Straße frei sein. Machen wir uns auf den Weg, denn es ist bald Mittag.«

»Es marschiert so viel Kriegsvolk nach Süden«, sagte der Verkäufer von Amuletten und Theriaks, »dass es bestimmt einen großen Krieg gibt. Ein großes Unglück wird über die Menschen kommen! Große Niederlagen über die Armee! Das Volk wird zu Tausenden von Feuer und Schwert fallen. Beachtet, Ihr Herren, dass der Komet, den man Nacht für Nacht am Himmel sieht, einen roten Feuerschweif nach sich zieht. Wenn ein Komet einen blauen oder blassen Schweif hat, verkündet er kalte Krankheiten, Rippenfellentzündung, Phlegmen und Schnupfen, und auch Wasserkatastrophen wie Überschwemmungen, Sturzregen oder lange Schlechtwetterzeiten. Die rote Farbe aber bedeutet, dass es ein Komet des Fiebers ist, des Blutes und Feuers wie auch des Eisens, das aus dem Feuer hervorgeht. Schreckliche, schreckliche Unglücke werden über das Volk kommen! Große Pogrome wird es geben und Massaker. Wie es in jener Weissagung steht: Die Leichen werden zwölf Ellen hoch liegen, auf der entvölkerten Erde werden die Wölfe heulen, und ein Mensch wird eines anderen Menschen Spur küssen ... Wehe uns!«

»Wieso uns?«, fiel ihm ein Landsknecht kalt ins Wort. »Der Komet fliegt hoch, von Nilfgaard aus ist er auch zu sehen, ganz zu schweigen vom Tal der Ina, von wo, wie es heißt, Menno Coehoorn heranzieht. Warum also nicht annehmen, dass der Komet nicht uns, sondern ihnen die Niederlage verkündet? Dass ihre Leichen aufgestapelt werden?«

»So ist es!«, knurrte der andere Landsknecht. »Wehe ihnen! Den Schwarzen!«

»Schön habt Ihr Herren das erklärt.«

»Klar doch.«

Sie waren an den Wäldern, die Wyzima umgeben, vorbei und kamen auf Wiesen und Weiden. Hier tummelten sich ganze Herden von Pferden, alle möglichen Arten – von der Kavallerie, Zugpferde für leichte Wagen und schwere Kaltblüter. An Gras gab es erbärmlich wenig – immerhin war März –, doch es standen Wagen und Krippen voll Heu da.

»Seht ihr?« Okultich leckte sich die Lippen. »Das sind vielleicht Pferdchen! Und keiner bewacht sie! Bloß aussuchen und nehmen ...«

»Halt’s Maul«, zischte Hecht und bleckte unterwürfig sein Gebiss zu den Landsknechten hin. »Er würde nämlich gern, Ihr Herren, bei der Reiterei dienen, darum ist er so scharf auf die Rösser.«

»Bei der Reiterei!«, knurrte ein Landsknecht. »Ha, was fällt dem Kerl ein! Eher kann er Stallknecht werden, den Mist unter den Pferden mit der Gabel wegschaufeln, in der Schubkarre ’rausfahren!«

»Recht habt Ihr, Herr, recht.«

Sie gingen weiter, bald kamen sie auf einen Damm, der an Teichen und Gräben entlangführte. Und plötzlich erblickten sie über den Erlenwipfeln die roten Dachziegel der Türme des über einem See aufragenden Schlosses von Wyzima.

»Na, jetzt sind wir fast da«, sagte der Händler. »Riecht ihr’s?«

»Uuu!« Melfi verzog das Gesicht. »Das ist aber ein Gestank! Was ist das?«

»Bestimmt Soldaten, die bei dem königlichen Sold vor Hunger krepiert sind«, murmelte hinter ihnen Hecht, aber so, dass die Landsknechte es nicht hörten.

Einer von ihnen lachte. »Da fällt einem fast die Nase ab, was? Ja, hier hat Militärvolk zu Tausenden im Winterlager gelegen, und Militärvolk muss essen, und wenn es isst, scheißt es auch. So hat das die Natur nun mal eingerichtet, und da ist nichts zu machen! Und was so zusammengeschissen wird, das karren sie hier in diese Gräben, laden’s ab, ohne es auch nur absickern zu lassen. Im Winter, als der Frost die Scheiße hat gefrieren lassen, war es halbwegs auszuhalten, aber seit dem Frühling ... Puhh!«

»Und sie bringen immer neue und schütten sie auf die alten Haufen.« Auch der zweite Landsknecht spuckte aus. »Und hört ihr dieses Surren? Das sind Fliegen. Ganze Wolken gibt’s hier davon, so früh im Jahr hat man das sonst nie! Bindet euch was vor die Visagen, was ihr gerade habt, denn die fliegen in Augen und Mund, die Mistviecher. Und zügig weiter, je eher wir hier vorbei sind, umso besser.«

Sie ließen die Gräben hinter sich, wurden den Gestank aber nicht los. Im Gegenteil, Jarre hätte die Hand ins Feuer gelegt, dass er um so schlimmer wurde, je näher sie der Stadt kamen. Er war nun vielfältiger, reicher an Spielarten und Nuancen. Es stanken die rings um die Stadt errichteten Militärlager und Zelte. Es stank das riesige Lazarett. Es stank die volkreiche und geschäftige Vorstadt, es stanken die Stadtmauer, das Tor, die Gebäude hinter dem Wall, es stanken die kleinen Plätze und Gassen, es stanken die Mauern des über die Stadt emporragenden Schlosses. Zum Glück gewöhnten sich die Nasen rasch ein, und bald schon war es ihnen gleichgültig, ob es Unrat war, Aas, Katzenurin oder der nächste Imbissstand.

Die Fliegen waren überall. Sie waren lästig, drängten in die Augen, die Ohren, die Nase. Sie ließen sich nicht verscheuchen. Es war einfacher, sie auf dem Gesicht zu zerquetschen. Oder zu zerbeißen.

Sobald sie aus dem Schatten des Torwegs traten, sprang ihnen eine riesige Malerei ins Auge, die einen Ritter darstellte, der mit dem Finger auf sie zeigte. Die Schrift unter dem Bild fragte in großen Buchstaben: UND DU? HAST DU DICH SCHON ZUM DIENST VERPFLICHTET?

»Haben wir, haben wir«, murmelte ein Landsknecht. »Leider.«

Dergleichen Malereien gab es viele, man konnte sagen, keine Wand ohne Bild. Es überwog der Ritter mit dem Finger; oft kam auch eine pathetische Mutter Heimat mit aufgelöstem grauem Haar vor, hinter deren Rücken brennende Dörfer und Säuglinge auf Nilfgaarder Piken zu sehen waren. Gelegentlich fanden sich auch Elfen mit bluttriefenden Messern zwischen den Zähnen.

Jarre schaute plötzlich zurück und stellte fest, dass sie allein waren, er, die Landsknechte und der Händler. Hecht, Okultich, die Bauernrekruten und Melfi waren spurlos verschwunden.

»Ja, ja«, bestätigte einer der Landsknechte seine Vermutung und musterte ihn mit forschendem Blick. »Deine Freunde sind bei der ersten Gelegenheit stiften gegangen, hinter der ersten Ecke haben sie die Flocke gemacht. Und weißt du, was ich dir sage, Junge? Es ist gut, dass sich eure Wege getrennt haben. Wünsch dir lieber nicht, dass sie wieder zusammenlaufen.«

»Schade um Melfi«, murmelte Jarre. »Das ist alles in allem ein guter Kerl.«

»Jeder wählt sein Schicksal selbst. Und du komm mit uns. Wir zeigen dir, wo die Anwerbung ist.«

Sie kamen auf einen kleinen Platz, in dessen Mitte auf einem steinernen Podest der Pranger stand. Rings um den Pranger drängten sich Bürger und Soldaten, die ihren Spaß haben wollten. Der in Eisen geschlagene Delinquent, gerade von einem Dreckklumpen ins Gesicht getroffen, spuckte und weinte. Die Menge brüllte vor Lachen.

»He!«, schrie einer der Landsknechte. »Schau mal, wen sie da festgesetzt haben! Das ist doch Fuson! Was werfen sie denn dem vor?«

»Ackerbau«, erklärte eilig ein dicker Bürger mit Wolfspelz und Filzkappe.

»Was?«

»Ackerbau«, wiederholte der Dicke mit Nachdruck. »Dass er gesät hat!«

»Ha, da habt ihr aber, mit Verlaub, einen gewaltigen Bock geschossen«, sagte lachend der Landsknecht. »Ich kenne Fuson, er ist Schuster, sein Vater war Schuster, sein Großvater auch. Der hat zeitlebens weder gepflügt noch gesät noch geerntet. Ihr habt da einen Bock geschossen mit diesem Säen, und was für einen!«

»Der Vogt hat es selber gesagt!«, beharrte der Bürger. »Er wird bis zum Abend am Pranger stehen, weil er gesät hat! Gesät hat er, der Verbrecher, auf Nilfgaarder Geheiß und für Nilfgaarder Silberlinge ... Er hat allerdings irgendeine eigenartige Frucht gesät, wohl eine aus Übersee ... Wie hieß die doch gleich ... Aha! Defätismus!«

»Ja, ja!«, rief der Amulettverkäufer. »Davon habe ich reden gehört! Die Nilfgaarder Spione und die Elfen verbreiten die Seuche, sie schütten alles mögliche Gift in Brunnen, Quellen und Bäche, und zwar: Stechapfel, Tollkraut, Lepra und Defätismus.«

»Jawohl.« Der Bürger im Wolfspelz nickte. »Gestern haben sie hier zwei Elfen aufgehängt. Bestimmt, weil sie was vergiftet haben.«

»Diese Straße lang und um die Ecke« – der Landsknecht zeigte es – »liegt eine Herberge, in der die Werbekommission ihr Büro hat. Da ist eine große Plane aufgespannt, mit den temerischen Lilien, die kennst du ja, Junge, du findest es ohne Mühe. Mach’s gut. Mögen die Götter geben, dass wir uns in besseren Zeiten treffen. Lebt auch Ihr wohl, Herr Kaufmann.«

Der Händler räusperte sich laut. »Werte Herren«, sagte er, während er in den Kistchen und Etuis kramte, »erlaubt, dass ich für Eure Hilfe ... Zum Zeichen der Dankbarkeit ...«

»Bemüht Euch nicht, guter Mann«, sagte lächelnd ein Landsknecht. »Geholfen, und fertig, nicht der Rede wert ...«

»Vielleicht eine Wundersalbe gegen Hexenschuss?« Der Händler tastete nach etwas am Grunde eines Etuis. »Vielleicht eine universelle und unfehlbare Medizin gegen Bronchitis, Gicht, Lähmung, Schuppen wie auch Skrofulose? Vielleicht ein Harzbalsam gegen Bienenstiche, Schlangen- und Vampirbisse? Vielleicht ein Talisman zum Schutz gegen die Folgen des Bösen Blicks?«

»Aber habt Ihr vielleicht«, fragte ernst der andere Landsknecht, »etwas zum Schutz gegen die Folgen schlechten Fressens?«

»Habe ich!«, rief der Händler strahlend. »Das ist ein sehr wirksames Elixier aus magischen Wurzeln, mit duftenden Kräutern versetzt. Es genügen drei Tropfen nach der Mahlzeit. Bitte, nehmt, werte Herren.«

»Danke. Also dann, lebt wohl, Herr. Du auch, Junge. Viel Erfolg!«

»Anständig, umgänglich und höflich«, schätzte der Händler ein, als die Soldaten in der Menge verschwunden waren. »Na, aber du hast mir ja auch beigestanden, junger Mann. Was gebe ich dir denn da? Ein Amulett gegen Blitzschlag? Einen Bezoar? Einen Schildkrötenstein, der gegen Hexenzauber hilft? Ha, ich habe auch einen Leichenzahn zum Räuchern, ich habe ein Stück getrockneten Teufelsdreck, sowas soll man im rechten Stiefel tragen ...«

Jarre wandte den Blick von den Leuten, die von einer Hauswand eifrig eine Aufschrift abwuschen: WEG MIT DEM BESCHISSENEN KRIEG.

»Lasst gut sein«, sagte er. »Es wird Zeit für mich ...«

»Ha«, rief der Händler und zog aus einer Schachtel ein kleines Messingmedaillon in Form eines Herzchens. »Das solltest du gebrauchen können, junger Mann, denn das ist gerade richtig für junge Leute. Es ist eine große Rarität, ich habe nur eins davon. Das ist ein Zauberamulett. Es bewirkt, dass der Träger nicht von seiner Liebsten vergessen wird, wenn auch die Zeit sie getrennt haben mag und viele Meilen zwischen ihnen sind. Schau, hier geht es auf, drinnen ist ein Zettelchen aus magischem Papier. Auf dieses Zettelchen braucht man nur mit magischer Tinte, roter, wie ich sie habe, den Namen der Liebsten aufzuschreiben, und sie vergisst dich nicht, hört nicht auf, dich zu lieben, wird dir nicht untreu und verlässt dich nicht. Na?«

»Hmmm ...« Jarre errötete ein wenig. »Wenn ich wüsste ...«

Der Kaufmann tauchte ein Stöckchen in die magische Tinte. »Welchen Namen soll ich schreiben?«

»Ciri. Das heißt, Cirilla.«

»Fertig. Nimm.«

»Jarre! Was machst du hier, bei allen Teufeln?«

Jarre drehte sich abrupt um. Ich habe gehofft, dachte er mechanisch, ich könnte meine ganze Vergangenheit hinter mir lassen, jetzt würde alles neu. Aber ich treffe fast pausenlos auf alte Bekannte.

»Herr Dennis Cranmer ...«

Der Zwerg in dem schweren Pelz, mit Brustharnisch, eisernen Schulterstücken und Fuchsmütze mit Federbusch, warf einen raschen Blick auf den Burschen, den Händler, dann wieder auf den Burschen. »Was«, fragte er streng, wobei er Brauen, Schnurrbart und Bart sträubte, »machst du hier, Jarre?«

Der junge Mann überlegte einen Moment lang, ob er nicht schwindeln und zur besseren Glaubwürdigkeit den wohlmeinenden Kaufmann in die Lüge einbeziehen sollte. Doch er verwarf den Gedanken fast augenblicklich. Dennis Cranmer, der einst in der Garde des Fürsten von Ellander gedient hatte, stand im Rufe eines Zwergs, den man schwer irreführen konnte. Es lohnte den Versuch nicht.

»Ich will in die Armee eintreten.«

Er wusste, wie die nächste Frage lauten würde.

»Nenneke hat das erlaubt?«

Er brauchte nicht zu antworten.

»Du bist weggelaufen.« Dennis Cranmer schüttelte den Bart. »Bist einfach aus dem Tempel weggelaufen. Und Nenneke und die Priesterinnen raufen sich dort die Haare ...«

»Ich habe einen Brief zurückgelassen«, stotterte Jarre. »Herr Cranmer, ich konnte nicht ... Ich musste ... Es gehörte sich nicht, tatenlos dazusitzen, wenn der Feind an den Grenzen steht ... In der Stunde der Gefahr für das Vaterland ... Und dann noch sie ... Ciri ... Mutter Nenneke wollte es um keinen Preis erlauben, obwohl sie dreiviertel der Mädchen aus dem Tempel zur Armee geschickt hat, wollte sie mich nicht lassen ... Und ich konnte nicht ...«

»Also bist du abgehauen.« Der Zwerg zog streng die Brauen zusammen. »Bei allen sackermenten Dämonen, ich sollte dich zu einem Bündel verschnüren und mit Kurierpost nach Ellander schicken! Dich dort hinter Schloss und Riegel setzen lassen, bis die Priesterinnen dich abholen kommen! Ich sollte ...«

Er schnaufte zornig.

»Wann hast du zuletzt etwas gegessen, Jarre? Wann hattest du zuletzt ein warmes Essen im Maul?«

»Richtig warm? Vor drei ... nein, vor vier Tagen.«

»Komm.«

»Iss langsamer, Söhnchen«, ermahnte ihn Zoltan Chivay, einer der Kameraden Dennis Cranmers. »Es ist ungesund, so hastig zu essen, ohne ordentlich zu kauen. Wohin willst du so eilig? Glaub mir, niemand nimmt dir dieses Essen weg.«

Jarre war sich dessen nicht so sicher. Im Hauptsaal der Herberge »Zum Zottelbären« fand gerade ein Faustkampf statt. Zwei Zwerge, untersetzt und breit wie Öfen, bearbeiteten einander unter dem Gebrüll ihrer Kameraden vom Freiwilligen Haufen und dem Applaus der örtlichen Prostituierten mit den Fäusten, dass es nur so dröhnte. Der Fußboden bebte, Möbel und Geschirr stürzten um, und die Blutstropfen aus den zerdroschenen Nasen sprühten umher wie Regen. Jarre wartete nur darauf, dass einer der Kämpfer auf ihren Offizierstisch krachen und den Holzteller mit Eisbein, die Schüssel mit Erbsen und die tönernen Humpen umstoßen würde. Er schluckte schnell ein abgebissenes Stück vom Fetten hinunter, denn er ging davon aus, dass ihm das Verschluckte jedenfalls bleiben würde.

»Ich habe nicht recht verstanden, Dennis.« Ein anderer Zwerg namens Sheldon Skaggs wandte nicht einmal den Kopf, obwohl einer der Kämpfenden bei einem Haken um ein Haar ihn erwischt hätte. »Wenn dieser Junge Priester ist, was hat er dann bei der Armee zu suchen? Priester dürfen kein Blut vergießen.«

»Er ist Zögling im Tempel, kein Priester.«

»Zum Kuckuck, ich habe diesen verwickelten Aberglauben der Menschen nie begreifen können. Aber na ja, über fremden Glauben soll man nicht spotten ... Es läuft jedenfalls darauf hinaus, dass dieser junge Mann hier, obwohl er im Tempel erzogen worden ist, nichts dagegen hat, Blut zu vergießen. Vor allem Nilfgaarder Blut. Was, junger Mann?«

»Lass ihn doch in Ruhe essen, Skaggs.«

»Ich will gern antworten ...« Jarre schluckte ein Stück Eisbein hinunter und packte sich einen Löffelvoll Erbsen in den Mund. »Das ist so: Blut vergießen darf man in einem gerechten Krieg. Zur Verteidigung höherer Zwecke. Darum trete ich in die Armee ein ... Das Vaterland ruft ...«

»Ihr seht selbst« – Sheldon Skaggs ließ den Blick über die Gefährten schweifen –, »wie viel Wahres an der Behauptung ist, dass die Menschen eine uns nahestehende und verwandte Rasse sind, dass wir aus derselben Wurzel stammen, wir und auch sie. Der beste Beweis sitzt hier vor uns und mampft Erbsen. Anders gesagt: Eine Menge genau solcher dummer Enthusiasten findet ihr unter den jungen Zwergen.«

»Vor allem nach der Kampagne von Mayena«, bemerkte Zoltan Chivay kalt. »Nach einer gewonnenen Schlacht nimmt der Zuzug von Freiwilligen immer zu. Der Strom wird nachlassen, wenn sich die Nachricht verbreitet, dass die Truppen Menno Coehoorns die Ina heraufziehen und nichts zurücklassen als Erde und Wasser.«

»Wenn dann nur nicht der Strom auf die andere Seite einsetzt«, murmelte Cranmer. »Ich habe kein rechtes Vertrauen in Freiwillige. Es ist bemerkenswert, dass jeder zweite Deserteur ein Freiwilliger ist.«

»Wie könnt Ihr ...« Jarre verschluckte sich beinahe. »Wie könnt Ihr so etwas unterstellen, Herr ... Ich gehe aus ideellen Beweggründen ... In einen gerechten und richtigen Krieg ... Das Vaterland ...«

Unter einem Hieb, der, wie es dem Burschen schien, das Haus in den Grundfesten erschütterte, ging einer der Kämpfer zu Boden, der Staub von den Dielenbrettern wirbelte einen halben Klafter hoch. Diesmal jedoch blieb der Niedergeschlagene, statt aufzuspringen und auf den Gegner einzuhämmern, liegen, bewegte ungeschickt und unkoordiniert die Extremitäten und erinnerte an einen großen, auf den Rücken gedrehten Maikäfer.

Dennis Cranmer stand auf. »Der Fall ist entschieden!«, verkündete er laut und schaute sich in der Schenke um. »Die Stelle des Rottenführers, die nach dem Heldentod des bei Mayena auf dem Feld der Ehre gefallenen Elkan Foster frei geworden ist, geht an ... Wie heißt du, Sohn? Hab’s vergessen.«

»Blasco Grant!« Der Sieger im Faustkampf spuckte einen Zahn auf den Fußboden.

»... geht an Blasco Grant. Gibt es sonst noch strittige Fragen in Bezug auf Beförderungen? Keine? Gut so. Wirt! Bier!«

»Wo waren wir eben?«

»Beim gerechten Krieg«, begann Zoltan Chivay an den Fingern abzuzählen. »Bei den Freiwilligen. Bei den Deserteuren ...«

»Richtig«, unterbrach ihn Dennis. »Ich wusste, dass ich noch etwas sagen wollte, und es ging dabei um desertierende und verräterische Freiwillige. Erinnert euch an das ehemalige cintrische Korps von Vissegert. Die Hurensöhne, zeigt sich, haben nicht einmal die Fahne gewechselt. Ich weiß das von den Condottieri aus der Freikompagnie, aus dem Banner von Julia der ›Süßen Range‹. Bei Mayena hat sich Julias Banner mit den Cintriern geschlagen. Sie marschierten in der Vorhut des Nilfgaarder Angriffs, unter derselben Fahne mit den Löwen ...«

»Das Vaterland hat sie gerufen«, warf Skaggs mürrisch ein. »Und die Kaiserin Ciri.«

»Leiser«, zischte Dennis.

»Stimmt«, ließ sich der bisher schweigsame vierte Zwerg vernehmen, Yarpen Zigrin. »Leiser, und zwar leiser als leise! Und nicht aus Furcht vor Spitzeln, sondern weil man nicht von Dingen spricht, von denen man keinen blassen Schimmer hat.«

Skaggs reckte den Bart. »Du aber, Zigrin, du hast einen Schimmer, was?«

»Habe ich. Und ich sage eins: Niemand, sei es nun Emhyr var Emreis oder die aufständischen Zauberer von Thanedd, nicht einmal der Teufel selbst könnte dieses Mädchen zu etwas zwingen. Er könnte sie nicht brechen. Das weiß ich. Denn ich kenne sie. Eine Mystifikation ist das, diese ganze Heirat mit Emhyr. Eine Mystifikation, auf die verschiedene Dummköpfe hereingefallen sind ... Diesem Mädchen, sage ich euch, ist etwas anderes vorherbestimmt. Etwas ganz anderes.«

»Du redest«, murmelte Skaggs, »als würdest du sie wirklich kennen, Zigrin.«

»Lass gut sein«, knurrte unerwartet Zoltan Chivay. »Mit dieser Vorherbestimmung hat er recht. Ich glaube daran. Ich habe Gründe dafür.«

»Ach« – Sheldon Skaggs winkte ab –, »was soll das Gerede. Cirilla, Emhyr, die Vorherbestimmung ... Das sind fernliegende Fragen. Eine näherliegende, meine Herren, ist dagegen Menno Coehoorn mit der Heeresgruppe ›Mitte‹.«

»Jawohl«, seufzte Zoltan Chivay. »Irgendwie kommt es mir so vor, als ob es nicht ohne eine große Schlacht abgehen wird. Vielleicht die größte, die die Geschichte kennt.«

»Vieles«, murmelte Dennis Cranmer, »wirklich vieles wird sich klären ...«

»Und noch mehr wird zu Ende gehen.«

»Alles ...« Jarre stieß auf und hielt sich gewohnheitsmäßig die Hand vor den Mund. »Alles geht zu Ende.«

Die Zwerge wechselten kurz Blicke, wahrten Schweigen.

»Ich habe«, sagte schließlich Zoltan Chivay, »dich nicht ganz verstanden, junger Mann. Möchtest du nicht erklären, was du meinst?«

»Im fürstlichen Rat ...«, stotterte Jarre. »Also in Ellander heißt es, dass der Sieg in diesem großen Krieg darum so wichtig ist, weil ... Weil das der große Krieg ist, der allen Kriegen ein Ende bereitet.«

Sheldon Skaggs prustete und bespuckte sich den Bart mit Bier. Zoltan Chivay brüllte vor Lachen.

»Glaubt Ihr nicht, meine Herren?«

Jetzt war die Reihe an Dennis Cranmer, loszuprusten. Yarpen Zigrin blieb ernst, musterte den Burschen aufmerksam und geradezu fürsorglich.

»Sohn«, sagte er schließlich sehr ernst. »Schau. An diesem Schanktisch sitzt Evangelina Parr. Sie ist, das muss man zugeben, sehenswert. Ja, sogar groß. Aber bei all ihren Ausmaßen ist das zweifellos nicht die Hure, die allen Huren ein Ende bereiten kann.«

Nachdem sie in eine enge und menschenleere Gasse abgebogen waren, blieb Dennis Cranmer stehen.

»Ich muss dich loben, Jarre«, sagte er. »Weißt du, wofür?«

»Nein.«

»Verstell dich nicht. Mir gegenüber brauchst du das nicht. Es ist lobenswert, dass du nicht mit der Wimper gezuckt hast, als von dieser Cirilla die Rede war. Noch lobenswerter ist, dass du da das Maul nicht aufgemacht hast ... Na, na, zieh kein dummes Gesicht. Ich habe viel von dem erfahren, was bei Nenneke hinter den Tempelmauern vorging, du kannst mir glauben – viel. Und falls dir das nicht genügt, sollst du wissen, dass ich gehört habe, welchen Namen dir der Händler in das Medaillon geschrieben hat.

Mach weiter so.« Der Zwerg gab sich taktvoll den Anschein, nicht zu bemerken, wie der Bursche rot anlief. »Weiter so, Jarre. Und nicht nur, was Ciri angeht ... Was glotzt du da so an?«

Auf der Wand eines Speichers, den man an der Mündung der Gasse sah, stand eine mit Tünche schief gemalte Aufschrift: MACH LIEBE KEINEN KRIEG. Gleich darunter hatte jemand – in wesentlich kleineren Buchstaben – gekritzelt: MACH NEN HAUFEN AM MORGEN.

»Schau woanders hin, Dummkopf«, bellte Dennis Cranmer. »Schon dafür, dass du dir solche Losungen anschaust, kannst du hopsgehen, und wenn du zur Unzeit was sagst, wirst du am Pfahl ausgepeitscht, die blutige Haut prügeln sie dir vom Buckel. Hier wird kurzer Prozess gemacht! Sehr kurzer!«

»Ich habe«, murmelte Jarre, »einen Schuster am Pranger gesehen. Angeblich, weil er Defätismus gesät hat.«

»Da hat er«, stellte der Zwerg ernst fest und zog den Burschen am Ärmel, »wahrscheinlich, als er seinen Sohn zur Einheit begleitet hat, geweint, anstatt patriotische Hochrufe auszustoßen. Für mehr Defätismus wird man hier anders bestraft. Komm, ich zeig’s dir.«

Sie kamen auf einen kleinen Platz. Jarre wich zurück, bedeckte mit dem Ärmel Mund und Nase. An einem großen steinernen Galgen hing ein gutes Dutzend Leichen. Einige davon, wie der Anblick und der Geruch verrieten, schon lange.

»Der da« – Dennis zeigte hin und verscheuchte gleichzeitig die Fliegen – »hat dummes Zeug auf Mauern und Planen geschrieben. Der da hat behauptet, der Krieg sei eine Angelegenheit der hohen Herren und die in Nilfgaard eingezogenen Bauernburschen seien nicht seine Feinde. Der da hat im Suff den folgenden Witz erzählt: ›Was ist eine Lanze? Das ist eine Waffe der Oberen, eine Stange mit einem armen Teufel an jedem Ende.‹ Und dort, am Ende, siehst du das Weib? Das war die Puffmutter eines fahrenden Heeresbordells, das sie mit der Aufschrift geschmückt hatte: ›Vögel heute, Krieger! Morgen kannst du es vielleicht nicht mehr.‹«

»Und nur deswegen ...«

»Eins von ihren Mädchen hatte außerdem noch, wie sich herausstellte, den Tripper. Und das ist dann schon der Paragraph über Diversion und Wehrkraftzersetzung.«

»Ich habe verstanden, Herr Cranmer.« Jarre straffte sich zu einer Haltung, die er für militärisch hielt. »Aber macht Euch um mich keine Sorgen. Ich bin kein Defätist ...«

»Einen Scheiß hast du verstanden, und unterbrich mich nicht, denn ich bin noch nicht fertig. Der letzte Gehenkte dort, der schon gründlich stinkt, hat sich weiter nichts zuschulden kommen lassen, als auf das Gerede eines Provokateurs hin auszurufen: ›Recht habt Ihr, Herr, so ist es, genau so, wie zweimal zwei vier ist!‹ Jetzt sag, dass du verstanden hast.«

»Ich habe verstanden.« Jarre schaute sich verstohlen um. »Ich werde aufpassen. Aber ... Herr Cranmer ... Wie ist das in Wahrheit ...?«

Der Zwerg schaute sich auch um. »In Wahrheit«, sagte er leise, »ist es so, dass die Heeresgruppe ›Mitte‹ unter Marschall Menno Coehoorn mit rund hunderttausend Mann nach Süden marschiert. In Wahrheit wären sie ohne den Aufstand in Verden schon hier. In Wahrheit wäre es gut, wenn es zu Verhandlungen käme. In Wahrheit haben Temerien und Redanien nicht die Kraft, Coehoorn aufzuhalten. In Wahrheit jedenfalls nicht vor der strategischen Grenze, die der Pontar bildet.«

»Der Fluss Pontar«, flüsterte Jarre, »liegt nördlich von uns.«

»Ebendas wollte ich sagen. Aber merk dir: Darüber kein Wort.«

»Ich werde mich vorsehen. Wenn ich dann in der Einheit bin, muss ich das dort auch? Kann ich dort auch an einen Spitzel geraten?«

»In einer Linieneinheit? In Frontnähe? Kaum. Die Spitzel sind hinter der Front so eifrig, weil sie Angst haben, selber an die Front zu kommen. Außerdem, wenn sie jeden Soldaten aufhängen wollten, der murrt, schimpft und lästert, wäre keiner mehr zum Kämpfen übrig. Aber was diese Ciri angeht, Jarre, musst du immer den Mund halten. In einen geschlossenen Mund, merk dir meine Worte, fliegt keine Scheißfliege. Jetzt komm, ich bringe dich zur Kommission.«

»Werdet Ihr dort ein gutes Wort für mich einlegen?« Jarre schaute den Zwerg hoffnungsvoll an. »Was? Herr Cranmer?«

»Ach, was bist du dumm, Schreiberling. Das ist die Armee! Wenn ich mich für dich verwenden würde, wäre das, als ob ich dir mit Goldzwirn ›Waschlappen‹ auf den Rücken stickte! Du würdest in der Einheit deines Lebens nicht mehr froh, Junge.«

»Und zu Euch ...«, druckste Jarre. »In Eure Einheit ...«

»Überhaupt kein Gedanke.«

»Weil bei Euch«, sagte der Bursche bitter, »nur für Zwerge Platz ist, nicht wahr? Nicht für mich, ist es so?«

»So ist es.«

Nicht für dich, dachte Dennis Cranmer. Nicht für dich, Jarre. Denn ich habe bei Nenneke immer noch Schulden einzulösen. Darum möchte ich, dass du aus diesem Krieg heil zurückkehrst. Und den Mahakamer Freiwilligen Haufen, der aus Zwergen besteht, aus Individuen einer fremden und niederen Rasse, werden sie immer mit den gefährlichsten Aufträgen in die schlimmste Bredouille schicken. Dorthin, woher man nicht zurückkehrt. Dorthin, wo sie Menschen nicht hinschicken würden.

»Und was, meinst du, ist so etwas Besonderes, dass du unbedingt hinmöchtest?«

Jarre wandte sich um. Er hörte Gesang, der wie Brandungswellen anstieg, wie das Donnern eines rasch näher kommenden Gewitters anschwoll. Lauten Gesang, herrisch, stark, hart wie Stahl. Er hatte solchen Gesang schon gehört.

Die Straße vom Schlosse her kam in Dreierreihen im Schritt eine Abteilung der Condottieri geritten. An der Spitze ritt auf einem Schimmelhengst, unter der mit Menschenschädeln geschmückten Stange, der Anführer, ein graumelierter Mann mit Adlernase und Haaren, die zu einem auf den Harnisch fallenden Pferdeschwanz gebunden waren.

»Adam ›Adieu‹ Pangratt«, murmelte Dennis Cranmer.

Der Gesang der Condottieri hallte, dröhnte, brauste. Begleitet vom Kontrapunkt des Hufschlags auf dem Pflaster erfüllte er die kleine Straße, bis hinauf zu den Giebeln der Häuser, stieg über sie empor, hoch in den blauen Himmel über der Stadt.

Kein Weib, keine Liebste wird je um uns weinen,

Bedeckt uns die blutige Erde in Bälde.

Allein für Dukaten, die golden uns scheinen,

Ziehn wir zu Felde!

»Ihr fragt, was für eine Abteilung ...«, sagte Jarre, der den Blick nicht von den Kavalleristen wenden konnte. »Ja zum Beispiel eine wie diese! In so einer würde ich gern ...«

»Jeder hat sein eigenes Lied«, unterbrach ihn leise der Zwerg. »Und jeden deckt die blutige Erde auf seine Weise. So, wie es ihm zuteil wird. Und entweder man weint um ihn oder nicht. Im Krieg, Schreiber, singt und marschiert man nur gleichmäßig, steht gleichmäßig in Reih und Glied. Aber dann, im Kampf, erhält jeder das, was nur ihm bestimmt ist. Ob in der Freikompagnie von ›Adieu‹ Pangratt, bei der Infanterie oder beim Tross ... Ob in glänzender Rüstung und mit schönem Federbusch, ob in Bastschuhen und einem verlausten Schafspelz ... Ob auf einem flinken Renner oder hinter dem Setzschild ... Jedem etwas anderes. Wie es ihm zuteil wird! Na, da ist ja auch die Kommission, siehst du das Schild über dem Eingang? Dort musst du hin, wenn du denn unbedingt Soldat werden willst. Geh, Jarre. Mach’s gut. Wir sehen uns, wenn alles vorüber ist.«

Der Zwerg schaute dem Burschen nach, bis der hinter der Tür der Herberge verschwand, in der sich die Rekrutierungskommission eingerichtet hatte.

»Oder wir sehen uns nicht«, fügte er leise hinzu. »Niemand weiß, was wem bestimmt ist. Was wem zuteil wird.«

»Kannst du reiten? Mit Bogen oder Armbrust schießen?«

»Nein, Herr Kommissar. Aber ich kann schreiben und kalligraphieren, auch Ältere Runen ... Ich kenne die Ältere Rede ...«

»Kannst du fechten? Mit der Lanze umgehen?«

»... und habe die Geschichte der Kriege gelesen. Die Werke von Marschall Pelligram ... Und Roderick de Novembre ...«

»Kannst du vielleicht wenigstens kochen?«

»Nein, kann ich nicht ... Aber ganz gut rechnen ...«

Der Kommissar verzog das Gesicht und winkte ab. »Ein belesener Klugscheißer! Der wievielte ist das heute schon? Schreib ihm ein Papier für die A-Be-I aus. Du wirst in der A-Be-I dienen, junger Mann. Ab mit dieser Quittung an den südlichen Stadtrand und dann vor das Mariborer Tor, an den See.«

»Aber ...«

»Du kannst es nicht verfehlen. Der Nächste!«

»He, Jarre! He! Warte doch!«

»Melfi?«

»Na klar doch!« Der Böttchersohn wankte, hielt sich an der Mauer fest. »Ich, hier, he-he!«

»Was hast du?«

»Was soll ich haben? He, he! Nichts! Getrunken hab ich ein bisschen! Dass die Nilfgaarder verrecken sollen! Och, Jarre, ich freu mich, dich zu sehen, weil ich dachte, du hast mich wo verloren ... Mein Freund du ...«

Jarre wich zurück, als hätte er einen Schlag erhalten. Der Böttchersohn roch nicht nur nach schlechtem Bier und noch üblerem Schnaps, sondern auch nach Zwiebel, Knoblauch und weiß der Teufel wonach noch. Aber schrecklich.

»Und wo«, fragte er vorwurfsvoll, »sind deine prima Kumpels?«

»Du meinst Hecht?« Melfi verzog das Gesicht. »Also ich sag dir, der Kuckuck soll ihn holen! Weißt du, Jarre, ich denke, das war ein schlechter Mensch.«

»Bravo. Hast ihn schnell durchschaut.«

»Und ob!«, brüstete sich Melfi, ohne den Spott zu erfassen. »Er hat sich vorgesehen, aber mich täuscht keiner! Ich weiß nämlich, was er vorhat! Warum er hierher nach Wyzima gekommen ist! Du denkst wohl, Jarre, der und sein Anhang sind zur Armee gegangen, so wie wir? Ha, da täuschst du dich aber gewaltig! Weißt du, was er vorhat? Du würdest es nicht glauben!«

»Würde ich.«

»Der wollte nämlich«, schloss Melfi triumphierend, »bloß Pferde kriegen und Uniformen, die wollte er hier wo klauen. Weil er nämlich vorhat, als Soldat verkleidet auf Raub zu gehen!«

»Dass ihn der Henker hole.«

»Und recht bald!« Der Böttchersohn wankte ein wenig, stellte sich an die Mauer und öffnete die Hose. »Leid tut mir bloß, dass Ograbek und Milton, die Dorftrottel, sich haben bequatschen lassen, die sind mit Hecht gegangen, da wird auch sie der Henker holen. Aber ja, zum Teufel mit ihnen, den Kohlköpfen! Und wie sieht’s bei dir aus, Jarre?«

»In welcher Hinsicht?«

»Haben dich die Kommissare irgendwo zugeteilt?« Melfi ließ einen Strahl gegen die Mauer fließen. »Ich frage, weil ich schon eingezogen bin. Ich muss vors Mariborer Tor, am südlichen Stadtrand. Und wo musst du hin?«

»Auch nach Süden.«

»Ha!« Der Böttchersohn wackelte ein paarmal mit den Hüften, schüttelte, machte die Hose zu. »Dann werden wir vielleicht zusammen kämpfen?«

»Glaube ich kaum.« Jarre schaute ihn herablassend an. »Ich bin meinen Qualifikationen gemäß eingeteilt worden. Zur A-Be-I.«

»Klar doch.« Melfi bekam den Schluckauf und verströmte seinen schrecklichen Geruch. »Du bist ja gelehrt! Solche Schlauberger nehmen sie bestimmt für irgendwelche wichtigen Aufgaben, nicht für die ersten besten. Na ja, was soll man machen? Vorläufig lass uns noch ein bisschen zusammen gehen. Wir müssen ja doch beide in die südliche Stadt.«

»So sieht es aus.«

»Also gehen wir.«

»Gehen wir.«

»Hier wird es wohl nicht sein«, schätzte Jarre angesichts des von Zelten umgebenen Platzes, auf dem eine Rotte von abgerissenen Gestalten mit langen Stangen auf den Schultern Staub aufwirbelte. Jeder von den Leuten hatte, wie der junge Mann bemerkte, am rechten Bein ein Büschel Heu und am linken ein Bund Stroh befestigt.

»Hier sind wir wohl falsch, Melfi.«

»Stroh! Heu!«, hörte man von dem Platz her die Stimme des Gefreiten, der die Lumpenkerle dirigierte. »Stroh! Heu! Ausrichten, ihr Arschlöcher!«

»Über den Zelten weht eine Standarte«, sagte Melfi. »Schau selbst, Jarre. Dieselben Lilljen, von denen du uns unterwegs erzählt hast. Haben wir eine Standarte? Haben wir. Ist das das Militär? Ist es. Also ist es hier. Wir sind richtig.«

»Du vielleicht. Ich bestimmt nicht.«

»Da bei dem Zaun steht irgendein Vorgesetzter. Fragen wir den.«

Danach ging es schnell.

»Neue?«, blaffte der Feldwebel. »Von der Anwerbung? Papiere her! Was, verdammich, steht ihr beide hier rum? Abmarsch! Nicht rumstehen! Linksum! Zurück, du Arsch, nach rechts! Im Laufschritt marsch! Zurück, ihr Ärsche! Zuhören und merken! Zuerst, ihr Ärsche, zum Proviantmeister! Ausrüstung fassen! Kettenhemd, Lederzeug, Pike, verdammich, Helm und Dolch! Dann zur Musterung! Bei Sonnenuntergang, verdammich, fertig zum Appell! Maaarsch!«

»Gleich.« Jarre schaute sich unsicher um. »Denn ich bin, glaube ich, woanders zugeteilt ...«

»Waaaaas?!«

»Entschuldigung, Herr Offizier.« Jarre wurde rot. »Es geht mir nur darum, einen eventuellen Irrtum zu vermeiden ... Denn der Herr Kommissar hat eindeutig ... Er hat eindeutig von einer Einteilung zur A-Be-I gesprochen, daher ...«

»Du bist zu Hause, Junge«, prustete der Feldwebel, von dem ›Offizier‹ etwas entwaffnet. »Das ist genau deine Einheit. Willkommen bei der Armen Beschissenen Infanterie.«

»Und warum«, wiederholte Rocco Hildebrandt, »und wieso komme ich dazu, Euch Abgaben zu leisten? Wir haben alles, wie es sich gehörte, schon bezahlt.«

»Na, schaut ihn euch an, den überschlauen Halbling.« Hecht, auf den Sattel des gestohlenen Pferdes gefläzt, grinste seine Kumpane an. »Er hat schon bezahlt! Und bildet sich ein, das ist alles. Also wirklich, ganz wie dieser Truthahn, der an den Sonntag dachte. Aber am Samstag haben sie ihn schon geschlachtet!«

Okultich, Klaproth, Milton und Ograbek lachten im Verein brüllend los. Denn der Witz war prima. Und der Spaß versprach noch besser zu werden.

Rocco bemerkte die widerwärtigen, klebrigen Blicke der Banditen, schaute sich um. Auf der Schwelle der Hütte stand Incarvilia Hildebrandt, seine Frau, zusammen mit Aloë und Yasmin, seinen beiden Töchtern.

Hecht und seine Kumpane betrachteten die Hobbitfrauen und grinsten lüstern. Ja, kein Zweifel, der Spaß versprach erstklassig zu werden.

An die Hecke auf der anderen Seite der Landstraße kam Hildebrandts Nichte, Impatientia Vanderbeck, zärtlich Impi genannt. Das war ein wirklich hübsches Mädchen. Das Grinsen der Banditen wurde noch lüsterner und widerwärtiger.

»Na, du Winzling«, drängte Hecht. »Gib den königlichen Truppen Geld, gib was zu Fressen, gib Pferde her, hol die Kühe aus dem Stall. Wir können hier ja nicht bis zum Abend rumstehen, müssen heute noch ein paar Dörfer abarbeiten.«

»Warum sollen wir bezahlen und etwas geben?« Rocco Hildebrandts Stimme zitterte leicht, doch noch immer klangen darin Verwunderung und Widerspruch. »Ihr sagt, das ist für das Militär, für unsere Verteidigung. Aber wer, frag ich, soll uns vor dem Hunger verteidigen? Wir haben schon das Winterquartiergeld bezahlt, die Heersteuer, die Kopfsteuer, die Pflugsteuer, die Herdsteuer, die Schwanzsteuer, die Haberabgabe und weiß der Kuckuck was noch! Nicht genug, dass vier aus dieser Siedlung, darunter mein eigener Sohn, beim Tross Gespanne führen! Und niemand anders als mein Schwager, Milo Vanderbeck, genannt Rusty, ist Feldchirurg, eine wichtige Person bei der Armee. Das heißt, unser Hofaufgebot haben wir mehr als erfüllt ... Wie kommen wir also dazu, nochmals zu bezahlen? Wofür? Und warum?«

Hecht musterte die Frau des Halblings, Incarvilia Hildebrandt aus dem Hause Biberveldt. Seine pausbäckigen Töchter, Aloë und Yasmin. Die puppensüße Impi Vanderbeck in ihrem grünen Kleidchen. Sam Hofmeier und seinen Großvater, den alten Holofernes. Oma Petunia, die hingebungsvoll ein Beet mit dem Grubber lockerte. Die übrigen Halblinge aus der Siedlung, größtenteils Weiber und Halbwüchsige, die beunruhigt aus Häusern und hinter Zäunen hervorschauten.

»Du fragst, warum?«, zischte er, beugte sich vom Sattel herab und blickte dem Halbling in die entsetzten Augen. »Ich sag dir, warum. Darum, dass du ein lausiger Halbling bist, ein Fremder, ein Dahergelaufener, und wer dich widerlichen Nichtmenschen ausnimmt, der macht den Göttern eine Freude. Wer dich Nichtmenschen kaltmacht, der tut eine gute und paterotische Tat. Und auch, weil es mich juckt, dein Nichtmenschennest abzufackeln. Weil ich es gar nicht erwarten kann, deine Winzlingweiber durchzuficken. Und weil wir hier fünf kräftige Kerle sind, und ihr seid bloß eine Handvoll beschissne Winzlinge. Weißt du jetzt, warum?«

»Jetzt weiß ich es«, sagte Rocco Hildebrandt langsam. »Geht weg, Große Leute. Geht weg, ihr Nichtsnutze. Wir geben euch nichts.«

Hecht richtete sich auf, griff nach dem am Sattel hängenden Dolch. »Auf sie!«, schrie er. »Macht sie fertig!«

Mit einer so schnellen Bewegung, dass sie der Blick nicht erfassen konnte, bückte sich Rocco Hildebrandt zu einer Schubkarre, zog eine unter einer Binsenmatte verborgene Armbrust hervor, legte den Kolben an die Wange und jagte den Bolzen mitten in Hechts zum Schrei geöffneten Mund. Incarvilia Hildebrandt aus dem Hause Biberveldt holte mit der Hand aus, durch die Luft wirbelte eine Sichel und traf zielsicher und mit Schwung Milton in die Kehle. Der Bauernsohn spuckte Blut und stürzte rücklings über die Kruppe des Pferdes, wobei er komisch mit den Beinen zappelte. Ograbek stürzte heulend unter die Hufe des Pferdes, in seinem Bauch steckte, bis an die Holzbeschläge der Griffe hineingerammt, die Baumschere von Großvater Holofernes. Der Lulatsch Klaproth holte mit dem Streitkolben nach dem Alten aus, fiel aber aus dem Sattel und quiekte unmenschlich, von der Eisenspitze des Pflanzholzes, das Impi Vanderbeck geworfen hatte, ins Auge getroffen. Okultich wendete das Pferd und wollte fliehen, doch Oma Petunia sprang ihn an und hieb ihm die Zinken des Grubbers in den Schenkel. Okultich brüllte auf, stürzte, sein Fuß blieb im Steigbügel hängen, das erschrockene Pferd schleifte ihn durch Zäune, durch spitze Bohnenstangen. Der Räuber brüllte und heulte, und ihm nach stürzten wie zwei Wölfinnen Oma Petunia mit dem Grubber und Impi mit einem krummen Okuliermesser. Großvater Holofernes schnäuzte sich geräuschvoll.

Der ganze Vorgang – von Hechts Ruf bis zum Schnäuzen des Großvaters Holofernes – dauerte ungefähr ebenso lange, wie man braucht, um den Satz auszusprechen: »Halblinge sind unheimlich schnell und werfen unfehlbar alle möglichen Gegenstände.«

Rocco setzte sich auf die Treppe der Hütte. Neben ihn hockte sich seine Frau, Incarvilia Hildebrandt aus dem Hause Biberveldt. Ihre Töchter, Aloë und Yasmin, gingen Sam Hofmeier helfen, die Verwundeten zu erledigen und die Toten zu fleddern.

Impi kehrte zurück, die Ärmel ihres grünen Kleidchens waren bis zu den Ellenbogen voll Blut. Auch Oma Petunia kam zurück, sie ging langsam, keuchte, stöhnte, stützte sich auf den blutbefleckten Grubber und hielt sich das Kreuz. Ach, unsere Oma wird alt, alt wird sie, dachte Hildebrandt.

»Wo sollen wir die Räuber vergraben, Herr Hildebrandt?«, fragte Sam Hofmeier.

Rocco Hildebrandt legte seiner Frau einen Arm um die Schultern, schaute zum Himmel. »Im Birkenwäldchen«, sagte er. »Neben den vorigen.«

Das sensationelle Abenteuer Mr. Malcom Guthries aus Braemore hat schon auf den Seiten vieler Zeitungen Furore gemacht, sogar die Londoner »Daily Mail« hat ihm einige Zeilen in der Rubrik »Bizarre« gewidmet. Da jedoch bei weitem nicht alle unsere Leser die südlich des Tweed erscheinende Presse lesen, und wenn, dann ernsthaftere Zeitungen als die »Daily Mail«, wollen wir daran erinnern, wie es war. Am 10. März dieses Jahres begab sich Mr. Guthrie mit der Angel an den Loch Glascarnoch. Dort will Mr. Guthrie einem aus dem Nebel und dem Nichts (sic!) auftauchenden jungen Mädchen mit einer hässlichen Narbe im Gesicht (sic!) begegnet sein, das auf einer schwarzen Stute ritt (sic!) und sich in Begleitung eines weißen Einhorns (sic!) befand. Das Mädchen sprach den verblüfften Mr. Guthrie in einer Sprache an, die Mr. Guthrie als, wir zitieren, »wohl Französisch oder irgendein anderer Dialekt vom Kontinent« zu bezeichnen beliebte. Da Mr. Guthrie des Französischen wie auch irgendeines anderen Dialekts vom Kontinent nicht mächtig ist, kam es zu keiner Konversation. Das Mädchen und das sie begleitende Geschöpf verschwanden, um Mr. Guthrie abermals zu zitieren, »wie ein goldener Traum«.

Unser Kommentar: Mr. Guthries Traum war zweifellos von ebenso goldener Farbe wie der Single Malt Whisky, den Mr. Guthrie unseren Erkundigungen zufolge oft und in Mengen zu trinken pflegt, die es erklären, dass man weiße Einhörner, weiße Mäuse und Seeungeheuer sieht. Die Frage aber, die wir stellen möchten, lautet: Was gedachte Mr. Guthrie am Loch Glascarnoch vier Tage vor dem Ende der Schonzeit mit einer Angel zu tun?

»Inverness Weekly«, Ausgabe vom 18. März 1906

# Das siebte Kapitel

Zugleich mit dem losbrechenden Wind verdunkelte sich der Himmel von Westen her, die in Wellen heranziehenden Wolken löschten eins nach dem anderen die Sternbilder aus. Es verlosch der Drache, die Winterjungfrau verlosch, die Sieben Ziegen, der Krug. Dann verlosch das Auge, das am stärksten und am längsten geleuchtet hatte.

Den Horizont entlang flammte das Himmelsgewölbe im kurzen Licht eines Blitzes auf. Der Donner rollte mit dumpfem Poltern. Der Wind wurde abrupt stärker, trieb ihr Staub und trockenes Laub in die Augen.

Das Einhorn wieherte, sandte ein mentales Signal. Ciri verstand sofort, was es sagen wollte.

Wir dürfen keine Zeit verlieren. Unsere einzige Hoffnung liegt in schneller Flucht. An den richtigen Ort, in die richtige Zeit. Beeilen wir uns, Sternäugige.

Ich bin die Herrin der Welten. Bin vom Älteren Blute.

Ich bin vom Blut der Lara Dorren, der Tochter Shiadhals.

Ihuarraquax wieherte, drängte. Kelpie sekundierte ihm mit einem gedehnten Schnauben. Ciri zog die Handschuhe zurecht.

»Ich bin bereit«, sagte sie.

Rauschen in den Ohren. Blitz und Helligkeit. Und dann Dunkel.

Das Wasser des Sees und die vorabendliche Stille trugen die Flüche des Fischerkönigs weiter, der in seinem Boot an der Schnur zog und ruckte, um den am Grunde verhakten Blinker zu lösen. Das losgelassene Ruder polterte dumpf.

Nimue räusperte sich ungeduldig. Condwiramurs wandte sich vom Fenster ab, beugte sich wieder über die Ätzradierungen. Vor allem einer der Kartons fesselte ihren Blick. Ein Mädchen mit wehendem Haar auf einer sich aufbäumenden Rappstute. Neben ihr ein weißes Einhorn, ebenfalls aufgebäumt, seine Mähne weht ähnlich den Haaren des Mädchens.

»Das ist wohl das einzige Fragment der Legende«, kommentierte die Adeptin, »gegen das die Historiker nie etwas einzuwenden hatten, da sie es einhellig für Erfindung und märchenhafte Verzierung hielten, respektive für eine delirante Metapher. Doch die Maler und Grafiker haben den Gelehrten zum Tort Gefallen an dieser Episode gefunden. Da, bitte, kaum ein Bild ohne Ciri und das Einhorn. Was haben wir hier? Ciri und das Einhorn an einem Steilhang über dem Meer. Und hier, bitte: Ciri und das Einhorn in einer Landschaft wie eine Drogentrance, nachts, unter zwei Monden.«

Nimue schwieg.

»Kurzum« – Condwiramurs warf die Kartons auf den Tisch –, »überall Ciri und das Einhorn. Ciri und das Einhorn im Labyrinth der Welten, Ciri und das Einhorn im Abgrund der Zeiten ...«

»Ciri und das Einhorn«, unterbrach sie Nimue, während sie zum Fenster hinausschaute, auf den See, zu dem Boot und dem sich abmühenden Fischerkönig hin. »Ciri und das Einhorn tauchen aus dem Nichts auf wie Phantome, schweben über dem Spiegel eines Sees ... Vielleicht gerade dieses Sees, des Sees, der Zeiten und Orte wie eine Klammer zusammenhält, der immer anders und doch immer derselbe ist?«

»Wie bitte?«

»Phantome.« Nimue blickte sie nicht an. »Ankömmlinge aus anderen Dimensionen, von anderen Ebenen, anderen Orten, anderen Zeiten. Erscheinungen, die jemandes Leben verändern. Die auch ihr eigenes Leben, ihr Schicksal verändern ... Ohne es zu wissen. Für sie ist das einfach ... wieder ein Ort. Der falsche Ort, die falsche Zeit ... Wieder zum wer weiß wievielten Mal der falsche Ort, die falsche Zeit ...«

»Nimue«, fiel ihr Condwiramurs mit gequältem Lächeln ins Wort. »Ich bin hier die Träumerin, vergiss nicht, ich bin hier für Traumvisionen und Oneiroskopie zuständig. Und du fängst mir nichts, dir nichts zu weissagen an. Als ob du, wovon du redest ... geträumt hättest.«

Dem plötzlichen Anschwellen der Stimme und der Flüche nach zu urteilen, war es dem Fischerkönig nicht gelungen, den Blinker zu lösen, die Schnur war gerissen. Nimue betrachtete schweigend eine Grafik. Ciri mit dem Einhorn.

»Das, wovon ich gesprochen habe«, sagte sie schließlich sehr ruhig, »habe ich tatsächlich geträumt. Ich habe es viele Male im Traum gesehen. Und einmal im Wachen.«

Die Reise von Schlochau nach Marienburg kann unter bestimmten Umständen bekanntlich ganze fünf Tage dauern. Da aber die Briefe des Schlochauer Komturs an Winrich von Kniprode, den Hochmeister des Ordens, ihren Adressaten spätestens zu Pfingsten erreichen mussten, verlor Ritter Heinrich von Schwelborn keine Zeit und brach am Tag nach Exaudi auf, um in Ruhe und ohne jede Gefahr einer Verspätung reisen zu können. Langsam, aber sicher. Diese Vorgehensweise des Ritters fand große Zustimmung bei seiner Eskorte, die aus sechs berittenen Schützen bestand, angeführt von Hasso Planck, einem Bäckersohn aus Köln. Die Armbrustschützen und Planck waren eher an solche Edelleute gewöhnt, die fluchten, schrien, einen antrieben und Hals über Kopf galoppieren ließen und später, wenn sie trotzdem nicht rechtzeitig eintrafen, den armen Knechten die ganze Schuld gaben und dabei logen, wie es sich für keinen Ritter gehörte, schon gar nicht einen Ordensritter.

Es war warm, wenngleich bewölkt. Von Zeit zu Zeit nieselte es, in den Niederungen lag Nebel. Die mit üppigem Grün bewachsenen Anhöhen erinnerten Ritter Heinrich an sein heimatliches Thüringen, seine Mutter und an den Umstand, dass er seit über einem Monat keine Frau gehabt hatte. Die hinter ihm reitenden Schützen sangen mit Inbrunst eine Ballade Walthers von der Vogelweide. Hasso Planck döste im Sattel.

Wer guter Frauen Liebe hat,

der schämt sich aller Missetat ...

Die Reise verlief ruhig, und wer weiß, vielleicht wäre sie bis zu Ende ruhig geblieben, hätte der Ritter nicht gegen Mittag unterhalb der Landstraße die glänzende Wasserfläche eines Sees erblickt. Da aber am nächsten Tage Freitag war und es sich empfahl, sich rechtzeitig mit Fastenspeise zu versorgen, befahl der Ritter, zum Wasser hinabzureiten und nach irgendeinem Fischeranwesen Ausschau zu halten.

Der See war groß, es lag sogar eine Insel darin. Niemand kannte seinen Namen, aber sicherlich hieß er Heiliger See. In diesem Heidenland hieß, so sonderbar es war, jeder zweite See heilig.

Die Hufeisen knirschten über die Muscheln, die das Ufer bedeckten. Über dem See lag Nebel, doch man sah trotzdem, dass die Gegend verlassen war, es gab keine Spur von einem Boot, von Netzen oder einer Menschenseele. Wir werden woanders suchen müssen, dachte Heinrich von Schwelborn. Sonst hilft es eben nichts. Wir essen, was wir dabeihaben, und wenn es Rauchfleisch ist, und in Marienburg beichten wir, der Kaplan erlegt uns eine Buße auf, und fertig.

Er wollte schon den Befehl erteilen, als ihm im Kopf unter dem Helm etwas zu rauschen begann und Hasso Planck gellend aufschrie. Von Schwelborn schaute hin und erstarrte. Und bekreuzigte sich.

Er hatte zwei Pferde erblickt – ein weißes und ein schwarzes. Gleich darauf erkannte er aber, dass das weiße Pferd ein spiralförmig gewundenes Horn auf der Stirn hatte. Er sah auch, dass auf dem Rappen ein Mädchen saß, dessen graue Haare so gekämmt waren, dass sie eine Wange verdeckten. Die Gespenstergruppe schien weder den Boden noch das Wasser zu berühren – es sah aus, als schwebe sie über dem auf der Oberfläche des Sees liegenden Nebel.

Der Rappe wieherte.

»Uuups ...«, sagte das grauhaarige Mädchen ganz deutlich. »Ire lokke, ire tedd! Squaess’me.«

»Heilige Ursula, Schutzherrin ...«, stammelte Hasso, bleich wie der Tod. Die Armbrustschützen waren mit offenen Mündern erstarrt, bekreuzigten sich.

Von Schwelborn bekreuzigte sich ebenfalls, worauf er mit zitternder Hand das Schwert aus der Scheide zog, die unter der Sattelzier befestigt war.

»Heilige Maria, Mutter Gottes!«, schrie er. »Steh mir bei!«

Ritter Heinrich machte an diesem Tage seinen streitbaren Vorfahren, den von Schwelborns, keine Schande, auch nicht Dietrich von Schwelborn, der sich bei Damietta wacker geschlagen hatte und als einer von wenigen nicht geflohen war, als die Sarazenen herangaloppierten und einen schwarzen Dämon gegen die Kreuzfahrer losließen. Heinrich von Schwelborn gab dem Pferd die Sporen, dachte an den furchtlosen Vorfahren und ritt inmitten der unter den Hufen davonspringenden Muschelschalen auf das Phantom zu.

»Der Orden und Sankt Georg!«

Das weiße Einhorn bäumte sich wahrlich heraldisch auf, die Rappstute begann zu tänzeln, das Mädchen bekam es mit der Angst zu tun, das sah man auf den ersten Blick. Heinrich von Schwelborn attackierte. Wer weiß, wie das alles geendet hätte, wäre nicht plötzlich vom See her Nebel herangetrieben und das Bild der seltsamen Gruppe zerborsten, vielfarbig zerfallen wie ein von einem Stein getroffenes buntes Fenster. Und alles verschwand. Alles. Das Einhorn, das schwarze Pferd, das sonderbare Mädchen ...

Der Hengst Heinrich von Schwelborns lief mit lautem Platschen ins Wasser, blieb stehen, warf den Kopf hin und her, schrie, knirschte mit den Zähnen auf der Gebissstange.

Mit Mühe das ausbrechende Pferd beherrschend, ritt Hasso Planck zu dem Ritter. Von Schwelborn atmete schwer und keuchte, röchelte fast, und seine Augen quollen hervor wie bei einem Fastenfisch.

»Bei den Gebeinen der Heiligen Ursula, der Heiligen Cordula und aller elftausend jungfräulichen Märtyrerinnen von Köln!«, stieß Hasso Planck hervor. »Was war das, edler Herr Ritter? Ein Wunder? Eine Erscheinung?«

»Teufelswerk!«, stöhnte von Schwelborn, der erst jetzt entsetzlich erbleichte und mit den Zähnen klapperte. »Schwarze Magie! Zauberei! Eine verfluchte, heidnische und teuflische Sache ...«

»Lasst uns lieber hier wegreiten, Herr. So schnell wie möglich ... Bis Pelplin ist es nicht weit, Hauptsache, wir kommen in den Bereich von Kirchenglocken ...«

Direkt am Wald, schon über dem See, schaute sich Ritter Heinrich ein letztes Mal um. Der Wind trieb den Nebel auseinander, an Stellen, die nicht von der Wand des Waldes verdeckt waren, lag matt und gekräuselt die Fläche des Sees.

Über dem Wasser kreiste ein großer Fischadler.

»Ein gottloses, heidnisches Land«, murmelte Heinrich von Schwelborn. »Viel, viel Arbeit, viel Mühe und Schweiß erwarten uns, ehe der Deutsche Orden vom Hospital St. Mariens hier alle Teufel ausgetrieben hat.«

»Pferdchen«, sagte Ciri gleichzeitig vorwurfsvoll und stichelnd. »Ich möchte nicht aufdringlich sein, aber ich habe es ein wenig eilig, in meine Welt zu kommen. Meine Nächsten brauchen mich, das weißt du doch. Wir aber geraten erst an irgendeinen See und an einen lächerlichen Einfaltspinsel in karierten Sachen, dann an eine Ansammlung von schmutzigen und brüllenden Zottelbären mit Hackebeilen und schließlich an eine Furie mit einem schwarzen Kreuz auf dem Mantel. Falsche Zeit, falscher Ort! Ich bitte dich sehr, gib dir mehr Mühe. Ich bitte dich sehr.«

Ihuarraquax wieherte, nickte mit dem Horn und übermittelte ihr etwas, einen Gedanken. Ciri verstand nicht vollends. Zum Überlegen blieb ihr keine Zeit, denn das Innere ihres Schädels füllte sich abermals mit kalter Helligkeit, in den Ohren begann es zu rauschen und im Genick zu kribbeln.

Und wieder umfing sie das schwarze und samtene Nichts.

Nimue zog mit frohem Lachen den Mann an der Hand, beide liefen sie an den See, zwischen Birken- und Erlenbäumchen hindurch, durch Gebüsch und über umgestürzte Stämme. Als sie auf den Sandstrand gekommen waren, warf Nimue die Sandalen ab, zog das Kleidchen hoch, platschte mit bloßen Füßen durchs Wasser am Ufer. Der Mann zog ebenfalls die Schuhe aus, hatte es aber nicht eilig, ins Wasser zu gehen. Er nahm seinen Mantel ab und breitete ihn auf dem Sand aus.

Nimue lief herzu, warf ihm die Arme um den Hals und stellte sich auf die Zehenspitzen, dennoch musste der Mann sich weit hinunterbeugen, um sie zu küssen. Nimue wurde nicht ohne Grund Däumelinchen genannt – jetzt freilich, da sie schon achtzehn und Adeptin der magischen Künste war, gebührte das Privileg, sie so zu nennen, nur ihren besten Freundinnen. Und einigen Männern.

Ohne die Lippen von Nimues Mund zu lösen, schob der Mann seine Hand in ihren Ausschnitt.

Danach ging es schnell. Beide fanden sich auf dem im Sande ausgebreiteten Mantel wieder, Nimues Kleid rutschte über die Taille hoch, ihre Schenkel umschlangen kräftig die Hüften des Mannes, und ihre Hände krallten sich in seinen Rücken. Als er sie nahm, wie üblich zu ungeduldig, biss sie die Zähne zusammen, doch bald schon holte sie ihn mit ihrer Erregung ein, zog gleich, hielt Schritt. Sie hatte Übung.

Der Mann stieß komische Laute aus. Über seiner Schulter beobachtete Nimue die langsam am Himmel einhergleitenden Kumuluswolken mit ihren phantastischen Formen.

Etwas klang, so, wie eine zum Grunde des Ozeans versunkene Glocke klingt. In Nimues Ohren begann es heftig zu rauschen. Magie, dachte sie und drehte den Kopf, befreite sich unter Wange und Schulter des auf ihr liegenden Mannes hervor.

Am Ufer des Sees – geradezu ein Stück über seiner Oberfläche – stand ein weißes Einhorn. Daneben ein schwarzes Pferd. Und im Sattel des schwarzen Pferdes saß ...

Aber ich kenne doch diese Legende, schoss es Nimue durch den Kopf. Ich kenne dieses Märchen! Ich war ein Kind, ein kleines Kind, als ich das Märchen gehört habe, der alte Pfiffer hat es erzählt, der wandernde Märchenerzähler ... Die Hexerin Ciri ... Mit der Narbe auf der Wange ... Die schwarze Stute Kelpie ... Das Einhorn ... Das Elfenland ...

Die Bewegungen des Mannes, der die Erscheinungen überhaupt nicht bemerkte, wurden heftiger, die von ihm ausgestoßenen Laute komischer.

»Uups«, sagte das Mädchen auf der Rappstute. »Wieder daneben! Der falsche Ort, die falsche Zeit. Noch dazu, wie ich sehe, ganz unpassend. Entschuldigung.«

Das Bild verschwamm und zerbarst, es zerbarst so, wie bemaltes Glas birst, es zerstob plötzlich, zerfiel in einen Regenbogen von Flimmern, Funkeln und Flirren. Und dann war alles verschwunden.

»Nein!«, schrie Nimue. »Nein! Verschwinde nicht! Ich will es nicht!«

Sie streckte die Knie und wollte sich von dem Mann befreien, konnte es aber nicht – er war stärker und schwerer als sie. Der Mann seufzte und stöhnte. »Ooch, Nimue ... Oooch!«

Nimue schrie auf und schlug ihm die Zähne in die Schulter.

Sie lagen auf dem Schaffell, bebend und heiß. Nimue schaute zum Ufer des Sees, auf die von den Wellen zusammengedrängten Schaummützen. Auf das vom Winde gewiegte Schilf. Auf die farblose, trostlose Leere, die Leere, die die vergehende Legende zurückgelassen hatte.

Über die Nase der Adeptin rann eine Träne.

»Nimue ... War was?«

»Ja, etwas war.« Sie schmiegte sich an ihn, blickte aber immer noch auf den See. »Sag nichts. Umarme mich und sag nichts.«

Der Mann lächelte herablassend. »Ich weiß, was war«, erklärte er großsprecherisch. »Hat die Erde gebebt?«

Nimue lächelte traurig. »Nicht nur«, sagte sie nach kurzem Schweigen. »Nicht nur.«

Ein Blitz. Dunkelheit. Der nächste Ort.

Der nächste Ort war finster, bedrohlich und widerwärtig.

Ciri krümmte sich instinktiv im Sattel – sie war erschüttert, im wörtlichen wie im übertragenen Sinne. Denn die Hufeisen Kelpies schlugen mit Schwung auf etwas schmerzhaft Hartes, Flaches und wie Fels Unnachgiebiges. Nach der langen Zeit des Dahingleitens im weichen Nichts war die Empfindung der Härte derart überraschend und unangenehm, dass die Stute wieherte und sich heftig zur Seite warf, wobei sie auf dem Untergrund ein Stakkato schlug, dass es in den Zähnen vibrierte.

Die zweite Erschütterung, die metaphorische, erlitt der Geruchssinn. Ciri stöhnte und bedeckte Mund und Nase mit dem Ärmel. Sie fühlte, wie sich ihre Augen sofort mit Tränen füllten.

Ringsum stand ein saurer, beißender, dichter und klebriger Gestank, ein derart erstickendes und entsetzliches Miasma, dass es sich nicht beschreiben ließ, an nichts erinnerte, was Ciri jemals gerochen hatte. Es war – dessen war sie sich freilich sicher – der Gestank von Leichen im letzten Stadium der Zersetzung, von Zerfall und Verwesung – wobei man den Eindruck gewann, dass das, was da verweste, zu Lebzeiten keineswegs besser gerochen hatte. Nicht einmal zur Zeit seiner Blüte.

Sie krümmte sich in einem Brechreflex, den sie nicht beherrschen konnte. Kelpie schnaubte und warf den Kopf hin und her, verzog die Nüstern. Das Einhorn, das sich neben ihnen materialisierte, setzte sich auf die Hinterkeulen, sprang auf und schlug aus. Der feste Untergrund antwortete mit einer Erschütterung und mit lautem Echo.

Ringsum war Nacht, eine dunkle und schmutzige Nacht, eingehüllt in die klebrigen und stinkenden Lumpen der Finsternis.

Ciri schaute nach oben, suchte Sterne, doch oben war nichts, nur ein Abgrund, stellenweise erhellt von einem undeutlichen roten Widerschein wie von fernen Bränden.

»Uups«, sagte sie und zog eine Grimasse, als sie spürte, wie sich der sauer-faulige Brasen auf ihren Lippen absetzte. »Äks! Falscher Ort, falsche Zeit! In jeder Hinsicht falsch!«

Das Einhorn schnaubte und nickte, sein Horn beschrieb einen kurzen und heftigen Bogen.

Der unter Kelpies Hufen knirschende Untergrund war Fels, aber ein seltsamer, geradezu unnatürlich ebener Fels, der einen intensiven Gestank von Verbranntem und schmutziger Asche verströmte. Es dauerte eine Weile, bis Ciri erkannte, dass das, was sie betrachtete, eine Straße war. Sie hatte genug von dieser unangenehmen und irritierenden Härte. Sie lenkte die Stute an den Straßenrand, der von etwas gekennzeichnet war, was einstmals Bäume waren, nun aber widerwärtige und kahle Skelette. Leichen, mit Streifen von Lumpen behängt wie mit den Überresten durchgefaulter Leichentücher.

Das Einhorn warnte sie mit einem Wiehern und einem mentalen Signal. Doch es war zu spät.

Gleich hinter der sonderbaren Straße und den verdorrten Bäumen begann ein Geröllhang und dahinter ein scharf abfallender Steinhang, fast ein Abgrund. Ciri schrie auf, hieb mit den Fersen in die Flanken der abrutschenden Stute. Kelpie warf sich herum, ihre Hufe stampften in dem, woraus der Geröllhang bestand. Das aber waren Abfälle. Größtenteils irgendwelche seltsamen Gefäße. Diese Gefäße barsten nicht unter den Hufeisen, knackten nicht, sondern platzten ekelhaft weich, klebrig, wie große Fischblasen. Etwas gluckste und begann zu blubbern, der ausbrechende Geruch warf Ciri beinahe vom Sattel. Kelpie wieherte wild und trat auf die Müllhalde ein, drängte hinauf zur Straße. Ciri würgte und klammerte sich an den Hals der Stute.

Sie schafften es. Die unangenehme Härte der seltsamen Straße begrüßten sie mit Freude und Erleichterung.

Am ganzen Körper zitternd schaute Ciri hinab auf den Hang, der an dem schwarzen Spiegel eines Sees endete, welcher den Boden der Senke ausfüllte. Die Oberfläche des Sees war tot und glänzte, als sei das kein Wasser, sondern erstarrter Teer. Hinter dem See, hinter Müllhalden, Aschebergen und Schlackehaufen, war der Himmel von fernem Feuerschein erhellt, das Rot von Rauchstreifen durchzogen.

Das Einhorn schnaubte. Ciri wollte sich mit der Manschette die tränenden Augen abwischen, bemerkte aber plötzlich, dass der ganze Ärmel von Staub bedeckt war. Eine Staubschicht überzog auch ihre Schenkel, den Sattelbogen, Mähne und Hals Kelpies.

Der Gestank benahm ihr den Atem.

»Ekelhaft«, murmelte sie. »Widerlich ... Ich glaube, ich klebe überall. Lass uns hier verschwinden ... Lass uns schleunigst hier verschwinden, Pferdchen.«

Das Einhorn bewegte die Ohren, schnaubte.

Nur du kannst das bewirken. Handle.

»Ich? Allein? Ohne deine Hilfe?«

Das Einhorn nickte mit dem Horn.

Ciri kratzte sich am Kopf, seufzte, schloss die Augen. Konzentrierte sich.

Anfangs waren da nur Kleinmut, Resignation, Furcht. Doch bald legte sich eine kalte Helle über sie, die Helligkeit von Wissen und Kraft. Sie hatte keine Ahnung, woher dieses Wissen und diese Kraft kamen, wo sie ihre Wurzeln und Quellen hatten. Aber sie wusste, dass sie es konnte. Dass sie es schaffen würde, wenn sie wollte.

Sie warf noch einen Blick auf den erstarrten und toten See, die rauchende Abfallhalde, die Skelette der Bäume. Auf den von fernem Feuerschein erhellten Himmel.

Sie beugte sich herüber und spuckte aus. »Gut, dass das nicht meine Welt ist. Sehr gut!«

Das Einhorn wieherte vielsagend. Sie verstand, was es sagen wollte.

»Und selbst wenn es meine ist« – sie wischte mit einem Taschentuch Augen, Mund und Nase ab –, »dann ist es zugleich nicht meine, weil sie fern in einer anderen Zeit liegt. Zweifellos in ferner Zeit. Das ist die Vergangenheit oder ...«

Sie stockte.

»Die Vergangenheit«, wiederholte sie tonlos. »Ich glaube fest, dass es die Vergangenheit ist.«

Den Regenguss – der reinste Wolkenbruch –, in den sie am nächsten Ort gerieten, begrüßten sie als wahre Wohltat. Der Regen war warm und roch aromatisch nach Sommer, Grün, Morast und Kompost, der Regen wusch den Unrat von ihnen ab, reinigte sie, bereitete ihnen eine wahre Katharsis.

Wie jede Katharsis wurde auch das auf die Dauer monoton, des Guten zu viel und unerträglich. Das Wasser, das sie umfloss, begann sie nach einer Weile lästig zu durchnässen, in den Kragen zu rinnen und unangenehm kalt zu werden. Also verließen sie diesen regnerischen Ort. Denn es war wieder nicht der richtige. Und nicht die richtige Zeit.

Der nächste Ort war sehr warm, dort herrschte Hitze, also trockneten Ciri, Kelpie und das Einhorn und dampften dabei wie drei Teekessel. Sie befanden sich auf einer sonnendurchglühten Heide am Waldrand. Man merkte sofort, dass es ein großer Wald war, einfach ein Urwald, dicht, wild und unzugänglich. In Ciris Herz begann sich Hoffnung zu regen – das konnte der Wald Brokilon sein, also endlich ein bekannter und rechter Ort.

Sie folgten langsam dem Waldrand. Ciri hielt Ausschau nach etwas, das als Anhaltspunkt dienen konnte. Das Einhorn schnaubte, reckte Kopf und Horn hoch empor, schaute sich um. Es war unruhig.

»Glaubst du, Pferdchen«, fragte sie, »dass man uns verfolgen kann?«

Ein Schnauben, sogar ohne Telepathie verständlich und eindeutig.

»Wir sind noch nicht weit genug geflohen?«

Den Gedanken, den es ihr zur Antwort übermittelte, verstand sie nicht. Es gab kein Fern und Nah? Eine Spirale? Was für eine Spirale?

Sie verstand nicht, was Ihuarraquax meinte. Doch die Unruhe griff auf sie über.

Die sonnenverbrannte Heide war nicht der rechte Ort und die rechte Zeit.

Sie merkten es am Abend, als die Hitze nachließ und am Himmel über dem Wald anstelle eines Mondes zwei aufgingen. Einer groß, der andere klein.

Der nächste Ort war ein Meeresufer, ein Steilabfall, von dem aus sie schaumgekrönte Wellen sahen, die sich an Felsen von wunderlichen Gestalten brachen. Es roch nach Seewind, es schrien die Seeschwalben, Lachmöwen und Sturmvögel, die als weiße und bewegliche Schicht die Vorsprünge des Kliffs bedeckten.

Das Meer reichte bis zu dem von dunklen Wolken verhangenen Horizont.

Unten, auf dem steinigen Strand, erblickte Ciri plötzlich das halb im Geröll vergrabene Skelett eines riesigen Fisches mit ungeheuer großem Kopf. Die Zähne, mit denen die ausgebleichten Kiefer besetzt waren, maßen in der Länge mindestens drei Spannen, und in das Maul, schien es, konnte man auf dem Pferde reiten und in aller Ruhe, ohne mit dem Kopf am Rückgrat anzustoßen, unter den Rippenbögen einherdefilieren.

Ciri war sich nicht sicher, ob es in ihrer Welt und zu ihrer Zeit solche Fische gab.

Sie ritten am Rande des Steilabfalls entlang, und die Möwen und Albatrosse erschraken überhaupt nicht, gingen widerwillig aus dem Weg, ja versuchten sogar, Kelpie und Ihuarraquax in die Fesseln zu hacken und zu kneifen. Ciri verstand augenblicks, dass diese Vögel niemals einen Menschen oder ein Pferd gesehen hatten. Oder ein Einhorn.

Ihuarraquax schnaubte, schüttelte Kopf und Horn, er war sichtlich unruhig. Wie sich zeigte, zu Recht.

Etwas knackte, ganz so wie zerrissene Leinwand. Die Seeschwalben stoben schreiend und flügelrauschend auf, verdeckten einen Moment lang alles mit einer weißen Wolke. Die Luft über dem Hang begann plötzlich zu zittern, verschwamm wie Glas, über das Wasser rinnt. Und wie Glas barst sie. Aus dem Bruch quoll Dunkelheit, aus der Dunkelheit aber strömten Berittene hervor. Um die Schultern wehten ihnen Umhänge, deren Zinnober-, Amarant- und Karminrot an Feuerschein an einem von der untergehenden Sonne erhellten Himmel gemahnte.

Die Dearg Ruadhri. Die Roten Reiter.

Noch ehe der Schrei der Vögel und das alarmierende Wiehern des Einhorns verklungen waren, hatte Ciri die Stute schon gewendet und zum Galopp getrieben. Doch die Luft barst auch auf der anderen Seite, aus dem Bruch strömten weitere Berittene mit Umhängen, die wie Flügel wehten. Der Halbkreis der Treibjagd schloss sich, drängte sie an den Abgrund. Ciri schrie auf, riss Schwalbe aus der Scheide.

Das Einhorn rief sie mit einem scharfen Signal, das sich ihr wie eine Nadel ins Hirn bohrte. Diesmal verstand sie sofort. Es wies ihr den Weg. Eine Lücke im Ring. Es selbst aber bäumte sich auf, wieherte durchdringend und stürmte mit drohend gesenktem Horn auf die Elfen zu.

»Pferdchen!«

Rette dich, Sternäugige! Lass dich nicht fangen!

Sie schmiegte sich an die Mähne.

Zwei Elfen versperrten ihr den Weg. Sie hatten Fangschlingen an langen Stangen. Sie versuchten, Kelpie die Schlingen über den Kopf zu werfen. Die Stute wich geschickt mit dem Kopf aus, ohne auch nur eine Sekunde das Tempo zu verlangsamen. Ciri hieb die zweite Schlinge mit einem einzigen Schwertstreich durch, spornte Kelpie mit einem Schrei zu schnellerem Lauf an. Die Stute flog dahin wie der Sturm.

Doch die anderen waren ihnen schon auf den Fersen, sie hörte ihre Schreie, das Knattern der Umhänge. Was ist mit Pferdchen, dachte sie, was haben sie mit ihm gemacht?

Es war keine Zeit zum Überlegen. Das Einhorn hatte recht, sie durfte sich nicht abermals fangen lassen. Sie musste in den Raum abtauchen, sich verbergen, sich im Labyrinth der Orte und Zeiten verlieren. Sie konzentrierte sich und fühlte entsetzt, dass sie im Kopf nur Leere hatte und einen seltsamen, klingenden, rasch anwachsenden Lärm.

Sie belegen mich mit Zaubersprüchen, dachte sie. Sie wollen mich mit Magie täuschen. Da können sie lange warten! Magie hat eine Reichweite. Ich lasse sie nicht an mich herankommen.

»Lauf, Kelpie!«

Die Stute reckte den Hals und schoss pfeilschnell dahin. Ciri schmiegte sich eng an ihren Hals, um den Luftwiderstand auf ein Minimum zu beschränken.

Die Schreie hinter ihrem Rücken, eben noch laut und gefährlich nahe, wurden leiser, übertönt von den noch immer aufgeschreckten Vögeln. Dann wurden sie ganz leise. Fern.

Kelpie lief wie der Sturm. Der Seewind pfiff geradezu in den Ohren.

In den fernen Rufen der Verfolger erklangen Töne der Wut. Sie hatten erkannt, dass sie es nicht schaffen würden. Dass sie um keinen Preis diese Rappstute einholen würden, die ohne eine Spur von Ermüdung lief, leicht, weich und elastisch wie ein Gepard.

Ciri schaute nicht zurück. Doch sie wusste, dass sie sie lange verfolgten. So lange, bis ihre eigenen Pferde zu röcheln begannen, zu straucheln und die schaumbedeckten Mäuler mit den gebleckten Zähnen fast bis zum Erdboden zu senken. Erst dann gaben sie auf, sandten ihr nur noch Flüche und ohnmächtige Drohungen nach.

Kelpie lief wie der Sturmwind.

Der Ort, an den sie floh, war trocken und windig. Der scharfe, heulende Wind trocknete rasch die Tränen auf ihren Wangen.

Sie war allein. Wieder allein. Mutterseelenallein.

Ein Wanderer, eine ewig Herumirrende, eine Seefahrerin, verloren auf den grenzenlosen Meeren inmitten des Archipels von Orten und Zeiten.

Eine Seefahrerin, die im Begriff war, die Hoffnung zu verlieren.

Der Wind pfiff und heulte, trieb Kugeln von vertrocknetem Unkraut über die ausgedörrte Erde.

Der Wind trocknete die Tränen.

Im Inneren des Schädels kalte Helligkeit, in den Ohren ein Rauschen, ein gleichförmiges Rauschen wie vom gewundenen Inneren einer Muschel. Kribbeln im Genick. Das schwarze und samtene Nichts.

Ein neuer Ort. Ein anderer Ort.

Ein Archipel von Orten.

»Heute«, sagte Nimue und hüllte sich in den Pelz, »wird es eine gute Nacht. Ich spüre das.«

Condwiramurs enthielt sich eines Kommentars, obwohl sie derlei Versicherungen schon des Öfteren gehört hatte. Denn sie saßen nicht den ersten Abend auf der Terrasse, vor sich den vom Sonnenuntergang glühenden See, hinter sich den magischen Spiegel und den magischen Gobelin.

Vom See her, vom über den Wasserspiegel rollenden Echo vervielfacht, drangen die Flüche des Fischerkönigs zu ihnen. Der Fischerkönig pflegte seinen Unmut über Missgeschicke mit Angeln, Netzen, Leinen und Haken mit saftigen Worten zu unterstreichen. Nach Kraft und Vielfalt der Lästerungen zu urteilen, lief es an diesem Abend ausnehmend schlecht.

»Die Zeit«, sagte Nimue, »hat weder Anfang noch Ende. Die Zeit ist wie die Schlange Uroboros, die sich in den eigenen Schwanz beißt. In jedem Augenblick liegt die Ewigkeit. Und die Ewigkeit sind die Augenblicke, aus denen sie besteht. Die Ewigkeit ist ein Archipel von Augenblicken. Man kann in diesem Archipel fahren, obwohl die Navigation sehr schwer ist und sich zu verirren gefährlich. Es ist gut, einen Leuchtturm zu haben, an dessen Licht man sich orientieren kann. Es ist gut, im Nebel einen Ruf hören zu können ...«

Sie schwieg einen Moment.

»Wie endet die uns interessierende Legende? Es hat den Anschein, wir beide, du und ich, wüssten, wie sie endet. Aber die Schlange Uroboros beißt sich in den eigenen Schwanz. Wie die Legende endet, entscheidet sich jetzt. In diesem Augenblick. Das Ende der Legende wird davon abhängen, ob und wann der inmitten des Archipels verirrte Seefahrer das Licht des Leuchtturms erblickt. Den Ruf hört.«

Vom See her drangen ein Fluch, Plätschern, das Knarren von Rudern in den Dollen.

»Heute wird es eine gute Nacht. Die letzte vor der Sommersonnenwende. Der Mond nimmt ab. Die Sonne tritt aus dem Dritten ins Vierte Haus, ins Zeichen des Ziegenfisches. Die beste Zeit für eine Divination ... Die beste Zeit ... Konzentrier dich, Condwiramurs.«

Wie schon viele Male zuvor, konzentrierte sich Condwiramurs gehorsam und versetzte sich allmählich in einen Zustand, der einer Autotrance nahe kam.

»Such sie«, sagte Nimue. »Sie ist irgendwo dort zwischen den Sternen, zwischen dem Mondschein. Zwischen den Orten. Sie ist dort. Allein. Sie wartet auf Hilfe. Hilf ihr, Condwiramurs.«

Konzentration, die Fäuste an den Schläfen. In den Ohren Rauschen wie aus dem Innern einer Seemuschel. Ein Blitz. Und schlagartig das weiche und schwarze Nichts.

Da war ein Ort, an dem Ciri brennende Scheiterhaufen sah. An Pfähle gekettete Frauen schrien wild und durchdringend um Gnade, doch die ringsum versammelte Menge brüllte, lachte und tanzte. Da war ein Ort, wo eine große Stadt brannte, wo das Feuer prasselte, Flammenzungen von den einstürzenden Dächern leckten und schwarzer Rauch den ganzen Himmel verdeckte. Da war ein Ort, wo riesige zweibeinige Echsen kämpften, ineinander verbissen, und das helle Blut von Krallen und Zähnen rann.

Da war ein Ort, an dem Hunderte von gleich aussehenden weißen Windmühlen den Himmel mit schmalen Flügeln zerschnitten. Da war ein Ort, an dem Hunderte von Schlangen zischten und sich auf Steinen wanden, mit den Schuppen rasselten und raschelten.

Da war ein Ort, an dem es nur die Dunkelheit gab und in der Dunkelheit Stimmen, Flüstern und Drohung.

Da waren noch andere Orte. Doch keiner von ihnen war der richtige.

Die Verlagerung von Ort zu Ort gelang ihr schon so gut, dass sie zu experimentieren begann. Einer der wenigen Orte, den sie nicht fürchtete, war jene warme Heide am Rande des Urwaldes, jene, über der zwei Monde aufgingen. Indem sie sich den Anblick dieser Monde in Erinnerung rief und sich in Gedanken wiederholte, was sie wollte, konzentrierte sich Ciri, spannte sich an, tauchte in die Dunkelheit ein.

Es gelang ihr schon beim zweiten Mal.

In Fahrt gekommen, entschloss sie sich zu einem noch kühneren Experiment. Es war offensichtlich, dass sie außer Orten auch Zeiten besuchte, Vysogota hatte davon gesprochen, die Elfen ebenfalls, die Einhörner hatten es erwähnt. Es war ihr ja – wenn auch unbewusst – schon früher gelungen! Als man sie am Gesicht verwundet hatte, war sie den Verfolgern in der Zeit entflohen, war vier Tage vorwärtsgesprungen, dann hatte Vysogota diese Tage nicht zusammenbekommen, die Rechnung war partout nicht aufgegangen ...

Vielleicht war also das ihre Chance? Ein Sprung in der Zeit?

Sie beschloss, es zu versuchen. Die brennende Stadt zum Beispiel hatte ja vorher nicht gebrannt. Wenn sie nun vor dem Brand hingelangte? Oder danach?

Sie geriet beinahe mitten in das Feuer, versengte sich Brauen und Wimpern und rief eine ungeheure Panik unter den Leuten hervor, die aus der brennenden Stadt flohen.

Sie floh auf die freundliche Heide. Es lohnt sich wohl nicht, solch ein Risiko einzugehen; weiß der Kuckuck, wie das enden kann. Mit den Orten komme ich besser zurecht, halten wir uns also an die Orte. Versuchen wir, an Orte zu gelangen. An bekannte Orte, solche, an die ich mich gut erinnere. Und solche, die mir vorschweben.

Sie begann mit dem Tempel der Melitele, indem sie sich das Tor, das Gebäude, den Park, die Werkstatt, das Dormitorium der Adeptinnen vorstellte, das Zimmer, in dem sie mit Yennefer gewohnt hatte. Sie konzentrierte sich, die Fäuste an den Schläfen, vergegenwärtigte sich das Gesicht Nennekes, Eurneids, Katjes, Iolas der Zweiten.

Es wurde nichts daraus. Sie geriet in ein nebliges und von Mücken wimmelndes Sumpfland, das von den Pfiffen der Schildkröten und dem lauten Quaken der Frösche widerhallte.

Sie versuchte der Reihe nach – ohne besseren Erfolg – Kaer Morhen, die Skellige-Inseln, die Bank in Gors Velen, in der Fabio Sachs arbeitete. Sie wagte es nicht, Cintra zu versuchen; sie wusste, dass die Stadt von den Nilfgaardern besetzt war. Stattdessen versuchte sie Wyzima, die Stadt, in der sie und Yennefer einmal Einkäufe gemacht hatten.

Aarhenius Krantz, ein Weiser, Alchimist, Astronom und Astrologe, rutschte auf dem harten Schemel hin und her, das Auge ans Okular des Fernrohrs gepresst. Der Komet erster Größe und Helligkeit, den man seit fast einer Woche am Himmel betrachten konnte, verdiente es, beobachtet und erforscht zu werden. Aarhenius Krantz wusste, dass solch ein Komet, der einen feuerroten Schweif hatte, große Kriege, Feuersbrünste und Gemetzel anzukündigen pflegte. Jetzt allerdings hatte sich der Komet mit der Ankündigung ein wenig verspätet, denn der Krieg mit Nilfgaard war in vollem Gange, und Feuersbrünste und Gemetzel konnte man blindlings und unfehlbar vorhersagen, denn ohne sie verging kein Tag. Der in den Bewegungen der Himmelssphären beschlagene Aarhenius Krantz hoffte jedoch zu berechnen, wann, in wie viel Jahren oder Jahrhunderten der Komet abermals erscheinen und den nächsten Krieg verkünden würde, auf den man sich dann womöglich besser als auf den gegenwärtigen vorbereiten könnte.

Der Astronom stand auf, massierte sich das Hinterteil und ging seine Blase entleeren. Von der Terrasse, übers Geländer. Er pinkelte immer von der Terrasse direkt in das Pfingstrosenbeet, ohne sich um die Reprimanden der Hausherrin zu scheren. Bis zum Abort war es einfach zu weit; Zeit für lange Gänge zu vergeuden, gehörte sich nicht für einen ernsthaften Gelehrten. Die Arbeit zu verlassen und wegen der Notdurft weit zu gehen, konnte zum Verlust wertvoller Überlegungen führen, und das durfte sich kein Wissenschaftler erlauben.

Er stellte sich ans Geländer, öffnete die Hose und schaute auf die Lichter Wyzimas, die sich im Wasser des Sees spiegelten. Er seufzte erleichtert und hob den Blick zu den Sternen.

Sterne, dachte er, und Konstellationen. Die Winterjungfrau, die Sieben Ziegen, der Krug. Gewissen Theorien zufolge sind das überhaupt keine blinkenden Lichtlein, sondern Welten. Andere Welten. Welten, von denen uns die Zeit und der Kosmos trennen ... Ich glaube fest, dachte er, dass es einmal möglich sein wird, zu diesen anderen Orten, in diese anderen Zeiten und Kosmen zu reisen. Ja, gewiss wird das eines Tages möglich sein. Es wird sich ein Mittel finden. Aber das wird ein völlig neues Denken erfordern, eine neue belebende Idee, die das steife Korsett sprengt, das uns heute einengt und rationale Erkenntnis genannt wird ...

Ach, dachte er, während er sich schüttelte, wenn das doch so gelänge ... Wenn man solch eine Erleuchtung haben, auf die richtige Fährte kommen könnte! Wenn es solch eine einzige, unwiederbringliche Gelegenheit gäbe ...

Unten, unter der Terrasse, blitzte etwas auf, die Dunkelheit barst sternenhell auf, aus dem Strahlen trat ein Pferd hervor. Mit einem Reiter auf dem Rücken. Der Reiter war ein Mädchen.

»Guten Abend«, grüßte sie höflich. »Verzeihung, falls ich zur Unzeit komme. Darf man erfahren, was das für ein Ort ist? Welche Zeit?«

Aarhenius Krantz schluckte, öffnete den Mund und begann zu stammeln.

»Der Ort«, wiederholte das Mädchen geduldig und deutlich. »Die Zeit.«

»Äh ... Also ... Bäh ...«

Das Pferd wieherte. Das Mädchen seufzte. »Nun ja, ich hab’s wohl wieder schlecht getroffen. Falscher Ort, falsche Zeit! Aber antworte mir, guter Mann! Wenigstens mit einem einzigen verständlichen Wörtchen. Ich kann doch nicht in eine Welt geraten sein, in der die Menschen verlernt haben, artikuliert zu sprechen!«

»Äääh ...«

»Ein Wörtchen.«

»Hää ...«

»Ach, der Schlag soll dich treffen, du Schafskopf«, sagte das Mädchen.

Und verschwand. Mitsamt dem Pferd.

Aarhenius Krantz schloss den Mund. Er blieb noch einen Moment am Geländer stehen, den Blick in die Nacht gerichtet, auf den See und die sich darin spiegelnden Lichter Wyzimas. Dann machte er die Hose zu und kehrte an sein Fernrohr zurück.

Der Komet glitt rasch über den Himmel. Er musste ihn beobachten, ihn nicht aus dem Blickfeld von Glas und Auge lassen. Ihn verfolgen, bis er in den Abgründen des Kosmos verschwand. Das war eine Gelegenheit, und ein Gelehrter durfte eine solche nicht ungenutzt verstreichen lassen.

Aber vielleicht versuche ich es von einer anderen Seite her, dachte sie, während sie die beiden Monde über der Heide betrachtete, die jetzt als zwei Sicheln erschienen, die eine klein, die andere groß und weniger sichelförmig. Vielleicht sollte ich mir keine Orte oder Gesichter vorstellen, dachte sie, sondern stark wünschen ... Es mir stark wünschen, ganz stark, bis in den Bauch hinein ...

Was kann ein Versuch schaden?

Geralt. Ich will zu Geralt. Ich will unbedingt zu Geralt.

»O nein!«, rief sie. »Da bin ich ja in Teufels Küche geraten!«

Kelpie bestätigte mit einem Wiehern, dass sie der gleichen Ansicht war, stieß Dampf aus den Nüstern und ruckte mit den im Schnee versunkenen Hufen.

Der Schneesturm pfiff und heulte, blendete, scharfe Schneekörnchen schlugen auf Wangen und Hände ein. Die Kälte drang bis ins Mark, biss in die Gelenke wie ein Wolf. Ciri zitterte, machte die Schultern krumm und verbarg den Hals hinter dem hochgestellten Kragen, der wenig Schutz bot.

Zur Linken und zur Rechten erhoben sich majestätisch bedrohliche Höhen, graue Felsmonumente, deren Gipfel irgendwo hoch oben in Nebel und Schneetreiben verborgen lagen. Am Grunde des Tals strömte ein schneller, stark aufgewühlter Fluss dahin, dicht mit Eisschlamm und Eisschollen bedeckt. Überall ringsum war es weiß. Und kalt.

So viel zu meinen Fähigkeiten, dachte Ciri und spürte, wie ihr das Innere der Nase gefror. So viel zu meiner Kraft. Eine schöne Herrin der Welten bin ich, alles, was recht ist! Ich wollte zu Geralt und bin mitten in irgendeine gottverlassene Wildnis, in Kälte und Schneesturm geraten.

»Na, Kelpie, beweg dich, sonst erstarrst du!« Sie ließ mit vor Kälte fühllos werdenden Fingern die Zügel locker. »Weiter, weiter, Schwarze! Ich weiß, dass das nicht der richtige Ort ist, gleich hole ich uns hier weg, gleich kehren wir auf unsere warme Heide zurück. Aber ich muss mich konzentrieren, und das kann dauern. Darum beweg dich! Los, vorwärts!«

Kelpie schlug Dampf aus den Nüstern.

Der Sturmwind wehte, der Schnee klebte am Gesicht fest, schmolz auf den Wimpern. Das Schneetreiben heulte und pfiff.

»Seht!« Angoulêmes Ruf übertönte den Wind. »Seht dort! Dort sind Spuren! Jemand ist dort geritten!«

»Was sagst du?« Geralt zog den Schal weg, den er sich um den Kopf gewickelt hatte, um die Ohren vor dem Erfrieren zu bewahren. »Was sagst du, Angoulême?«

»Spuren! Pferdespuren!«

»Hier – ein Pferd?« Auch Cahir musste schreien, der Sturm hatte zugenommen, und der Fluss Sansretour schien immer lauter zu brausen und zu tosen. »Wo soll denn hier ein Pferd herkommen?«

»Seht selbst.«

»Tatsächlich«, urteilte der Vampir, der als Einziger in der Gesellschaft nicht total durchgefroren wirkte – er war offensichlich für tiefe Temperaturen ebenso unempfindlich wie für hohe. »Spuren. Aber ob sie von einem Pferd stammen?«

»Das kann unmöglich ein Pferd sein.« Cahir rieb sich heftig Wangen und Nase. »Nicht in dieser Einöde. Diese Spuren hat sicherlich irgendein wildes Tier hinterlassen. Am ehesten ein Mufflon.«

»Du bist selber ein Mufflon!«, schrie Angoulême. »Wenn ich sage, ein Pferd, dann ist das ein Pferd!«

Milva stellte wie üblich die Praxis über die Theorie. Sie sprang aus dem Sattel, bückte sich und schob dabei die Fuchspelzmütze in den Nacken.

»Die Rotznase hat recht«, erklärte sie nach einer Weile. »Es ist ein Pferd. Anscheinend sogar beschlagen, aber das lässt sich schwer sagen, die Spuren sind schon ein bisschen zugeweht. Es ist dorthin gegangen, in diese Schlucht.«

»Ha!« Angoulême schlug sich mit Schwung die Arme um den Körper. »Ich hab’s gewusst! Hier wohnt jemand! In der Gegend! Reiten wir der Spur nach, vielleicht kommen wir zu irgendeiner Hütte? Vielleicht dürfen wir uns aufwärmen? Vielleicht bewirten sie uns?«

»Keine Frage«, sagte Cahir vorwurfsvoll. »Am ehesten mit einem Armbrustbolzen.«

»Am vernünftigsten wird es sein, sich an den Plan und an den Fluss zu halten«, verkündete Regis in seinem allwissenden Ton. »Dann laufen wir keine Gefahr, uns zu verirren. Und am Ausgang des Sansretour-Tals soll ein Trapperstützpunkt sein, dort werden wir mit viel höherer Wahrscheinlichkeit bewirtet.«

»Geralt? Was sagst du?«

Der Hexer schwieg, den Blick auf die umherwirbelden Schneeflocken gerichtet. »Wir folgen der Spur«, entschied er schließlich.

»Also wirklich ...«, setzte der Vampir an, doch Geralt schnitt ihm sofort das Wort ab. »Den Hufspuren nach! Vorwärts!«

Sie trieben die Reittiere an, kamen aber nicht weit. Sie drangen höchstens fünfzig Schritt weit in die Schlucht vor.

»Ende«, stellte Angoulême fest und schaute auf den glatten, jungfräulichen Schnee. »War da, ist weg. Wie im Elfenzirkus.«

»Was jetzt, Hexer?« Cahir wandte sich im Sattel um. »Die Spur ist zu Ende. Verweht.«

»Sie ist nicht verweht«, widersprach Milva. »Hierher in die Schlucht kommt das Schneegestöber nicht.«

»Was also ist mit diesem Pferd geschehen?«

Die Bogenschützin zuckte mit den Achseln, machte sich im Sattel krumm, zog den Kopf zwischen die Schultern.

»Wo ist dieses Pferd abgeblieben?«, beharrte Cahir. »Verschwunden? Fortgeflogen? Oder vielleicht ist uns alles nur so vorgekommen? Geralt? Was sagst du dazu?«

Der Wind heulte über der Schlucht auf, wirbelte Schnee auf sie herab.

»Warum«, fragte der Vampir und musterte den Hexer aufmerksam, »hast du uns dieser Spur folgen lassen, Geralt?«

»Ich weiß nicht«, gestand dieser nach einer Weile. »Etwas ... Etwas habe ich gespürt. Etwas hat mich berührt. Was auch immer. Du hattest recht, Regis. Kehren wir an den Sansretour zurück und folgen wir dem Fluss, ohne Abschweifungen und Seitensprünge, die ein schlimmes Ende nehmen können. Demzufolge, was Reynart gesagt hat, erwarten uns die richtige Kälte und schlechtes Wetter erst am Malheur-Pass. Wenn wir dort ankommen, müssen wir völlig bei Kräften sein. Bleibt nicht hier stehen, wir kehren um.«

»Ohne zu klären, was mit diesem seltsamen Pferd geschehen ist?«

»Was gibt es da zu klären? Es hat die Spur verweht, und fertig. Übrigens, vielleicht war es wirklich ein Mufflon?«

Milva warf ihm einen sonderbaren Blick zu, verkniff sich aber eine Bemerkung.

Als sie an den Fluss zurückkehrten, war die geheimnisvolle Spur auch dort schon verschwunden, verweht und mit nassem Schnee bedeckt. Im zinngrauen Bett des Sansretour schwamm dichter Eisschlamm, strudelten Eisschollen.

»Ich sag euch was«, ließ sich Angoulême vernehmen. »Aber ihr müsst versprechen, dass ihr nicht lacht.«

Sie wandten sich zu ihr um. Mit der über die Ohren gezogenen Wollmütze mit Bommel, Wangen und Nase von Frost gerötet, in einen unförmigen Schafspelz gehüllt, sah das Mädchen komisch aus, ganz wie ein kleiner und dicklicher Kobold.

»Ich sag euch was zu diesen Spuren. Als ich bei Nachtigall war, in der Hanse, hieß es, dass im Winter der Bergkönig, der Herrscher der Eisdämonen, auf einem verwunschenen Pferd über die Pässe reitet. Ihm von Angesicht zu Angesicht zu begegnen, ist der sichere Tod. Was meinst du dazu, Geralt? Kann es sein, dass ...«

»Alles«, unterbrach er sie. »Alles kann sein. Auf den Weg, Leute. Vor uns liegt der Malheur-Pass.«

Der Schnee peitschte und brannte, der Wind wehte, in dem Schneetreiben pfiffen und heulten die Eisdämonen.

Dass die Heide, auf die sie geriet, nicht die ihr bekannte Heide war, merkte Ciri sofort. Sie brauchte nicht einmal bis zum Abend zu warten, um sich sicher zu sein, dass sie hier keine zwei Monde erblicken würde.

Der Wald, an dessen Rand sie entlangritt, war ebenso wild und unzugänglich wie jener andere, doch Unterschiede waren zu sehen. Hier gab es beispielsweise viel mehr Birken und wesentlich weniger Buchen. Dort waren keine Vögel zu sehen und zu hören gewesen, hier gab es viele davon. Dort hatte es zwischen dem Heidekraut nur Sand und Moos gegeben, hier breitete sich in ganzen Teppichen grüner Bärlapp aus. Sogar die Heupferdchen, die vor Kelpies Hufen davonsprangen, waren hier irgendwie anders. Gleichsam vertraut. Dann aber ...

Das Herz schlug ihr heftiger. Sie hatte einen Pfad erblickt, zugewachsen und vernachlässigt. Er führte ins Innere des Waldes.

Ciri schaute sich gründlich um und vergewisserte sich, dass der seltsame Weg nicht weiterführte, dass er hier endete. Dass er nicht parallel zu dem Walde verlief, sondern von ihm fort oder durch ihn hindurch. Ohne lange zu überlegen, drückte sie der Stute den Absatz in die Flanke und ritt zwischen die Bäume. Ich werde bis Mittag reiten, dachte sie, wenn ich bis Mittag nichts finde, mache ich kehrt und reite in die andere Richtung, über die Heide hinweg.

Sie ritt im Schritt unter einem Baldachin von Baumkronen, schaute sich aufmerksam um, bemüht, nichts Wichtiges zu übersehen. Dadurch übersah sie den alten Mann nicht, der hinter einem Eichenstamm hervorlugte.

Der Alte, ziemlich klein, aber keineswegs gebeugt, war in ein Leinenhemd und in Hosen aus demselben Material gekleidet. An den Füßen trug er große und urkomisch aussehende Bastschuhe. In der einen Hand hielt er einen knorrigen Stock, in der anderen einen Weidenkorb. Sein Gesicht konnte Ciri nicht genau sehen, es wurde vom ausgefransten und herabhängenden Rand eines spitzen Strohhutes verdeckt, unter dem eine sonnenverbrannte Nase und ein grauer, verfilzter Bart hervorschauten.

»Keine Angst«, sagte sie. »Ich tu dir nichts.«

Der Graubart trat von einem Bastschuh auf den anderen und nahm den Hut ab. Sein Gesicht war rundlich, von Altersflecken übersät, aber frisch und kaum von Falten durchzogen, die Brauen dünn, das Kinn klein und stark zurückweichend. Die langen grauen Haare trug er im Genick zu einem Pferdeschwanz gebunden, sein Scheitel war dagegen völlig kahl, glänzend und gelb wie ein Kürbis.

Sie sah, wie er nach ihrem Schwert schaute, nach dem über die Schulter ragenden Griff.

»Keine Angst«, wiederholte sie.

»He, he!«, sagte er, wobei er etwas nuschelte. »He, he, mein Fräulein. Der Waldopa hat keine Angst nicht. Er gehört nicht zu den Ängstlichen, o nein.«

Er lächelte. Seine Zähne waren groß, standen weit vor, und zwar wegen des schlechten Bisses und des fliehenden Unterkiefers. Darum nuschelte er auch.

»Der Waldopa hat keine Angst nicht vor Wanderern«, wiederholte er. »Nicht einmal vor Räubern. Der Waldopa ist arm, nichts zu holen. Der Waldopa ist ruhig, er schadet keinem. He!«

Wieder lächelte er. Wenn er lächelte, schien er nur aus den Schneidezähnen zu bestehen.

»Und du, mein Fräulein, hast du keine Angst vor dem Waldopa?«

Ciri schnaubte. »Stell dir vor, nein. Ich gehöre auch nicht zu den Ängstlichen.«

»He, he, he! Aber das ist ja erst was!« Er trat einen Schritt auf sie zu, auf den Stock gestützt.

Kelpie schnaubte. Ciri zog ihr die Zügel straff. »Sie mag keine Fremden«, warnte sie. »Und sie kann beißen.«

»He, he! Der Waldopa weiß. Eine ungute, unhöfliche Stute! Und woher, wenn man fragen darf, kommt das Fräulein? Und wo, sagen wir, will es hin?«

»Das ist eine lange Geschichte. Wohin führt dieser Weg?«

»He, he! Das Fräulein weiß das nicht?«

»Antworte gefälligst nicht mit Fragen auf Fragen. Wohin verläuft dieser Weg? Was ist das überhaupt für ein Ort? Und was ist das ... für eine Zeit?«

Der Alte bleckte wieder die Zähne, bewegte sie wie ein Sumpfbiber. »He, he«, nuschelte er. »Aber das ist ja erst was. Was für eine Zeit, fragt das Fräulein? Oi, von weither, sieht man, von weither ist das Fräulein zum Waldopa gewandert!«

»Stimmt, von ziemlich weit her.« Sie nickte gleichgültig. »Von anderen ...«

»... Orten und Zeiten«, beendete er den Satz. »Der Opa weiß. Der Opa kann es sich denken.«

»Was?«, fragte sie erregt. »Was kannst du dir denken? Was weißt du?«

»Der Waldopa weiß viel.«

»Rede!«

»Das Fräulein ist sicherlich hungrig?« Er reckte die Zähne vor. »Durstig? Müde? Wenn es will, führt der Waldopa es zur Hütte, gibt ihm zu essen, zu trinken. Unterkunft.«

Ciri hatte seit langem weder Zeit noch die Nerven gehabt, um an Rast und Essen zu denken. Jetzt bewirkten die Worte des wunderlichen Alten, dass sich ihr Magen zusammenkrampfte, die Därme sich verknoteten und die Zunge in den Hals rutschte. Der Alte betrachtete sie unter dem Rand des Huts hervor.

»Der Waldopa«, nuschelte er, »hat in der Hütte etwas zu essen. Er hat Quellwasser. Er hat auch Heu für die Stute, die böse Stute, die den braven Waldopa beißen wollte. He! In der Hütte des Waldopas gibt es alles. Und über Orte und Zeiten reden kann man auch ... Es ist überhaupt nicht weit, o nein. Wird das wandernde Fräulein mitkommen? Wird es die Gastfreundschaft des armen Waldopas nicht verschmähen?«

Ciri schluckte. »Geh voran.«

Der Waldopa wandte sich um und trottete einen kaum sichtbaren Pfad durch das Unterholz entlang, wobei er energisch den Stock setzte. Ciri ritt ihm nach, duckte den Kopf unter Ästen hinweg und hielt Kelpie mit den Zügeln zurück, die es sich wirklich in den Kopf gesetzt hatte, den Alten zu beißen oder zumindest seinen Hut zu fressen.

Entgegen den Versicherungen war es dann doch recht weit. Als sie am Ort waren, auf einer Lichtung, stand die Sonne schon fast im Zenit.

Die Hütte des Waldopas erwies sich als malerische Bruchbude auf Pfählen, mit einem Dach, das sichtlich oft und mit allem, was gerade zur Hand war, repariert wurde. Die Wände der Hütte waren mit Lederstücken beschlagen, anscheinend Schweinsleder. Vor der Hütte standen eine hölzerne Konstruktion in Form eines Galgens und ein Hackklotz mit einer hineingeschlagenen Axt. Hinter der Hütte war ein Herd aus Steinen und Lehm zu sehen, darauf große rußige Kochtöpfe.

»Das ist das Haus des Waldopas.« Der Alte zeigte nicht ohne Stolz mit dem Stock. »Hier wohnt der Waldopa. Hier schläft er. Hier kocht er das Essen. Wenn er was zu kochen hat. Es ist harte, mühevolle Arbeit, in der Wildnis etwas zu essen zu beschaffen. Mag das Fräulein Wanderin Perlgräupchen?«

»Mag es.« Ciri schluckte abermals. »Alles mag es.«

»Mit Fleisch? Mit Fett? Mit Grieben?«

»Mhm.«

»Es sieht aber nicht so aus« – der Alte musterte sie taxierend –, »als ob das Fräulein oft Fleisch und Grieben gekriegt hätte, o nein. Dünn ist das Fräulein, dünn. Haut und Knochen! He, he! Was ist denn das? Hinter dem Fräulein?«

Ciri drehte sich um, fiel auf den ältesten und primitivsten Trick der Welt herein.

Ein fürchterlicher Schlag des knorrigen Stockes traf sie direkt auf die Schläfe. Ihr Reflex reichte gerade noch aus, um den Arm zu heben; die Hand bremste teilweise den Schlag ab, der einen Schädel wie ein Ei zerschmettern konnte. Trotzdem fand sich Ciri am Boden, betäubt, benommen und völlig orientierungslos.

Der Alte sprang sie mit gebleckten Zähnen an und hieb nochmals mit dem Stock zu. Ciri konnte abermals den Kopf mit der Hand decken, die Folge war, dass ihr beide Hände kraftlos herabhingen. Die Linke war mit Sicherheit gebrochen, die Mittelhandknochen wahrscheinlich zertrümmert.

Der Alte fiel sie mit einem Sprung von der anderen Seite an und hieb ihr den Stock in den Bauch. Sie schrie auf, krümmte sich zusammen. Da stürzte er sich wie ein Habicht auf sie, drehte sie mit dem Gesicht zum Boden, nagelte sie mit den Knien fest. Ciri spannte sich an, stieß heftig den Hintern hoch, verfehlte das Ziel, doch ein Schlag mit dem Ellenbogen traf. Der Alte brüllte wütend auf und hieb ihr die Faust mit solcher Wucht ins Genick, dass ihr Gesicht in den Sand getrieben wurde. Er packte sie an den Haaren im Genick und drückte sie mit Nase und Mund auf den Boden. Sie fühlte, wie sie erstickte. Der Alte kniete sich auf sie, drückte ihr noch immer den Kopf zu Boden, riss ihr das Schwert vom Rücken und warf es weg. Dann begann er an der Hose herumzufingern, fand die Schnalle, öffnete sie. Ciri schrie auf, wand sich und spuckte Sand. Er drückte sie kräftiger herunter, fixierte sie, indem er sich ihre Haare um die Faust wickelte. Mit einem scharfen Ruck riss er ihr die Hose herunter.

»He, he«, nuschelte er und atmete schwer. »Aber da hat der Opa erst einen hübschen Hintern gefunden. Hu, huu, lange hat der Opa sowas nicht mehr gehabt.«

Ciri spürte die widerliche Berührung seiner trockenen Krallenhand und schrie auf, den Mund voller Sand und Kiefernnadeln.

»Lieg still, Fräulein.« Sie hörte, wie er geiferte, während er ihr gegen die Hinterbacken drückte. »Der Opa ist nicht mehr jung, nicht gleich, nach und nach ... Aber keine Angst, der Opa macht, was er will. He, he! Und dann isst der Opa, he, isst! Schön satt ...«

Er brach ab, schrie auf und begann zu quieken.

Als sie spürte, wie sich der Griff lockerte, bäumte sich Ciri auf, riss sich los und sprang auf wie eine Feder. Und sie sah, was geschehen war.

Kelpie war leise herangekommen, hatte den Waldopa bei den Haaren gepackt und fast hochgehoben. Der Alte heulte und quiekte, warf sich hin und her, trat mit den Füßen, schließlich konnte er sich losreißen, wobei er ein ganzes graues Haarbüschel zwischen den Zähnen der Stute ließ. Er wollte nach seinem Stock greifen, doch Ciri stieß ihn mit einem Fußtritt aus seiner Reichweite. Mit einem zweiten Tritt wollte sie ihn an der passenden Stelle bedenken, doch die halb heruntergezogene Hose behinderte ihre Bewegungen. Die Zeit, die sie brauchte, um sie hochzuziehen, nutzte der Alte. Mit ein paar Sätzen war er an dem Hackklotz, riss die Axt heraus, verscheuchte die immer noch gegen ihn eingenommene Kelpie. Er brüllte los, bleckte seine schrecklichen Zähne und stürzte sich auf Ciri, die Axt zum Schlag erhoben.

»Der Opa wird dich vögeln, Fräulein!«, schrie er wild. »Und wenn dich der Opa vorher in Stücke hauen muss! Dem Opa ist es egal, ob einzeln oder portionsweise!«

Sie glaubte, sie würde leicht mit ihm fertig werden. Immerhin war das ein alter, vertrockneter Greis. Sie täuschte sich gründlich.

Trotz der monströsen Bastschuhe sprang er wie ein Brummkreisel, schlug geschickt Haken wie ein Kaninchen, und die Axt mit dem gekrümmten Stil gebrauchte er wie ein geübter Fleischer. Als die dunkle und geschliffene Schneide sie ein paarmal gestreift hatte, erkannte Ciri, dass sie ihr Heil in der Flucht suchen musste.

Doch es rettete sie ein Zufall. Im Zurückweichen traf sie mit dem Fuß auf ihr Schwert. Blitzschnell hob sie es auf.

»Lass die Axt fallen«, stieß sie hervor, während sie mit einem Zischen Schwalbe aus der Scheide zog. »Lass die Axt zu Boden fallen, verrückter Alter. Dann werde ich dich vielleicht verschonen. Und nicht in Stücke hauen.«

Er blieb stehen. Er keuchte und atmete pfeifend, und sein Bart war widerlich vollgespuckt. Doch die Waffe ließ er nicht fallen. Sie sah, wie er die Axt befingerte. Sie sah in seinen Augen wilde Wut.

»Na!« Sie schlug mit dem Schwert eine rasche Mühle. »Machen wir uns einen schönen Tag!«

Einen Moment lang schaute er sie an, als verstünde er nicht, dann bleckte er die Zähne, riss die Augen auf, brüllte und stürzte auf sie zu. Ciri hatte genug. Sie wich ihm mit einer raschen Halbdrehung aus und schlug von unten her quer über beide ausgestreckte Arme, oberhalb der Ellenbogen. Der Alte ließ die Axt aus den blutüberströmten Händen fallen, sprang sie aber sofort wieder an und zielte mit den ausgestreckten Fingern in ihre Augen. Sie sprang weg und versetzte ihm einen kurzen Hieb an den Hals. Eher aus Mitleid als aus Notwendigkeit: Da ihm beide Armarterien durchgetrennt waren, wäre er ohnehin verblutet.

Er lag da und schied unglaublich schwer aus dem Leben; trotz der durchtrennten Adern wand er sich immer noch wie ein Wurm. Ciri stand über ihm. Reste des Sandes knirschten ihr zwischen den Zähnen. Sie spuckte sie ihm einfach auf den Rücken. Ehe sie damit fertig war, war er tot.

Die sonderbare Konstruktion vor der Hütte, die an einen Galgen erinnerte, war mit eisernen Haken und einem Flaschenzug ausgestattet. Der Tisch und der Hackklotz waren glatt, klebrig von Fett, und sie rochen schlecht.

Wie eine Fleischbank.

In der Küche fand Ciri einen Topf mit den Resten jener gerühmten Perlgräupchen, kräftig gefettet, voll Stücken von Fleisch und Pilzen. Sie war sehr hungrig, aber etwas bewog sie, das nicht zu essen. Sie trank nur Wasser aus einem Handzuber und biss in einen kleinen, verschrumpelten Apfel.

Hinter der Hütte fand sie einen kleinen Keller mit einer Treppe, tief und kalt. In dem Keller standen Töpfe mit Schmalz. An der Decke hing Fleisch. Der Rest einer Hälfte.

Sie stolperte auf der Treppe, als sie aus dem Keller stürzte wie von Furien gejagt. Sie stürzte in die Brennnesseln, sprang auf, lief schwankend zur Hütte, hielt sich mit beiden Händen an einem der Stützpfähle fest. Obwohl sie fast nichts im Magen hatte, übergab sie sich sehr heftig und sehr lange.

Der in dem Keller hängende Rest eines halben Körpers hatte einem Kind gehört.

Sie folgte dem Gestank und fand im Wald eine halb unter Wasser stehende Grube, in die der Waldopa schön ordentlich alles geworfen hatte, was sich nicht essen ließ. Während sie die aus dem Unrat ragenden Schädel, Rippen und Becken betrachtete, begriff sie mit Entsetzen, dass sie ihr Leben einzig der Geilheit des schrecklichen Alten verdankte, nur der Tatsache, dass er Lust gehabt hatte, sie zu vergewaltigen. Wäre sein Hunger größer als sein widerliches Verlangen gewesen, dann hätte er heimtückisch mit der Axt nach ihr geschlagen, nicht mit dem Stock. Er hätte sie, aufgehängt an dem Galgen, ausgenommen und gehäutet, sie auf dem Tisch zerlegt, auf dem Öfchen zubereitet ...

Obwohl sie vor Schwindel wankte und die angeschwollene linke Hand höllisch wehtat, schleifte sie den Leichnam zu der Grube im Walde und stieß ihn in den stinkenden Morast, zwischen die Knochen der Opfer. Sie kehrte zurück, häufte Äste und Waldstreu über den Eingang zu dem Keller, legte Reisig um die Pfähle der Hütte und um das ganze Besitztum des Alten. Dann zündete sie alles sorgfältig an vier Ecken an.

Sie ritt erst fort, als es gründlich angebrannt war, als das Feuer richtig zu tosen und zu fauchen begann. Als sie sich sicher war, dass kein Regenguss verhindern würde, dass jede Spur dieses Ortes ausgelöscht würde.

Mit der Hand war es nicht gar so schlimm. Gewiss, sie war angeschwollen und schmerzte natürlich, aber anscheinend war kein Knochen gebrochen.

Als es gegen Abend ging, erschien am Himmel tatsächlich nur ein Mond. Aber Ciri hatte eine sonderbare Abneigung dagegen, diese Welt als die ihre anzuerkennen.

Oder länger als nötig in ihr zu bleiben.

»Heute«, murmelte Nimue, »wird es eine gute Nacht. Ich spüre das.«

Condwiramurs seufzte.

Der Horizont flammte golden und rot. Dieselben Farben legten sich als Streifen auf das Wasser des Sees, vom Horizont bis zur Insel.

Sie saßen auf der Terrasse, in Sesseln, hinter sich den Spiegel in dem Ebenholzrahmen und den Gobelin, der ein an die Felswand geschmiegtes Schloss darstellte, das sich im Wasser eines Bergsees spiegelte.

Den wievielten Abend, dachte Condwiramurs, den wievielten Abend sitzen wir so da, bis zum Einbruch der Dämmerung und danach, in der Dunkelheit? Ohne jede Wirkung? Ohne etwas zu tun als zu reden?

Es wurde kalt. Die Zauberin und die Adeptin hüllten sich in Pelze. Vom See her hörten sie die Dollen am Boot des Fischerkönigs knarren, sie sahen es aber nicht – es war im blendenden Glanz des Sonnenuntergangs verborgen.

»Ziemlich oft träume ich«, nahm Condwiramurs das unterbrochene Gespräch wieder auf, »dass ich in einer Eiswüste bin, in der es nichts gibt als nur das Weiß des Schnees und Berge von in der Sonne funkelndem Eis. Bis zum Horizont, ringsum, gibt es nichts als Schnee und Eis. Und es herrscht eine Stille, dass es in den Ohren klingt. Eine unnatürliche Stille. Totenstille.«

Nimue nickte, als wolle sie zu verstehen geben, sie wisse, wovon die Rede war. Doch sie sagte nichts.

»Plötzlich«, fuhr die Adeptin fort, »plötzlich scheint es mir, als hörte ich etwas. Als fühlte ich, wie das Eis unter meinen Füßen zittert. Ich knie mich hin, schiebe den Schnee beiseite. Das Eis ist durchsichtig wie Glas, wie auf manchen klaren Bergseen, wo man die Steine am Grund und die schwimmenden Fische durch klaftertiefes Eis hindurch sieht. In meinem Traum sehe ich auch, obwohl das Eis Dutzende, vielleicht Hunderte von Klaftern dick ist. Ich sehe trotzdem ... Und höre ... höre Menschen um Hilfe rufen. Dort unten, tief unter dem Eis ... liegt eine erfrorene Welt.«

Wieder gab Nimue dazu keinen Kommentar.

»Ich weiß natürlich«, fuhr die Adeptin fort, »wo die Quelle dieses Traumes liegt. Die Weissagung Itlinas, die berühmte Weiße Kälte, die Zeit des Frostes und der Wolfsstürme. Eine Welt, die inmitten von Schnee und Eis stirbt, um, wie die Prophezeiung lautet, nach Jahrhunderten wiedergeboren zu werden. Gereinigt und besser.«

»Dass die Welt wiedergeboren wird«, sagte Nimue leise, »glaube ich fest. Dass sie besser sein wird, kaum.«

»Wie bitte?«

»Du hast richtig gehört.«

»Und ich habe mich nicht verhört? Nimue, die Weiße Kälte ist schon tausendmal vorhergesagt worden, wann immer ein Winter strenger ausfällt, heißt es, nun breche sie an. Gegenwärtig glauben nicht einmal die Kinder, dass irgendein Winter die Welt bedrohen kann.«

»Na bitte. Die Kinder glauben es nicht. Aber ich, stell dir vor, glaube es.«

»Aufgrund irgendwelcher rationaler Voraussetzungen?«, fragte Condwiramurs ein wenig abfällig. »Oder ausschließlich im mystischen Glauben an die Unfehlbarkeit der Elfenweissagungen?«

Nimue schwieg lange, zupfte an dem Pelz, in den sie gehüllt war.

»Die Erde«, begann sie schließlich in etwas lehrhaftem Tonfall, »hat Kugelform und kreist um die Sonne. Stimmst du dem zu? Oder gehörst du vielleicht zu einer von den modischen Sekten, die etwas ganz anderes behaupten?«

»Nein. Gehöre ich nicht. Ich akzeptiere den Heliozentrismus und stimme der Theorie von der Kugelgestalt der Erde zu.«

»Wunderbar. Dann stimmst du sicherlich auch der Tatsache zu, dass die Erdachse geneigt ist und dass die Bahn der Erde um die Sonne nicht die Form eines exakten Kreises hat, sondern elliptisch ist?«

»So habe ich es gelernt. Aber ich bin kein Astronom, also ...«

»Man braucht kein Astronom zu sein, logisches Denken genügt. Die Erde läuft auf einer Ellipse um die Sonne, darum ist sie während eines Umlaufs bald weniger, bald weiter entfernt. Je weiter die Erde von der Sonne entfernt ist, umso kälter ist es auf ihr, das dürfte logisch sein. Und je weniger die Weltachse von der Senkrechten abweicht, umso weniger Licht trifft auf die Nordhalbkugel.«

»Das ist auch logisch.«

»Beide Faktoren, also die Exzentrizität der Umlaufbahn und der Neigungswinkel der Weltachse, unterliegen Veränderungen. Wie man glaubt, zyklischen. Die Ellipse kann mehr oder weniger exzentrisch sein, das heißt gestreckt, die Weltachse kann mehr oder weniger geneigt sein. Extreme Bedingungen, soweit es das Klima betrifft, ruft das gleichzeitige Auftreten beider Phänomene hervor: einer maximal gestreckten Ellipse und einer nur geringfügigen Abweichung der Achse von der Senkrechten. Bei ihrem Umlauf um die Sonne erhält die Erde im Aphelium sehr wenig Licht und Wärme, und die Polarregionen leiden zusätzlich unter dem ungünstigen Neigungswinkel der Achse.«

»Klar.«

»Weniger Licht auf der Nordhalbkugel heißt, dass der Schnee länger liegen bleibt. Der weiße und glänzende Schnee wirft das Sonnenlicht zurück, die Temperatur sinkt noch weiter. Daher bleibt der Schnee noch länger liegen, auf immer größeren Flächen schmilzt er überhaupt nicht oder nur für kurze Zeit. Je mehr Schnee es gibt und je länger er liegt, umso größer ist die weiße und reflektierende Oberfläche ...«

»Verstehe.«

»Der Schnee fällt, fällt und fällt, und es wird immer mehr. Denn beachte, dass mit den Meeresströmungen von Süden her warme Luftmassen herangeführt werden, deren Feuchtigkeit über dem ausgekühlten nördlichen Festland kondensiert. Der warme Wasserdampf kondensiert und fällt als Schnee nieder. Je größer der Temperaturunterschied, umso mehr Niederschlag. Je mehr Niederschlag, umso mehr weißer, lange nicht tauender Schnee. Umso kälter. Umso größer der Temperaturunterschied und umso stärker die Kondensation in den Luftmassen ...«

»Verstehe.«

»Die Schneedecke wird derart schwer, dass sie zu Eis zusammengepresst wird. Zu einem Gletscher. Auf den, wie wir schon wissen, weiterhin Schne fällt, der ihn weiter zusammendrückt. Der Gletscher wächst, er wird nicht nur immer dicker, sondern breitet sich auch aus, bedeckt immer größere Gebiete. Weiße Gebiete ...«

»Die die Sonnenstrahlung zurückwerfen.« Condwiramurs nickte. »Kälter, kälter, noch kälter. Die Weiße Kälte, die Itlina vorhergesagt hat. Aber ist ein Kataklysmus möglich? Droht uns wirklich, dass das Eis, das von alters her im Norden liegt, plötzlich nach Süden kriecht, alles zermalmt, zusammenpresst und bedeckt? In welchem Tempo breitet sich die Eiskappe am Pol aus? Wie viel Zoll pro Jahr?«

»Wie du sicherlich weißt«, sagte Nimue, den Blick auf den See gerichtet, »ist Pont Vanis der einzige eisfreie Hafen in der Praxeda-Bucht.«

»Das weiß ich.«

»Dann erweitere dein Wissen: Vor hundert Jahren ist kein Hafen in der Bucht zugefroren. Vor hundert Jahren, dafür gibt es viele Zeugnisse, wuchsen in Talgar Gurken und Kürbisse, in Caingorn wurden Sonnenblumen und Lupinen angebaut. Gegenwärtig ist das nicht der Fall, weil die besagten Pflanzen dort nicht gedeihen, es ist einfach zu kalt. Und weißt du, dass es in Kaedwen Weinberge gegeben hat? Die Weine aus den dortigen Trauben waren wohl nicht die besten, denn aus den erhalten gebliebenen Dokumenten folgt, dass sie sehr billig waren. Trotzdem haben die örtlichen Dichter sie besungen. Heute wächst in Keadwen überhaupt kein Wein. Weil die Winter dort im Unterschied zu früher strengen Frost bringen, und strenger Frost tötet die Reben. Er bremst nicht nur das Wachstum, sondern tötet einfach. Vernichtet.«

»Ich verstehe.«

»Ja.« Nimue überlegte. »Was wäre noch hinzuzufügen? Vielleicht, dass der Schnee in Talgar Mitte November fällt und sich mit einer Geschwindigkeit von über fünfzig Meilen pro Tag nach Süden ausbreitet? Dass es oft Ende Dezember, Anfang Januar an der Alba schneit, wo noch vor hundert Jahren Schnee eine Sensation war? Und dass bei uns im April der Schnee taut und das Eis auf den Seen schmilzt, weiß doch jedes Kind! Dabei heißt es doch: ›April, April, der weiß nicht, was er will.‹ Hat dich das nie gewundert?«

»Nicht besonders«, gestand Condwiramurs. »Aber ich verstehe, was du meinst. Früher einmal war im April das Wetter wechselhaft wie jetzt erst im Mai.«

»Früher blühten im April schon die Blumen, und wenn Niederschlag kam, dann meistens als Regen. Das ist gerade mal hundert, hundertzwanzig Jahre her. So gut wie gestern, Mädchen. Itlina hatte absolut recht. Ihre Prophezeiung trifft ein. Die Welt wird unter einer Eisschicht umkommen. Die Zivilisation wird durch die Schuld der Vernichterin umkommen, die einen Weg zur Rettung öffnen konnte, die die Möglichkeit dazu hatte. Wie aus der Legende bekannt, hat sie das nicht getan.«

»Aus Gründen, die die Legende nicht erklärt. Oder die sie mit Hilfe nebelhafter und naiver moralischer Erwägungen erklärt.«

»Das ist wahr. Doch die Tatsache bleibt. Tatsache ist die Weiße Kälte. Die Zivilisation der Nördlichen Halbkugel ist zum Untergang verurteilt. Sie wird unter dem Eis des wachsenden Gletschers verschwinden, unter ewiger Gefrornis und Schnee. Es besteht jedoch kein Grund zur Panik, denn es wird ein Weilchen dauern, bis es so weit ist.«

Die Sonne war vollends untergegangen, von der Fläche des Sees war der blendende Widerschein verschwunden. Jetzt legte sich ein Streifen weicheren, sanfteren Lichts auf das Wasser. Über dem Turm Inis Vitre ging der Mond auf, hell wie ein mittendurch gehauener goldener Taler.

»Wie lange?«, fragte Condwiramurs. »Wie lange wird es deiner Meinung nach dauern? Das heißt, wie viel Zeit haben wir?«

»Viel.«

»Wie viel, Nimue?«

»An die dreitausend Jahre.«

Auf dem See, im Boot, bewegte der Fischerkönig knarrend ein Ruder und begann zu fluchen. Condwiramurs seufzte laut.

»Du hast mich ein wenig beruhigt«, sagte sie nach einer Weile. »Aber nur ein wenig.«

Der nächste Ort war einer der widerwärtigsten, die Ciri besucht hatte, er lag mit Sicherheit unter den führenden zehn, und zwar in der Spitzengruppe der zehn.

Es war ein Hafen, ein Hafenkanal, sie sah Boote und Galeeren an Kais und Pfählen, sie sah einen Wald von Masten, sah Segel, die in der reglosen Luft schwer herabhingen. Ringsum kroch Rauch, stieg auf – Schwaden von stinkendem Rauch.

Der Rauch erhob sich auch aus den schiefen Bruchbuden, die am Kanal standen. Von dorther war das laute, erstickte Weinen eines Kindes zu hören.

Kelpie begann zu schnauben, warf den Kopf heftig hin und her, wich zurück, stampfte mit den Hufen auf dem Pflaster. Ciri schaute nach unten und erblickte leblose Ratten. Sie lagen überall. Tote, unter Qualen gekrümmte Nagetiere mit blassen rosigen Pfötchen.

Etwas stimmt hier nicht, dachte sie und spürte, wie Entsetzen sie erfasste. Etwas stimmt hier nicht. Fliehen. So schnell wie möglich fliehen!

Unter aufgehängten Netzen und Leinen saß kerzengerade ein Mann mit zerrissenem Hemd und auf die Schulter geneigtem Kopf. Ein paar Schritt weiter lag ein anderer. Sie sahen nicht aus, als ob sie schliefen. Sie zuckten nicht einmal, als Kelpies Hufe über die Steine gleich neben ihnen klapperten. Ciri neigte den Kopf, während sie unter von Schnüren herabhängenden Lumpen hindurchritt, von denen ein säuerlicher Geruch nach Schmutz ausging.

An der Tür einer der Bruchbuden war ein mit Tünche oder weißer Farbe gemaltes Kreuz zu sehen. Vom Dach stieg ein schwarzer Rauchfaden gen Himmel. Das Kind weinte immer noch, jemand schrie in der Ferne, jemand ein Stück näher hustete und röchelte. Ein Hund heulte.

Ciri fühlte ein Kribbeln an der Hand. Sie schaute hin.

Ihre Hand war wie mit Kümmel mit schwarzen Körnchen übersät. Mit Flöhen.

Sie schrie aus voller Kehle auf. Vor Entsetzen und Ekel am ganzen Körper zitternd, begann sie die Flöhe abzuschütteln und abzustreifen, wobei sie heftig mit den Armen ausholte. Kelpie ging erschrocken in Galopp über. Um ein Haar wäre Ciri heruntergefallen. Während sie mit den Beinen die Flanken der Stute umklammerte, fuhr sie sich mit beiden Händen durch die Haare, zauste sie, schüttelte Jacke und Hemd aus. Kelpie galoppierte in eine rauchverhangene Gasse. Ciri schrie vor Entsetzen auf.

Sie ritt durch die Hölle, durch ein Inferno, durch den schlimmsten aller Albträume. Zwischen Häusern dahin, die mit weißen Kreuzen gekennzeichnet waren. Zwischen schwelenden Lumpenhaufen. Zwischen Toten, die einzeln lagen, und solchen, die aufgestapelt waren. Und zwischen Lebenden, abgerissenen, halbnackten Gespenstern mit vor Schmerz eingefallenen Wangen, die sich im Morast wälzten, in einer Sprache schrien, die sie nicht verstand, die ihr die dürren, von grässlichen, blutigen Geschwüren bedeckten Hände entgegenreckten ...

Fliehen! Fort von hier!

Selbst im schwarzen Nichts, im Nichtsein des Archipels von Orten, spürte Ciri in der Nase noch lange jenen Rauch und Gestank.

Der nächste Ort war ebenfalls ein Hafen. Auch hier gab es einen Kai, es gab einen mit Pfählen bestückten Kanal, auf dem Kanal Koggen, Barkassen, Schuten, Boote und darüber einen Wald von Masten. Doch hier, an diesem Ort, schrien über den Masten fröhlich die Möwen, und es stank gewöhnlich und vertraut: nach nassem Holz, Teer, Meerwasser und auch nach Fisch, in allen drei Grundvarianten – frisch, nicht frisch und geräuchert.

Auf dem Deck der nächstgelegenen Kogge stritten sich zwei Männer, schrien einander an. Sie verstand, was sie sagten. Es ging um die Preise für Heringe.

Unweit lag eine Taverne, aus ihrer offenen Tür schlug der Geruch von Moder und Bier, man hörte Stimmen, Klappern, Gelächter. Jemand grölte ein schmutziges Liedchen, immer mit demselben Refrain:

Luned, v’ard t’elaine arse

Aen a meath ail aen sparse!

Sie wusste, wo sie war. Noch ehe sie auf dem Heck den Namen einer der Galeassen gelesen hatte: »Evall Muire«. Und den Heimathafen: Baccalá. Sie wusste, wo sie war.

In Nilfgaard.

Sie floh, ehe sich jemand näher für sie interessierte.

Doch ehe sie ins Nichts springen konnte, sprang ein Floh – der letzte von denen, die am vorigen Ort über sie hergefallen waren, und der die Reise durch Zeit und Raum in einer Jackenfalte verborgen überdauert hatte – mit einem weiten Sprung auf den Kai.

Noch am selben Abend richtete sich der Floh im schütteren Fell einer Ratte ein, eines alten Männchens, eines Veteranen vieler Rattenschlachten, wovon ein dicht am Kopf abgebissenes Ohr zeugte. Noch am selben Abend schifften sich Floh und Ratte ein. Und schon am Morgen darauf stachen sie in See. Auf einer Holk, die alt war, verwahrlost und sehr schmutzig.

Die Holk trug den Namen »Catriona«. Dieser Name sollte in die Geschichte eingehen. Doch noch wusste niemand davon.

Der nächste Ort – obwohl es schwer zu glauben war – überraschte sie mit einem geradezu idyllischen Anblick. An einem ruhigen, trägen Fluss, der zwischen übers Wasser gebeugten Weiden, Erlen und Eichen dahinfloss, gleich neben einer Brücke, die in schönem steinernem Bogen die Ufer verband, stand zwischen Malven eine riedgedeckte Herberge, bewachsen von wildem Wein, Efeu und Wicken. Über dem Vorbau wiegte sich ein Schild mit goldenen Buchstaben darauf. Die Buchstaben waren Ciri völlig fremd. Aber auf dem Schild war auch die ganz gut gelungene Zeichnung eines Katers, daher nahm sie an, die Herberge heiße »Zum Schwarzen Kater«.

Der von der Herberge heranwehende Essensgeruch war einfach überwältigend. Ciri zögerte nicht lange. Sie rückte das Schwert auf dem Rücken zurecht und trat ein.

Drinnen war es leer, nur an einem von den Tischen saßen drei Männer, die wie Dörfler aussahen. Sie würdigten sie keines Blickes. Ciri setzte sich in die Ecke, den Rücken zur Wand.

Die Wirtin, eine korpulente Frau mit schön sauberer Schürze und einem Häubchen mit seitlichen Flügeln, kam heran und fragte etwas. Ihre Stimme klang surrend, aber melodisch. Ciri zeigte auf ihren offenen Mund, klopfte sich auf den Bauch, worauf sie einen der Silberknöpfe von der Jacke abdrehte und auf den Tisch legte. Als sie einen seltsamen Blick sah, schickte sie sich schon an, den zweiten Knopf abzudrehen, doch die Frau gebot ihr mit einer Geste und einem zischelnd, aber recht nett klingenden Wort Einhalt.

Als Gegenwert des Knopfes erwiesen sich eine Schüssel dicke Gemüsesuppe, ein Tontopf mit Bohnen und Speck, Brot und ein kleiner Krug mit verdünntem Wein. Beim ersten Löffel meinte Ciri, sie werde gleich losweinen. Doch sie beherrschte sich. Sie aß langsam. Mit Genuss.

Die Wirtin kam, klirrte eine Frage, legte die Wange an die zusammengelegten Hände. Ob sie über Nacht bleiben wolle?

»Ich weiß nicht«, sagte Ciri. »Vielleicht. Jedenfalls danke für das Angebot.«

Die Frau lächelte und ging in die Küche.

Ciri öffnete den Gürtel, lehnte sich mit dem Rücken an die Wand. Sie überlegte, was sie tun sollte. Der Ort – vor allem im Vergleich zu den paar letzten – war sympathisch, lud zum Verweilen ein. Sie wusste jedoch, dass zu viel Vertrauen gefährlich sein konnte und zu wenig Wachsamkeit verderbenbringend.

Ein schwarzer Kater, genau so einer wie auf dem Schild, tauchte wer weiß woher auf, rieb sich an ihr, machte einen Buckel. Sie streichelte ihn, der Kater stupste leicht mit dem Kopf gegen ihre Hand, setzte sich und begann, sich das Fell auf der Brust zu lecken. Ciri schaute zu.

Sie sah Jarre im Kreis von irgendwelchen unangenehm aussehenden, zerlumpten Kerlen an einem Lagerfeuer sitzen. Alle bissen in etwas, das wie Stücke von Holzkohle aussah.

»Jarre?«

»So muss es sein«, sagte der junge Mann und blickte in die Flammen. »Ich habe davon in der Geschichte der Kriege gelesen, dem Werk von Marschall Pelligram. So muss es sein, wenn das Vaterland in Not ist.«

»Was muss sein? Kohlen kauen?«

»Ja. Genau so. Das Vaterland ruft. Und teils aus persönlichen Beweggründen.«

»Ciri, schlaf nicht im Sattel«, sagte Yennefer. »Wir sind gleich da.«

An den Häusern der Stadt, wo sie gleich sein werden, an allen Türen und Toren sind große Kreuze zu sehen, mit weißer Farbe oder mit Tünche aufgemalt. Schwaden von dichtem und stinkendem Rauch ziehen einher, Rauch von Scheiterhaufen, auf denen Leichen verbrannt werden. Yennefer scheint das nicht zu bemerken.

»Ich muss mich schön machen.«

Vor ihrem Gesicht, über den Ohren des Pferdes schwebt ein Spiegel. Der Kamm tanzt in der Luft, kämmt die schwarzen Locken. Yennefer verwendet nur Zauber, die Hände benutzt sie überhaupt nicht, denn ...

Denn ihre Hände sind eine Masse geronnenen Blutes.

»Mamalein! Was haben sie mit dir gemacht?«

»Steh auf, Mädchen«, sagte Coën. »Bezwinge den Schmerz, steh auf, und auf den Kamm! Sonst kriegst du Angst. Willst du bis an dein Lebensende vor Angst sterben?«

Seine gelben Augen leuchten ungut. Er gähnt. Seine spitzen Zähne funkeln weiß. Das ist überhaupt nicht Coën. Das ist der Kater. Der schwarze Kater ...

Die viele Meilen lange Militärkolonne marschiert, über ihr weht und wogt ein Wald von Lanzen und Bannern. Jarre marschiert auch, auf dem Kopf hat er einen runden Helm, auf der Schulter eine Pike, so lang, dass er sie krampfhaft festhalten muss, mit beiden Händen, sonst würde sie ihn umwerfen. Trommelnd, dröhnend und rumpelnd schwillt Soldatengesang an und ab. Über der Kolonne kreisen Raben. Viele Raben ...

Ein Seeufer, am Strand zusammengedrängte Schaummützen, angeschwemmtes verfaultes Schilf. Im See eine Insel. Ein Turm. Von Zinnen gekrönt, mit den Auswüchsen der Wehrgänge besetzt, ragt er auf. Über dem Turm ein indigoblauer Abendhimmel, ein glänzender Mond, hell wie ein mittendurch gehauener goldener Taler. Auf der Terrasse zwei in Sesseln sitzende Frauen, in Pelze gehüllt. Ein Mann in einem Boot ...

Ein Spiegel und ein Gobelin.

Ciri reißt den Kopf hoch. Ihr gegenüber am Tisch sitzt Eredin Bréacc Glass.

»Du musst doch wissen«, sagt er, »dass du nur das Unvermeidliche hinauszögerst. Du gehörst uns, und wir werden dich kriegen.«

»Von wegen!«

»Du wirst zu uns zurückkehren. Wirst ein wenig durch Orte und Zeiten reisen, dann triffst du auf die Spirale, und auf der Spirale kriegen wir dich. In deine Welt und deine Zeit wirst du nie mehr zurückkehren. Übrigens ist es schon zu spät. Da ist niemand mehr, zu dem du zurückkehren könntest. Die Menschen, die du gekannt hast, sind längst tot. Über ihre Gräber ist Gras gewachsen, sie sind verfallen. Ihre Namen sind vergessen. Dein Name ebenfalls.«

»Du lügst! Ich glaube dir nicht!«

»Was du glaubst, ist deine Privatangelegenheit. Ich wiederhole, bald triffst du auf die Spirale, und dort warte ich schon. Insgeheim wünschst du dir das ja, me elaine luned.«

»Du spinnst wohl!«

»Wir Aen Elle spüren so etwas. Du warst von mir fasziniert, es verlangte dich nach mir, und du hattest Angst vor diesem Verlangen. Du wolltest mich und willst mich noch immer, Zireael. Mich. Meine Hände. Meine Berührung ...«

Als er sie berührte, sprang sie mit Schwung auf, stieß den Pokal um, der zum Glück schon leer war. Sie griff nach dem Schwert, beruhigte sich aber sofort. Sie war in der Schenke »Zum Schwarzen Kater«, sie musste am Tisch eingeschlafen sein. Die Hand, die ihre Haare berührt hatte, gehörte der beleibten Wirtin. Ciri mochte derlei Vertraulichkeiten nicht, doch die Frau strahlte noch immer Wohlwollen und Güte aus, die man nicht mit Schroffheit vergelten durfte. Sie ließ sich den Kopf streicheln, hörte lächelnd die melodische, surrende Sprache. Sie war müde.

»Ich muss reiten«, sagte sie schließlich.

Die Frau lächelte, begann melodiös zu surren. Wie kommt es, dachte Ciri, woran liegt es, dass in allen Welten, Orten und Zeiten, in allen Sprachen und Dialekten dieses eine Wort immer verständlich klingt? Und immer ähnlich?

»Ja. Ich muss zur Mama. Meine Mama erwartet mich.«

Die Wirtin begleitete sie auf den Hof. Noch ehe Ciri im Sattel saß, umarmte sie sie plötzlich kräftig, zog sie an den üppigen Busen.

»Auf Wiedersehen. Danke für die Gastfreundschaft. Vorwärts, Kelpie.«

Sie ritt direkt auf die geschwungene Brücke über dem ruhigen Fluss. Als die Hufeisen über die Steine klapperten, wandte sie sich um. Die Frau stand noch immer vor der Schenke.

Konzentration, die Fäuste an den Schläfen. In den Ohren Rauschen wie aus dem Innern einer Seemuschel. Ein Blitz. Und schlagartig das weiche und schwarze Nichts.

»Bonne chance, ma fille!«, rief ihr Therèse Lapin nach, die Wirtin der Herberge »Au chat noir« in Pont-sur-Yonne an der Straße von Melun nach Auxerre. »Glück auf den Weg!«

Konzentration, die Fäuste an den Schläfen. In den Ohren Rauschen wie aus dem Innern einer Seemuschel. Ein Blitz. Und schlagartig das weiche und schwarze Nichts.

Ein Ort. Ein See. Eine Insel. Ein Turm. Der Mond wie ein mittendurch gehauener Taler, sein Schein legt sich als leuchtender Streif aufs Wasser. In dem Streifen ein Boot, im Boot ein Mann mit einer Angel ...

Auf der Terrasse des Turms ... Zwei Frauen?

Condwiramurs hielt es nicht aus, sie schrie vor Überraschung auf, hielt sich sogleich die Hand vor den Mund. Der Fischerkönig ließ mit einem Platschen den Anker fallen, begann knurrend zu fluchen, dann machte er den Mund auf und erstarrte so. Nimue zuckte nicht einmal.

Die von einem Streif Mondlicht gekreuzte Wasserfläche erzitterte und kräuselte sich wie unter einem Windstoß. Die Nachtluft über ihr barst wie ein zerschlagenes Buntglasfenster. Aus der Bruchstelle erschien ein schwarzes Pferd. Mit einem Reiter.

Nimue streckte ruhig die Hände aus, skandierte einen Zauberspruch. Der an dem Stativ hängende Gobelin flammte plötzlich auf, begann in einer Feerie vielfarbiger Lichtlein zu leuchten. Die Lichtlein wurden vom Oval des Spiegel zurückgeworfen, begannen zu tanzen, ballten sich wie bunte Bienen auf dem Glas zusammen und explodierten plötzlich als regenbogenfarbenes Phantom, als sich verbreiternder Lichtstreif, von dem es taghell wurde.

Die schwarze Stute bäumte sich auf, wieherte wild. Nimue breitete heftig die Arme aus, rief einen Spruch. Condwiramurs sah das Bild, das in der Luft entstand und wuchs, und konzentrierte sich stark. Sofort gewann das Bild an Schärfe. Es wurde zu einem Portal. Zu einem Tor. Dahinter sah man ...

Eine Hochebene voller Schiffswracks. Ein Schloss, in die schroffen Felsen eines Steilhanges eingebettet, das über dem schwarzen Spiegel eines Bergsees thronte ...

»Dorthin!«, schrie Nimue gellend. »Dort ist der Weg, den du gehen musst! Ciri, Tochter Pavettas! Tritt ins Portal ein, folge dem Weg, der zum Treffen mit der Vorherbestimmung führt! Möge sich das Rad der Zeit schließen! Möge die Schlange Uroboros die Zähne in den eigenen Schwanz schlagen!

Irre nicht länger umher! Eile, eile deinen Nächsten zu Hilfe! Das ist der richtige Weg, Hexerin!«

Die Rappstute wieherte abermals, schlug abermals mit den Hufen durch die Luft. Das Mädchen im Sattel wandte den Kopf hin und her, schaute bald Nimue an, bald das von Gobelin und Spiegel erzeugte Bild. Sie strich sich die Haare zurück, und Condwiramurs erblickte die hässliche Narbe auf ihrer Wange.

»Vertraue mir, Ciri!«, rief Nimue. »Du kennst mich doch! Du hast mich schon einmal gesehen!«

»Ich erinnere mich«, hörten sie. »Ich vertraue dir. Danke.«

Sie sahen, wie die vorangetriebene Stute mit leichtem und tänzerischem Schritt in den Lichtschein des Portals lief. Ehe das Bild verschwamm und zerfloss, sahen sie, wie das grauhaarige Mädchen ihnen winkte, im Sattel zurückgewandt.

Und dann war alles verschwunden. Die Fläche des Sees beruhigte sich allmählich, der Streif Mondlicht glättete sich wieder.

Es war so still, dass sie den röchelnden Atem des Fischerkönigs zu hören glaubten.

Condwiramurs hielt die in die Augen drängenden Tränen zurück und umarmte Nimue fest. Sie fühlte, wie die kleine Zauberin zitterte. So blieben sie eine Zeitlang. Wortlos. Dann wandten sich beide zu der Stelle um, wo das Weltentor verschwunden war.

»Viel Erfolg, Hexerin!«, riefen sie unisono. »Glück auf den Weg!«

Unweit von jener Aue, dem Ort der erbitterten Schlacht, in der beinahe die ganze Macht des Nordens auf nahezu sämtliche Kräfte des Nilfgaarder Aggressors traf, lagen zwei Fischerdörfchen: Altenpupen und Brenna. Da aber damals Brenna bis auf den Grund niedergebrannt war, pflegte man zunächst von der »Schlacht bei Altenpupen« zu sprechen. Heute allerdings sagt das niemand mehr, es heißt »die Schlacht bei Brenna«, und dafür gibt es zwei Gründe. Primo ist das wiederaufgebaute Brenna heute eine große und prosperierende Siedlung, Altenpupen indes hat der Zeit nicht widerstanden, und seine Spuren sind von Brennnesseln, Quecken und Kletten überwuchert. Secundo passte dieser Name irgendwie nicht zu jenem zugleich ruhmreichen, unvergesslichen und tragischen Kampf. Denn wie soll das gehen: hier eine Schlacht, in der über dreißigtausend Menschen ihr Leben ließen, und da nicht nur Pupe, sondern auch noch alte. Daher ist es im ganzen historischen und militärischen Schrifttum üblich geworden, ausschließlich von der Schlacht bei Brenna zu schreiben – sowohl bei uns als auch in den Nilfgaarder Quellen, von denen es notabene wesentlich mehr als von unseren gibt.

Hochwürden Jarre von Ellander der Ältere,

Annales seu Chronicae Incliti Regni Temeriae

# Das achte Kapitel

Kadett Fitz-Oesterlen, die Bewertung lautet ›ungenügend‹. Bitte setzen. Ich möchte Eure Aufmerksamkeit darauf lenken, dass ein Mangel an Wissen über die berühmten und wichtigen Schlachten in der Geschichte des eigenen Vaterlandes für jeden Patrioten und guten Staatsbürger kompromittierend ist, im Falle eines künftigen Ofiziers jedoch ist das einfach ein Skandal. Ich will mir eine weitere kleine Anmerkung erlauben, Kadett Fitz-Oesterlen. Seit zwanzig Jahren, das heißt, seitdem ich Dozent an dieser Schule bin, kann ich mich keines Patentexamens entsinnen, bei dem nicht Fragen nach der Schlacht bei Brenna gestellt worden wären. Ignoranz in dieser Hinsicht durchkreuzt daher praktisch die Chancen auf eine Karriere beim Militär. Aber wenn man Baron ist, braucht man ja kein Offizier zu sein, man kann sich in der Politik versuchen. Oder in der Diplomatie. Was ich Euch von ganzem Herzen wünsche, Kadett Fitz-Oesterlen. Wir aber wenden uns wieder Brenna zu, meine Herren. Kadett Puttkammer!«

»Hier!«

»Zur Karte bitte. Bitte fortzufahren. Von der Stelle an, wo dem Herrn Baron der Redefluss stockte.«

»Zu Befehl! Der Grund, aus dem sich Feldmarschall Menno Coehoorn entschloss, zu manövrieren und rasch nach Westen zu marschieren, waren die Meldungen der Aufklärung, dass die Armee der Nordlinge zum Entsatz der belagerten Festung Mayena anrückt. Der Marschall beschloss, den Nordlingen den Weg zu verlegen und sie zu einer Entscheidungsschlacht zu zwingen. Zu diesem Zweck teilte er die Kräfte der Heeresgruppe ›Mitte‹. Einen Teil der Kräfte ließ er bei Mayena stehen, mit den restlichen Kräften brach er im Eilmarsch nach ...«

»Kadett Puttkammer! Ihr seid kein schöngeistiger Schriftsteller. Ihr seid ein künftiger Offizier! Was soll die Bezeichnung ›die restlichen Kräfte‹? Gebt mir bitte die exakte ordre de bataille der Stoßgruppe Marschall Coehoorns an. Und benutzt dazu die militärische Terminologie!«

»Jawohl, Herr Rittmeister. Feldmarschall Coehoorn hatte zwei Armeen unter seinem Kommando: Die Vierte Reiterarmee unter der Führung von Generalmajor Markus Braibant, des Patrons unserer Schule ...«

»Sehr gut, Kadett Puttkammer.«

»Beschissner Schleimer«, zischte von seiner Bank her Kadett Fitz-Oesterlen.

»... sowie die Dritte Armee unter der Führung von Generalleutnant Rhetz de Mellis-Stoke. Zum Bestand der Vierten Reiterarmee, die gut zwanzigtausend Soldaten zählte, gehörten: die Division ›Venendal‹, die Division ›Magne‹, die Division ›Frundsberg‹, die II. Vicovarische Brigade, die VII. Daerlanische Brigade sowie die Brigaden ›Nauzicaa‹ und ›Vrihedd‹. Zum Bestand der Dritten Armee gehörten die Division ›Alba‹, die Division ›Deithwen‹ sowie ... äh ... sowie die Division ...«

»Die Division ›Ard Feainn‹«, stellte Julia Abatemarco fest. »Wenn ihr, versteht sich, nicht was verwechselt habt. Auf dem Gonfalon hatten sie sicherlich eine große silberne Sonne?«

»Hatten sie, Oberst«, bestätigte der Anführer der Aufklärer entschieden. »Hatten sie ohne Zweifel!«

»Die ›Ard Feainn‹«, murmelte die Süße Range. »Hmm ... eigenartig. Das würde bedeuten, dass in diesen drei Marschkolonnen, die ihr gesehen haben wollt, nicht nur die ganze Reiterarmee auf uns zukommt, sondern auch ein Teil der Dritten. Ha, nein! Ich glaub’s nicht! Das muss ich mit eigenen Augen sehen. Rittmeister, für die Zeit meiner Abwesenheit führt Ihr das Banner. Ich befehle, schleunigst einen Melder zu Oberst Pangratt zu schicken ...«

»Aber, Oberst, ist das vernünftig, dass Ihr in eigener Person ...?«

»Ausführen!«

»Zu Befehl!«

»Das ist wirklich tollkühn, Oberst!«, überschrie der Anführer der Aufklärer das Dröhnen des Galopps. »Womöglich treffen wir auf irgendeinen Elfenberitt ...«

»Red nicht! Zeig den Weg!«

Die kleine Abteilung preschte in scharfem Galopp eine Schlucht hinab, huschte wie ein Windstoß durchs Tal des Baches, kam in den Wald. Hier mussten sie langsamer reiten. Es behinderte sie das Unterholz, außerdem bestand tatsächlich die Gefahr, dass sie unversehens auf Spähtrupps oder Vorposten trafen, die die Nilfgaarder zweifellos ausgesandt hatten. Zwar näherten sich die Aufklärer der Condottieri dem Feind von der Flanke her, nicht frontal, doch auch die Flanken waren bestimmt gesichert. Das Unternehmen war also verteufelt riskant. Aber die Süße Range liebte solche Unternehmungen. Und bei der ganzen Freikompagnie gab es keinen Söldner, der ihr nicht gefolgt wäre. Und sei es in die Hölle.

»Hier ist es«, sagte der Anführer der Aufklärer. »Dieser Turm.«

Julia Abatemarco schüttelte den Kopf. Der Turm war schief, eine Ruine, gebrochene Balken ragten daraus hervor, mit Löchern durchsetzt, auf denen der Westwind wie auf einer Flöte spielte. Es war unklar, wer diesen Turm hier in der Einöde errichtet hatte und wozu. Klar war aber, dass es lange her war.

»Wird das Ding nicht einstürzen?«

»Bestimmt nicht, Oberst.«

Bei der Freikompagnie, unter den Condottieri, nannte man sich nicht »Herr« oder »Frau«. Nur beim Dienstgrad.

Julia stieg schnell zur Spitze des Turmes hinauf, fast rannte sie. Der Anführer der Aufklärer gesellte sich erst nach einer Minute zu ihr, und er schnaufte wie ein Bulle, der eine Kuh deckt. Auf die krumme Brüstung gestützt, musterte die Süße Range das Tal durch ein Fernrohr, die Zunge zwischen den Lippen und das hübsche Hinterteil herausgereckt. Bei diesem Anblick fühlte der Aufklärer Erregung in sich hochsteigen. Er beherrschte sich rasch.

»Die ›Ard Feainn‹, kein Zweifel.« Julia Abatemarco leckte sich die Lippen. »Ich sehe auch die Daerlaner von Elan Trahe, da sind auch die Elfen aus der Brigade ›Vrihedd‹, unsere alten Bekannten von Maribor und Mayena ... Aha! Auch die Totenköpfe, die berühmte Brigade ›Nauzicaa‹ ... Ich sehe auch die Flammen auf den Fahnen der Panzerdivision ›Deithwen‹ ... Und das weiße Banner mit dem schwarzen Alerion, das Zeichen der Division ›Alba‹ ...«

»Ihr erkennt sie«, murmelte der Aufklärer, »als ob es alte Bekannte wären ... So gut kennt Ihr Euch aus?«

»Ich habe die Militärakademie absolviert«, schnitt ihm die Süße Range das Wort ab. »Ich bin Offizier mit Patent. Gut, was ich sehen wollte, habe ich gesehen. Zurück zum Banner.«

»Die Vierte Reiterarmee und die Dritte marschieren auf uns zu«, sagte Julia Abatemarco. »Ich wiederhole, die gesamte Vierte Reiterarmee und anscheinend die ganze Kavallerie der Dritten Armee. Hinter den Bannern, die ich gesehen habe, stieg eine Staubwolke zum Himmel hoch. Dort, in diesen drei Kolonnen, kommen nach meiner Schätzung vierzigtausend Berittene. Vielleicht auch mehr. Vielleicht ...«

»Vielleicht hat Coehoorn die Heeresgruppe ›Mitte‹ geteilt«, beendete Adam »Adieu« Pangratt, der Führer der Freikompagnie, den Satz. »Er hat nur die Vierte Reiterarmee und die Kavallerie von der Dritten genommen, um schnell voranzukommen ... Ha, Julia, wenn ich an Stelle von Konnetabel Natalis oder König Foltest wäre ...«

»Ich weiß.« Die Augen der Süßen Range blitzten. »Ich weiß, was du tun würdest. Du hast Boten zu ihnen geschickt?«

»Versteht sich.«

»Natalis ist ein alter Hase. Kann sein, dass morgen ...«

»Kann sein.« Adieu ließ sie nicht ausreden. »Ich denke sogar, es wird sein. Sporn das Pferd an, Julia. Ich will dir etwas zeigen.«

Sie ritten ein paar hundert Schritt fort, schnell, weit vor den Rest der Truppen. Die Sonne berührte schon fast die Höhen im Westen, Wälder und Haine tauchten das Tal in lange Schatten. Doch man sah genug, dass die Süße Range auf der Stelle erriet, was »Adieu« Pangratt ihr zeigen wollte.

»Hier«, bestätigte Adieu ihre Vermutung, während er sich in den Steigbügeln aufstellte. »Hier würde ich morgen die Schlacht annehmen. Wenn ich das Kommando über die Armee hätte.«

»Ein hübsches Terrain«, gab Julia Abatemarco zu. »Eben, fest, glatt ... Genug Platz, sich zu formieren ... Hmmm ... Von diesen kleinen Bergen bis zu den Teichen dort ... So an die drei Meilen ... Diese Anhöhe, da, ein traumhafter Feldherrenhügel ...«

»Richtig. Und dort, schau, in der Mitte, noch ein kleiner See oder ein Fischteich, da, wo es glitzert ... Den kann man ausnutzen ... Das Flüsschen eignet sich auch als Grenzlinie, es ist zwar klein, aber sumpfig ... Wie heißt dieses Flüsschen, Julia? Wir sind ja gestern hier vorbeigekommen. Erinnerst du dich?«

»Ich hab’s vergessen. Chochla, glaub ich. Oder so ähnlich.«

Wer jene Gegend kennt, kann sich gewiss alles vorstellen, denen jedoch, die weniger beschlagen sind, will ich kundtun, dass der linke Flügel des königlichen Heeres bis zu jenem Ort reichte, wo sich heute die Siedlung Brenna befindet. Zur Zeit der Schlacht gab es dort keinerlei Siedlung, denn im Jahr zuvor war sie von den Elfen-Eichhörnchen angesteckt worden und bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Dort also, am linken Flügel, stand das königlich redanische Korps unter dem Kommando von Graf de Ruyter. Und dieses Korps umfasste achttausend Mann Infanterie und berittene Vorhut.

Das Zentrum der königlichen Gruppierung stand bei der Anhöhe, die später Galgenhöhe genannt wurde. Dort auf der Höhe standen mit ihrem Gefolge König Foltest und der Konnetabel Jan Natalis, die so das ganze Schlachtfeld überblicken konnten. Hier waren die Hauptkräfte unserer Armeen gruppiert – zwölftausend tüchtige temerische und redanische Infanteristen, in vier großen Karrees aufgestellt, zehn Banner Reiterei zur Flankendeckung bis hin zum Nordrand des Teiches, den die einheimische Bevölkerung den Goldenen nennt. In der zweiten Linie der zentralen Gruppierung aber stand ein Reservehaufe – dreitausend Infanteristen aus Maribor und Wyzima, über die der Heergraf Bronibor den Befehl führte.

Vom Südrand des Goldenen Teiches jedoch bis hin zu einer Reihe von Fischteichen und zur Biegung des Flusses Chotla, an einer Scheidelinie von einer Meile Breite, stand der rechte Flügel unserer Armee, bestehend aus dem Mahakamer Freiwilligen Haufen der Zwerge, acht Bannern der Leichten Reiterei und der berühmten Freikompagnie der Condottieri. Den rechten Flügel befehligten der Condottiere Adam Pangratt und der Zwerg Barclay Els.

Gegenüber, ein, zwei Meilen entfernt, formierte Feldmarschall Menno Coehoorn auf einem freien Feld hinter dem Wald die Nilfgaarder Truppen. Dort stand eisernes Volk wie eine schwarze Wand, Regiment an Regiment, Schwadron an Schwadron, Kompanie an Kompanie, kein Ende, so weit das Auge reichte. Und der Wald von Fahnen und Spießen ließ erkennen, dass die Formation nicht nur breit, sondern auch tief war. Denn diese Truppen zählten sechsundvierzigtausend Mann, was damals kaum jemand wusste – zum Glück, denn auch so sank beim Anblick der Nilfgaarder Streitmacht so manchem das Herz ein wenig.

Und selbst bei den Mutigsten begannen die Herzen unter den Panzern zu hämmern, denn es wurde klar, dass sogleich ein schweres und blutiges Ringen anheben würde und dass so mancher, der hier im Felde stand, den Sonnenuntergang nicht mehr erblicken würde.

Jarre hielt die von der Nase rutschende Brille fest, las den ganzen Textabschnitt noch einmal durch, seufzte, rieb sich die kahle Stirn, worauf er zum Schwamm griff, ihn ein wenig ausdrückte und den letzten Satz auswischte.

Der Wind rauschte in den Lindenblättern, die Bienen summten. Die Kinder, wie sie nun einmal sind, versuchten einander zu überschreien.

Gegen den Fuß des Greises stieß ein über den Rasen herantrudelnder Ball. Noch ehe er sich bücken konnte, schwerfällig und ungeschickt, wie er war, schoss irgendeins von seinen Enkelkindern vorüber wie ein Wolfsjunges und packte den Ball im vollen Lauf. Der Tisch, angestoßen, begann zu schwanken. Jarre bewahrte mit der rechten Hand das Tintenfass vor dem Umkippen, mit dem Stumpf des linken Arms hielt er die Papierbögen fest.

Die Bienen summten, schwer vom gelben Blütenstaub der Akazien.

Jarre schrieb weiter.

Der Morgen war trübe, doch die Sonne drang durch die Wolken und erinnerte mit ihrem Stand deutlich an die verstreichenden Stunden. Wind kam auf, die Fahnen begannen zu flattern und zu knattern wie vielköpfige Vogelschwärme, die zum Flug aufsteigen. Nilfgaard aber stand unbewegt, dass sich schon jedermann zu wundern begann, warum Marschall Coehoorn seinen Leuten nicht den Angriff befahl ...

»Wann?« Menno Coehoorn blickte von den Karten auf, ließ den Blick über seine Kommandeure schweifen. »Wann ich den Angriff befehlen werde, fragt ihr?«

Niemand antwortete. Menno musterte seine Kommandeure rasch. Am angespanntesten und nervösesten wirkten die, die in Reserve bleiben sollten – Elan Trahe, der Befehlshaber der Siebten Daerlanischen, und Kees van Lo von der Brigade »Nauzicaa«. Sichtlich nervös war auch Ouder de Wyngalt, der Lageradjutant des Marschalls, der die geringste Aussicht auf eine Beteiligung an den Kampfhandlungen hatte.

Diejenigen, die als Erste losschlagen sollten, wirkten ruhig, ja geradezu gelangweilt. Markus Braibant gähnte. Generalleutnant Rhetz de Mellis-Stoke bohrte sich mit dem kleinen Finger im Ohr und betrachtete alle naselang den Finger, als erwarte er tatsächlich, darauf etwas zu entdecken, das der Beachtung wert war. Stabsoberst Ramon Tyrconnel, der junge Kommandeur der Division »Ard Feainn«, pfiff leise vor sich hin, wobei er einen nur ihm bekannten Punkt am Horizont fixierte. Stabsoberst Liam aep Muir Moss von der Division »Deithwen« blätterte in dem Poesiebändchen, das er immer dabeihatte. Tibor Eggebracht von der Ulanendivision »Alba« kratzte sich mit dem Ende der Reitgerte am Hals.

»Den Angriff beginnen wir«, sagte Coehoorn, »sobald die Patrouillen zurück sind. Mich beunruhigen diese Anhöhen im Norden, meine Herren Offiziere. Bevor wir zuschlagen, muss ich wissen, was sich hinter diesen Höhen befindet.«

Lamarr Flaut hatte Angst. Er hatte entsetzliche Angst, sie kroch ihm durch die Gedärme, er schien mindestens zwölf glitschige, von stinkendem Schleim bedeckte Aale im Wanst zu haben, die fieberhaft nach einer Öffnung suchten, durch die sie entkommen könnten. Vor einer Stunde, als die Patrouille die Befehle empfangen hatte und aufgebrochen war, hatte Flaut im Stillen darauf gehofft, die Morgenkühle werde die Unruhe vertreiben, die Furcht der Routine weichen, dem eingeübten Ritual, dem harten und strengen Dienstzeremoniell. Er hatte sich getäuscht. Jetzt, da eine Stunde vergangen war und sie an die fünf Meilen zurückgelegt hatten, sich weit, bedrohlich weit von den eigenen Leuten entfernt befanden, tief, gefährlich tief im Feindesland, nahe, tödlich nahe an einer unbekannten Gefahr – jetzt erst zeigte die Angst, wozu sie imstande war.

Sie hielten am Rande eines Tannenwaldes, hielten sich sorgsam in den großen Wacholderbüschen, von denen die Gegend bewachsen war. Vor ihnen, hinter einem Gürtel niedriger Nadelbäumchen, erstreckte sich ein weiter Talkessel. Dunst zog über die Spitzen der Gräser.

»Niemand da«, stellte Flaut fest. »Keine Menschenseele. Kehren wir um. Wir sind schon ein bisschen zu weit.«

Der Wachtmeister schaute ihn scheel an. Weit? Sie waren kaum eine Meile geritten. Wobei sie sich zudem hingeschleppt hatten wie lahme Schildkröten.

»Es könnte sich lohnen«, sagte er, »noch einen Blick hinter diese Anhöhe zu werfen, Herr Leutnant. Von dort aus, denke ich, werden wir bessere Sicht haben. Weit, über beide Täler. Wenn da jemand kommt, sehen wir ihn unbedingt. Also was? Springen wir hin, Herr? Es sind nur ein paar hundert Schritt.«

Ein paar hundert Schritt, dachte Flaut. Auf offenem Terrain, wie auf dem Präsentierteller. Die Aale wanden sich, suchten mit Macht einen Ausgang aus seinen Innereien. Mindestens einer, Flaut spürte das genau, war auf dem richtigen Wege.

Ich habe einen Steigbügel klirren hören. Ein Pferd schnauben. Dort, mitten in dem saftigen Grün der jungen Tannen auf dem Sandhang. Hat sich dort etwas bewegt? Eine Silhouette?

Umzingeln sie uns?

Im Lager ging das Gerücht, vor ein paar Tagen hätten die Condottieri aus der Freikompagnie einen Beritt der Brigade »Vrihedd« in den Hinterhalt gelockt und einen Elf lebendig gefangen genommen. Es hieß, sie hätten ihn kastriert, ihm die Zunge ausgerissen, sämtliche Finger abgeschnitten ... Und zum Schluss hatten sie ihm die Augen ausgedrückt. Jetzt, hatten sie gespottet, kannst du dich auf keine Weise mehr mit deiner Elfenschlampe vergnügen. Und du kannst nicht einmal zuschauen, wenn sie sich mit anderen vergnügt.

»Na, Herr?«, krächzte der Wachtmeister. »Springen wir mal kurz auf die Anhöhe?«

Lamarr Flaut schluckte. »Nein«, sagte er. »Wir dürfen keine Zeit vergeuden. Wir haben festgestellt: Hier gibt es keinen Feind. Das müssen wir der Führung melden. Wir kehren um!«

Menno Coehoorn hörte sich die Meldung an, blickte von den Karten auf.

»Zu den Bannern«, befahl er knapp. »Herr Braibant, Herr de Mellis-Stoke. Angriff!«

»Es lebe der Kaiser!«, schrien Tyrconnel und Eggebracht. Menno bedachte sie mit einem sonderbaren Blick.

»Zu den Bannern«, wiederholte er. »Möge die Große Sonne eurem Ruhme scheinen.«

Milo Vanderbeck, der Halbling und Feldchirurg, bekannt als Rusty, sog eifrig die durchdringende Mischung von Gerüchen nach Jod, Ammoniak, Alkohol, Äther und magischen Elixieren ein, die unter der Zeltplane hing. Er wollte sich jetzt mit diesem Geruch sättigen, solange er noch gesund, rein, jungfräulich unverdorben und klinisch steril war. Er wusste, dass es nicht lange dabei bleiben würde.

Er schaute auf den Operationstisch, der ebenfalls jungfräulich weiß war, und auf das Instrumentarium, Dutzende von Gerätschaften, die mit der kühlen und bedrohlichen Würde kalten Stahls, mit der unbefleckten Sauberkeit des Metallschimmers, mit der regelmäßigen, ästhetischen Anordnung Respekt und Achtung einflößten.

Beim Instrumentarium machte sich sein Personal zu schaffen – drei Frauen. Pah, berichtigte sich Rusty in Gedanken. Eine Frau und zwei Mädchen. Pah. Ein altes Weib, wenn es auch schön und jung aussieht. Und zwei Kinder.

Die Magierin und Heilerin namens Marti Sodergren. Und zwei Freiwillige. Shani, eine Studentin aus Oxenfurt. Iola, eine Priesterin aus dem Tempel der Melitele in Ellander.

Marti Sodergren kenne ich, dachte Rusty, mit diesem Schönchen habe ich schon ein paarmal gearbeitet. Ein bisschen nymphomanisch, neigt auch zur Hysterie, aber das macht nichts, solange ihre Magie wirkt. Betäubungs-, Desinfektions- und Blutstillungszauber.

Iola. Priesterin oder eher wohl Adeptin. Ein Mädchen von einer Schönheit, rustikal und gewöhnlich wie Leinwand, mit großen, kräftigen Bauernhänden. Der Tempel hat verhindert, dass diese Hände von schwerer und schmutziger Feldarbeit verunstaltet werden. Doch er konnte ihre Herkunft nicht vertuschen.

Nein, dachte Rusty, um die mache ich mir im Prinzip keine Sorgen. Die Hände einer Bäuerin sind sichere Hände, vertrauenswürdige Hände. Außerdem enttäuschen einen die Mädchen aus den Tempeln selten, in Augenblicken der Verzweiflung brechen sie nicht zusammen, sondern suchen Halt bei ihrer Religion, in ihrem mystischen Glauben. Und bemerkenswert: Es hilft.

Er betrachtete die rothaarige Shani, die geschickt chirurgische Fäden durch die Öhre der gekrümmten Nadeln zog.

Shani. Ein Kind stinkender Stadtgassen, das dank seines eigenen Wissensdurstes an die Uni gekommen ist – und dank unsäglicher Entbehrungen der Eltern, die die Gebühren bezahlten. Eine Studiosa. Eine Schlaubergerin. Eine Frohnatur. Was kann sie? Nadeln einfädeln? Druckverbände anlegen? Die Haken halten? Ha, die Frage lautet: Wenn die rothaarige Studentin ohnmächtig wird, lässt sie dann die Haken los und stürzt mit der Nase in den offenen Bauch des Operierten?

Die Menschen sind so wenig widerstandsfähig, dachte er. Ich habe gebeten, mir eine Elfe zu geben. Oder jemanden von meiner eigenen Rasse. Aber nein. Sie haben kein Vertrauen.

In mich übrigens auch nicht.

Ich bin ein Halbling. Ein Nichtmensch.

Ein Fremder.

»Shani!«

»Ja, Herr Vanderbeck?«

»Rusty. Für dich also ›Herr Rusty‹. Was ist das, Shani? Und wozu dient es?«

»Examiniert Ihr mich, Herr Rusty?«

»Antworte, Mädchen!«

»Das ist ein Raspator! Zum Zusammenziehen der Knochenhaut bei einer Amputation! Damit die Knochenhaut unter den Zähnen der Säge keine Risse bekommt und man einen sauberen und glatten Sägeschnitt bekommt. Seid Ihr zufrieden? Habe ich bestanden?«

»Nicht so laut, Mädchen, nicht so laut.«

Merkwürdig, dachte er. Wir sind hier vier Ärzte. Und allesamt rothaarig! Schicksal oder was?

»Kommt bitte«, sagte er mit einer Kopfbewegung, »mit vors Zelt, Mädchen.«

Sie taten, wie ihnen geheißen, obwohl alle drei ungehalten schnaubten. Jede auf ihre eigene Art.

Vor dem Zelt saß die Gruppe der Sanitäter, die sich der letzten Minuten süßen Nichtstuns erfreuten. Rusty musterte sie mit strengem Blick, schnupperte, ob etwa gar jemand schon im Stoff sei.

Der Schmied, ein großer Kerl, machte sich an seinem Tisch zu schaffen, der an eine Folterbank erinnerte, und ordnete seine Geräte, die dazu dienten, Verwundete aus Rüstungen, Kettenpanzern und verbogenen Helmvisieren herauszuschälen.

»Dort«, begann Rusty ohne Vorrede und zeigte zum Feld hin, »wird in einem Moment das Gemetzel beginnen. Und einen Moment danach werden die ersten Verwundeten eintreffen. Alle wissen, was sie zu tun haben; jeder kennt seine Pflichten und seinen Platz. Wenn jeder beachtet, was er zu beachten hat, kann nichts schiefgehen. Klar?«

Keins von den »Mädchen« sagte dazu etwas.

»Dort«, fuhr Rusty fort und zeigte abermals, »werden gleich an die hunderttausend Leute beginnen, einander zum Krüppel zu schlagen. Auf sehr ausgesuchte Arten. Wir, die beiden anderen Spitäler eingerechnet, sind zwölf Ärzte. Um nichts in der Welt werden wir imstande sein, allen Hilfebedürftigen zu helfen. Nicht einmal einem verschwindend geringen Teil der Hilfebedürftigen. Das erwartet auch gar niemand.

Aber wir werden heilen. Denn das, ich entschuldige mich für den Gemeinplatz, ist unser Daseinszweck. Den Hilfebedürftigen zu helfen. Wir werden also einfach so vielen helfen, wie wir können.«

Wieder hatte niemand etwas zu bemerken.

Rusty wandte sich um. »Wir werden nicht viel mehr tun können, als wir vermögen«, sagte er leiser und wärmer. »Aber wir alle wollen uns bemühen, dass es nicht viel weniger ist.«

»Sie sind in Bewegung gekommen«, stellte der Konnetabel Jan Natalis fest und wischte sich die schweißbedeckte Hand an der Hüfte ab. »Euer Majestät. Nilfgaard bewegt sich. Sie greifen an!«

König Foltest brachte das tänzelnde Pferd unter seine Kontrolle, einen Grauschimmel in einem liliengeschmückten Zaumzeug, wandte dem Konnetabel sein schönes Profil zu, das es wert war, auf Münzen geprägt zu werden.

»Dann müssen wir sie würdig empfangen. Herr Konnetabel! Meine Herren Offiziere!«

»Tod den Schwarzen!«, riefen wie ein Mann der Condottiere Adam »Adieu« Pangratt und Graf de Ruyter. Der Konnetabel schaute sie an, dann straffte er sich und holte tief Luft. »Zu den Bannern!!!«

Aus der Ferne dröhnten dumpf die Nilfgaarder Pauken und Trommeln, es heulten Krummhörner, Olifanten und Zinken. Unter tausendfachem Hufschlag bebte die Erde.

»Gleich«, ließ sich Andy Biberveldt vernehmen, der Trossälteste, und strich die Haare von dem kleinen, spitz zulaufenden Ohr zurück. »Jeden Augenblick.«

Tara Hildebrandt, Didi »Hopfner« Hofmeier und die anderen ringsum versammelten Fuhrleute nickten. Auch sie hörten das dumpfe, monotone Dröhnen der Hufe, das von jenseits der Anhöhe und des Waldes herandrang. Sie hörten das anschwellende, an das Summen von Hummeln erinnernde Geschrei und Gebrüll. Sie spürten, wie der Boden bebte.

Das Gebrüll wurde plötzlich stärker, sprang einen Ton höher.

»Die erste Salve der Bogenschützen.« Andy Biberveldt hatte Erfahrung, er hatte schon so manche Schlacht gesehen oder eher gehört. »Es kommt noch eine.«

Er hatte recht.

»Jetzt stoßen sie aufeinander!«

»Wir sss-sollten lll-lieber unter die Www-wagen«, schlug William Hardbottom, genannt der Hahaspler, vor und drehte sich unruhig hin und her. »Ich sss-sag euch ...«

Biberveldt und die übrigen Halblinge schauten ihn mitleidig an. Unter die Wagen? Wozu? Vom Ort der Schlacht trennte sie fast eine Viertelmeile. Und wenn sogar irgendein Beritt hierher ins Hinterland, zum Tross, gelangen sollte, würde es dann jemandem nützen, unter dem Wagen zu sitzen?

Gebrüll und Getöse nahmen zu.

»Jetzt«, urteilte Andy Biberveldt. Und wieder hatte er recht.

Aus einer Viertelmeile Entfernung, von jenseits der Anhöhe und des Waldes, durch das Gebrüll und das plötzliche dumpfe Aufeinanderkrachen von Eisen und Eisen, drang zu den Trossleuten ein deutlicher, makabrer Klang, der die Haare zu Berge stehen ließ.

Ein hoher Schrei. Der entsetzliche, verzeifelte, wilde Schrei tödlich verwundeter Tiere.

»Die Kavallerie ...« Biberveldt leckte sich die Lippen. »Die Kavallerie ist auf die Piken aufgelaufen ...«

»Ich www-weiß bloß nnn-nicht«, brachte der bleich gewordene Hahaspler hervor, »was die Ttt-tiere ihnen getan haben, den Schsch-scheißkerlen.«

Jarre wischte mit dem Schwamm schon den wer weiß wievielten Satz aus. Er schloss die Augen, rief sich jenen Tag in Erinnerung. Den Moment, als die beiden Armeen aufeinandertrafen. In denen sich die beiden Heere wie wütende Hunde an die Gurgel sprangen, in tödlicher Umklammerung zu wirbeln begannen.

Er suchte nach Worten, die das zu beschreiben vermöchten.

Vergebens.

Der Keil der Reiterei traf mit Wucht in das Rechteck. Wie ein riesiger zustoßender Dolch zermalmte die Division »Alba« alles, was ihr den Zugang zum lebendigen Leib der temerischen Infanterie versperrte – Piken, Spieße, Hellebarden, Lanzen, Pavesen und Schilde. Wie ein Dolch stieß die Division »Alba« ins lebendige Fleisch und ließ Blut fließen. Blut, in dem jetzt die Pferde stampften und ausglitten. Doch die Schneide des Dolches, so tief sie auch eingedrungen war, hatte nicht das Herz oder sonst ein lebenswichtiges Organ erreicht. Statt das temerische Rechteck zu spalten und zu zerteilen, war der Keil der Division »Alba« eingedrungen und stecken geblieben. Er steckte in der elastischen und wie Teer zähen Masse des Fußvolkes fest.

Anfangs sah das nicht bedrohlich aus. Spitze und Flanken des Keils wurden von schwer gepanzerten Eliterotten gebildet, von den Schilden und dem Blech der Rüstungen prallten die Klingen und Spitzen der Landsknechte ab wie Hämmer von Ambossen, auch den gepanzerten Reittieren war nicht beizukommen. Und obwohl immer wieder einer der Panzerreiter vom Pferd oder mitsamt dem Pferd fiel, mähten die Schwerter, Äxte, Streithämmer und Morgensterne der Kavalleristen das andrängende Fußvolk buchstäblich nieder. Der im Fleisch feststeckende Keil erzitterte und begann tiefer einzudringen.

»Albaaa!« Unterleutnant Devlin aep Meara hörte den Schrei von Stabsoberst Eggebracht, der das Scheppern, Brüllen, Heulen und Wiehern übertönte. »Vorwärts, ›Alba‹! Es lebe der Kaiser!«

Sie drängten vorwärts, hieben, stachen und stießen drein. Unter den Hufen der schreienden und sich aufbäumenden Pferde drangen Plätschern, Knacken, Knirschen und Krachen herauf.

»Aaalbaaa!«

Der Keil steckte abermals fest. Die Landsknechte, so dezimiert und blutig sie waren, wichen nicht, drängten heran, drückten die Reiterei wie eine Zange zusammen. Bis es zu knacken begann. Unter den Hieben der Hellebarden, Beidhänder und Kriegsketten zerbrachen die Panzerreiter der ersten Linie. Von Partisanen und Spießen gestochen, mit den Haken von Hellebarden und Wurfspießen aus dem Sattel gezogen, mit Kettenpeitschen und Streitkolben erbarmungslos geprügelt, begannen die Kavalleristen der Division »Alba« zu sterben. Der in das Rechteck der Infanterie gestoßene Keil, eben noch ein schreckliches, wütendes Eisen in einem lebendigen Organismus, war jetzt wie ein Eisklumpen in der großen Faust eines Bauern.

»Temeeerien! Für den König, Leute! Schlagt die Schwarzen!«

Doch auch den Landsknechten erging es schlecht. Die »Alba« ließ sich nicht auseinanderreißen, Schwerter und Äxte hoben sich und hieben nieder, schlugen und schnitten; für jeden aus dem Sattel gestürzten Reiter zahlte das Fußvolk einen hohen Blutzoll.

Stabsoberst Eggebracht, von der nadeldünnen Schneide einer Lanze in eine Fuge des Panzers getroffen, schrie auf, begann im Sattel zu wanken. Ehe ihm Hilfe zuteil werden konnte, schmetterte ihn ein schrecklicher Schlag mit einem Morgenstern zu Boden. Das Fußvolk ballte sich über ihm zusammen.

Die Standarte mit dem schwarzen Alerion mit einem goldenen Perisonium auf der Brust wankte und fiel. Panzerreiter, darunter der Unterleutnant Devlin aep Meara, stürzten in jene Richtung, hauend, stoßend, tretend, schreiend.

Ich möchte wissen, dachte Devlin aep Meara, während er das Schwert aus der gespaltenen Sturmhaube und dem Schädel eines temerischen Landsknechts riss. Ich möchte wissen, dachte er, während er mit weitem Hieb die auf ihn zielende gezähnte Klinge einer Guisarme beiseiteschlug.

Ich möchte wissen, wozu das alles. Warum das alles. Und nach wessen Willen das alles.

»Ääh ... Und dann versammelte sich der Konvent der großen Meisterinnen ... unserer Ehrwürdigen Mütter ... ääh ... deren Andenken unter uns immer lebendig sein wird ... Denn ... ääh ... die großen Meisterinnen von der Ersten Loge ... berieten ... ääh ... sie berieten ...«

»Adeptin Abonde. Du bist nicht vorbereitet. Ungenügend. Setz dich.«

»Aber ich habe gelernt, wirklich ...«

»Setz dich.«

»Wozu zum Teufel soll ich dieses alte Zeug lernen«, murmelte Abonde, während sie sich setzte. »Wen kümmert das denn heute ... Und wozu soll es gut sein ...«

»Ruhe! Adeptin Nimue!«

»Hier, Frau Meisterin.«

»Das sehe ich. Weißt du die Antwort auf die Frage? Wenn nicht, dann setz dich und vergeude nicht meine Zeit.«

»Ich weiß sie.«

»Ich höre.«

»Also die Chroniken lehren uns, dass sich der Konvent der Meisterinnen im Schloss Kahlenberg traf, um zu beraten, auf welche Weise sie den schädlichen Krieg beenden könnten, den der Kaiser des Südens und die Herrscher des Nordens gegeneinander führten. Die Ehrwürdige Mutter Assire, die heilige Märtyrerin, sprach, dass die Herrscher nicht vom Krieg ablassen würden, bis sie ordentlich ausgeblutet wären. Und die Ehrwürdige Mutter Philippa, die heilige Märtyrerin, antwortete: ›Geben wir ihnen also eine große und blutige, eine schreckliche und grausame Schlacht. Sorgen wir dafür, dass es zu so einer Schlacht kommt. Mögen die kaiserlichen Armeen und die Truppen der Könige in dieser Schlacht ausbluten, und dann werden wir, die Große Loge, sie zum Friedensschluss zwingen.‹ Und so geschah es. Die Ehrwürdigen Mütter bewirkten, dass es zur Schlacht bei Brenna kam. Und die Herrscher wurden gezwungen, den Frieden von Cintra zu schließen.«

»Sehr gut, Adeptin Nimue. Ich würde dir die Bestnote geben ... Wäre da nicht dieses ›also‹. Man beginnt Sätze nicht mit ›also‹. Setz dich. Und vom Frieden von Cintra erzählt uns jetzt ...«

Die Pausenglocke ertönte. Doch die Adeptinnen reagierten nicht mit augenblicklichem Geschrei und Pultklappen. Sie bewahrten Stille und eine würdige, distinguierte Ruhe. Sie waren keine Rotznasen aus dem Kindergarten mehr. Sie waren die dritte Klasse! Sie waren allesamt vierzehn!

So etwas verpflichtet.

»Na, hier ist nicht viel hinzuzufügen.« Rusty bewertete den Zustand des ersten Verwundeten, der gerade das fleckenlose Weiß des Tisches mit Blut befleckte. »Der Schenkelknochen zerschmettert ... Die Schlagader ist heil, sonst hättet ihr einen Toten angeschleppt. Sieht nach einem Axthieb aus, wobei die harte Seite des Sattels als Hackklotz fungiert hat. Schaut bitte her ...«

Shani und Iola beugten sich vor.

Rusty rieb sich die Hände. »Wie gesagt, hier ist nichts hinzuzufügen. Hier kann man nur etwas wegnehmen. An die Arbeit. Iola! Abbinden, kräftig. Shani, das Messer. Nicht das. Das zweischneidige. Zur Amputation.«

Der Verwundete wandte den trüben Blick nicht von ihren Händen, verfolgte die Vorkehrungen mit den Augen eines entsetzten, in der Schlinge gefangenen kleinen Tieres.

»Ein wenig Magie, Marti, wenn ich bitten darf.« Der Halbling nickte, beugte sich so über den Patienten, dass er dessen ganzes Blickfeld einnahm.

»Ich werde amputieren, Söhnchen.«

»Neiiin!«, schrie der Verwundete, warf den Kopf hin und her, versuchte, den Händen von Marti Sodergren zu entgehen. »Ich will niiicht!«

»Wenn ich nicht amputiere, stirbst du.«

»Ich will lieber sterben ...« Unter dem Einfluss der Magie der Heilerin sprach der Verwundete immer langsamer. »Lieber sterben, als ein Krüppel sein ... Lasst mich sterben ... Ich flehe euch an ... Lasst mich sterben!«

»Ich kann nicht.« Rusty hob das Messer, betrachtete die Klinge, den immer noch funkelnden, unbefleckten Stahl. »Ich kann dich nicht sterben lassen. Wie es sich nämlich trifft, bin ich Arzt.«

Entschlossen hieb er mit der Schneide zu und schnitt tief. Der Verwundete heulte auf. Für einen Menschen ganz unmenschlich.

Der Bote brachte das Pferd so scharf zum Stehen, dass die Grasnarbe unter den Hufen nur so spritzte. Zwei Adjutanten ergriffen die Zügel, hielten das Ross fest, dessen Maul schaumbedeckt war. Der Bote sprang aus dem Sattel.

»Von wem?«, rief Jan Natalis. »Von wem kommst du?«

»Von Herrn de Ruyter ...«, stieß der Bote hervor. »Wir haben die Schwarzen aufgehalten ... Aber es gibt große Verluste ... Herr de Ruyter bittet um Verstärkung ...«

»Es gibt keine Verstärkung«, erwiderte nach kurzem Schweigen der Konnetabel. »Ihr müsst durchhalten. Ihr müsst!«

»Und hier« – Rusty machte ein Gesicht wie ein Sammler, der seine Kollektion vorführt –, »wenn die Damen nur schauen wollen, ein schönes Resultat eines Hiebes in den Bauch ... Jemand hat uns ins Handwerk gepfuscht und an dem Unglücklichen eine amateurhafte Laparotomie ausgeführt ... Gut, dass man ihn sorgsam getragen hat, es sind keine wichtigeren Organe verloren gegangen ... Das heißt, das nehme ich an. Was hältst du davon, Shani? Warum so ein Gesicht, Mädchen? Bisher hast du Männer immer nur von außen gekannt?«

»Die Därme sind verletzt, Herr Rusty.«

»Eine ebenso zutreffende wie offensichtliche Diagnose! Da braucht man nicht einmal hinzusehen, nur zu riechen. Tuch, Iola. Marti, hier ist immer noch zu viel Blut, sei so gut, gib uns noch ein wenig von deiner unschätzbaren Magie. Shani, Klammer. Leg eine Aderklemme an, du siehst doch, dass es läuft. Iola, das Messer.«

»Wer siegt?«, fragte der Operierte plötzlich vollends bei Bewusstsein, wenn auch etwas lallend, und rollte mit den hervorquellenden Augen. »Sagt ... wer ... siegt?«

»Söhnchen.« Rusty beugte sich über die offene, blutige und pulsierende Bauchhöhle. »Das ist wirklich das Letzte, worum ich mir an deiner Stelle Sorgen machen würde.«

... tobte unterdessen am linken Flügel und im Zentrum der Linie ein erbitterter und blutiger Kampf, hier aber, wenngleich Nilfgaard mit großer Wut und Wucht anrannte, brach sich ihr Angriff an den königlichen Truppen so, wie sich die Meereswellen am Felsen brechen. Denn dort standen vorzügliche Soldaten, die kampferprobten Mariborer, Wyzimer und Dreiberger gepanzerten Banner, und ebenso die entschlossenen temerischen Landsknechte, Berufssöldner, denen Reiterei keine Angst einjagt.

Und so wurde dort gekämpft, wahrlich wie das Meer mit den Felsen des Festlands, solch ein Kampf, bei dem nicht abzusehen ist, wer die Oberhand behalten wird, denn obwohl die Wellen unablässig gegen den Fels schlagen, nicht schwächer werden, sondern nur zurückweichen, um erneut zuzuschlagen, so steht doch der Fels, wie er stand, ist immer noch inmitten der tosenden Wogen zu sehen.

Anders entwickelte sich die Lage am rechten Flügel des königlichen Heeres.

Wie ein alter Habicht, der weiß, wo er niederstoßen und tödlich zuschlagen muss, so wusste auch Feldmarschall Menno Coehoorn, wo er den Schlag führen musste. Er nahm seine besten Divisionen, die Ulanen der »Deithwen« und die Panzerreiter der »Ard Feainn«, und führte den Schlag gegen die Nahtstelle der Linie oberhalb des Goldenen Teiches, dort, wo die Banner von Brugge standen. Obwohl die Brugger heldenhaft Widerstand leisteten, erwiesen sie sich als schwächer gewappnet, sowohl was die Panzer als auch was den Kampfgeist angeht. Sie hielten dem Nilfgaarder Ansturm nicht stand. Im Galopp eilten zwei Banner der Freikompagnie unter dem alten Condottiere Adam Pangratt zum Entsatz dorthin und hielten Nilfgaard auf, wofür sie einen hohen Blutzoll entrichteten. Doch den an der rechten Flanke stehenden Zwergen vom Freiwilligen Haufen eröffnete sich die entsetzliche Gefahr einer Umzingelung, und dem ganzen königlichen Heer drohte die Schlachtordnung aufzureißen.

Jarre tauchte die Feder ins Tintenfass. Die Enkel im Garten lachten mit hohen Stimmen, es klang wie Glasglöckchen.

Doch Jan Natalis, wachsam wie ein Kranich, erkannte die drohende Gefahr, er verstand augenblicks, was sich zusammenbraute. Und ohne zu zögern sandte er einen Boten mit einem Befehl an Oberst Els ...

In all seiner siebzehnjährigen Naivität hatte Kornett Aubry geglaubt, er würde höchstens zehn Minuten brauchen, um auf den rechten Flügel zu gelangen, den Befehl zu überbringen und auf die Anhöhe zurückzukehren. Auf keinen Fall mehr! Nicht auf Chiquita, einer Stute, schön und flink wie eine Hindin.

Noch ehe er am Goldenen Teich war, erkannte der Kornett zwei Dinge: Dass nicht feststand, wann er auf den rechten Flügel gelangen würde, und ebenso wenig, wann er zurückkehren könnte. Und dass Chiquitas Schnelligkeit ihm sehr, aber wirklich sehr zupass kommen würde.

Auf dem Feld östlich des Goldenen Teiches tobte der Kampf. Die Schwarzen schlugen sich mit der Brugger Reiterei, die die Schlachtordnung des Fußvolkes deckte. Vor den Augen des Kornetts sprühten plötzlich aus dem Schlachtgetümmel wie Funken, wie Splitter zerbrochenen bunten Glases Silhouetten in grünen, gelben und roten Umhängen hervor und wirbelten ungeordnet auf das Flüsschen Chotla zu. Hinter ihnen her strömten wie eine schwarze Woge die Nilfgaarder.

Aubry brachte die Stute abrupt zum Stehen, riss an den Zügeln, bereit, zu wenden und zu fliehen, den Fliehenden und den Verfolgern aus dem Weg zu gehen. Das Pflichtgefühl siegte. Der Kornett schmiegte sich an die Mähne des Pferdes und ging zu einem halsbrecherischen Galopp über.

Ringsum herrschten Geschrei und Getöse, ein zuckendes Kaleidoskop von Silhouetten, blitzenden Schwertern, von Klirren und Poltern. Einige gegen den Teich gedrängte Brugger leisteten verzweifelt Widerstand, um das Banner mit dem Ankerkreuz gedrängt. Auf dem Feld metzelten die Schwarzen die versprengte, ohne Unterstützung gebliebene Infanterie hin.

Ein schwarzer Umhang mit dem Zeichen einer silbernen Sonne versperrte ihm die Sicht.

»Egvyr, Nordling!«

Aubry schrie auf, die vom dem Schrei angespornte Chiquita machte einen Satz, der wahrhaft einer Hirschkuh würdig gewesen wäre, und rettete ihm das Leben, indem sie ihn aus der Reichweite des Nilfgaarder Schwertes brachte. Über den Kopf pfiffen ihm plötzlich Pfeile und Bolzen hinweg, vor den Augen huschten wieder Silhouetten hin und her.

Wo bin ich? Wo sind die Unseren? Wo ist der Feind?

»Egvyr morv, Nordling!«

Poltern, Klirren, Wiehern, Geschrei.

»Halt, Hosenscheißer! Nicht dorthin!«

Eine Frauenstimme. Eine Frau auf einem Rapphengst, in Rüstung, mit wehendem Haar, das Gesicht von Blutspritzern bedeckt. Daneben Panzerreiter.

»Wer bist du?« Die Frau wischte das Blut mit der Hand weg, in der sie das Schwert hielt.

»Kornett Aubry ... Flügeladjutant von Konnetabel Natalis ... Mit Befehlen für Oberst Pangratt und Oberst Els ...«

»Du hast keine Chance, dorthin zu gelangen, wo Adieu kämpft. Reiten wir zu den Zwergen. Ich bin Julia Abatemarco ... Vorwärts, verdammt! Sie schließen uns ein! Galopp!«

Ihm blieb keine Zeit zu protestieren. Es hatte auch keinen Sinn.

Nach einem Augenblick rasenden Galopps tauchte aus dem Staub eine Masse von Fußvolk auf, ein Karree, wie eine Schildkröte gepanzert mit einer Wand von Pavesen, wie ein Nadelkissen vor Eisenzeug starrend. Über dem Rechteck wehte ein großes goldenes Banner mit gekreuzten Hämmern, und daneben ragte eine Stange mit Pferdeschwänzen und Menschenschädeln auf.

Das Karree wurde von Nilfgaardern angegriffen, die vorschnellten und zurückwichen wie Hunde, die einen mit einem Stock bewaffneten Bettler anfallen. Die Division »Ard Feainn«, dank der großen Sonnen auf den Umhängen mit keiner anderen zu verwechseln.

»Vorwärts, Freikompagnie!«, schrie die Frau und schlug mit dem Schwert eine Mühle. »Verdienen wir uns den Sold!«

Die Reiter – und nach ihnen auch Kornett Aubry – stürzten sich auf die Nilfgaarder.

Der Zusammenstoß dauerte nur ein paar Augenblicke. Doch er war schrecklich. Dann öffnete sich vor ihnen die Wand der Pavesen. Sie befanden sich im Inneren des Karrees in einem Gedränge, inmitten von Zwergen mit Ringpanzern, Kettenhauben und spitzen Helmen, inmitten von redanischer Infanterie, leichter Reiterei aus Brugge und gepanzerten Condottieri.

Julia Abatemarco – die Süße Range, die Condottiera, wie Aubry erst jetzt aufging – zog ihn vor einen dicklichen Zwerg, dessen Sturmhaube mit einem roten Federbusch verziert war und der unelegant auf einem gepanzerten Nilfgaarder Pferd saß, in einem Ulanensattel mit hohen Pauschen, auf die er sich obenauf gesetzt hatte, um über die Köpfe des Fußvolkes hinwegschauen zu können.

»Oberst Barclay Els?«

Der Zwerg nickte mit dem Federbusch, registrierte mit sichtlichem Respekt das Blut, mit dem der Kornett und seine Stute bespritzt waren. Aubry errötete unwillkürlich. Es war das Blut von Nilfgaardern, die die Condottieri direkt neben ihm niedergemacht hatten. Er selbst war nicht einmal dazu gekommen, das Schwert zu ziehen.

»Kornett Aubry ...«

»Ein Sohn von Anselm Aubry?«

»Der jüngste.«

»Ha! Ich kenne deinen Vater! Was hast du mir von Natalis und Foltest zu übermitteln, kleiner Kornett?«

»Im Zentrum der Formation droht uns ein Durchbruch ... Der Herr Konnetabel befiehlt, dass der Freiwillige Haufe möglichst schnell den Flügel räumt, sich hinter den Goldenen Teich und den Fluss Chotla zurückzieht ... Damit ...«

Seine Worte gingen in Gebrüll, Getöse und Pferdeschreien unter. Aubry kam plötzlich zu Bewusstsein, welch sinnlose Befehle er überbrachte. Wie wenig diese Befehle für Barclay Els bedeuteten, für Julia Abatemarco, für dieses Zwergenkarree unter dem goldenen Banner mit den gekreuzten Hämmern, das über einem schwarzen Meer von Nilfgaardern wehte, die es umgaben, von allen Seiten darauf einstürmten.

»Ich bin zu spät gekommen ...«, stöhnte er. »Zu spät ...«

Die Süße Range prustete. Barclay Els bleckte die Zähne.

»Nein, kleiner Kornett«, sagte er. »Nilfgaard ist zu früh gekommen.«

»Ich gratuliere den Damen und mir selbst zur gelungenen Resektion von Dünn- und Dickdarm, zur Spelenektomie und zum Anheften der Leber. Ich weise auf die Zeit hin, die wir gebraucht haben, um die Folgen von etwas auszugleichen, das unserem Patienten während der Schlacht in einem Sekundenbruchteil zugefügt worden ist. Ich empfehle das als Stoff für philosophische Betrachtungen. Den Patienten wird jetzt Fräulein Shani zunähen.«

»Aber das habe ich noch nie gemacht, Herr Rusty!«

»Irgendwann muss man anfangen. Rotes mit Rotem, Gelbes mit Gelbem, Weißes mit Weißem. Näh so, dann wird es schon stimmen.«

»Wie das?« Barclay Els zupfte sich am Bart. »Was redest du, kleiner Kornett? Jüngster Sohn von Anselm Aubry? Drehn wir hier etwa Däumchen? Wir, Himmeldonnerwetter, haben unter dem Ansturm nicht einmal gezuckt! Sind keinen Schritt zurückgewichen! Es ist nicht unsere Schuld, dass die aus Brugge nicht standgehalten haben!«

»Aber der Befehl ...«

»Ich pfeif auf den Befehl!«

»Wenn wir die Lücke nicht stopfen«, überschrie die Süße Range das Getöse, »brechen die Schwarzen durch die Front! Sie brechen durch! Mach mir die Formation auf, Barclay! Ich greife an! Rücke vor!«

»Die schlachten euch ab, ehe ihr am Teich seid! Ihr kommt sinnlos um!«

»Was also schlägst du vor?«

Der Zwerg fluchte, riss sich den Helm vom Kopf, warf ihn krachend zu Boden. Seine Augen waren wild, blutunterlaufen, schrecklich.

Chiquita, von dem Geschrei erschreckt, tänzelte unter dem Kornett, soweit es das Gedränge zuließ.

»Yarpen Zigrin und Dennis Cranmer zu mir! Auf der Stelle!«

Die beiden Zwerge kamen aus dem schwersten Kampfgetümmel, das sah man auf Anhieb. Beide waren blutbespritzt. Das stählerne Schulterstück des einen zeigte die Spur eines Schlages, der die Ränder des Bleches hochspießen ließ. Der andere hatte einen Lappen um den Kopf gewickelt, durch den Blut sickerte.

»Alles in Ordnung, Zigrin?«

»Ich wundere mich«, keuchte der Zwerg, »warum alle das fragen.«

Barclay Els wandte sich um, fand den Kornett und fixierte ihn. »Also wie, jüngster Sohn Anselms?«, knurrte er. »Der König und der Konnetabel befehlen, dass wir zu ihnen kommen sollen und sie unterstützen? Also dann sperr die Augen auf, kleiner Kornett. Du kriegst was zu sehen.«

»Verdammt!«, schrie Rusty, sprang vom Tisch zurück und fuchtelte mit dem Skalpell. »Warum? Warum, verflucht, muss das so sein?«

Niemand gab Antwort. Marti Sodergren breitete nur die Hände aus. Shani senkte den Kopf. Iola schniefte.

Der Patient, der gerade gestorben war, blickte nach oben, und seine Augen waren reglos und glasig.

»Drauf und dran! Zur Hölle mit den Hurensöhnen!«

»Und gleichmäßig!«, brüllte Barclay Els. »Im Gleichschritt! Formation halten! Und dicht zusammenbleiben! Zusammen!«

Man wird es mir nicht glauben, dachte der Kornett Aubry. Kein Mensch wird mir das glauben, wenn ich es erzähle. Dieses Karree kämpft, von allen Seiten umzingelt ... Ringsum von Kavallerie umgeben, die auf es schießt, sticht, schlägt, drängt ... Und dieses Karree geht. Es geht gleichmäßig, geschlossen, Pavese an Pavese. Es geht über Leichen hinweg, schiebt die Reiterei vor sich her, schiebt die Elitedivision »Ard Feainn« vor sich her ... Und geht.

»Drauf und dran!«

»Gleicher Schritt! Gleicher Schritt!«, brüllte Barclay Els. »Formation halten! Ein Lied, verflucht, ein Lied! Unser Lied! Vorwärts, Mahakam!«

Aus etlichen tausend Zwergenkehlen erscholl der berühmte Mahakamer Schlachtgesang:

*Hooo-uuuu! Hooo-uuuu! Hou!*

*Wartet nur, ihr Typen!*

*Gleich gibt’s auf die Rüben!*

*Gleich fällt dieses Scheißhaus ein,*

*dass die Trümmer stieben!*

*Hooo-uuuu! Hoo-uuuu! Hou!*

»Drauf und dran! Die Freikompagnie!« In das donnernde Gebrüll der Zwerge schob sich wie die schmale kantige Klinge eines Misericordes der hohe Sopran Julia Abatemarcos. Die Condottieri lösten sich aus der Formation und führten einen Gegenschlag auf die das Karree angreifende Reiterei. Das war ein wahrlich selbstmörderischer Zug; auf die Söldner, die nicht mehr von den Hellebarden, Piken und Pavesen der Zwerge gedeckt wurden, traf die ganze Wucht des Nilfgaarder Angriffs. Getöse, Gebrüll und Pferdeschreie ließen den Kornett Aubry sich instinktiv im Sattel zusammenkrümmen. Jemand stieß ihn in den Rücken, er fühlte, wie er zusammen mit der im Gedränge feststeckenden Stute in Richtung des größten Gewimmels und des schrecklichsten Gemetzels geschoben wurde. Er fasste den Schwertgriff fester, der ihm plötzlich glitschig und sonderbar unhandlich vorkam.

Einen Augenblick später, durch die Linie der Pavesen hinausgetragen, hieb er schon wie wahnsinnig um sich und warf sich wie wahnsinnig hin und her.

»Noch einmal!«, hörte er den wilden Schrei der Süßen Range. »Noch eine Anstrengung! Haltet durch, Jungs! Drauf und dran! Für den Dukaten, der glänzt wie die Sonne! Mir nach, Freikompagnie!«

Ein Nilfgaarder Reiter ohne Helm, eine silberne Sonne auf dem Umhang, warf sich in die Formation hinein, stellte sich in den Steigbügeln auf, fällte mit einem schrecklichen Hieb der Streitaxt einen Zwerg mitsamt der Pavese, zerschmetterte einem anderen den Kopf. Aubry drehte sich im Sattel und schlug weit ausholend zu. Vom Kopf des Nilfgaarders flog ein reichlich behaartes Fragment fort, er selbst stürzte zu Boden. Im selben Augenblick erhielt der Kornett ebenfalls einen Schlag auf den Kopf und fiel aus dem Sattel. Das Gedränge bewirkte, dass er nicht sofort unten ankam, ein paar Sekunden lang hing er, mit dünner Stimme schreiend, zwischen Himmel, Erde und zwei Pferdeflanken. Doch obwohl er die Furcht mehr als genug ausgekostet hatte, kam er nicht mehr dazu, den Schmerz zu erfahren. Als er fiel, zerschmetterten beschlagene Hufe ihm fast sofort den Schädel.

Als man sie fünfundsechzig Jahre später nach jenem Tage fragte, nach dem Feld bei Brenna, nach dem Karree, das über die Leichen von Freund und Feind zum Goldenen Teich marschierte, lächelte die Greisin, zog das faltige Gesicht, dunkel wie eine Backpflaume, noch mehr in Falten. Ungeduldig – oder vielleicht auch Ungeduld nur vortäuschend – winkte sie mit der zitternden, knochigen Hand ab, die von Arthrose monströs verkrümmt war.

»Keine Seite«, nuschelte sie, »konnte und konnte die Oberhand gewinnen. Wir waren innen. Umzingelt. Sie außen. Und wir haben uns einfach gegenseitig totgeschlagen. Sie uns, wir sie ... Kche-kche-chch ... Sie uns, wir sie ...«

Die Alte überwand mit Mühe einen Hustenanfall. Die unter den Zuhörern, die sich näher befanden, bemerkten auf ihrer Wange eine Träne, die sich mühsam einen Weg zwischen Falten und alten Narben bahnte.

»Sie waren genauso tapfer wie wir«, nuschelte die alte Oma, die einst Julia Abatemarco gewesen war, die Süße Range von der Freikompagnie. »Kch-kchch ... Wir waren gleich tapfer. Wir und sie.«

Die Greisin schwieg. Lange. Die Zuhörer drängten sie nicht; sie sahen, wie ihre Erinnerungen sie lächeln ließen. Der Ruhm. Die im Nebel des Vergessens vorbeihuschenden Gesichter derer, die ruhmreich gefallen waren. Die Gesichter derer, die ruhmreich überlebt hatten. Um später heimtückisch von Schnaps, Drogen und Tuberkulose umgebracht zu werden.

»Wir waren gleich tapfer«, schloss Julia Abatemarco. »Keine Seite hatte die Kraft, tapferer zu sein. Aber wir ... Wir schafften es, eine Minute länger tapfer zu sein.«

»Marti, ich bitte dich sehr, gib uns noch ein bisschen von deiner wunderbaren Magie! Noch ein kleines bisschen, wenigstens hundert Gramm! Wir haben im Bauch dieses Unglücklichen ein großes Gulasch, noch dazu gewürzt mit einer Menge Drahtringe vom Panzer! Ich kann nichts machen, wenn er mir zappelt wie ein ausgenommener Fisch! Shani, zum Teufel, halte die Haken! Iola! Schläfst du, verdammt? Klemme! Kleemmee!«

Iola holte schwer Luft, schluckte mit Mühe den Speichel hinunter, der ihr den Mund füllte. Gleich werde ich ohnmächtig, dachte sie. Ich halte nicht durch, ertrage das nicht länger, diesen Gestank, diese grässliche Mischung von Gerüchen nach Blut, Erbrochenem, Kot, Urin, Darminhalt, Schweiß, Angst und Tod. Ich ertrage dieses unablässige Geschrei nicht länger, dieses Geheul, diese blutigen, glitschigen Hände, die sich an mich klammern, als wäre ich wirklich ihre Rettung, ihre Zuflucht, ihr Leben ... Ich ertrage die Sinnlosigkeit von dem nicht mehr, was wir hier machen. Denn es ist sinnlos. Eine einzige große, riesige, sinnlose Sinnlosigkeit.

Ich ertrage die Anstrengung und die Erschöpfung nicht. Immerzu bringen sie neue ... und neue ...

Ich halte nicht durch. Übergebe mich. Werde ohnmächtig. So eine Schande ...

»Tuch! Tampon! Darmklemme! Nicht die! Eine weiche Klemme! Pass auf, was du machst! Noch ein Fehler, und ich hau dir auf den roten Dez! Hörst du? Ich hau dir auf den Dez!«

Große Melitele. Hilf mir. Hilf mir, Göttin.

»Na bitte! Gleich besser! Noch eine Klemme, Priesterin! Eine für Adern! Gut! Gut, Iola, weiter so! Marti, wisch ihr Augen und Gesicht ab. Und mir auch ...«

Wo kommt dieser Schmerz her?, dachte der Konnetabel Jan Natalis. Was tut mir so weh?

Aha.

Die geballten Fäuste.

»Wir machen sie fertig!«, rief Kees van Lo und ballte die Fäuste. »Wir machen sie fertig, Herr Marschall! Die Linie bricht an der Nahtstelle, wir müssen zuschlagen! Ohne zu zögern zuschlagen, und bei der Großen Sonne, sie wird brechen! Sich auflösen!«

Menno Coehoorn kaute nervös an einem Fingernagel, wurde gewahr, dass man herschaute, und nahm den Finger rasch aus dem Mund.

»Wir müssen zuschlagen«, wiederholte Kees van Lo ruhiger, schon ohne Nachdruck. »Die ›Nauzicaa‹ ist bereit ...«

»Die ›Nauzicaa‹ bleibt stehen«, sagte Menno scharf. »Die Daerlanische auch. Herr Faoiltiarna!«

Der Kommandeur der Brigade »Vrihedd«, Isengrim Faoiltiarna, genannt der Eiserne Wolf, wandte dem Marschall sein schreckliches Gesicht zu, das von einer über Stirn, Brauen, Nasenwurzel und Wange laufenden Narbe verunstaltet war.

»Ihr greift an.« Menno zeigte mit dem Streitkolben. »Die Nahtstelle von Temerien und Redanien. Dort.«

Der Elf salutierte. Sein verstümmeltes Gesicht ließ keine Regung erkennen, die großen, tief liegenden Augen änderten nicht den Ausdruck.

Verbündete, dachte Menno. Bundesgenossen. Wir kämpfen gemeinsam. Gegen den gemeinsamen Feind.

Aber ich kann sie überhaupt nicht verstehen, diese Elfen.

Sie sind so anders.

So fremd.

»Merkwürdig.« Rusty versuchte, sich das Gesicht mit dem Ellenbogen abzuwischen, doch auch der war voll Blut. Iola kam ihm zu Hilfe.

»Interessant«, wiederholte der Chirurg und zeigte auf den Patienten. »Mit einer Gabel gestochen oder irgendeiner Art Partisane mit zwei Spitzen ... Eine Zinke der Waffe hat das Herz durchstoßen, da, schaut bitte. Die Herzkammer zweifellos durchschlagen, die Aorta fast abgetrennt ... Und er hat noch vor einem Augenblick geatmet. Hier auf dem Tisch. Mitten ins Herz getroffen, hat er es bis auf den Tisch geschafft ...«

»Wollt Ihr sagen«, fragte der Kavallerist von der Freiwilligen Leichten Reiterei finster, »dass er tot ist? Dass wir ihn vergebens aus der Schlacht getragen haben?«

»Es ist nie vergebens.« Rusty senkte den Blick nicht. »Aber um die Wahrheit zu sagen, ja, er lebt nicht mehr, leider. Exitus. Bringt ihn ... He, verdammt ... Werft mal einen Blick hierher, Mädchen.«

Marti Sodergren, Shani und Iola beugten sich über den Leichnam. Rusty zog das Lid des Toten zurück. »Habt ihr so etwas schon einmal gesehen?«

Alle drei zuckten zusammen.

»Ja«, sagten alle gleichzeitig. Sie schauten einander an, als seien sie ein wenig verwundert.

»Ich auch«, sagte Rusty. »Das ist ein Hexer. Ein Mutant. Das würde erklären, warum er so lange gelebt hat ... Das war euer Waffengefährte, ihr Menschen? Oder habt ihr ihn zufällig gebracht?«

»Das war unser Kamerad, Herr Doktor«, bestätigte mürrisch der zweite Freiwillige, ein Lulatsch mit bandagiertem Kopf. »Aus unserer Schwadron, ein Freiwilliger wie wir. Ach, der konnte mit dem Schwert umgehen! Er hieß Coën.«

»Und war Hexer?«

»Ja. Aber ansonsten war er ein anständiger Kerl.«

»Ha«, seufzte Rusty, als er sah, wie vier Soldaten auf einem durchnässten, von Blut tropfenden Umhang den nächsten Verwundeten brachten, einen sehr jungen Mann, danach zu urteilen, mit welch dünner Stimme er heulte. »Ha, schade ... Ich hätte mich gern mit der Sektion dieses ansonsten anständigen Hexers befasst. Schon aus reiner Neugier, und eine Dissertation könnte man schreiben, wenn man ihm so ins Innere schaut ... Aber es bleibt keine Zeit! Den Leichnam ’runter vom Tisch! Shani, Wasser. Marti, Desinfektion. Iola, gib ... Hoppla, Mädchen, du weinst wieder? Was ist es diesmal?«

»Nichts, Herr Rusty. Nichts. Es ist schon wieder alles in Ordnung.«

»Ich fühle mich«, wiederholte Triss Merigold, »als wäre ich bestohlen worden.«

Nenneke gab lange keine Antwort, schaute von der Terrasse auf den Tempelgarten, in dem Priesterinnen und Adeptinnen geschäftig bei der Frühlingsarbeit waren.

»Du hast eine Wahl getroffen«, sagte sie schließlich. »Deinen Weg gewählt, Triss. Dein eigenes Schicksal. Freiwillig. Jetzt ist keine Zeit zum Bedauern.«

»Nenneke« – die Zauberin senkte den Blick –, »ich kann dir wirklich nicht mehr sagen, als ich gesagt habe. Glaub mir und verzeih mir.«

»Wer bin ich, dass ich dir verzeihen sollte? Und was hast du von meiner Verzeihung?«

»Ich sehe doch«, brach es aus Triss heraus, »wie du mich anschaust. Du und deine Priesterinnen. Ich sehe, dass ihr mir mit den Augen eine Frage stellt. Was tust du hier, Magierin? Warum bist du nicht dort, wo Iola, Eurneid, Katje, Myrrhe sind? Wo Jarre ist?«

»Du übertreibst, Triss.«

Die Zauberin schaute in die Ferne, auf den Wald, der sich hinter der Tempelmauer erhob, auf die Rauchfahnen ferner Feuerstellen. Nenneke schwieg. Auch sie war in Gedanken weit entfernt. Dort, wo die Schlacht tobte und Blut vergossen wurde. Sie dachte an die Mädchen, die sie dorthin geschickt hatte.

»Sie«, sagte Triss, »haben mir alles ausgeredet.«

Nenneke schwieg.

»Sie haben mir alles ausgeredet«, wiederholte Triss. »Sie sind so klug, so vernünftig, so logisch ... Wie soll man ihnen nicht glauben, wenn sie erklären, dass es wichtige Dinge gibt und weniger wichtige, dass man die weniger wichtigen ohne Zögern aufgeben, sie ohne eine Spur von Bedauern für die wichtigen opfern muss? Dass es keinen Sinn hat, Menschen zu retten, die man kennt und liebt, weil das nur Einzelne sind und das Schicksal Einzelner bedeutungslos für die Geschicke der Welt ist? Dass es keinen Sinn hat, zur Verteidigung von Ehre, Anstand und Idealen zu kämpfen, weil das leere Begriffe sind? Dass der wahre Kampf um das Schicksal der Welt ganz woanders stattfindet, dass das Schlachtfeld woanders liegt? Ich aber fühle mich bestohlen. Bestohlen um die Möglichkeit, Dummheiten zu machen. Ich kann nicht unbedacht Ciri zu Hilfe eilen, kann nicht wie wahnsinnig loslaufen, um Geralt und Yennefer zu retten. Damit nicht genug, in dem Krieg, der im Gange ist, in dem Krieg, in den du deine Mädchen geschickt hast ... In dem Krieg, zu dem Jarre davongelaufen ist, wird mir sogar die Möglichkeit verwehrt, mich auf die Anhöhe zu stellen. Mich noch einmal auf die Anhöhe zu stellen. Diesmal im Wissen um eine wirklich bewusste und richtige Entscheidung.«

»Jeder hat auf irgendeine Weise seine Entscheidung und seine Anhöhe, Triss«, sagte die Erzpriesterin leise. »Jeder. Auch du wirst deiner nicht entkommen.«

Am Eingang zum Zelt entstand Gedränge. Der nächste Verwundete wurde hereingetragen, in Begleitung etlicher Ritter. Einer, in voller Plattenrüstung, schrie, kommandierte, drängte.

»Bewegt euch, ihr Lahmärsche! Dalli! Bringt ihn hierher, hier! He, du, Feldscher!«

»Ich bin beschäftigt.« Rusty blickte nicht auf. »Bitte legt den Verwundeten auf die Trage. Ich befasse mich mit ihn, sobald ich fertig bin ...«

»Du befasst dich sofort mit ihm, dummer Medikus! Denn das ist seine Durchlaucht Graf Garramone höchstselbst!«

»Dieses Spital« – Rusty hob die Stimme, wütend, weil ihm die in den Eingeweiden des Verwundeten steckende gesprungene Bolzenspitze wieder aus der Zange gerutscht war. »Dieses Spital hat sehr wenig mit Demokratie zu tun. Hier bringen sie hauptsächlich welche vom Ritter an aufwärts her. Barone, Grafen, Markgrafen und dergleichen. Um Verwundete von weniger hoher Geburt kümmert sich kaum jemand. Aber eine gewisse Gleichheit herrscht hier trotzdem. Nämlich bei mir auf dem Tisch!«

»Hä? Waas?«

»Es ist egal« – Rusty steckte Sonde und Zange abermals in die Wunde –, »ob der, dem ich gerade das Eisen aus dem Gekröse ziehe, ein Bauernlümmel ist, ein Dienstmann, alter Ritteradel oder Aristokratie. Er liegt bei mir auf dem Tisch. Und bei mir, will ich mal sagen, ist ein Fürst einen Schelm wert.«

»Waas?«

»Euer Graf wird warten, bis er an der Reihe ist.«

»Du elender Halbling!«

»Hilf mir, Shani. Nimm die andere Zange. Pass auf die Arterie auf! Marti, noch ein wenig Magie, wenn ich bitten darf, wir haben hier eine starke Blutung.«

Der Ritter trat einen Schritt vor, mit der Rüstung und mit den Zähnen klappernd. »Ich lasse dich aufhängen!«, zischte er. »Aufhängen lasse ich dich, du Nichtmensch!«

»Schweig, Papebrock«, brachte mit Mühe, sich auf die Lippen beißend, der verwundete Graf hervor. »Schweig. Laß mich hier und geh in den Kampf zurück.«

»Nein, mein Gebieter! Nie und nimmer!«

»Das war ein Befehl.«

Von jenseits der Zeltplane drangen Poltern und Waffengeklirr herein, Pferdeschnauben und wildes Geschrei. Die Verwundeten im Lazarett heulten vielstimmig.

»Wenn ihr bitte schauen wollt.« Rusty hob die Zange, demonstrierte die mit Widerhaken besetzte Spitze. »Dieses Ding hat ein Handwerker hergestellt, dank dieser Produktion hat er seine zahlreiche Familie unterhalten und sich zudem um die Entwicklung des Kleingewerbes verdient gemacht, also auch um den allgemeinen Wohlstand und das Glück der Gesamtheit. Und die Art, wie sich dieses kleine Wunder in menschlichen Innereien festhakt, ist zweifellos patentiert. Es lebe der Fortschritt.«

Er warf das blutige Stück Eisen achtlos in einen Kübel, betrachtete den Verwundeten, der während der Ansprache das Bewusstsein verloren hatte.

Er nickte. »Zunähen und wegschaffen. Wenn er Glück hat, überlebt er. Gebt den nächsten in der Reihe her. Den mit dem zerschmetterten Kopf.«

»Der«, ließ sich Marti Sodergren ruhig vernehmen, »hat seinen Platz in der Reihe zur Verfügung gestellt. Vor einem Moment.«

Rusty atmete tief durch, ging ohne überflüssige Kommentare vom Tisch weg, blieb bei dem verwundeten Grafen stehen. Seine Hände waren schmutzig, die Schürze blutbespritzt wie bei einem Fleischer. Daniel Etcheverry, Graf Garramone, wurde noch bleicher.

»Na«, schnaubte Rusty. »Die Reihe ist an Euch, durchlauchtigster Graf. Legt ihn auf den Tisch. Was haben wir hier? Ha, von diesem Gelenk ist nichts mehr übrig, was man retten könnte. Brei! Matsch! Womit prügelt ihr dort aufeinander ein, Herr Graf, um euch derart die Knochen zu Brei zu schlagen? Na, das wird ein bisschen wehtun, durchlauchtigster Herr. Ein bisschen wehtun. Aber habt bitte keine Angst. Es wird ganz wie in der Schlacht sein. Abbinden. Messer! Wir amputieren, Euer Gnaden!«

Daniel Etcheverry, Graf Garramone, der bis dahin Haltung bewahrt hatte, heulte auf wie ein Wolf. Ehe er vor Schmerz die Kiefer schließen konnte, schob ihm Shani mit rascher Bewegung einen Knebel aus Lindenholz zwischen die Zähne.

»Euer Majestät! Herr Konnetabel!«

»Rede, Mann!«

»Der Freiwillige Haufe und die Freikompagnie halten den Durchgang beim Goldenen Teich ... Die Zwerge und die Condottieri stehen fest, obwohl sie schrecklich viel Blut gelassen haben ... Es heißt, ›Adieu‹ Pangratt ist gefallen, Frontino gefallen, Julia Abatemarco gefallen ... Alle, alle tot! Das Dorianische Banner, das zum Entsatz gekommen ist, ist vernichtet ...«

»Die Reserve, Herr Konnetabel«, sagte Foltest leise, aber deutlich. »Wenn Ihr meine Meinung wissen wollt, ist es Zeit, die Reserve an die Front zu werfen. Bronibor soll sein Fußvolk gegen die Schwarzen schicken! Sofort! Sonst zerlegen sie uns die Schlachtordnung, und das wäre das Ende.«

Jan Natalis antwortete nicht; er beobachtete schon von weitem den nächsten Melder, der auf sie zujagte, dass sein Pferd Schaum versprühte.

»Hol Luft, Junge. Hol Luft und rede klar!«

»Die Front ... durchbrochen ... die Elfen von der Brigade ›Vrihedd‹ ... Herr de Ruyter lässt den Herren melden ...«

»Was lässt er melden? Rede!«

»Dass es Zeit ist, sein Leben zu retten.«

Jan Natalis hob den Blick zum Himmel. »Blenckert«, sagte er tonlos. »Blenckert soll kommen. Oder es soll Nacht werden.«

Der Boden rings um das Zelt erbebte unter Hufen, die Plane, schien es, wurde von Geschrei und Pferdewiehern geradezu nach innen gedrückt. Ins Zelt kam ein Soldat gestürzt, gleich hinter ihm zwei Sanitäter.

»Leute, flieht!«, brüllte der Soldat. »Rettet euch! Nilfgaard schlägt die Unseren! Vernichtung! Vernichtung! Niederlage!«

»Klemme!« Rusty zog das Gesicht vor einem Blutstrom zurück, einer energischen und lebendigen Fontäne, die aus der Ader spritzte. »Klammer! Und Tampon! Klammer, Shani! Marti, mach doch bitte was mit dieser Blutung ...«

Jemand gleich neben dem Zelt heulte wie ein Tier auf, kurz, abgehackt. Ein Pferd schrie, etwas stürzte scheppernd und polternd zu Boden. Ein Armbrustbolzen durchschlug krachend die Leinwand, pfiff, flog zur anderen Seite hinaus, zum Glück zu hoch, als dass er den Verwundeten auf den Tragen hätte gefährlich werden können.

»Nilfgaaaard!«, schrie der Soldat erneut, mit großer, zitternder Stimme. »Ihr Herren Feldschere! Hört ihr nicht, was ich sage? Nilfgaard hat die königliche Linie durchbrochen, es kommt und mordet! Flieheeen!«

Rusty nahm von Marti Sodergren eine Nadel, legte die erste Naht. Der Operierte bewegte sich seit langem nicht. Aber das Herz schlug. Man sah es.

»Ich will nicht sterbeeen!«, schrie einer von den Verwundeten, die bei Bewusstsein waren, durchdringend. Der Soldat fluchte, sprang zum Ausgang, plötzlich brüllte er, stürzte rückwärts, verspritzte Blut, fiel zu Boden. Iola, die bei einer Trage kniete, sprang auf, wich zurück.

Plötzlich wurde es still.

Schlecht, dachte Rusty, als er sah, wer zum Zelt hereinkam. Elfen. Silberne Blitze. Die Brigade »Vrihedd«. Die berühmte Brigade »Vrihedd«.

»Wir heilen hier«, stellte der erste von den Elfen fest, hochgewachsen, mit einem schmalen, schönen, ausdrucksvollen Gesicht und großen kornblumenblauen Augen. »Wir heilen?«

Niemand antwortete. Rusty fühlte, wie ihm die Hände zu zittern begannen. Rasch übergab er die Nadel an Marti. Er sah, wie Stirn und Nasenwurzel Shanis weiß wurden.

»Was ist also?«, sagte der Elf und dehnte drohend die Worte. »Wozu verwunden wir denn dort auf dem Feld die Leute? Wir schlagen dort in der Schlacht Wunden, damit man von diesen Wunden stirbt. Und ihr heilt? Ich stelle fest, dass darin überhaupt keine Logik liegt. Und keine Interessenübereinstimmung.«

Er bückte sich und stieß, fast ohne auszuholen, dem Verwundeten, dessen Trage am Zelteingang stand, das Schwert in die Brust. Ein anderer Elf nagelte einen zweiten Verwundeten mit dem Sponton fest. Ein dritter Verwundeter, der bei Bewusstsein war, versuchte, den Stich mit der linken Hand und dem dick bandagierten Stumpf der rechten abzuwehren.

Shani schrie. Mit hoher, gellender Stimme. Sie übertönte das schwere, unmenschliche Stöhnen des sterbenden Krüppels. Iola warf sich auf eine Trage und deckte mit ihrem Körper den nächsten Verwundeten. Ihr Gesicht war weiß wie die Verbände geworden, die Lippen begannen unwillkürlich zu zittern.

Der Elf kniff die Augen zusammen. »Va vort, beanna!«, knurrte er. »Sonst durchstoße ich dich zusammen mit diesem Dh’oine!«

»Fort hier!« Rusty befand sich mit drei Sätzen bei Iola, stellte sich vor sie. »Fort aus meinem Zelt, Mörder! Verschwinde dorthin, aufs Feld. Dort ist dein Platz. Bei den anderen Mördern. Dort könnt ihr euch gegenseitig ermorden. Aber fort hier!«

Der Elf blickte herab. Auf den vor Furcht zitternden dicklichen Halbling, dessen lockiger Scheitel ihm nur knapp über den Gürtel reichte.

»Bloede Pherian«, zischte er. »Menschenlakai! Geh mir aus dem Weg!«

»Ganz bestimmt nicht.« Die Zähne des Halblings klapperten, doch die Worte waren deutlich.

Der zweite Elf sprang herzu, versetzte dem Chirurgen einen Stoß mit dem Schaft des Spontons. Rusty fiel auf die Knie. Der hochgewachsene Elf riss mit einem brutalen Ruck Iola von dem Verwundeten, hob das Schwert.

Und erstarrte, als er auf dem schwarzen, zusammengerollten Umhang unter dem Kopf des Verwundeten die silbernen Flammen der Division »Deithwen« erblickte. Und das Rangabzeichen eines Obersten.

»Yaevinn!«, schrie eine ins Zelt stürzende Elfe mit dunklem, zu einem Zopf geflochtenen Haar. »Caemm, veloe! Ess’evygriad a’Dh’oine a’en va! Ess’tedd!«

Der hochgewachsene Elf schaute einen Moment lang den verwundeten Oberst an, dann in die vor Entsetzen tränenden Augen des Chirurgen. Dann machte er auf dem Absatz kehrt und ging hinaus.

Durch die Wände des Zeltes drangen abermals Hufgetrappel, Geschrei und das Klirren von Eisen.

»Drauf auf die Schwarzen! Schlagt sie tot!«, brüllten tausend Stimmen. Jemand heulte auf wie ein Tier, das Heulen ging in ein makabres Röcheln über.

Rusty versuchte aufzustehen, doch die Beine gehorchten ihm nicht. Die Hände auch nicht besonders gut.

Iola, von schweren Krämpfen von unterdrücktem Weinen geschüttelt, krümmte sich an der Trage des verwundeten Nilfgaarders zusammen. In der Haltung eines Fötus.

Shani weinte, sie versuchte nicht, die Tränen zu verbergen. Doch die Haken hielt sie fest. Marti nähte ruhig, nur ihre Lippen bewegten sich in einem stummen, tonlosen Monolog.

Rusty, der immer noch nicht aufstehen konnte, setzte sich hin. Sein Blick traf den eines zusammengeduckten, in eine Ecke des Zeltes gedrängten Sanitäters.

»Gib mir einen Schluck Schnaps«, brachte er mit Mühe hervor. »Und sag bloß nicht, du hast keinen. Ich kenne euch Brüder. Ihr habt immer welchen.«

General Blenheim Blenckert stellte sich im Steigbügel auf, reckte den Hals wie ein Kranich, lauschte dem herandringenden Schlachtenlärm.

»Formation entfalten«, befahl er den Offizieren. »Und hinter dieser Höhe gehen wir sofort in Trab über. Aus dem, was die Kundschafter sagen, folgt, dass wir direkt auf den rechten Flügel der Schwarzen treffen.«

»Und ihnen Saures geben!«, schrie mit dünner Stimme einer der Leutnants, eine Rotznase mit seidigem und sehr dünnem Schnurrbärtchen. Blenckert warf ihm einen scheelen Blick zu.

»Die Abteilung mit dem Banner an die Spitze«, befahl er, während er das Schwert zog. »Und beim Angriff ›Redanien!‹ schreien, was die Lungen hergeben! Die Jungs von Foltest und Natalis sollen wissen, dass Verstärkung kommt.«

Graf Cobus de Ruyter hatte seit vierzehn Jahren in verschiedenen Schlachten gekämpft – seit seinem sechzehnten Lebensjahr. Zudem war er Soldat in der achten Generation, er hatte zweifellos etwas in den Genen, das bewirkte, dass der Schlachtenlärm, für jeden anderen einfach ein entsetzliches und alles übertönendes Getöse, für Cobus de Ruyter wie eine Symphonie war, wie ein Instrumentalkonzert. De Ruyter hörte neue Noten, Akkorde und Töne sofort aus dem Konzert heraus.

»Hurraaa, Jungs!«, brüllte er und schwenkte den Streitkolben. »Redanien! Redanien im Anmarsch! Die Adler! Die Adler!«

Von Norden her, hinter den Anhöhen hervor, strömte eine Masse von Reiterei auf die Schlacht zu, über ihnen flatterten amarantrote Fahnen und ein großer Gonfalon mit dem silbernen redanischen Adler.

»Verstärkung!«, schrie de Ruyter. »Verstärkung kommt! Hurraaa! Schlagt die Schwarzen!«

Soldat in der achten Generation, sah er augenblicklich, dass die Nilfgaarder den rechten Flügel verkürzten, gegen die im Galopp angreifenden Entsatztruppen eine feste, geschlossene Front zu bilden suchten. Er wusste, dass man ihnen das nicht erlauben durfte.

»Mir nach!«, schrie er und riss dem Fähnrich die Standarte aus der Hand. »Mir nach! Dreiberger, mir nach!«

Sie griffen an. Selbstmörderisch, schrecklich. Aber wirksam. Die Nilfgaarder von der Division »Venendal« gerieten in Unordnung, und da kamen mit großer Wucht die redanischen Banner über sie. Ein riesiger Aufschrei stieg gen Himmel.

Cobus de Ruyter sah und hörte das schon nicht mehr. Ein verirrter Armbrustbolzen hatte ihn geradezu in die Schläfe getroffen. Der Graf hing vom Sattel herab und stürzte zu Boden; die Fahne legte sich wie ein Leichentuch über ihn.

Sieben Generationen von im Kampfe gefallenen de Ruyters, die Schlacht aus dem Jenseits verfolgend, nickten anerkennend.

»Man kann sagen, Herr Rittmeister, dass an jenem Tage ein Wunder die Nordlinge rettete. Oder ein Zusammentreffen von Umständen, das niemand vorhersehen konnte ... Restif de Montholon schreibt in seinem Buch zwar, dass Marschall Coehoorn sich bei der Einschätzung der Kräfte und Absichten des Gegners geirrt habe. Dass er ein zu großes Risiko eingegangen sei, als er die Heeresgruppe ›Mitte‹ teilte und die Kavallerie in Marsch setzte. Dass er alles auf eine Karte gesetzt habe, als er die Schlacht annahm, ohne mindestens das dreifache Übergewicht zu haben. Und dass er die Erkundung vernachlässigt habe, die zum Entsatz heranrückende redanische Armee nicht entdeckt ...«

»Kadett Puttkammer! Herrn de Montholons ›Werk‹ von zweifelhaftem Wert gehört nicht zum Lehrstoff dieser Schule! Und Seine Kaiserliche Majestät hat beliebt, sich über dieses Buch äußerst kritisch zu äußern! Der Kadett möge also hier nicht daraus zitieren. Wahrlich, das wundert mich. Bisher waren die Antworten sehr gut, geradezu ausgezeichnet, und plötzlich beginnt uns der Kadett hier etwas über Wunder und über das Zusammentreffen von Umständen zu erzählen und erlaubt sich schließlich, die Führungsqualitäten Menno Coehoorns zu kritisieren, eines der größten Feldherren, die das Kaiserreich hervorgebracht hat. Der Kadett Puttkammer und alle übrigen Herren Kadetten, soweit es ihnen mit dem Ablegen der Patentprüfung ernst ist, mögen gefälligst hören und sich merken: Bei Brenna waren keinerlei Wunder oder Zufälle am Werk, sondern eine Verschwörung! Feindliche zersetzende Kräfte, umstürzlerische Elemente, heimtückische Aufwiegler, Kosmopoliten, politische Bankrotteure und Verräter! Das Geschwür, das später mit glühendem Eisen ausgebrannt wurde. Doch ehe es dazu kam, schmiedeten diese tückischen Volksverräter ihre Ränke und spannen ihre Intrigen! Sie waren es, die seinerzeit Marschall Coehoorn umgarnten und verrieten, ihn betrogen und in die Irre führten! Sie waren es, Lumpen ohne Ehre und Gewissen, gewöhnliche ...«

»Hurensöhne«, wiederholte Menno Coehoorn, ohne das Fernrohr abzusetzen. »Gewöhnliche Hurensöhne. Aber euch finde ich, wartet nur, ich werde euch lehren, was Erkundung heißt. De Wyngalt! Du machst persönlich den Offizier ausfindig, der hinter den Anhöhen im Norden auf Patrouille war. Du lässt alle, die ganze Patrouille, aufhängen!«

»Zu Befehl!« Ouder de Wyngalt, der Lageradjutant des Marschalls, schlug die Hacken zusammen. Er konnte noch nicht wissen, dass Lamarr Flaut, jener Offizier von der Patrouille, just in diesem Augenblick starb, getreten von einem Pferd der aus der Flanke angreifenden geheimen Reserve der Nordlinge – jener Formation, die er nicht entdeckt hatte. De Wyngalt konnte auch nicht wissen, dass ihm selbst nur noch zwei Stunden zu leben blieben.

»Wie viele sind das dort, Herr Trahe?« Coehoorn nahm immer noch nicht das Fernrohr vom Auge. »Was meint Ihr?«

»Mindestens zehntausend«, antwortete der Kommandeur der Siebten Daerlanischen trocken. »Größtenteils Redanien, aber ich sehe auch die Sparren von Aedirn ... Da ist auch ein Einhorn, also haben wir auch Kaedwen ... Mindestens in Bannerstärke ...«

Das Fähnlein ritt Galopp, unter den Hufen flogen Sand und Kies weg.

»Vorwärts, Graues!«, brüllte der wie üblich betrunkene Wachtmeister Zweimaß. »Drauf und dran! Kaedweeen! Kaedweeen!«

Verdammt, muss ich aber pissen, dachte Zyvik. Hätte mich vor der Schlacht auspissen sollen ...

Jetzt werde ich vielleicht nicht dazu kommen.

»Vorwärts, Graues!«

Immer das Graue. Wenn es hart auf hart kommt – das Graue. Wen schicken sie mit dem Expeditionskorps nach Temerien? Das Graue. Immer das Graue. Und ich will pissen.

Sie waren da. Zyvik schrie los, drehte sich im Sattel und hieb vom Ohr her zu, spaltete Schulterstück und Schulter eines Reiters in einem schwarzen Umhang mit silbernem achtstrahligem Stern.

»Das Graue! Kaedweeen! Macht sie nieder!«

Scheppernd, krachend und klirrend, umgeben vom Gebrüll der Menschen und den Schreien der Pferde, traf das Graue Fähnlein auf die Nilfgaarder.

»De Mellis-Stoke und Braibant werden mit dieser Verstärkung fertig«, sagte ruhig Elan Trahe, der Führer der Siebten Daerlanischen Brigade. »Die Kräfte sind ausgeglichen, es ist noch nichts Schlimmes passiert. Die Division von Tyrconnel hält den linken Flügel im Gleichgewicht, ›Magne‹ und ›Venendal‹ behaupten sich auf dem rechten. Und wir ... Wir können den Ausschlag geben, Herr Marschall ...«

»Indem wir gegen die Nahtstelle schlagen, wo die Elfen Vorarbeit geleistet haben.« Menno Coehoorn verstand augenblicklich. »Indem wir hinter die Linie vordringen, Panik säen. Jawohl! So machen wir es, bei der Großen Sonne! Zu den Bannern, meine Herren! ›Nauzicaa‹ und Siebte, eure Zeit ist gekommen!«

»Es lebe der Kaiser!«, schrie Kees van Lo.

»Herr de Wyngalt.« Der Marschall wandte sich um. »Bitte sammelt die Adjutanten und die Bedeckungsschwadron. Schluss mit der Untätigkeit! Wir greifen zusammen mit der Siebten Daerlanischen an.«

Ouder de Wyngalt wurde etwas blass, fing sich jedoch sofort. »Es lebe der Kaiser!«, rief er, und die Stimme zitterte ihm fast gar nicht.

Rusty schnitt, der Verwundete heulte und riss am Tisch. Iola kämpfte wacker mit Schwindelgefühl, kümmerte sich um Verbände und Klammern. Vom Zelteingang her war Shanis erhobene Stimme zu hören. »Wohin? Seid ihr verrückt geworden? Hier warten Lebende auf Rettung, und ihr kommt mit Leichen an?«

»Aber das ist doch Baron Anselm Aubry selbst, Frau Feldscherin! Der Führer des Banners!«

»Das war der Führer des Banners! Jetzt ist das ein Leichnam! Ihr habt ihn nur deshalb in einem Stück herbringen können, weil seine Rüstung dicht ist! Schafft ihn fort. Das ist ein Lazarett, kein Beinhaus!«

»Aber Frau Feldscherin ...«

»Versperrt nicht den Eingang! Da, dort bringen sie einen, der noch atmet. Zumindest hat es den Anschein, dass er atmet. Denn vielleicht sind das auch bloß Gase.«

Rusty prustete, runzelte aber sogleich die Brauen. »Shani! Komm sofort her!

Merk dir, Rotznase«, sagte er zwischen zusammengebissenen Zähnen hindurch, über ein aufgeschlitztes Bein gebeugt, »Zynismus kann sich ein Chirurg erst nach zehn Jahren Praxis erlauben. Kapiert?«

»Ja, Herr Rusty.«

»Nimm den Raspator und zieh die Knochenhaut zurück ... Verdammt, man sollte ihn noch ein bisschen betäuben ... Wo ist Marti?«

»Sie kotzt hinterm Zelt«, sagte Shani ohne eine Spur von Zynismus. »Wie ein Reiher.«

»Die Zauberer« – Rusty griff zur Säge – »sollten, anstatt sich schreckliche und mächtige Zaubersprüche auszudenken, sich lieber darauf konzentrieren, einen einzigen zu erfinden. So einen, dank dem sie Zauber im Kleinen und Einzelnen wirken könnten. Zum Beispiel zum Betäuben. Aber ohne Probleme. Ohne sich zu übergeben.«

Die Säge fuhr knirschend durch den Knochen. Der Verwundete heulte.

»Stärker abbinden, Iola!«

Endlich gab der Knochen nach. Rusty bearbeitete ihn mit dem Beitel, wischte sich die Stirn ab.

»Gefäße und Nerven«, sagte er mechanisch und überflüssigerweise, denn noch ehe er den Satz beendet hatte, nähten die Mädchen schon. Er nahm das amputierte Bein vom Tisch und warf es in die Ecke, auf den Stapel der anderen abgetrennten Glieder. Der Verwundete brüllte und heulte seit einiger Zeit nicht mehr.

»Ohnmächtig oder tot?«

»Ohnmächtig, Herr Rusty.«

»Gut. Vernähe den Stumpf, Shani. Her mit dem Nächsten! Iola, geh und schau nach, ob Marti schon alles ausgekotzt hat.«

»Ich frage mich«, sagte Iola leise, ohne den Kopf zu heben, »wie viele Jahre Praxis Ihr habt, Herr Rusty. Hundert?«

Nach einer Viertelstunde Eilmarsch im stickigen Staub brachten die Schreie der Hundertschafts- und Gruppenführer die Wyzimer Regimenter endlich zum Stehen und entfalteten die Linie. Jarre, der schwer atmete und wie ein Fisch mit offenem Munde nach Luft schnappte, sah, wie der Heergraf Bronibor auf seinem schönen, mit Panzerplatten bedeckten Ross die Front abritt. Auch der Heergraf selbst trug vollen Plattenpanzer. Seine Rüstung war mit blauen Streifen emailliert, wodurch Bronibor wie eine riesige Blechmakrele aussah.

»Wie geht’s euch, ihr Trantüten?«

Die Reihen der Pikeniere antworteten mit einem Gemurmel, das wie ferner Donner grummelte.

»Ihr gebt Furzgeräusche von euch«, stellte der Heergraf fest, wendete das gepanzerte Pferd und lenkte es im Schritt die Front entlang. »Also geht’s euch gut. Denn wenn’s euch schlecht geht, dann furzt ihr nicht halblaut, sondern heult und winselt wie die Wahnsinnigen. An euren Mienen sehe ich, dass ihr es gar nicht erwarten könnt, ins Gefecht zu gehen, dass ihr vom Kampf träumt, ganz scharf auf die Nilfgaarder seid! Was, Wyzimer Banditen? Da habe ich eine gute Nachricht für euch! Euer Traum wird jeden Moment in Erfüllung gehen. In einem kleinen, winzigen Momentchen.«

Wieder begannen die Pikeniere zu murmeln. Bronibor hatte das Ende der Linie erreicht, wendete, redete weiter, wobei er mit dem Streitkolben auf den verzierten Sattelknauf hieb.

»Ihr habt genug Staub gefressen, Fußvolk, während ihr hinter den Panzerreitern marschiert seid! Bis jetzt habt ihr statt Ruhm und Beute nur Pferdeärsche zu sehen gekriegt. Es hätte nicht viel gefehlt, und ihr wärt sogar heute, wo es hart auf hart geht, nicht aufs Feld der Ehre gekommen. Aber ihr habt’s geschafft, gratuliere von ganzem Herzen! Hier bei diesem Dorf, dessen Namen ich vergessen habe, werdet ihr endlich zeigen, was ihr als Truppe wert seid. Diese Wolke, die ihr auf dem Felde seht, das ist die Nilfgaarder Reiterei, die vorhat, unsere Flanke aufzurollen, uns mit einem Flankenangriff wegzufegen und in den Sümpfen dieses Flüsschens zu versenken, dessen Namen ich ebenfalls vergessen habe. Euch, den Wyzimer Pikenieren, ist durch die Gnade König Foltests und des Konnetabels Natalis die Ehre zuteil geworden, die Lücke zu verteidigen, die in unseren Reihen entstanden ist. Ihr werdet diese Lücke sozusagen mit der eigenen Brust schließen, indem ihr den Nilfgaarder Angriff aufhaltet. Da freut ihr euch, Gevattern, was? Ihr platzt vor Stolz, he?«

Jarre packte den Pikenschaft und blickte um sich. Nichts deutete darauf hin, dass die Aussicht auf den nahen Kampf die Soldaten freute, und falls sie vor Stolz platzten, weil sie die Lücke schließen durften, so konnten sie diesen Stolz sehr geschickt verbergen. Der rechts neben dem jungen Mann stehende Melfi murmelte Gebete. Links schniefte Deuslax, ein berufsmäßiger Landser, fluchte und hustete nervös.

Bronibor wendete das Pferd, richtete sich im Sattel auf.

»Ich höre nichts!«, brüllte er. »Ich habe gefragt, ob ihr Bande vor Stolz platzt!«

Diesmal sahen die Pikeniere keinen anderen Ausweg und brüllten einstimmig, dass sie platzten. Jarre brüllte ebenfalls. Wenn schon alle, dann alle.

»Gut!« Der Heergraf hielt das Pferd vor der Front an. »Und jetzt will ich hier eine ordentliche Formation sehen! Hundertschaftsführer, worauf wartet ihr, ihr Armleuchter? Karree bilden! Die erste Reihe kniet, die zweite steht! Piken einpflanzen! Nicht mit dem Ende, du Dummkopf! Ja, ja, dich meine ich, du zugewachsenes Gestrüpp! Höher, höher die Eisen, ihr Lahmärsche! Reihen schließen, dichter, Schulter an Schulter! Na, jetzt seht ihr beeindruckend aus! Fast wie Soldaten!«

Jarre befand sich in der zweiten Reihe. Er stemmte das hintere Ende der Pike kräftig in den Erdboden, hielt den Schaft fest mit den vor Angst schwitzenden Händen umklammert. Melfi murmelte ununterbrochen das Gebet für die Sterbenden. Deuslax knurrte undeutlich, wiederholte immer wieder verschiedene Wörter, hauptsächlich betreffs des Intimlebens von Nilfgaardern, Hunden, Hündinnen, Königen, Konnetabeln, Heergrafen und ihrer aller Mütter.

Die Wolke auf dem Feld wuchs an.

»Furzt hier nicht, klappert nicht mit den Zähnen!«, schrie Bronibor. »Die Idee, mit diesen Geräuschen die Nilfgaarder Pferde zu erschrecken, ist absurd! Niemand soll sich etwas vormachen! Was da auf uns zukommt, sind die Brigade ›Nauzicaa‹ und die Siebte Daerlanische, eine erstklassige, kampferprobte, hervorragend ausgebildete Truppe! Die kann man nicht einschüchtern! Die kann man nicht besiegen! Die muss man umbringen! Höher die Piken!«

Aus der Ferne war schon das noch leise, aber anwachsende Dröhnen der Hufe zu hören. Der Boden begann zu beben. In der Staubwolke begannen wie Funken Klingen zu blitzen.

»Zu eurem beschissnen Glück, Wyzimer«, brüllte der Heergraf wieder, »ist eine reguläre Infanteriepike vom neuen, modernisierten Modell einundzwanzig Fuß lang! Und ein Nilfgaarder Schwert ist dreieinhalb Fuß lang. Ihr könnt doch rechnen? Ihr sollt wissen, dass die es auch können. Aber sie zählen darauf, dass ihr nicht standhaltet, dass eure wahre Natur zum Vorschein kommt, dass sich bestätigt und erweist, dass ihr Hosenscheißer seid, Feiglinge und lausige Schafeficker. Die Schwarzen zählen darauf, dass ihr eure Spieße wegwerft und wegzulaufen beginnt, und sie werden euch übers Feld verfolgen und auf Rücken, Hintern und Genicke einhauen, bequem und ohne Schwierigkeiten. Vergesst nicht, ihr Misthaufen, die Angst macht zwar flinke Füße, aber vor Berittenen könnt ihr nicht weglaufen. Wer leben will, wem Ruhm und Beute lieb sind, der muss standhaft bleiben! Fest stehen! Stehen wie eine Mauer! Und die Reihen schließen!«

Jarre schaute zurück. Die hinter der Linie der Pikeniere stehenden Armbrustschützen drehten schon an den Kurbeln, das Innere des Karrees war gespickt mit Partisanen, Guisarmen, Hellebarden, Gläfen, Sensen, Spontons und Kriegsgabeln. Der Boden bebte immer stärker und deutlicher, in der schwarzen Wand der auf sie zustürmenden Kavallerie konnte man schon die Silhouetten von Reitern erkennen.

»Mama, Mammilein ...«, wiederholte mit zitternden Lippen Melfi. »Mama, Mammilein ...«

»Hurensohn ...«, murmelte Deuslax.

Das Tosen wuchs an. Jarre wollte sich die Lippen lecken, doch es gelang ihm nicht. Die Zunge hörte auf, sich normal zu verhalten, war starr wie etwas Fremdes, dazu trocken wie ein Stück Holz. Das Tosen wuchs an.

»Reihen schließen!«, brüllte Bronibor und zog das Schwert. »Die Schulter des Kameraden fühlen! Denkt dran, keiner von euch kämpft allein! Und das einzige Mittel gegen die Angst, die ihr verspürt, ist die Pike in der Faust! Fertig zum Kampf! Piken gegen die Pferdebrust! Was machen wir, Wyzimer Banditen? Was, frag ich?«

»Fest stehen!«, brüllten die Pikeniere wie ein Mann. »Wie eine Mauer! Die Reihen schließen!«

Jarre brüllte ebenfalls. Wenn alle, dann alle. Unter den Hufen der im Keil herangaloppierenden Reiterei spritzten Sand, Kies und Grasnarbe weg. Die angreifenden Reiter schrien wie die Dämonen, fuchtelten mit den Waffen. Jarre drückte gegen die Pike, zog den Kopf zwischen die Schultern und schloss die Augen.

Ohne das Schreiben zu unterbrechen, verscheuchte Jarre mit einer heftigen Bewegung des Armstumpfes eine über dem Tintenfass kreisende Wespe.

Das Konzept Marschall Coehoorns scheiterte, seinen Flankenangriff hielt die heldenhafte Wyzimer Infanterie unter dem Heergrafen Bronibor auf, die für ihren Heroismus blutig bezahlte. Während aber die Wyzimer Widerstand leisteten, löste sich die Nilfgaarder Stellung am linken Flügel auf – die einen flohen, die anderen sammelten sich zu Haufen, um sich zu verteidigen, von allen Seiten umzingelt. Dasselbe ereignete sich plötzlich am rechten Flügel, wo die Standhaftigkeit der Zwerge und Condottieri schließlich die Wucht der Nilfgaarder überwand. Über der ganzen Front stieg ein einziger großer Triumphschrei empor, und neuer Kampfgeist erfüllte die Herzen der königlichen Ritter. Die Nilfgaarder aber verzagten, ihre Hände erlahmten, und die Unseren begannen, sie wie Erbsen zu zerquetschen, dass es nur so knackte.

Und Feldmarschall Coehoorn erkannte, dass die Bataille verloren war, sah, wie rings um ihn die Brigaden zersprengt wurden.

Und da eilten Offiziere und Ritter zu ihm, brachten ihm ein frisches Pferd und riefen, er möge davonreiten, um sein Leben zu retten. Doch furchtlos schlug das Herz in der Brust des Nilfgaarder Marschalls. »Es schickt sich nicht«, rief er und stieß die ihm gereichten Zügel fort, »es schickt sich nicht, dass ich wie ein Feigling vom Schlachtfeld fliehen sollte, wo unter meinem Befehl so viele gute Männer für den Kaiser gefallen sind.« Und hinzu fügte der tapfere Menno Coehoorn ...

»Wir können uns nirgendwohin verdrücken«, fügte Menno Coehoorn ruhig und nüchtern hinzu, während er den Blick übers Feld schweifen ließ. »Sie haben uns von allen Seiten eingeschlossen.«

»Gebt Euren Mantel und den Helm, Herr Marschall.« Rittmeister Sievers wischte sich Schweiß und Blut vom Gesicht. »Nehmt meine! Steigt vom Schlachtross ab und nehmt meins ... Protestiert nicht! Ihr müsst leben! Das Kaiserreich braucht Euch, Ihr seid unersetzlich ... Wir, die Daerlaner, werden die Nordlinge angreifen, sie auf uns ziehen, Ihr aber versucht, Euch dort unten durchzuschlagen, unterhalb des Fischteiches ...«

»Das übersteht ihr nicht«, murmelte Coehoorn, während er nach den ihm gereichten Zügeln griff.

»Das ist eine Ehre!« Sievers richtete sich im Sattel auf. »Ich bin Soldat! Von der Siebten Daerlanischen! Zu mir, Leute! Zu mir!«

»Viel Glück«, murmelte Coehoorn, während er sich den daerlanischen Umhang mit dem schwarzen Skorpion auf der Schulter überwarf. »Sievers?«

»Ja, Herr Marschall!«

»Nichts. Viel Glück, Junge.«

»Möge auch Euch das Glück hold sein, Herr Marschall. Vorwärts, Leute!«

Coehoorn blickte ihnen nach. Lange. Bis zu dem Augenblick, da Sievers’ Grüppchen mit Krachen, Gebrüll und Geschepper auf die Condottieri traf. Auf eine zahlenmäßig überlegene Einheit, der zudem sofort weitere zu Hilfe kamen. Die schwarzen Mäntel der Daerlaner verschwanden im Grau der Condottieri, alles versank in Staub.

Das nervöse Hüsteln de Wyngalts und der Adjutanten brachte Coehoorn zur Besinnung. Der Marschall zog Steigriemen und Sattelfender zurecht, brachte das unruhige Ross unter Kontrolle.

»Vorwärts!«, kommandierte er.

Anfangs hatten sie Glück. Am Ausgang des kleines Tals, das zu dem Flüsschen führte, verteidigte sich eine dahinschmelzende, zu einem waffenstarrenden Kreis zusammengedrängte Einheit von Überlebenden der Brigade »Nauzicaa«, auf die die Nordlinge momentan ihre ganze Wucht und Kraft konzentrierten, wodurch eine Lücke in der Umzingelung entstanden war. Ganz glatt, versteht sich, ging es nicht – sie mussten sich durch eine Rotte leichte freiwillige Reiterei schlagen, nach den Abzeichen zu urteilen, aus Brugge. Der Kampf war ganz kurz, aber heftig. Coehoorn hatte schon jeden Rest und Anschein pathetischen Heldentums verloren und abgeworfen; jetzt wollte er nur noch überleben. Ohne die Eskorte, die sich mit den Bruggern schlug, auch nur eines Blickes zu würdigen, preschte er mit den Adjutanten zum Flüsschen, flach an den Hals des Pferdes geschmiegt.

Der Weg war frei, hinter dem Flüsschen, hinter den krummen Weiden erstreckte sich eine leere Ebene, auf der keinerlei feindliche Truppen zu sehen waren. Der neben Coehoorn galoppierende Ouder de Wyngalt sah es ebenfalls und schrie triumphierend.

Zu früh.

Vom langsamen und trüben Flusslauf trennte sie eine mit leuchtend grünem Knöterich bewachsene Wiese. Als sie in vollem Galopp darauf stürmten, versanken die Pferde schlagartig bis zum Bauch im Morast.

Der Marschall flog über den Kopf des Pferdes und platschte in den Sumpf. Ringsum wieherten Pferde und bäumten sich auf, es schrien mit Morast und grünem Knöterich bedeckte Menschen. Inmitten dieses Pandämoniums hörte Menno plötzlich ein anderes Geräusch. Ein Geräusch, das Tod verhieß.

Das Schwirren von Flugfedern.

Er stürzte zum Lauf des Flüsschens, watete bis zur Hüfte im dichten Schlamm. Der Adjutant, der sich neben ihm vorwärtskämpfte, stürzte plötzlich vornüber in den Sumpf; der Marschall sah einen Bolzen, der ihm bis zu den Federn im Rücken steckte. Im selben Augenblick verspürte er einen schrecklichen Schlag gegen den Kopf. Er wankte, fiel aber nicht, in Morast und Schlamm festgekeilt. Er wollte schreien, konnte aber nur krächzen. Ich lebe, dachte er und versuchte, sich aus der klebrigen Umklammerung zu befreien. Das aus dem Morast herausstrebende Pferd hat gegen den Helm getreten, das tief eingebogene Blech hat mir die Wange zerschmettert, Zähne ausgeschlagen und die Zunge verletzt ... Ich blute. Ich schlucke Blut ... Aber ich lebe.

Wieder das Schnellen von Sehnen, das Schwirren von Flugfedern, das Krachen von Bolzenspitzen, die Panzer durchschlagen, Geschrei, Wiehern, Glucksen, Blutspritzer. Der Marschall schaute sich um und erblickte am Ufer die Schützen, kleine, kräftige, untersetzte Silhouetten mit Ringpanzern, Kettenhauben und spitzen Helmen. Zwerge, dachte er.

Das Schnellen von Armbrustsehnen, das Schwirren von Bolzen. Der Schrei wahnsinniger Pferde. Das Gebrüll von Menschen, von Wasser und Morast erstickt.

Der den Schützen zugewandte Ouder de Wyngalt rief, er ergebe sich, bat mit hoher, piepsiger Stimme um Gnade und Erbarmen, versprach Lösegeld, bettelte um sein Leben. Da ihm klar war, dass niemand seine Worte verstehen würde, hielt er das an der Klinge gehaltene Schwert über den Kopf. Mit einer internationalen, geradezu kosmopolitischen Geste der Unterwerfung streckte er die Waffe den Zwergen entgegen. Er wurde nicht verstanden – oder falsch, denn zwei Bolzen trafen ihn mit solcher Wucht in die Brust, dass der Aufprall ihn geradezu aus dem Sumpf herausriss.

Coehoorn riss sich den eingedrückten Helm vom Kopf. Er kannte die Gemeinsprache der Nordlinge recht gut.

»Iff win Maffall Coeoon ...«, stammelte er und spuckte Blut. »Maffall ... Coeoon ... Iff egewe miff ... Padon ... Padon ...«

»Was redet er, Zoltan?«, wunderte sich einer von den Armbrustschützen.

»Weiß der Kuckuck! Siehst du die Stickerei auf seinem Umhang, Munro?«

»Ein silberner Skorpion! Haaa! Jungs, immer drauf auf den Hurensohn! Für Caleb Stratton!«

»Für Caleb Stratton!«

Die Sehnen schnellten. Ein Bolzen traf Coehoorn mitten in die Brust, der zweite in die Hüfte, der dritte am Schlüsselbein. Der Feldmarschall von Nilfgaard kippte nach hinten, in die dünne Brühe; Knöterich und Morast gaben unter seinem Gewicht nach. Wer zum Teufel soll dieser Caleb Stratton sein, vermochte er noch zu denken, ich habe mein Lebtag von keinem Caleb gehört ...

Das trübe, blutig-morastige Wasser des Flüsschens Chotla schloss sich über seinem Kopf und drang in die Lungen.

Sie war vors Zelt gegangen, um frische Luft zu schnappen, und da sah sie ihn, wie er neben dem Tisch des Schmiedes saß.

»Jarre!«

Er hob den Blick zu ihr. In seinen Augen war Leere.

»Iola?«, fragte er und bewegte mit Mühe die geschwollenen Lippen. »Woher ...?«

»Auch eine Frage!«, unterbrach sie ihn sofort. »Sag lieber, wie du hierherkommst?«

»Wir haben unseren Kommandeur gebracht ... den Heergrafen Bronibor ... Er ist verwundet ...«

»Du bist auch verwundet. Zeig mir den Arm! Göttin! Du verblutest doch, Junge!«

Jarre schaute sie an, und Iola begann plötzlich daran zu zweifeln, ob er sie sah.

»Es ist Schlacht«, sagte der junge Mann mit leichtem Zähneklappern. »Wir müssen stehen wie eine Mauer ... Fest in der Formation. Die Leichtverwundeten sollen die Schwerverwundeten zum Lazarett tragen ... Der Befehl ...«

»Zeig mir den Arm, sag ich.«

Jarre heulte kurz auf, versuchte, die Zähne zusammenzubeißen, doch sie klapperten in wildem Stakkato.

Iola runzelte die Stirn. »Jechen, das sieht übel aus ... Oje, Jarre, Jarre ... Du wirst sehen, Mutter Nenneke wird böse sein ... Komm mit.«

Sie sah ihn erbleichen, als er es erblickte. Als er den unter der Zeltplane hängenden Gestank roch. Er wankte. Sie stützte ihn. Sie sah, wie er auf den blutbefleckten Tisch schaute. Auf den dort liegenden Menschen. Auf den Chirurgen, einen kleinen Halbling, der plötzlich hochsprang, mit den Füßen stampfte, entsetzlich fluchte und das Skalpell zu Boden warf.

»Verdammt! Scheiße! Warum? Warum ist das so? Warum muss das so sein?«

Niemand antwortete auf diese Frage.

»Wer war das?«

»Der Heergraf Bronibor«, erklärte Jarre mit schwacher Stimme, während er mit seinem leeren Blick geradeaus schaute. »Unser Kommandeur ... Wir haben die Reihen fest geschlossen. Befehl. Wie eine Mauer. Aber Melfi haben sie getötet ...«

»Herr Rusty«, bat Iola. »Diese Bursche ist ein Bekannter von mir ... Er ist verwundet ...«

»Er hält sich auf den Beinen«, urteilte der Chirurg kalt. »Und hier wartet einer, der fast am Ende ist, auf eine Trepanation. Hier ist kein Platz für Vetternwirtschaft ...«

In diesem Augenblick wurde Jarre mit großem Gespür für Dramatik ohnmächtig und stürzte zu Boden.

Der Halbling schnaubte. »Na schön, auf den Tisch mit ihm«, befahl er. »Oho, ein schön zugerichteter Arm. Was hält den eigentlich noch, fragt sich? Wohl der Ärmel? Abbinden, Iola! Kräftig! Und wag mir ja nicht zu weinen! Shani, gib die Säge her.«

Die Säge fraß sich mit widerwärtigem Knirschen in den Knochen oberhalb des zerschmetterten Ellenbogens. Jarre kam zu sich und brüllte los. Grässlich, aber kurz. Denn als der Knochen nachgab, wurde er sofort wieder ohnmächtig.

So lag also die Macht Nilfgaards auf den Feldern von Brenna in Schutt und Asche, und dem Vormarsch des Kaiserreichs nach Norden wurde schließlich Einhalt geboten. An Gefallenen und Gefangenen verlor das Kaiserreich bei Brenna vierundvierzigtausend Mann. Die Blüte der Ritterschaft war gefallen, die Elitekavallerie. Gefallen, in Gefangenschaft geraten oder verschollen waren Heerführer von solcher Statur wie Menno Coehoorn, Braibant, de Mellis-Stoke, van Lo, Tyrconnel, Eggebracht und andere, deren Namen in unseren Archiven nicht erhalten geblieben sind.

So also wurde Brenna zum Anfang vom Ende. Doch es muss gesagt sein, dass diese Schlacht ein kleiner Baustein im Gebäude war und wenig Gewicht gehabt hätte, wenn die Früchte des Sieges nicht klug genutzt worden wären. Es muss daran erinnert werden, dass Jan Natalis, statt sich auf den Lorbeeren auszuruhen und vor Stolz zu platzen, statt auf Ehrungen und Huldigungen zu warten, nahezu ohne Atempause nach Süden vorstieß. Eine Kavallerieeinheit unter Adam Pangratt und Julia Abatemarco zerschlug zwei Divisionen der Dritten Armee, die Menno Coehoorn verspätet zu Hilfe kommen wollten, zerschmetterte sie derart, dass nec nuntius gladis. Als die Nachricht davon den Rest der Heeresgruppe »Mitte« erreichte, suchte diese schändlich das Weite und wich eilends über die Jaruga zurück, und da Foltest und Natalis ihnen auf den Fersen folgten, verloren die Kaiserlichen den ganzen Tross und sämtliche Belagerungsmaschinen, mit denen sie in ihrem Hochmut gedacht hatten, Wyzima, Gors Velen und Nowigrad zu erobern.

Und wie eine Lawine, die von den Bergen herunterkommt, immer mehr Schnee mit sich reißt und größer wird, hatte auch Brenna immer gravierendere Folgen für Nilfgaard. Es brachen schwere Zeiten für die Armee »Verden« unter Fürst de Wette an, der die Kaper von den Skellige-Inseln und König Ethain von Cidaris in einem Kleinkrieg viel Ungemach bereiteten. Als aber de Wette von Brenna erfuhr, als ihn die Botschaft erreichte, dass König Foltest und Jan Natalis in Eilmärschen gegen ihn zogen, ließ er augenblicklich zum Rückzug blasen und floh Hals über Kopf über den Fluss nach Cintra, wobei er den Fluchtweg mit Leichen säumte, denn auf die Nachricht von den Nilfgaarder Niederlagen hin war der Aufstand in Verden von neuem entflammt. Nur in Nastrog, Rosrog und Bodrog, den nicht eroberten Festungen, blieb eine starke Besatzung, die erst nach dem Frieden von Cintra dort in Ehren und mit den Standarten abzog.

In Aedirn indes führte die Nachricht von Brenna dazu, dass die verfeindeten Könige Demawend und Henselt einander die Hand reichten und gemeinsam gegen Nilfgaard ins Feld zogen. Die Heeresgruppe »Ost«, die unter Führung von Fürst Ardal aep Dahy zum Pontartal marschierte, konnte den beiden verbündeten Königen nicht die Stirn bieten. Verstärkt durch Einheiten aus Redanien und durch Königin Meves Guerillakämpfer, die den Nilfgaardern von hinten her schwer zusetzten, trieben Demawend und Henselt Ardal aep Dahy bis auf Aldersberg zurück. Fürst Ardal wollte die Schlacht annehmen, doch ein sonderbarer Ratschluss des Schicksals ließ ihn plötzlich erkranken; er hatte etwas gegessen, wovon ihn Koliken und ein Durchfall miserere überkamen und er binnen zwei Tagen unter großen Schmerzen starb. Demawend und Henselt aber griffen unverzüglich die Nilfgaarder an, und dort, bei Aldersberg, wohl gemäß der historischen Gerechtigkeit, zerschlugen sie sie in einer wackeren Schlacht, obwohl Nilfgaard noch immer erheblich in der Überzahl war. Also pflegen Geist und Kunstfertigkeit über dumpfe und brutale Gewalt zu triumphieren.

Noch von einer Sache muss geschrieben sein: Was bei Brenna aus Menno Coehoorn geworden ist, das weiß niemand. Die einen sagen, er sei gefallen und sein Körper unerkannt in einem Massengrab beerdigt. Andere sagen, er sei mit dem Leben davongekommen, aber aus Furcht vor dem Zorn des Kaisers nicht nach Nilfgaard zurückgekehrt; vielmehr habe er sich im Brokilon verborgen, bei den Dryaden, und sei dort Einsiedler geworden, habe sich den Bart bis zum Erdboden wachsen lassen. Und dort sei er auch alsbald unter Kummer und Sorgen gestorben.

Unter dem einfachen Volk geht jedoch die Überlieferung, der Marschall sei nächtens auf das Feld von Brenna zurückgekehrt und zwischen den Grabhügeln umhergewandert, wobei er gerufen habe: »Gebt mir meine Legionen wieder«; schließlich aber habe er sich an einer Espe erhängt, auf der Anhöhe, die seither Galgenberg genannt wird. Und nachts könne man die Erscheinung des berühmten Marschalls unter den anderen Gespenstern antreffen, die das Schlachtfeld für gewöhnlich heimsuchen.

»Opa Jarre! Opa Jarre!«

Jarre blickte von den Papieren auf, rückte die auf der schwitzenden Nase verrutschte Brille zurecht.

»Opa Jarre!«, rief in den höchsten Tönen seine jüngste Enkelin, eine resolute und flinke Sechsjährige, die den Göttern sei Dank eher nach der Mutter, Jarres Tochter, kam als nach dem latschigen Schwiegersohn.

»Opa Jarre! Oma Lucienne lässt sagen, dass es für heute genug ist mit diesem müßigen Geschreibsel und dass das Abendessen auf dem Tisch steht!«

Jarre legte sorgsam die beschriebenen Bögen zusammen und verkorkte des Tintenfass. Im Armstumpf pulsierte der Schmerz. Das Wetter ändert sich, dachte er. Es kommt Regen.

»Opa Jaaarreee!«

»Ich komme ja schon, Ciri. Ich komme ja schon.«

Ehe sie mit dem letzten Verwundeten fertig waren, war es schon weit nach Mitternacht. Die letzten Operationen hatten sie schon bei Licht durchgeführt – erst bei gewöhnlichem Lampenlicht, später auch bei magischem. Marti Sodergren war nach der überwundenen Krise wieder zu sich gekommen, und obwohl sie bleich wie der Tod war, in ihren Bewegungen steif und unnatürlich wie ein Golem, zauberte sie richtig und wirkungsvoll.

Es war schwarze Nacht, als sie aus dem Zelt traten, alle vier, und sich hinsetzten, die Rücken an die Plane gelehnt.

Die Ebene war voller Feuer. Verschiedenartiger – der unbeweglichen Lagerfeuer, der beweglichen von Lampen und Fackeln. Durch die Nacht hallten ferner Gesang, Sprechchöre, Patrouillenrufe, Vivats.

In ihrer Gegend wurde die Nacht auch vom Schreien und Stöhnen der Verwundeten zerrissen. Von den Bitten und Seufzern der Sterbenden. Sie hörten das schon nicht mehr. Sie hatten sich an die Geräusche von Schmerz und Tod gewöhnt, für sie waren es so gewöhnliche, natürliche Laute, so eingebettet in diese Nacht wie das Quaken der Frösche in den Nassauen am Flüsschen Chotla, wie das Zirpen der Grillen in den Akazien am Goldenen Teich.

Marti Sodergren schwieg lyrisch, auf eine Schulter des Halblings gestützt. Iola und Shani, aneinandergeschmiegt, Arm in Arm, brachen von Zeit zu Zeit in leises, völlig sinnloses Gelächter aus.

Ehe sie sich beim Zelt hingesetzt hatten, hatten sie jeder einen Becher Schnaps getrunken, und Marti hatte ihnen allen ihren letzten Zauberspruch spendiert: einen Spruch, der fröhlich machte und für gewöhnlich beim Zähneziehen benutzt wurde. Rusty fühlte sich von dieser Behandlung betrogen – statt Entspannung bewirkte der Schnaps zusammen mit der Magie bei ihm Abstumpfung, die Erschöpfung wurde nicht ausgeglichen, sondern verstärkt.

Es sieht so aus, dass Alkohol und Magie nur auf Iola und Shani so gewirkt haben, wie sie sollten.

Er drehte sich um und erblickte auf den Gesichtern beider Mädchen glänzende, silbrige Spuren von Tränen.

»Interessant«, sagte er und leckte sich die tauben, fühllosen Lippen, »wer in dieser Schlacht gesiegt hat. Weiß das jemand?«

Marti wandte ihm das Gesicht zu, hüllte sich aber weiterhin in lyrisches Schweigen. Die Grillen zirpten in den Akazien, Weiden und Erlen am Goldenen Teich, die Frösche quakten. Die Verwundeten stöhnten, baten um Hilfe, seufzten. Und starben. Shani und Iola kicherten unter Tränen.

Marti Sodergren starb zwei Wochen nach der Schlacht. Sie hatte sich mit einem Offizier von der Freikompagnie der Condottieri eingelassen. Sie nahm dieses Abenteuer leicht. Im Gegensatz zu dem Offizier. Als Marti, die die Abwechslung liebte, sich mit einem temerischen Rittmeister einließ, erstach sie der vor Eifersucht rasende Condottiere mit dem Messer. Er wurde dafür aufgehängt, doch die Heilerin war nicht zu retten.

Rusty und Iola starben ein Jahr nach der Schlacht in Maribor, während des stärksten Ausbruchs des Blutfluss-Fiebers, der Seuche, die auch der Rote Tod genannt wurde oder – nach dem Namen des Schiffes, auf dem sie eingeschleppt worden war – die Catriona-Pest. Damals flohen sämtliche Ärzte und die meisten Priester aus Maribor. Rusty und Iola blieben selbstverständlich. Sie heilten, denn sie waren Ärzte. Dass es gegen den Roten Tod keine Mittel gab, spielte für sie keine Rolle. Sie steckten sich beide an. Er starb in ihren Armen, mit dem kräftigen, Vertrauen weckenden Halt ihrer großen, hässlichen Bäuerinnenhände. Sie starb vier Tage darauf. Einsam.

Shani starb zweiundsiebzig Jahre nach der Schlacht. Als berühmte und von Hochachtung umgebene emeritierte Dekanin der medizinischen Fakultät an der Universität von Oxenfurt. Generationen von angehenden Chirurgen wiederholten ihren berühmten Scherz: »Nähe Rotes mit Rotem, Gelbes mit Gelbem, Weißes mit Weißem zusammen. Dann wird es schon stimmen.«

Kaum jemand bemerkte, dass die Frau Dekanin jedesmal, wenn sie diesen Spruch sagte, sich verstohlen eine Träne wegwischte.

Kaum jemand.

Die Frösche quakten, die Grillen zirpten inmitten der Weiden am Goldenen Teich. Shani und Iola kicherten unter Tränen.

»Interessant«, wiederholte Milo Vanderbeck, Halbling, Feldchirurg, bekannt als Rusty. »Interessant, wer wohl gesiegt hat?«

»Rusty«, sagte Marti Sodergren lyrisch. »Glaub mir, das ist das Letzte, worum ich mir an deiner Stelle Sorgen machen würde.«

Manche von den Flämmchen waren hoch und kräftig, sie leuchteten hell und lebhaft, andere aber waren ganz klein, unstet und zittrig, und ihr Licht nahm ab und verging. Ganz am Ende jedoch war ein Flämmchen, klein und so schwach, dass es kaum glomm, kaum flackerte, bald mit großer Mühe aufflammte, bald beinahe vollends erlosch.

»Wessen ist dieses verlöschende Feuerchen?«, fragte der Hexer.

»Deins«, erwiderte der Tod.

Flourens Delannoy,

Märchen und Volkssagen

# Das neunte Kapitel

Die Hochebene, fast bis hin zu den fernen, im Dunst blaugrau verschwimmenden Berggipfeln, glich einem wahren steinernen Meer, überall in Buckeln oder Graten gewellt; überall ragten wie Zähne steile Riffe empor. Den Eindruck verstärkten Schiffswracks. Dutzende von Wracks. Von Galeeren, Galeassen, Koggen, Karavellen, Briggs, Holken, Drachenbooten. Einige schienen sich erst seit kurzem hier zu befinden, andere waren Haufen von kaum zu erkennenden Brettern und Balken, die offensichtlich seit Dutzenden, wenn nicht Hunderten von Jahren hier lagen.

Manche von den Schiffen lagen kieloben, andere, auf die Seite gekippt, sahen aus, als hätten höllische Stürme und Wogen sie an Land geworfen. Wieder andere machten den Eindruck, als schwämmen, segelten sie mitten auf diesem steinernen Ozean. Sie standen gerade und aufrecht, die Galions kühn nach vorn gereckt, die Masten zum Zenit, mit wehenden Resten von Segeln, Wanten und Stags. Sie hatten sogar ihre Geisterbesatzungen – zwischen verfaulten Brettern festgeklemmte und in Leinen verstrickte Skelette, tote Matrosen, für immer auf endloser Fahrt.

Vom Erscheinen eines Reiters alarmiert, vom Hufschlag aufgeschreckt, stiegen von Masten, Rahen, Leinen und Gerippen krächzend Wolken schwarzer Vögel auf. Einen Augenblick lang strichen sie über den Himmel, kreisten als Schwarm über dem Rande des Abgrunds, an dessen Grund grau und glatt wie Quecksilber ein See lag. Am Rande, teils mit Türmen über die Wracks aufragend, teils mit in die senkrechte Felswand eingefügten Bastionen über dem See hängend, war eine dunkle und düstere Feste zu sehen. Kelpie begann zu tänzeln, zu schnauben, die Ohren zu bewegen, sie scheute vor den Wracks, den Skeletten, vor dieser ganzen Landschaft des Todes. Vor den kreisenden schwarzen Vögeln, die schon wieder zurückkehrten, sich wieder auf die gebrochenen Masten und Rahen setzten, auf Wanten und Schädel. Die Vögel hatten verstanden, dass sie den einsamen Reiter nicht zu fürchten brauchten. Dass, wenn sich hier jemand zu fürchten hatte, es ebendieser Reiter war.

»Ruhig, Kelpie«, sagte Ciri mit veränderter Stimme. »Das ist das Ende des Weges. Das ist der richtige Ort und die richtige Zeit.«

Sie erschien vor dem Tor, wer weiß, woher, tauchte wie ein Gespenst zwischen den Wracks auf. Die Wachposten am Tor bemerkten sie als Erste, alarmiert vom Krächzen der Saatkrähen; jetzt schrien sie, gestikulierten, zeigten mit Fingern auf sie, riefen andere herbei.

Als sie den Torturm erreicht hatte, herrschte dort schon Gedränge. Und aufgeregtes Stimmengewirr. Alle starrten sie an. Die wenigen, die sie schon kannten und vorher gesehen hatten, wie Boreas Mun und Dacre Silifant. Und die viel zahlreicheren, die nur von ihr gehört hatten – neu angeworbene Leute Skellens, Söldner und gewöhnliche Banditen aus Ebbing und Umgebung, die jetzt verwundert auf das grauhaarige Mädchen mit der Narbe im Gesicht und dem Schwert auf dem Rücken schauten. Auf die schöne Rappstute, die den Kopf hoch erhoben hielt, ein wenig schnaubte und mit den Hufeisen über die Platten des Hofes klapperte.

Das Stimmengewirr ebbte ab. Es wurde sehr still. Die Stute hob die Hufe wie eine Ballerina, die Eisen schlugen wie Hämmer auf einen Amboss. Es dauerte lange, bis man ihr endlich den Weg versperrte, Partisanen und Spontons kreuzte. Jemand streckte unsicher und zaghaft die Hand nach den Zügeln aus. Das Pferd schnaubte.

»Führt mich«, sagte das Mädchen mit klingener Stimme, »zum Herrn dieses Schlosses.«

Ohne selbst zu wissen, warum er es tat, hielt ihr Boreas Mun den Steigbügel und reichte ihr die Hand als Stütze. Andere hielten das stampfende und schnaubende Pferd.

»Erkennt Ihr mich?«, fragte Boreas leise. »Wir sind uns ja schon begegnet.«

»Wo?«

»Auf dem Eis.«

Sie blickte ihm direkt in die Augen. »Damals habe ich mir eure Gesichter nicht angesehen«, sagte sie achtlos.

»Du warst die Dame vom See.« Er nickte ernst. »Warum bist du hergekommen, Mädchen? Wozu?«

»Zu Yennefer. Und zu meiner Vorherbestimmung.«

»Zum Tod wohl eher«, flüsterte er. »Das ist das Schloss Stygga. An deiner Stelle würde ich so weit wie möglich weg von hier fliehen.«

Wieder blickte sie ihn an. Und Boreas verstand sofort, was sie mit diesem Blick sagen wollte.

Es erschien Stefan Skellen. Er schaute das Mädchen lange an, die Arme vor der Brust verschränkt. Schließlich bedeutete er ihr mit einer energischen Geste, ihm zu folgen. Sie ging wortlos, ringsum von Bewaffneten eskortiert.

»Ein seltsames Mädel«, murmelte Boreas Mun. Und zuckte zusammen.

»Zum Glück ist sie nicht mehr unsere Sorge«, erklärte Dacre Silifant vorwurfsvoll. »Und über dich wundere ich mich, dass du so mit ihr geredet hast. Sie war es, die Hexe, die Vargas und Fripp umgebracht hat, und später Ola Harsheim ...«

»Der Uhu hat Harsheim getötet«, schnitt ihm Boreas das Wort ab. »Nicht sie. Sie hat uns das Leben geschenkt, dort auf dem Eis, obwohl sie uns alle wie Welpen hätte abschlachten und ersäufen können. Alle. Den Uhu auch.«

»Sowas aber auch.« Dacre spuckte auf die Platten des Hofes. »Jetzt wird er ihr dieses Mitleid vergelten, zusammen mit dem Zauberer und Bonhart. Du wirst sehen, Mun, wie sie sie nach allen Regeln der Kunst fertigmachen. Die Haut werden sie ihr in schmalen Streifen abziehen.«

»Das will ich gern glauben«, knurrte Boreas. »Weil sie Schinder sind. Und wir sind auch nicht besser, wenn wir bei ihnen dienen.«

»Und haben wir denn einen Ausweg? Haben wir nicht.«

Jemand von Skellens Söldnern schrie plötzlich leise auf, jemand fiel ein. Jemand begann zu fluchen, jemand stöhnte. Jemand wies schweigend mit der Hand.

Auf den Zinnen, den Kragsteinen, den Dächern der Türmchen, auf Gesimsen, Brüstungen und Wimpergen, auf Dachrinnen, Wasserspeiern und Maskaronen saßen, so weit das Auge reichte, schwarze Vögel. Still, ohne zu krächzen waren sie von den Wracks herbeigeflogen, jetzt saßen sie in stiller Erwartung da.

»Die wittern den Tod«, knurrte einer von den Söldnern.

»Und Aas«, fügte der andere hinzu.

»Wir haben keinen Ausweg«, wiederholte Silifant mechanisch und schaute Boreas an.

Boreas Mun blickte zu den Vögeln hin. »Vielleicht ist es Zeit«, antwortete er leise, »dass wir einen hätten?«

Sie gingen eine große Treppe mit drei Absätzen hinauf, zwischen einem Spalier von Statuen hindurch, die in Nischen in einem langen Korridor standen, vorbei an einem Kreuzgang, der ein Vestibül umgab. Ciri ging mutig, sie verspürte keine Furcht, weder die Waffen noch die Mördervisagen der Eskorte machten ihr Angst. Sie hatte gelogen, als sie behauptete, sie erinnere sich nicht an die Gesichter der Menschen von dem zugefrorenen See. Sie entsann sich, wie Stefan Skellen, derselbe, der sie jetzt mit finsterer Miene ins Innere dieses schrecklichen Schlosses führte, auf dem Eis gezittert und mit den Zähnen geklappert hatte.

Jetzt, da er sich alle naselang umdrehte und sie mit Blicken durchbohrte, spürte sie, dass er sich immer noch ein wenig vor ihr fürchtete. Sie atmete tiefer durch.

Sie kamen in eine Halle, unter ein großes, auf Säulen ruhendes Gewölbe mit sternförmigen Rippen, unter eine große, spinnenförmige Girandole. Ciri sah, wer sie dort erwartete. Die Angst grub ihre klauenbewehrten Finger in ihre Eingeweide, drückte die Faust zusammen, riss und zerrte.

Bonhart war mit drei Sätzen bei ihr. Mit beiden Händen packte er sie am Wams auf der Brust, riss sie hoch und gleichzeitig auf sich zu, so dass ihr Gesicht vor seine blassen Fischaugen kam.

»Die Hölle«, stieß er heiser hervor, »muss wirklich schrecklich sein, wenn ich dir lieber bin.«

Sie gab keine Antwort. In seinem Atem roch sie Alkohol.

»Aber vielleicht wollte die Hölle dich kleine Bestie nicht haben? Vielleicht hat dieser Teufelsturm dich mit Abscheu ausgespuckt, als er dein Gift geschmeckt hat?«

Er zog sie näher heran. Sie wandte das Gesicht ab.

»Zu Recht«, sagte er leise. »Zu Recht fürchtest du dich. Jetzt bist du am Ende. Von hier wirst du nicht mehr fliehen können. Hier, in diesem Schloss, lasse ich dir das Blut aus den Adern.«

»Seid Ihr fertig, Herr Bonhart?«

Auf der Stelle erkannte sie den, der das gesagt hatte. Der Zauberer Vilgefortz, der auf Thanedd erst ein in Fesseln geschlagener Gefangener gewesen war und sie dann im Möwenturm verfolgt hatte. Damals, auf der Insel, war er sehr würdevoll gewesen. Jetzt hatte sich in seinem Gesicht etwas verändert, was bewirkte, dass es hässlich und furchterregend geworden war.

»Erlaubt, Herr Bonhart« – der Zauberer regte sich nicht einmal in dem thronähnlichen Sessel –, »dass ich als Hausherr der angenehmen Verpflichtung nachkomme, unseren Gast auf Schloss Stygga zu begrüßen – Fräulein Cirilla von Cintra, die Tochter von Pavetta, Enkelin von Calanthe, die Nachfahrin der berühmten Lara Dorren aep Shiadhal. Willkommen. Und tritt bitte näher.«

Aus den letzten Worten des Zauberers verschwand der unter der Maske der Höflichkeit verborgene Hohn. In ihnen klangen nur noch Drohung und Befehl. Sie fühlte Angst. Eine schreckliche, lähmende Angst.

»Näher«, zischte Vilgefortz. Jetzt bemerkte sie, was mit seinem Gesicht nicht stimmte. Das linke Auge, wesentlich kleiner als das rechte, zwinkerte, zuckte und rollte wie wild in der faltigen und graublauen Augenhöhle umher. Der Anblick war grässlich.

»Die Haltung tapfer, im Gesicht keine Spur von Furcht«, sagte der Zauberer und neigte den Kopf zur Seite. »Meinen Respekt. Sofern der Mut nicht aus Dummheit resultiert. Ich will eventuelle Flausen sofort zerstreuen. Von hier, wie Herr Bonhart richtig bemerkt hat, wirst du nicht entkommen. Weder durch Teleportation noch mit Hilfe deiner speziellen Fähigkeiten.«

Sie wusste, dass er recht hatte. Zuvor hatte sie sich gesagt, dass sie notfalls, und sei es im letzten Augenblick, immer noch fliehen und sich in den Zeiten und Orten verbergen konnte. Jetzt wusste sie, dass diese Hoffnung getrogen hatte, ein Hirngespinst. Das Schloss vibrierte geradezu von böser, feindlicher, fremder Magie; die feindliche und fremde Magie durchdrang sie, drang in sie ein, kroch wie ein Parasit durch die Eingeweide, wie eine Schnecke durchs Hirn. Sie konnte nichts dagegen tun. Sie war in der Gewalt des Feindes. Machtlos.

Was hilft’s, dachte sie, ich wusste, was ich tue. Ich wusste, wozu ich hierherkommen würde. Der Rest waren wirklich Flausen. Soll also sein, was sein muss.

»Bravo«, sagte Vilgefortz. »Eine zutreffende Einschätzung der Lage. Es wird sein, was sein muss. Genauer: Es wird sein, was ich bestimmen werde. Interessant, kannst du dir auch denken, meine Beste, was ich bestimmen werde?«

Sie wollte antworten, doch ehe sie den Widerstand der verkrampften und ausgetrockneten Kehle überwinden konnte, kam er ihr abermals zuvor, da er ihre Gedanken sondiert hatte.

»Natürlich weißt du es. Herrin der Welten. Herrin der Zeiten und Orte. Ja, ja, meine Beste, dein Besuch hat mich nicht überrascht. Ich weiß einfach, wohin du von dem See geflohen bist und wie du das gemacht hast. Ich weiß, wer und was dir dort begegnet ist. Ich weiß, auf welche Weise du hierhergelangt bist. Das Einzige, was ich nicht weiß: War der Weg lang? Und hat er dir viele Eindrücke verschafft?

Ach« – er lächelte böse, als er ihr wiederum zuvorkam. »Du brauchst nicht zu antworten. Ich weiß, dass es interessant und spannend war. Siehst du, ich kann es kaum erwarten, es selbst zu versuchen. Ich beneide dich sehr um dein Talent. Du wirst es mit mir teilen müssen, meine Beste. Ja, ›müssen‹ ist das richtige Wort. Solange du dein Talent nicht mit mir teilst, lasse ich dich einfach nicht aus den Händen. Weder am Tage noch nachts werde ich dich aus den Händen lassen.«

Ciri erkannte endlich, dass nicht nur die Furcht ihr die Kehle zusammenschnürte. Der Zauberer hatte sie magisch geknebelt und erstickt. Er machte sich über sie lustig. Erniedrigte sie. Vor aller Augen.

»Lass ... Yennefer frei«, brachte sie hervor, wobei sie sich vor Anstrengung geradezu krümmte. »Lass sie frei ... Und du kannst mir mir machen, was du willst.«

Bonhart brüllte vor Lachen los, auch Stefan Skellen lachte trocken auf. Vilgefortz pulte mit dem kleinen Finger im Winkel seines makabren Auges.

»Du kannst unmöglich so dumm sein, nicht zu wissen, dass ich sowieso mit dir machen kann, was ich will. Dein Angebot ist pathetisch, also erbärmlich und lächerlich.«

»Du brauchst mich.« Sie hob den Kopf, obwohl es sie erhebliche Kraft kostete. »Um mit mir ein Kind zu haben. Alle wollen das, du auch. Ja, ich bin in deiner Gewalt, bin von selbst hergekommen ... Du hast mich nicht gefangen, obwohl du mich durch die halbe Welt gejagt hast. Ich bin von selbst hergekommen und werde mich dir von selbst hingeben. Für Yennefer. Für ihr Leben. Du findest das lächerlich? Dann versuche es mit mir gewaltsam und mit Zwang ... Du wirst sehen, wie dir das Lachen im Handumdrehen vergeht.«

Bonhart sprang auf sie zu, holte mit der Peitsche aus. Vilgefortz machte eine scheinbar achtlose Geste, nur eine leichte Handbewegung, doch das genügte, dass die Geißel aus Bonharts Hand flog, er selbst aber taumelte, als habe ihn ein Kohlenwagen gestreift.

»Herr Bonhart«, sagte Vilgefortz, während er sich die Finger massierte, »Ihr habt, wie ich sehe, immer noch Probleme, die Pflichten eines Gastes zu verstehen. Merkt Euch gefälligst: Wenn man zu Gast ist, zerstört man keine Möbel und Kunstobjekte, stiehlt keine kleinen Gegenstände, beschmutzt nicht die Sofas und schwer zugängliche Stellen. Man vergewaltigt und schlägt keine anderen Gäste. Letzteres zumindest so lange, bis der Hausherr mit dem Vergewaltigen und Schlagen fertig ist und solange er nicht zu verstehen gibt, dass man vergewaltigen und schlagen darf. Aus dem, was ich soeben gesagt habe, solltest auch du die richtigen Schlussfolgerungen ziehen können, Ciri. Du kannst es nicht? Ich will dir helfen. Du lieferst dich mir selbst aus und bist gehorsam zu allem bereit, du erlaubst mir, mit dir zu machen, was immer ich will. Und du hältst das für ein großzügiges Angebot. Du irrst dich. Es ist nämlich so, dass ich mit dir machen werde, was ich muss, und nicht, was ich gern täte. Ein Beispiel: Ich würde dir als Revanche für Thanedd gern mindestens ein Auge ausreißen, aber ich kann nicht, weil ich fürchte, du würdest es nicht überleben.«

Ciri erkannte: jetzt oder nie. Sie vollführte eine halbe Drehung, riss Schwalbe aus der Scheide. Das ganze Schloss begann plötzlich zu wirbeln, sie fühlte, wie sie fiel, sich schmerzhaft die Knie stieß. Sie krümmte sich zusammen, dass sie fast mit der Stirn den Boden berührte, kämpfte gegen einen instinktiven Brechreiz an. Das Schwert fiel ihr aus den fühllos gewordenen Fingern. Jemand hob es auf.

»Jaaa«, sagte Vilgefortz gedehnt und stützte das Kinn auf die gefalteten Hände. »Wo war ich stehen geblieben? Ach ja, bei deinem Angebot. Leben und Freiheit Yennefers im Tausch gegen ... Wogegen? Für deine freiwillige Hingabe, ohne Gewalt und Zwang? Tut mir leid, Ciri. Bei dem, was ich mit dir machen werde, sind Gewalt und Zwang unerlässlich.

Ja, ja«, wiederholte er und schaute interessiert zu, wie das Mädchen hustete, Speichel spuckte und sich zu übergeben versuchte. »Ohne Gewalt und Zwang wird es einfach nicht abgehen. Zu dem, was ich mit dir machen werde, würdest du dich niemals freiwillig hergeben, das versichere ich dir. Wie du also siehst, ist dein Angebot nicht nur erbärmlich und lächerlich, es ist auch wertlos. Ich lehne es also ab. Los, nehmt sie mit. Gleich ins Laboratorium.«

Das Laboratorium unterschied sich wenig von dem, das Ciri aus dem Tempel der Melitele in Ellander kannte. Es war ebenfalls hell erleuchtet, sauber, mit langen, blechbeschlagenen Tischen, die Tischplatten voll Glas, voll Flaschen, Retorten, Kolben, Reagenzgläsern, Schalen, zischenden und blubbernden Alambiks und anderen sonderbaren Gerätschaften. Wie in Ellander roch es auch hier scharf nach Äther, Spiritus, Formalin und nach noch etwas, das bewirkte, dass man Angst roch. Selbst dort, im freundlichen Tempel, an der Seite der freundlichen Priesterinnen und der freundlichen Yennefer, hatte Ciri im Laboratorium Angst gerochen. Dabei hatte sie ja dort, in Ellander, niemand mit Gewalt ins Laboratorium geschleppt, niemand hatte sie brutal auf eine Bank gesetzt, niemand sie mit eisernem Griff an Schultern und Armen festgehalten. Dort, in Ellander, hatte nicht mitten im Laboratorium ein schrecklicher stählerner Sessel gestanden, dessen Form in geradezu sadistischer Weise keinen Zweifel ließ. Dort hatte es keine weiß gekleideten, kahlrasierten Typen gegeben, dort war kein Bonhart gewesen, auch kein Skellen, der vor Aufregung rot angelaufen war und sich die Lippen leckte. Und dort war kein Vilgefortz gewesen, das eine Auge normal, das andere klein und grässlich unstet.

Vilgefortz wandte sich vom Tisch ab, auf dem er eben noch irgendwelche bedrohlichen Instrumente zurechtgelegt hatte.

»Siehst du, mein bestes Fräulein«, begann er, während er näher kam, »du bist für mich der Schlüssel zu Macht und Herrschaft. Herrschaft nicht nur über diese Welt, die der letzte Dreck ist und übrigens zum baldigen Untergang verurteilt, sondern über alle Welten. Über das ganze Spektrum von Orten und Zeiten, die nach der Konjunktion entstanden sind. Du wirst mich gewiss verstehen; manche von diesen Orten und Zeiten hast du schon selbst besucht.

Mich«, fuhr er nach kurzer Pause fort, während er die Ärmel hochkrempelte, »wie ich leider eingestehen muss, zieht es schrecklich zur Herrschaft. Das ist trivial, ich weiß, aber ich will ein Herrscher sein. Ein Herrscher, vor dem man sich verneigt, den die Menschen nur dafür preisen, dass er dazusein beliebt, und dem sie göttliche Ehren zuteil werden lassen, wenn er, sagen wir, geruht, ihre Welt vor einer Katastrophe zu retten. Auch wenn er sie nur aus einer Laune heraus rettet. Ach, Ciri, mir geht das Herz bei dem Gedanken auf, wie ich edelmütig die Getreuen belohnen werde und die Ungehorsamen grausam bestrafen. Süßer Honigseim wird es für meine Seele sein, wenn ganze Generationen zu mir und für mich beten, mich um meine Liebe und um meine Gnade anflehen. Ganze Generationen, Ciri, ganze Welten. Spitz die Ohren. Hörst du? Bewahre uns vor Sturm, Hunger, Feuer, Krieg und dem Zorn Vilgefortz’ ...«

Er bewegte die Finger unmittelbar vor ihrem Gesicht, plötzlich packte er heftig ihre Wangen. Ciri schrie auf, warf sich hin und her, doch sie wurde zu kräftig festgehalten. Ihre Lippen begannen zu zittern.

Vilgefortz bemerkte es und kicherte. »Das Kind der Vorsehung.« Er lachte nervös auf, und in seinem Mundwinkel erschien ein Fleckchen weißen Schaumes. »Aen Hen Ichaer, das heilige Ältere Blut der Elfen ... Jetzt gehört es mir allein.«

Er straffte sich heftig. Wischte sich den Mund ab.

»Alle möglichen Dummköpfe und Mystiker«, erklärte er wieder in seinem gewohnten, kalten Ton, »haben versucht, sich auf die Ammenmärchen, Legenden und Prophezeiungen einzustellen, haben das Gen verfolgt, das du in dir trägst, das Erbe der Vorfahren. Sie haben den Himmel mit den Sternen verwechselt, die sich an der Oberfläche des Teiches spiegeln, und mystisch angenommen, dass das große Möglichkeiten verheißende Gen sich weiterentwickeln werde, dass es seine ganze Macht in deinem Kind oder im Kind deines Kindes erreicht. Und so entstand um dich eine zauberische Aura, stieg der Weihrauch empor. Die Wahrheit aber ist ebenso banal, wie sie viel prosaischer ist. Ich würde sagen, die Einschränkung ist prosaisch. Wichtig ist, meine Beste, dein Blut. Aber im absolut wörtlichen, ganz und gar unpoetischen Sinn des Wortes.«

Er nahm vom Tisch eine gläserne Spritze von etwa einem halben Fuß Länge. Die Spritze lief in eine dünne, leicht gekrümmte Kapillare aus. Ciri spürte, wie ihr die Lippen austrockneten. Der Zauberer hielt die Spritze ins Licht, um sie zu betrachten.

»Gleich«, kündigte er kalt an, »wirst du ausgezogen und auf den Sessel gesetzt, ebenden, den du so neugierig beäugst. Wenn auch in einer unvorteilhaften Stellung, wirst du doch auf diesem Sessel ungefähr eine Stunde verbringen. Mit Hilfe dieses Geräts hier, das dich, wie ich sehe, ebenfalls fasziniert, wirst du befruchtet. Das wird gar nicht so schlimm, fast die ganze Zeit wirst du halb bewusstlos sein von den Elixieren, die ich dir intravenös geben werde, damit sich die Eizelle richtig einnistet und eine Extrauterin-Schwangerschaft ausgeschlossen wird. Du brauchst dich nicht zu fürchten, ich habe Übung, habe das Hunderte Male gemacht. Zwar noch nie an einer Auserwählten des Schicksals und der Vorsehung, aber ich glaube nicht, dass sich Eierstöcke und Gebärmutter einer Auserwählten gar so sehr von denen gewöhnlicher junger Frauen unterscheiden.

Und jetzt das Wichtigste.« Vilgefortz genoss, was er sagte. »Vielleicht wird dich das bekümmern, vielleicht aber auch freuen, aber du sollst wissen, dass du kein Kind gebären wirst. Wer weiß, vielleicht wäre das wirklich ein großer Auserwählter mit ungewöhnlichen Fähigkeiten, ein Erlöser der Welt und König der Völker. Aber niemand ist imstande, sich dafür zu verbürgen, und außerdem gedenke ich nicht so lange zu warten. Ich brauche Blut. Genauer, Plazentablut. Sobald sich der Mutterkuchen ausbildet, werde ich ihn dir entnehmen. Der Rest meiner Pläne und Absichten, meine Beste, wird dich, wie dir klar sein dürfte, nicht mehr betreffen; also werde ich dich nicht darüber informieren, das wäre nur eine unnötige Frustration.«

Er verstummte, machte eine Kunstpause. Ciri konnte ihre zitternden Lippen nicht beherrschen.

»Und jetzt« – der Zauberer nickte theatralisch – »bitte ich in den Sessel, Fräulein Cirilla.«

»Es würde sich lohnen« – Bonharts Zähne blitzten unter dem grauen Schnurrbart hervor –, »dass diese Hündin Yennefer sich das ansieht. Das steht ihr zu!«

»Ja doch.« Im Winkel von Vilgefortz’ lächelndem Mund erschien erneut ein weißes Schaumflöckchen. »Die Befruchtung ist doch eine heilige Sache, erhebend und feierlich, ein Mysterium, bei dem die ganze nähere Verwandtschaft assistieren sollte. Und Yennefer ist schließlich die Quasi-Mutter, und die nimmt in primitiven Kulturen für gewöhnlich beinahe am Brautbett der Tochter teil. Los, bringt sie her!«

»Was aber diese Befruchtung angeht« – Bonhart beugte sich über Ciri, die die kahlrasierten Akoluthen des Zauberers schon auszuziehen begonnen hatten. »Könnte man das nicht, Herr Vilgefortz, auf gewöhnlichere Weise machen? Wie es Sitte ist?«

Skellen prustete und schüttelte den Kopf. Vilgefortz zog leicht die Brauen zusammen. »Nein«, widersprach er kalt. »Nein, Herr Bonhart. Könnte man nicht.«

Ciri, der erst jetzt der Ernst der Lage zu Bewusstsein kam, schrie durchdringend. Einmal, dann noch einmal.

»Na, na.« Der Zauberer verzog das Gesicht. »Wacker, hoch erhobenen Hauptes und mit dem Schwert sind wir in die Höhle des Löwen gekommen, und jetzt fürchten wir uns vor einem kleinen Glasröhrchen? Schäm dich, mein Fräulein.«

Ciri, der es nichts ausmachte, sich zu schämen, schrie ein drittes Mal so, dass die Laborgeräte zu klirren begannen.

Und das ganze Schloss Stygga antwortete plötzlich mit Gebrüll und Alarm.

»Das gibt Unglück, Leutchen«, wiederholte Stupps, der mit dem eisenbeschlagenen Hinterende eines Spontons getrockneten Mist zwischen den Steinen des Hofes herauskratzte. »Oje, ihr werdet sehen, das gibt Unglück für uns arme Schlucker.«

Er schaute seine Kameraden an, doch keiner von den Wachposten gab einen Kommentar ab. Auch Boreas Mun schwieg sich aus, der bei den Wächtern am Tor geblieben war. Aus eigenem Antrieb, nicht auf Befehl. Er hätte wie Silifant dem Uhu folgen, sich mit eigenen Augen überzeugen können, was mit der Dame vom See geschah. Doch Boreas wollte dabei nicht zuschauen. Lieber blieb er hier auf dem Vorhof, unter freiem Himmel, weitab von Zimmern und Sälen des Oberschlosses, wo man das Mädchen hingebracht hatte. Hier war er sicher, dass nicht einmal ihre Schreie zu ihm dringen würden.

»Schlechte Zeichen sind das, diese schwarzen Vögel.« Stupps deutete mit einer Kopfbewegung auf die Saatkrähen, die immer noch auf Mauern und Gesimsen saßen. »Ein böses Omen ist das, dieses junge Ding, wo auf der Rappstute gekommen ist. Eine schlechte Sache ist das, sag ich euch, in der wir dem Uhu dienen. Es heißt aber, dass der Uhu selber gar kein Untersuchungsführer mehr ist und kein wichtiger Herr, sondern ein Geächteter wie wir. Dass der Kaiser fürchterlich sauer auf ihn ist. Wenn sie uns, Leutchen, zusammen erwischen, dann wehe uns armen Schluckern.«

»Ajaj!«, setzte ein anderer Wachposten hinzu, mit großem Schnurrbart und einem Käppchen, das Schwarzstorchfedern schmückten. »Der Pfahl ist nahe! Es ist schlecht, wenn der Kaiser böse ist.«

»Je nun«, warf ein dritter ein, der erst vor kurzem ins Schloss Stygga gekommen war, mit der letzten von Skellen angeworbenen Gruppe von Söldnern. »Dem Kaiser wird für uns vielleicht keine Zeit bleiben. Weil, er hat jetzt grad andere Malessen. Es heißt, da war eine wackere Schlacht irgendwo im Norden. Der Nordling hat den Kaiser geschlagen, nach Strich und Faden.«

»Dann«, beschied ein vierter, »ist es vielleicht gar nicht so schlecht, dass wir beim Uhu sind? Ist ja immer besser, bei dem zu sein, mit dem’s bergauf geht.«

»Stimmt«, sagte der Neue. »Ist besser. Der Uhu, denke ich, wird aufsteigen. Und bei ihm kommen auch wir hoch!«

»Oje, Leutchen.« Stupps stützte sich auf den Sponton. »Ihr seid dumm wie Pferdeschwänze.«

Die schwarzen Vögel stiegen mit betäubendem Flügelschlag und Krächzen auf, verdunkelten den Himmel, wirbelten als Wolke um die Bastion.

»Ki diabel?«, stöhnte einer der Wachposten.

»Bitte öffnet das Tor.«

Boreas Mun nahm plötzlich einen durchdringenden Geruch von Kräutern wahr: von Salbei, Minze und Thymian. Er schluckte Speichel hinunter, schüttelte den Kopf, schloss und öffnete die Augen. Es half nicht. Der hagere, graumelierte und an einen Steuereinnehmer erinnernde Herr, der plötzlich neben ihnen aufgetaucht war, dachte gar nicht daran, zu verschwinden. Er stand da und lächelte mit zusammengepressten Lippen. Es fehlte nicht viel, und Boreas’ Haare hätten die Mütze in die Höhe gehoben.

»Bitte öffnet das Tor«, wiederholte der lächelnde Herr. »Unverzüglich. Es ist wirklich besser so.«

Stupps ließ klirrend den Sponton fallen, begann steif und tonlos die Lippen zu bewegen. Sein Blick war leer. Die Übrigen gingen mit steifen, unnatürlichen Schritten wie Automaten zum Tor. Sie nahmen den Balken weg. Schoben die Riegel beiseite.

Mit lautem Hufschlag stürmten vier Reiter auf den Vorhof.

Einer hatte schneeweiße Haare, das Schwert in seiner Hand fuhr funkelnd hin und her wie ein Blitz. Der zweite war eine blonde Frau, die im vollen Lauf des Pferdes den Bogen spannte. Der dritte Reiter, ein ganz junges Mädchen, spaltete Stupps mit einem weit ausholenden Hieb die Schläfe.

Boreas Mun riss den am Boden liegenden Sponton hoch, deckte sich mit dem Schaft. Der vierte Reiter ragte plötzlich über ihm auf. An seinem Helm waren beiderseits die Flügel eines Raubvogels befestigt. Das erhobene Schwert blitzte auf.

»Lass sein, Cahir«, sagte der Weißhaarige scharf. »Wir wollen Zeit und Blut sparen. Milva, Regis, dorthin ...«

»Nein«, stammelte Boreas, ohne selbst zu wissen, warum er das tat. »Nicht dorthin ... Dort ist nur eine blinde Trennmauer. Dort müsst ihr entlang, über diese Treppe ... Ins Oberschloss. Wenn ihr die Dame vom See retten wollt ... dann müsst ihr euch beeilen.«

»Danke«, sagte der Weißhaarige. »Dank dir, Unbekannter. Regis, hast du gehört? Geh voran!«

Wenig später gab es in dem Vorhof nur noch Leichen. Und Boreas Mun, noch immer auf den Schaft des Spontons gestützt. Den er nicht loslassen konnte, so sehr zitterten ihm die Knie.

Die Krähen kreisten krächzend über dem Schloss Stygga, umhüllten wie ein Trauerflor Türme und Bastionen.

Vilgefortz hörte sich den atemlosen Bericht des herbeigelaufenen Söldners mit stoischer Ruhe und steinernem Gesicht an. Doch das umherschweifende und zwinkernde Auge verriet ihn.

»Entsatz in letzter Sekunde«, sagte er zähneknirschend. »Nicht zu glauben. Derlei passiert einfach nicht. Oder es passiert, aber in miserablen Jahrmarktsvorstellungen, was auf dasselbe hinausläuft. Tu mir den Gefallen, guter Mann, und sag, dass du dir alles ausgedacht hast, sagen wir, zur Abwechslung.«

»Nichts habe ich mir ausgedacht!«, entrüstete sich der Söldner. »Ich sage die Wahrheit! Hier sind welche eingedrungen ... Eine ganze Hanse ...«

»Gut, gut«, unterbrach ihn der Zauberer. »Ich habe Spaß gemacht. Skellen, befass dich persönlich mit der Sache. Das ist eine Gelegenheit zu zeigen, wie viel deine Truppen wirklich wert sind, die du für mein Gold angeworben hast.«

Der Uhu sprang auf, fuchtelte nervös mit den Händen. »Nimmst du das nicht zu leicht, Vilgefortz?«, rief er. »Du scheinst dir nicht über den Ernst der Lage im Klaren zu sein! Wenn das Schloss angegriffen wird, dann von Emhyrs Armee! Und das bedeutet ...«

»Das bedeutet gar nichts«, fiel ihm der Zauberer ins Wort. »Aber ich weiß, worum es dir geht. Gut, wenn die Tatsache, dass ich dir den Rücken stärke, deine Moral hebt, dann soll es so sein. Gehen wir. Ihr auch, Herr Bonhart.

Was dich angeht« – er richtete sein schreckliches Auge auf Ciri –, »so bilde dir nur nichts ein. Ich weiß, wer hier mit dieser billigen Farce von einem Entsatz aufgekreuzt ist. Und ich versichere dir, dass aus der billigen Farce Horror wird.

He, ihr!« Er nickte den Knechten und Akoluthen zu. »Das Mädchen mit Dwimerit fesseln, in der Zelle einschließen, dreifach verriegeln, keinen Schritt von der Tür gehen. Ihr haftet mit euren Köpfen für sie. Verstanden?«

»Jawohl, Herr.«

Sie kamen in einen Korridor, von dort in einen großen Saal voller Skulpturen, eine wahre Glyptothek. Niemand vertrat ihnen den Weg. Sie sahen nur ein paar Knechte, die bei ihrem Anblick sofort flohen.

Sie liefen eine Treppe hinan. Cahir zertrümmerte mit einem Fußtritt eine Tür, Angoulême stürzte mit einem Kriegsschrei in das Zimmer, schlug mit einem Säbelhieb den Helm von einer bei der Tür stehenden Rüstung, die sie für einen Wachposten gehalten hatte. Sie erkannte den Irrtum und brach in lautes Gelächter aus. »He, he, he! Seht doch ...«

»Angoulême!«, rief Geralt sie zur Ordnung. »Nicht stehen bleiben! Weiter!«

Vor ihnen öffnete sich eine Tür, dahinter tauchten undeutlich Silhouetten auf. Ohne zu überlegen spannte Milva den Bogen und schoss. Jemand schrie auf. Die Tür wurde geschlossen, Geralt hörte, wie ein Riegel einschnappte.

»Weiter, weiter!«, rief er. »Nicht stehen bleiben!«

»Hexer«, sagte Regis. »So herumzulaufen ist sinnlos. Ich gehe ... fliege auf Erkundung.«

»Flieg.«

Der Vampir verschwand wie weggeweht. Geralt hatte keine Zeit, sich zu wundern.

Wieder trafen sie auf Menschen, diesmal bewaffnete. Cahir und Angoulême sprangen schreiend auf sie zu, und die Leute ergriffen die Flucht, anscheinend vor allem wegen Cahir mit seinem beeindruckenden Flügelhelm.

Sie kamen auf einen Kreuzgang, eine Galerie, die um ein inneres Vestibül lief. Von dem ins Innere des Schlosses führenden Portikus trennten sie vielleicht zwanzig Schritte, als auf der gegenüberliegenden Seite des Kreuzganges Gestalten erschienen. Das Echo von Schreien hallte wider. Pfeile begannen zu schwirren.

»Deckung!«, rief der Hexer.

Die Pfeile kamen als wahrer Hagel. Die Flugfedern pfiffen, die Spitzen hieben Funken aus den Statuen, schlugen Stuck von den Wänden, dass feiner Staub niederfiel.

»Runter! Hinters Geländer!«

Sie ließen sich fallen, suchten, so gut es ging, Deckung hinter den spiralförmigen, mit steinernem Blattwerk verzierten Pfeilern. Doch ganz ungeschoren kamen sie nicht davon. Der Hexer hörte, wie Angoulême aufschrie, sah, wie sie sich an den Oberarm fasste, an den augenblicklich blutdurchtränkten Ärmel.

»Angoulême!«

»Es ist nichts! Bloß ins Fleisch!«, rief das Mädchen mit nur leicht zitternder Stimme zurück und bestätigte, was er schon wusste. Wenn die Pfeilspitze den Knochen zerschlagen hätte, wäre Angoulême von dem Schock ohnmächtig geworden.

Die Bogenschützen von der Galerie schossen pausenlos, sie riefen nach Verstärkung. Ein paar liefen zur Seite, um die Festgenagelten aus spitzerem Winkel treffen zu können. Geralt fluchte, schätzte die Entfernung bis zur Arkade. Es sah nicht besonders gut aus. Doch zu bleiben, wo sie waren, bedeutete den Tod.

»Wir springen!«, rief er. »Achtung! Cahir, hilf Angoulême!«

»Sie machen uns nieder!«

»Wir springen! Wir müssen!«

»Nein!«, rief Milva und stand mit dem Bogen in der Faust auf.

Sie richtete sich auf, stand in Schützenhaltung, die reinste Statue, eine marmorne Amazone mit Bogen. Die Schützen auf der Galerie schrien auf.

Milva ließ die Sehne los.

Einer von den Bogenschützen wurde zurückgeschleudert, krachte mit dem Rücken gegen die Wand; auf der Wand erblühte eine Figur von Blutspritzern, die an einen großen Kraken erinnerte. Von der Galerie her erklangen Schreie, ein Geheul von Zorn, Wut und Furcht.

»Bei der Großen Sonne ...«, stöhnte Cahir. Geralt drückte ihm den Arm.

»Wir springen! Hilf Angoulême!«

Die Schützen von der Galerie lenkten den ganzen Beschuss auf Milva. Die Bogenschützin zuckte nicht einmal, obwohl rings um sie der Putz stiebte, Bruchstückchen von Marmor und von zerbrochenen Pfeilspitzen umherflogen. Ruhig ließ sie die Sehne los. Wieder ein Aufschrei, ein zweiter Schütze sackte zusammen wie eine Lumpenpuppe, verspritzte Blut und Hirn über seine Kumpane.

»Jetzt!«, rief Geralt, als er sah, wie die Wächter von der Galerie flohen, wie sie sich zu Boden warfen, um sich vor den unfehlbaren Pfeilen in Sicherheit zu bringen. Nur die drei Mutigsten schossen noch.

Eine Pfeilspitze krachte gegen einen Pfeiler, überschüttete Milva mit feinem Kalkstaub. Die Bogenschützin blies die ins Gesicht gefallenen Haare weg, spannte den Bogen.

»Milva!« Geralt, Angoulême und Cahir hatten die Arkade erreicht. »Lass sein! Flieh!«

»Noch ein Pfeilchen«, sagte die Bogenschützin, die Fiederung eines Pfeils am Mundwinkel.

Die Sehne schnellte. Einer der drei Mutigen heulte auf, kippte über das Geländer und stürzte hinab auf die Platten des Hofes. Die Übrigen verließ bei diesem Anblick sogleich der Mut. Sie warfen sich zu Boden und pressten sich an ihn. Diejenigen, die herzuliefen, wagten es nicht, auf die Galerie zu treten und sich Milvas Schüssen auszusetzen.

Mit einer Ausnahme.

Milva fiel er sofort auf. Klein, schmächtig, bräunlich. Mit einem abgewetzten, glänzenden Schutzleder am linken Unterarm, einem Schützenhandschuh auf der Rechten. Sie sah, wie er den wohlgeformten Kompositbogen mit dem profilierten, geschnitzten Griffstück hob, wie er ihn mit einer gleitenden Bewegung spannte. Sie sah, wie die vollends gespannte Sehne sein bräunliches Gesicht kreuzte, sah, wie die roten Flugfedern seine Wange berührten. Sie sah, dass er gut zielte.

Sie riss den Bogen hoch, spannte ihn gleitend, zielte schon beim Spannen. Die Sehne berührte das Gesicht, die Federn den Mundwinkel.

»Kräftig, kräftig, Mariechen. Bis zum Gesicht. Dreh die Sehne mit den Fingern ein, damit dir der Pfeil nicht vom Auflager rutscht. Die Hand kräftig an die Wange. Ziel! Beide Augen auf! Jetzt Luft anhalten. Schuss!«

Trotz des wollenen Schutzes schlug die Sehne schmerzhaft gegen den linken Unterarm.

Der Vater wollte etwas sagen, doch Husten überkam ihn. Ein schwerer, trockener, schmerzhafter Husten. Er hustet immer schlimmer, dachte Mariechen Barring, während sie den Bogen sinken ließ. Immer schlimmer und immer öfter. Gestern hatte er zu husten begonnen, als er einen Bock aufs Ziel nahm. Und zum Mittag hatte es deshalb nur gekochte Melde gegeben. Ich hasse gekochte Melde. Ich hasse den Hunger. Und die Armut.

Der alte Barring sog rasselnd die Luft ein. »Einen Fuß neben die Mitte ist dein Pfeil gegangen, Mädel! Einen ganzen Fuß! Ich hab doch vorher gesagt, du sollst nicht so wackeln, wenn du die Sehne loslässt! Und du ruckelst, als ob dir ’ne Schnecke zwischen die Hinterbacken gekrochen ist. Und zielst zu lange. Schießt mit ermüdeter Hand! Vergeudest bloß Pfeile!«

»Aber ich hab getroffen! Und gar keinen Fuß von der Mitte, sondern bloß ’nen halben.«

»Reiß den Schnabel nicht auf! Was haben mich die Götter bloß gestraft, haben mir statt eines Sohnes ein blöde Tochter gegeben!«

»Ich bin nicht blöd!«

»Das werden wir gleich sehen. Schieß noch ein Pfeilchen. Und denk dran, was ich dir gesagt hab. Du musst stehen wie in den Boden gerammt. Schnell zielen und schießen. Was verziehst du das Gesicht?«

»Weil Ihr mit mir schimpft.«

»Mein Recht als Vater. Schieß.«

Sie spannte den Bogen, schmollend und den Tränen nahe. Er bemerkte es.

»Ich hab dich lieb, Mariechen«, sagte er tonlos. »Denk immer daran.«

Sie ließ die Sehne los, sobald die Fiederung den Mundwinkel berührte.

»Gut«, sagte der Vater. »Gut, Tochter.«

Und er begann schrecklich, keuchend zu husten.

Der bräunliche Schütze von der Galerie verschwand auf der Stelle. Milvas Pfeil hatte ihn unter der linken Achsel getroffen und war tief eingedrungen, mehr als den halben Schaft weit, hatte Rippen zerschmettert, Lunge und Herz zerrissen.

Der einen Sekundenbruchteil vorher abgeschossene, rot gefiederte Pfeil des bräunlichen Schützen traf Milva tief in den Bauch und kam am Rücken wieder heraus, nachdem er das Becken durchschlagen, Därme und Arterien zerrissen hatte. Die Bogenschützin stürzte zu Boden wie von einem Rammbock gefällt.

Geralt und Cahir schrien wie ein Mann auf. Ohne sich darum zu scheren, dass die Schützen von der Galerie, als sie Milva fallen sahen, wieder zu den Bögen gegriffen hatten, sprangen sie unter dem sie deckenden Portikus hervor, packten die Bogenschützin und schleiften sie durch den Pfeilhagel. Eine Pfeilspitze schlug klingend gegen Cahirs Helm. Eine andere, hätte Geralt schwören mögen, zog ihm einen neuen Scheitel durch die Haare.

Milva hinterließ einen breiten und glänzenden Streifen Blut. An der Stelle, wo sie sie hinlegten, breitete sich im Handumdrehen auf dem Fußboden eine riesige Lache aus. Cahir fluchte, seine Hände zitterten. Geralt fühlte, wie Verzweiflung ihn ergriff. Und Wut.

»Tante!«, heulte Angoulême auf. »Tante, stirb niiicht!«

Maria Barring öffnete den Mund, hustete makaber, spuckte sich Blut aufs Kinn.

»Ich hab dich auch lieb, Papa«, sagte sie ganz deutlich.

Und starb.

Die kahlgeschorenen Akoluthen kamen nicht mit der zappelnden und schreienden Ciri zurecht, Knechte eilten ihnen zu Hilfe. Einer, von einem gut gezielten Fußtritt getroffen, sprang weg, krümmte sich und sank auf die Knie, beide Hände in den Schritt gepresst und nach Luft schnappend.

Doch das machte die anderen nur noch wütender. Ciri bekam Schläge mit der Faust in den Nacken, mit der flachen Hand ins Gesicht. Sie wurde umgedreht, jemand trat ihr gründlich gegen die Hüfte, jemand setzte sich ihr auf die Waden. Einer von den Akoluthen, ein junger Typ mit bösen grüngoldenen Augen, kniete sich ihr auf die Brust, krallte die Finger in ihre Haare und riss heftig. Ciri heulte auf.

Der Akoluth heulte ebenfalls auf. Und machte Glotzaugen. Ciri sah, wie ihm vom kahlgeschorenen Kopf Ströme von Blut flossen und den weißen Kittel mit einem makabren Muster verunzierten.

In der nächsten Sekunde brach im Laboratorium die Hölle los.

Krachend stürzten Möbel um. Das durchdringende Geräusch berstenden und splitternden Glases floss mit dem wahnsinnigen Geheul von Menschen zusammen. Die sich auf Tische und Fußboden ergießenden Absude, Filtrate, Elixiere, Extrakte und anderen magischen Substanzen vermischten und verbanden sich, manche zischten beim Kontakt und stießen Wolken von gelbem Rauch aus. Der Raum füllte sich augenblicklich mit einem beißenden Gestank.

Inmitten des Rauches, durch die von dem Qualm hervorgerufenen Tränen hindurch sah Ciri entsetzt, wie in dem Laboratorium mit unheimlicher Geschwindigkeit eine schwarze Gestalt hin und her huschte, die einer riesigen Fledermaus ähnelte. Sie sah, wie die Fledermaus im Flug auf Menschen niederstieß, sah, wie jene schreiend zu Boden stürzten. Vor ihren Augen wurde ein Knecht, der zu fliehen versuchte, vom Boden hochgerissen und auf einen Tisch geschleudert, wo er sich herumwarf, Blut versprühte und sich zwischen zerbrochenen Retorten, Alambiks, Reagenzgläsern und Kolben wand.

Die ausgegossenen Mixturen spritzten auf die Lampe. Es zischte, begann zu stinken, und im Laboratorium explodierte plötzlich irgendetwas, und die Hitzewelle des Feuers ließ den Rauch verwehen. Ciri biss die Zähne zusammen, um nicht loszuschreien.

Auf dem stählernen Sessel, dem, der für sie bestimmt war, saß ein schmächtiger, graumelierter, in elegantes Schwarz gekleideter Mann. Der Mann biss seelenruhig in den Hals eines ihm überm Knie hängenden kahlgeschorenen Akoluthen, sog. Der Akoluth schrie mit dünner Stimme und zuckte krampfhaft, die ausgestreckten Füße und Hände zuckten ihm rhythmisch.

Leichenblaue Flammen tanzten auf der blechbeschlagenen Tischplatte. Retorten und Flaschen explodierten mit dumpfem Knall, eine nach der anderen.

Der Vampir löste die spitzen Hauer aus dem Hals des Opfers, fixierte Ciri aus Augen, schwarz wie Pechkohle.

»Es gibt Anlässe«, sagte er im Ton einer Entschuldigung, während er sich das Blut von den Lippen leckte, »da muss man einfach einen Schluck trinken.

Keine Angst.« Er lächelte, als er ihre Miene sah. »Keine Angst, Ciri. Ich freue mich, dass ich dich gefunden habe. Ich heiße Emiel Regis. Ich bin, auch wenn dir das sonderbar erscheinen mag, ein Freund des Hexers Geralt. Ich bin zusammen mit ihm gekommen, um dich zu retten.«

In das Laboratorium stürmte ein bewaffneter Söldner. Der Freund Geralts wandte ihm den Kopf zu, zischte und zeigte die Zähne. Der Söldner heulte durchdringend auf. Das Geheul verklang noch lange in der Ferne.

Emiel Regis warf den reglosen und wie ein Lappen schlaffen Körper des Akoluthen vom Knie, stand auf und reckte sich ganz wie ein Kater.

»Wer hätte das gedacht«, sagte er. »Der erstbeste Stoffel, und was für ein anständiges Blut. Das nennt man innere Werte. Erlaube, Cirilla, dass ich dich zu Geralt führe.«

»Nein«, stammelte Ciri.

»Du brauchst dich nicht vor mir zu fürchten.«

»Ich fürchte mich nicht«, widersprach sie und hatte tüchtig mit den Zähnen zu kämpfen, die partout klappern wollten. »Darum geht es nicht ... Aber hier ist irgendwo Yennefer gefangen. Sie muss ich so schnell wie möglich befreien. Ich fürchte, dass Vilgefortz ... Bitte, Herr ...«

»Emiel Regis.«

»Warnt, lieber Herr, Geralt, dass sich hier Vilgefortz befindet. Das ist ein Zauberer. Ein mächtiger Zauberer. Geralt soll sich vorsehen.«

»Du sollst dich vorsehen«, wiederholte Regis, während er auf Milvas Körper blickte. »Weil Vilgefortz ein mächtiger Magier ist. Sie aber will Yennefer befreien.«

Geralt fluchte. »Weiter!«, schrie er, um mit dem Schrei den gesunkenen Kampfgeist der Gefährten zu wecken. »Vorwärts!«

»Vorwärts.« Angoulême stand auf, wischte die Tränen fort. »Vorwärts! Es ist Zeit, verdammt, in ein paar Ärsche zu treten!«

»Ich fühle in mir«, zischte der Vampir mit einem grausigen Lächeln, »so eine Kraft, dass ich dieses ganze Schloss in Klump hauen könnte.«

Der Hexer warf ihm einen misstrauischen Blick zu. »Das wohl kaum«, sagte er. »Aber schlagt euch ins Obergeschoss durch und macht etwas Rabatz, um von mir abzulenken. Ich versuche, Ciri zu finden. Das ist schlecht, Vampir, schlecht, dass du sie allein gelassen hast.«

»Sie hat es verlangt«, erklärte Regis ruhig. »In einem Ton und mit einer Haltung, die Diskussionen ausschlossen. Ich gestehe, sie hat mich überrascht.«

»Ich weiß. Geht ins Obergeschoss. Haltet euch! Ich versuche, sie zu finden. Sie oder Yennefer.«

Er fand sie, und das recht schnell.

Er stieß auf die Wächter, als er völlig unerwartet um eine Biegung des Korridors gerannt kam. Er sah sie. Und dieser Anblick bewirkte, dass das Adrenalin ihn in den Adern auf den Handrücken geradezu stach.

Yennefer wurde von ein paar Kerlen den Korridor entlanggezerrt. Die Zauberin war zerzaust und in Ketten geschlagen, was sie nicht daran hinderte, sich hin und her zu werfen, sich zu sperren und wie ein Fischweib zu fluchen.

Geralt ließ den Kerlen keine Zeit, sich von der Überraschung zu erholen. Er schlug nur einmal zu, nur einen, mit einem kurzen Hieb aus dem Ellenbogen. Der Kerl jaulte auf, wankte, stürzte scheppernd und polternd mit dem Kopf gegen eine in einer Nische stehende Plattenrüstung, rutschte an ihr herab und verschmierte Blut über den Stahl.

Die Übrigen – es waren drei – ließen Yennefer los und sprangen zurück. Nur nicht der Vierte, der die Zauberin bei den Haaren packte und ihr ein Messer an den Hals hielt, gleich oberhalb des Dwimeritringes.

»Komm nicht näher!«, heulte er auf. »Ich schneid ihr die Kehle durch! Ich spaße nicht!«

»Ich auch nicht.« Geralt schlug mit dem Schwert eine Mühle und schaute dem Kerl in die Augen. Der Kerl hielt nicht stand. Er ließ Yennefer los und gesellte sich zu den Kumpanen. Alle hatten schon Waffen in der Hand. Einer riss eine altertümliche, aber gefährlich aussehende Hellebarde von der Wand. Alle standen sie geduckt da und wussten nicht, ob sie angreifen oder sich verteidigen sollten.

»Ich wusste, dass du kommst«, sagte Yennefer und richtete sich stolz auf. »Zeig, Geralt, diesen Hundsföttern, was ein Hexerschwert vermag.«

Sie hob die gefesselten Hände hoch empor, spannte die Kette, die die beiden Handschellen verband.

Geralt fasste den Sihill mit beiden Händen, neigte ein wenig den Kopf, nahm Maß. Und schlug zu. So schnell, dass niemand die Bewegung der Klinge sah.

Die Handschellen fielen klirrend zu Boden. Einer von den Kerlen stöhnte. Geralt fasste den Griff fester, legte einen Zeigefinger über die Parierstange. »Sicheren Stand, Yen. Den Kopf bitte leicht zur Seite.«

Die Zauberin zuckte nicht einmal. Das Geräusch des vom Schwert getroffenen Metalls war nicht der Rede wert.

Der Dwimerithalsring fiel neben die Handschellen. An Yennefers Hals trat ein einziges kleines rotes Tröpfchen hervor.

Sie lächelte, massierte sich die Handgelenke. Und wandte sich zu den Kerlen um. Keiner hielt ihrem Blick stand.

Der mit der Hellebarde legte die altertümliche Waffe auf den Boden – vorsichtig, als fürchte er, sie könnte zerbrechen. »Mit so jemandem«, stieß er hervor, »soll sich der Uhu selber schlagen. Mir ist mein Leben lieb.«

»Wir hatten den Befehl«, murmelte im Zurückweichen ein anderer. »Den Befehl ... Wir waren gezwungen ...«

»Wir haben Euch ja« – der dritte leckte sich die Lippen – »nichts Böses getan ... In Eurem Gefängnis ... Bezeugt das für uns ...«

»Fort«, sagte Yennefer. Aus den Dwimeritfesseln befreit, aufgerichtet, hoch erhobenen Kopfes sah sie aus wie eine Titanin. Der schwarze, wirre Haarschopf schien bis an die Decke zu reichen.

Die Kerle verdrückten sich. Im Laufschritt und ohne zurückzublicken. Yennefer, zu normalen Ausmaßen geschrumpft, warf sich Geralt an den Hals.

»Ich wusste, dass du mich holen kommst«, murmelte sie und suchte mit den Lippen die seinen. »Dass du kommst, egal was geschieht.«

»Gehen wir«, sagte er einen Augenblick später und schnappte nach Luft. »Jetzt Ciri.«

»Ciri«, bestätigte sie. Und eine Sekunde lang flammte in ihren Augen ein bedrohliches veilchenblaues Glühen auf. »Und Vilgefortz.«

Hinter einer Ecke sprang ein Kerl mit einer Armbrust hervor, schrie, schoss auf die Zauberin. Geralt sprang wie von einer Feder geschnellt, schlug mit dem Schwert; der zurückprallende Bolzen flog dicht über den Kopf des Schützen hinweg, so nahe, dass der sich duckte. Wieder aufrichten konnte er sich nicht mehr, der Hexer war mit einem Satz bei ihm und schlitzte ihn auf wie einen Karpfen. Weiter im Korridor standen noch zwei, sie hatten ebenfalls Armbrüste, sie schossen ebenfalls, doch die Hände zitterten ihnen zu sehr, als dass sie treffen konnten. Im nächsten Augenblick war der Hexer schon bei ihnen, und beide starben.

»Wohin, Yen?«

Die Zauberin konzentrierte sich, schloss halb die Augen. »Dorthin. Über diese Treppe.«

»Du bist sicher, dass das ein guter Weg ist?«

»Ja.«

Die Häscher attackierten sie gleich nach einer Biegung des Korridors, unweit eines mit einer Archivolte geschmückten Portals. Es waren über zehn, und bewaffnet waren sie mit Spießen, Partisanen und Corsescen. Sie waren auch entschlossen und verbissen. Trotzdem ging es schnell. Einen traf Yennefer sofort mitten in die Brust mit einem aus der Handfläche geschossenen Feuerpfeil. Geralt wirbelte in einer Pirouette herum, mitten unter die anderen, der Zwergensihill blitzte und zischte wie eine Schlange. Als vier gefallen waren, floh der Rest, und ihr Scheppern und Laufen hallte im Korridor wider.

»Alles in Ordnung, Yen?«

»Bestens.«

Unter der Archivolte stand Vilgefortz.

»Ich bin beeindruckt«, sagte er ruhig und volltönend. »Ich bin wirklich beeindruckt, Hexer. Du bist naiv und hoffnungslos dumm, aber mit deiner Technik kannst du wirklich imponieren.«

»Deine Mordgesellen«, erwiderte Yennefer ebenso ruhig, »haben gerade das Weite gesucht und dich uns auf Gnade und Ungnade überlassen. Gib mir Ciri, und du kommst ungeschoren davon.«

»Weißt du, Yennefer« – der Zauberer grinste –, »dass das heute schon das zweite derart großherzige Angebot ist? Danke, danke. Und das ist meine Antwort.«

»Vorsicht!«, schrie Yennefer und sprang zur Seite. Geralt tat es ihr gleich. Keine Sekunde zu früh. Die aus den erhobenen Händen des Zauberers hervorschießende Feuersäule verwandelte den Ort, wo sie eben noch gestanden hatten, in eine schwarze, zischende Schmiere. Der Hexer wischte sich Ruß und die Reste der Brauen vom Gesicht. Er sah, wie Vilgefortz die Hand ausstreckte. Er tauchte seitlich weg, ließ sich hinter den Fuß einer Säule fallen. Es krachte derart, dass es in den Ohren schmerzte und das ganze Schloss in den Grundfesten erbebte.

Das Krachen hallte im Schloss wider, die Wände erzitterten, die Girandolen begannen zu klingen. Polternd stürzte ein großes Ölporträt in vergoldetem Rahmen herab.

Den Söldnern, die vom Vestibül her gelaufen kamen, stand wilde Furcht in den Augen. Stefan Skellen brachte sie mit einem drohenden Blick zur Besinnung, rief sie mit kriegerischer Miene und Stimme zur Ordnung. »Was ist da los? Redet!«

»Herr Untersuchungsführer ...«, brachte einer heiser hervor. »Es ist grässlich! Da sind Dämonen und Teufel los ... Schießen unfehlbare Pfeile ... Schlagen schrecklich drein ... Dort ist der Tod ... Es ist überall rot von Blut!«

»An die zehn sind gefallen ... Vielleicht mehr ... Und dort ... Hört Ihr?«

Abermals krachte es, und das Schloss erbebte.

»Magie«, murmelte Skellen. »Vilgefortz ... Na, wir werden sehen. Vergewissern wir uns, wer wen.«

Der nächste Söldner kam gelaufen. Er war bleich und mit Kalkstaub bedeckt. Lange brachte er kein Wort hervor; schließlich sprach er mit fahrigen Händen und bebender Stimme: »Dort ... dort ... ein Ungeheuer ... Herr Untersuchungsführer ... Wie eine große schwarze Fledermaus ... Hat vor meinen Augen Menschen den Kopf abgerissen ... Das Blut sprudelte nur so! Und er hat gepfiffen und gelacht ... Solche Zähne hatte er!«

»Wir werden nicht davonkommen ...«, flüsterte jemand hinter dem Rücken des Uhus.

»Herr Untersuchungsführer«, entschloss sich Boreas Mun zu reden. »Das sind Gespenster. Ich habe den jungen Grafen Cahir aep Ceallach gesehen. Und der ist ja tot.«

Skellen schaute ihn an, sagte aber nichts.

»Herr Stefan ...«, stotterte Dacre Silifant. »Mit wem müssen wir hier kämpfen?«

»Das sind keine Menschen«, stöhnte jemand von den Söldnern. »Zauberer sind das und Höllenteufel! Dagegen sind Menschen machtlos ...«

Der Uhu verschränkte die Arme vor der Brust, ließ den Blick kühn und herrisch über die Söldner schweifen. »Also werden wir uns«, verkündete er laut und prägnant, »nicht in diesen Konflikt der Höllenmächte einmischen! Sollen dort Dämonen mit Dämonen kämpfen, Zauberinnen mit Zauberern und Vampire mit aus dem Grabe Auferstandenen. Wir werden sie nicht dabei stören! Wir werden hier in Ruhe auf den Ausgang des Kampfes warten.«

Die Gesichter der Söldner hellten sich auf. Die Moral hob sich spürbar.

»Diese Treppe«, fuhr Skellen mit kräftiger Stimme fort, »ist der einzige Weg hinaus. Warten wir hier. Sehen wir, wer versuchen wird, hier herunterzukommen.«

Von oben her ertönte ein schreckliches Krachen, von der Decke rieselte hörbar Stuck. Es stank nach Schwefel und Brand.

»Hier ist es zu dunkel!«, rief der Uhu laut und kühn, um seine Truppe aufzumuntern. »Los, anzünden, was da ist! Fackeln, Leuchter! Wir müssen gut sehen, wer auf dieser Treppe erscheint! Füllt diesen eisernen Korb mit irgendetwas Brennbarem!«

»Womit, Herr?«

Skellen zeigte wortlos, womit.

»Mit den Bildern?«, fragte der Söldner ungläubig. »Der Malerei?«

»Genau«, fauchte der Uhu. »Was schaut ihr? Die Kunst ist tot!«

Die Rahmen wurden zerschlagen, die Leinwände zerrissen. Das gut ausgetrocknete Holz und die firnisgetränkte Leinwand fingen sofort Feuer, brannten mit heller Flamme.

Boreas Mun schaute zu. Er war schon fest entschlossen.

Es krachte, blitzte; die Säule, hinter die sie im letzten Moment hatten springen können, zerbarst. Der Schaft brach, das akanthusgeschmückte Kapitell stürzte zu Boden, zerschmetterte das Terrakottamosaik. Zischend kam ein Kugelblitz auf sie zugeflogen. Yennefer lenkte ihn ab, rief Zaubersprüche, gestikulierte.

Vilgefortz näherte sich ihnen, sein Umhang wehte wie Drachenflügel.

»Über Yennefer wundere ich mich nicht«, sagte er im Gehen. »Sie ist eine Frau, also ein evolutionsmäßig niederes Wesen, gelenkt von einem Mischmasch aus Hormonen. Du aber, Geralt, bist doch nicht nur ein von Natur vernünftiger Mann, sondern auch ein Mutant, der keinen Emotionen unterliegt.«

Seine Hand schoss vor. Es krachte, blitzte. Der Blitz prallte an dem von Yennefer gezauberten Schild ab.

»Trotz deiner Vernunft«, redete Vilgefortz weiter und ließ dabei Feuer von einer Hand in die andere fließen, »zeigst du in einer Hinsicht eine erstaunliche und dumme Konsequenz: Du versuchst immerzu, gegen den Strom zu rudern und gegen den Wind zu pissen. Das musste ein schlechtes Ende nehmen. Wisse, dass du heute, hier, im Schloss Stygga, gegen einen Orkan gepisst hast.«

Irgendwo in den unteren Stockwerken tobte ein Kampf, jemand schrie entsetzlich, jammerte, heulte vor Schmerz. Etwas brannte dort. Ciri roch den Rauch und den Gestank von Verbranntem, spürte warme Luft heranwehen.

Etwas krachte derart kräftig, dass die das Gewölbe tragenden Säulen erzitterten und der Stuck von den Wänden rieselte.

Ciri schaute vorsichtig um die Ecke. Der Korridor war leer. Sie ging ihn schnell und leise entlang, in Nischen aufgestellte Statuen zur Linken und zur Rechten. Sie hatte diese Statuen schon irgendwann einmal gesehen.

In Träumen.

Sie kam aus dem Korridor. Und stieß geradezu auf einen Mann mit einem Spieß. Sie sprang zurück, bereit zu Saltos und Finten. Und da erkannte sie, dass es kein Mann war, sondern eine grauhaarige, dünne und gebeugte Frau. Und kein Spieß, sondern ein Besen.

»Irgendwo hier ist eine Gefangene«, krächzte Ciri, »eine Zauberin mit schwarzen Haaren. Wo?«

Die Frau mit dem Besen schwieg lange, bewegte den Mund, als ob sie etwas kaute.

»Und woher soll ich das wissen, Täubchen?«, murmelte sie schließlich. »Ich mache hier ja bloß sauber.

Nein, ich mache hier ja bloß sauber«, wiederholte sie, ohne Ciri eines Blickes zu würdigen. »Und die machen in einem fort Dreck. Guck selber, Täubchen.«

Ciri schaute. Auf einer Satue sah sie einen im Zickzack verschmierten Blutfleck. Der Fleck zog sich ein paar Schritte weit hin und endete bei einem an der Wand zusammengekrümmten Leichnam. Weiter hinten lagen noch zwei Leichen, die eine zusammengekrümmt, die andere mit geradezu unanständig ausgebreiteten Armen und Beinen. Neben beiden lagen Armbrüste.

»Überall Dreck.« Die Frau nahm Eimer und Hader, kniete sich hin, begann mit dem Scheuern. »Dreck, weiter nichts, nur Dreck, immer wieder Dreck. Da kannst du scheuern und scheuern. Hört das jemals auf?«

»Nein«, sagte Ciri tonlos. »Niemals. So ist diese Welt nun mal.«

Die Frau hörte auf zu wischen. Doch sie hob nicht den Kopf.

»Ich scheure«, sagte sie. »Weiter nichts. Aber dir, Täubchen, sag ich, du musst geradeaus und dann nach links.«

»Danke.«

Die Frau senkte den Kopf tiefer und begann wieder zu wischen.

Sie war allein. Allein und im Gewirr der Korridore verirrt.

»Frau Yenneeefeeer!«

Bisher hatte sie sich still verhalten, um sich nicht womöglich die Leute vonVilgefortz auf den Hals zu holen. Jetzt aber ...

»Frau Yenneeefeeer!«

Sie meinte, etwas gehört zu haben. Ja, bestimmt!

Sie lief auf die Galerie hinaus und von dort in eine große Halle, zwischen schlanke Pfeiler. In ihre Nase drang abermals Brandgeruch.

Bonhart tauchte wie ein Geist aus einer Nische auf und schlug ihr die Faust ins Gesicht. Sie taumelte, er aber stürzte sich auf sie wie ein Habicht, packte sie an der Kehle, presste sie mit dem Unterarm gegen die Mauer. Ciri blickte in seine Fischaugen und fühlte, wie ihr das Herz in die Hosen fiel.

»Ich hätte dich nicht gefunden, wenn du nicht gerufen hättest«, stieß er heiser hervor. »Aber du hast gerufen, noch dazu sehnsuchtsvoll! Hab ich dir so sehr gefehlt? Liebchen?«

Während er sie noch immer gegen die Mauer drückte, griff er in ihre Haare am Genick. Ciri ruckte mit dem Kopf. Der Jäger grinste. Er fuhr mit der Hand über ihre Schulter, drückte eine Brust, fasste ihr brutal in den Schritt. Dann ließ er sie los, gab ihr einen Stoß, dass sie die Wand entlangrutschte.

Und er warf ihr ein Schwert vor die Füße. Ihre Schwalbe. Und sie wusste sofort, was er wollte.

»Es wäre mir in der Arena lieber«, sagte er mit Nachdruck. »Als Krönung, nein, als Finale vieler schöner Vorstellungen. Die Hexerin gegen Leo Bonhart! Ach, was würden die Leute bezahlen, um so etwas zu sehen! Heb das Eisen auf und hol es aus der Echse.«

Sie gehorchte. Doch sie zog die Klinge nicht aus der Scheide, sondern hing sie sich nur so über den Rücken, dass der Griff in Reichweite war.

Bonhart wich einen Schritt zurück.

»Ich dachte«, sagte er, »es würde mir genügen, wenn ich meine Augen am Anblick der Prozeduren erfreue, die Vilgefortz für dich in petto hat. Ich habe mich getäuscht. Ich muss spüren, wie dein Leben an meiner Klinge verrinnt. Ich spucke auf Zauberei und Zauberer, auf die Vorherbestimmung, auf Prophezeiungen, auf das Schicksal der Welt, ich spucke auf das Ältere und das Jüngere Blut. Was bedeuten mir all diese Weissagungen und Zauber? Was habe ich von ihnen? Nichts! Nichts ist zu vergleichen mit der Genugtuung ...«

Er brach ab. Sie sah, wie er die Lippen zusammenpresste, wie seine Augen bösartig funkelten.

»Ich werde dir das Blut aus den Adern lassen, Hexerin«, zischte er. »Und dann, ehe du kalt geworden bist, feiern wir Hochzeit. Du gehörst mir. Und so wirst du sterben. Zieh die Waffe.«

Ein fernes Krachen ertönte, das Schloss erbebte.

»Vilgefortz«, erklärte Bonhart mit steinernem Gesicht, »schlägt dort deine Hexer-Retter kurz und klein. Los, Mädchen, zieh das Schwert.«

Fliehen, dachte sie, vor Angst frierend, fliehen an andere Orte, in andere Zeiten, nur weit fort von ihm, nur weit fort. Sie empfand Scham: Wie denn, fliehen? Denen Yennefer und Geralt überlassen? Doch der Verstand flüsterte ihr ein: Tot werde ich den beiden nicht viel nützen ...

Sie konzentrierte sich, die Fäuste an die Schläfen gepresst. Bonhart begriff augenblicklich, was im Gange war, stürzte auf sie zu. Doch es war zu spät. In Ciris Ohren begann es zu rauschen, etwas blitzte auf. Es ist gelungen, dachte sie triumphierend.

Und erkannte sogleich, dass der Triumph verfrüht war. Sie erkannte es, als sie wütende Schreie und Flüche hörte. Schuld an dem Fiasko war wohl die böse, feindselige und lähmende Aura dieses Ortes. Sie war gesprungen, aber nicht weit. Nicht einmal außer Sichtweite – ans gegenüberliegende Ende der Galerie. Doch aus der Reichweite seiner Hände und seines Schwertes. Zumindest für den Augenblick.

Von seinem Gebrüll verfolgt, wandte sich Ciri um und rannte los.

Sie lief einen langen und breiten Korridor entlang, gefolgt von den toten Blicken der Alabasterkaryatiden, die die Arkaden stützten. Sie bog einmal ab, dann noch einmal. Sie wollte Bonhart abhängen und täuschen, außerdem strebte sie auf den allgemeinen Kampf zu. Dort, wo gekämpft wurde, waren ihre Freunde.

Sie kam in einen großen runden Raum, in dessen Mitte auf einem Marmorsockel eine Skulptur stand, die eine Frau mit verhülltem Gesicht darstellte, gewiss eine Göttin. Von dem Raum gingen zwei Korridore ab, beide ziemlich schmal. Sie entschied sich aufs Geratewohl für einen. Es war natürlich der falsche.

»Das Mädel!«, schrie einer von den Häschern. »Wir haben sie!«

Es waren zu viele, als dass sie es auf einen Kampf ankommen lassen konnte, selbst in dem schmalen Korridor. Und Bonhart war sicherlich schon nahe. Ciri machte kehrt und wandte sich zur Flucht. Sie kam in den Saal mit der Marmorgöttin. Und erstarrte.

Vor ihr stand ein Ritter mit einem großen Schwert, im schwarzen Mantel und mit einem Helm, verziert mit den Flügeln eines Raubvogels.

Die Stadt brannte. Sie hörte das Feuer tosen, sah die zuckenden Flammen, fühlte die Gluthitze. In den Ohren klangen ihr das Wiehern der Pferde, die Schreie der Ermordeten ... Die Flügel des schwarzen Vogels begannen plötzlich zu schlagen, verdeckten alles ... Zu Hilfe!

Cintra, dachte sie, während sie zu sich kam. Die Insel Thanedd. Er ist mir sogar hierher gefolgt. Das ist ein Dämon. Ich werde von Dämonen belagert, von den Gestalten meiner Albträume. Hinter mir Bonhart, vor mir er.

Die Rufe und die Schritte heraneilender Knechte waren zu hören.

Der Ritter mit den Federn am Helm tat einen plötzlichen Schritt. Ciri durchbrach die Furcht. Sie riss Schwalbe aus der Scheide.

»Du wirst mich nicht anrühren!«

Der Ritter machte noch einen Schritt, und Ciri sah verwundert, dass sich hinter seinem Mantel ein blondes Mädchen verbarg, bewaffnet mit einem Krummsäbel. Das Mädchen glitt wie ein Wiesel an Ciri vorbei und fällte mit einem Säbelhieb einen der Knechte. Und der schwarze Ritter, o Wunder, statt Ciri anzugreifen, schlitzte mit einem mächtigen Schwertstreich einen anderen Häscher auf. Die übrigen zogen sich in den Korridor zurück.

Das blonde Mädchen stürzte zur Tür, vermochte sie aber nicht zu schließen. Obwohl sie furchteinflößend mit dem Säbel dreinhieb und schrie, drängten die Knechte sie vom Portal weg. Ciri sah, wie einer sie mit einem Spieß rammte, sah, wie das Mädchen auf die Knie sank. Sie sprang hinzu, schlug aus Kopfhöhe mit Schwalbe zu, von der anderen Seite kam, schrecklich mit dem langen Schwert dreinhauend, der Schwarze Ritter. Das blonde Mädchen, noch immer auf den Knien, zog eine kleine Axt aus dem Gürtel und warf sie einem der Häscher mitten ins Gesicht. Dann sprang sie zur Tür, schlug sie zu, und der Ritter schob den Riegel vor.

»Uff!«, sagte das Mädchen. »Eiche und Eisen! Das wird eine Weile dauern, ehe sie sich hier durchhacken!«

»Sie werden keine Zeit verschwenden und einen anderen Weg suchen«, urteilte der Schwarze Ritter, worauf sich seine Miene plötzlich verdüsterte, als er das blutdurchtränkte Hosenbein des Mädchens erblickte. Das Mädchen winkte ab, das sei nicht der Rede wert.

»Lasst uns hier verschwinden.« Der Ritter nahm den Helm ab, schaute Ciri an. »Ich bin Cahir Mawr Dyffryn, der Sohn Ceallachs. Ich bin zusammen mit Geralt gekommen. Um dich zu retten, Ciri. Ich weiß, dass das unglaublich klingt.«

»Ich habe unglaublichere Dinge gesehen«, murmelte Ciri. »Du hattest einen weiten Weg hierher ... Cahir ... Wo ist Geralt?«

Er schaute sie an. Sie erinnerte sich von Thanedd her an seine Augen. Dunkelblau und weich wie Atlas. Hübsche Augen.

»Er rettet die Zauberin«, antwortete er. »Diese ...«

»Yennefer. Gehen wir.«

»Ja!«, sagte die Blonde, während sie einen Verband am Schenkel improvisierte. »Wir müssen in ein paar Ärsche treten! Für die Tante!«

»Gehen wir«, wiederholte der Ritter.

Doch es war zu spät.

»Flieht«, flüsterte Ciri, als sie sah, wer den Korridor entlangkam. »Das ist ein leibhaftiger Teufel. Aber er will nur mich. Euch wird er nicht anrühren ... Flieht ... Helft Geralt ...«

Cahir schüttelte den Kopf. »Ciri«, sagte er sanft. »Ich wundere mich, was du sagst. Ich bin durch die halbe Welt geritten, um dich zu finden, zu retten und zu verteidigen. Und du willst, dass ich jetzt fliehe?«

»Du weißt nicht, mit wem du es zu tun hast.«

Cahir zog die Handschuhe zurecht, nahm den Mantel ab, wickelte ihn sich um den linken Arm. Er hieb mit dem Schwert zu, ließ es wirbeln, dass es fauchte. »Gleich werde ich es wissen.«

Als Bonhart die drei erblickte, blieb er stehen. Aber nur für einen Moment.

»Aha!«, sagte er. »Die Verstärkung ist eingetroffen? Deine Kumpane, Hexerin? Gut. Zwei weniger, zwei mehr. Das macht keinen Unterschied aus.«

Ciri hatte plötzlich eine Erleuchtung. »Schließ ab mit dem Leben, Bonhart!«, schrie sie. »Das ist dein Ende! Du hast deinen Meister gefunden!«

Sie hatte wohl übertrieben: Er hörte einen falschen Ton heraus. Er blieb stehen, blickte misstrauisch.

»Der Hexer? Wirklich?«

Cahir ließ das Schwert wirbeln, stellte sich in Positur.

»Die Zauberin findet Geschmack an Jüngeren, als ich dachte«, zischte er. »Dann schau mal her, junger Mann.«

Er öffnete seine Jacke. Auf seiner Brust glänzten silberne Medaillons. Ein Kater, ein Greif und ein Wolf.

Er knirschte mit den Zähnen. »Wenn du wirklich ein Hexer bist, dann sollst du wissen, dass dein eigenes Quacksalberamulett gleich meine Sammlung zieren wird. Wenn du keiner bist, dann bist du eine Leiche, ehe du einmal blinzeln kannst. Dann wäre es klug, mir aus dem Weg zu gehen und das Weite zu suchen. Ich will dieses Mädel, gegen dich habe ich nichts.«

»Mit dem Maul bist du stark«, sagte Cahir ruhig und schlug eine Mühle. »Wir werden sehen, ob das alles ist. Angoulême, Ciri. Flieht!«

»Cahir ...«

»Lauft«, berichtigte er sich, »und helft Geralt.«

Sie liefen. Ciri stützte die stolpernde Angoulême.

»Du hast es selbst so gewollt.« Bonhart kniff die blassen Augen zusammen, trat vor, das Schwert schwingend.

»Ich selbst habe es gewollt?«, wiederholte Cahir Mawr Dyffryn aep Ceallach tonlos. »Nein. Die Vorsehung will es so!«

Sie sprangen aufeinander zu, hieben rasch aufeinander ein, umgaben sich mit einem wilden Flimmern der Klingen. Der Korridor füllte sich mit solch einem Klirren von Eisen, dass die Marmorstatue zu zittern und zu wogen schien.

»Du bist nicht übel«, knurrte Bonhart, als sie sich trennten. »Nicht übel, junger Mann. Aber keine Spur von Hexer, die kleine Schlange hat mich getäuscht. Mach dich zum Sterben bereit.«

»Mit dem Maul bist du stark.«

Cahir atmete tief durch. Das Gefecht hatte ihn überzeugt, dass seine Chancen gegen den Fischäugigen verschwindend gering waren. Der Typ war für ihn zu schnell und zu stark. Seine einzige Chance lag darin, dass Bonhart es eilig hatte, Ciri zu verfolgen. Und dass er sichtlich nervös geworden war.

Bonhart griff von neuem an. Cahir parierte den Hieb, duckte sich, sprang, packte den Gegner am Gürtel, stieß ihn gegen die Wand, rammte ihm das Knie in den Schritt. Bonhart langte ihm ins Gesicht, schlug ihm kräftig den Schwertknauf in die Seite, ein Mal, ein zweites, ein drittes. Der dritte Schlag schleuderte Cahir fort. Er sah die Klinge blitzen. Er parierte instinktiv.

Zu langsam.

Es war eine sorgsam befolgte Tradition im Geschlecht der Dyffryns, dass bei dem in der Rüstkammer des Schlosses aufgebahrten Leichnam eines gefallenen Verwandten alle Männer des Geschlechts einen ganzen Tag und eine ganze Nacht die Totenwache hielten. Die Frauen, in einem entfernten Flügel des Schlosses versammelt, um die Männer nicht zu stören, sie nicht abzulenken und ihre Gedankengänge nicht zu verwirren, schluchzten, hatten Krämpfe und wurden ohnmächtig. Wenn sie wieder zu sich gekommen waren, ging es weiter mit Schluchzen und Krämpfen. Und da capo.

Krämpfe und Tränen waren sogar bei Frauen, soweit es sich um vicovarische Adlige handelte, eine ungern gesehene Taktlosigkeit und eine große Schmach. Die Dyfryns jedoch hatten diese und keine andere Tradition, und niemand hatte sie geändert. Und niemand gedachte sie zu ändern.

Der zehnjährige Cahir, der jüngste Bruder des in Nasair gefallenen und nun in der Rüstkammer liegenden Aillil, war im Sinne von Brauch und Tradition noch kein Mann. Er durfte nicht zu den an dem offenen Sarg versammelten Männern, durfte nicht zusammen mit seinem Großvater Gruffyd, seinem Vater Ceallach, seinem Bruder Dheran und der ganzen Schar von Onkeln und Vettern dasitzen und schweigen. Zusammen mit Großmutter, Mutter, drei Schwestern und der ganzen Schar von Tanten und Basen in Krämpfe verfallen und ohnmächtig werden durfte er natürlich auch nicht. Gemeinsam mit den übrigen minderjährigen Verwandten, die zu Exetien, Begräbnis und Leichenschmaus nach Darn Dyffra gekommen waren, trieb Cahir Unfug auf den Mauern. Und er prügelte sich mit denen, die meinten, die Tapfersten der Tapferen in den Kämpfen um Nasair seien ihre eigenen Väter und großen Brüder und nicht Aillil aep Ceallach.

»Cahir! Komm her zu mir, Söhnchen!«

Auf dem Kreuzgang standen Mawr, Cahirs Mutter, und ihre Schwester, Tante Cinead var Anahid. Mutters Gesicht war rot und vom Weinen so angeschwollen, dass Cahir geradezu Angst bekam. Es erschütterte ihn, dass das Weinen sogar aus einer derart schönen Frau wie seiner Mutter solch ein Scheusal machen konnte. Er nahm sich fest vor, nie und nimmer zu weinen.

»Merke dir, Söhnchen«, schluchzte Mawr und drückte den Jungen so fest an den Schoß, dass ihm die Luft wegblieb. »Merke dir diesen Tag. Vergiss nicht, wer dein Brüderchen Aillil umgebracht hat. Das haben die verfluchten Nordlinge getan. Deine Feinde, Söhnchen. Du musst sie immer hassen. Du musst dieses verfluchte Volk von Verbrechern hassen!«

»Ich werde sie hassen, Frau Mutter«, versprach Cahir ein wenig verwundert. Erstens war sein Bruder Aillil im Kampf gefallen, ehrenhaft, hatte den glorreichen und beneidenswerten Tod eines Kriegers gefunden, was gab es da also zu weinen? Zweitens war es kein Geheimnis, dass Großmutter Eviva, Mawrs Mutter, von Nordlingen abstammte. Der Papa hatte die Großmutter mehr als einmal »die Wölfin aus dem Norden« genannt. Hinter ihrem Rücken, versteht sich.

Aber wenn die Mutter es jetzt so wollte ...

»Ich werde sie hassen«, gelobte er eifrig. »Ich hasse sie schon! Und wenn ich groß bin und ein richtiges Schwert habe, ziehe ich in den Krieg und schlage ihnen die Köpfe ein! Du wirst es sehen, Frau Mutter!«

Die Mama holte tief Luft und begann Krämpfe zu kriegen. Tante Cinead stützte sie.

Cahir ballte die kleinen Fäuste und zitterte vor Hass. Vor Hass auf die, die seine Mama gekränkt und bewirkt hatten, dass sie so hässlich wurde.

Bonharts Hieb spaltete ihm Schläfe, Wange und Mund. Cahir ließ das Schwert los und wankte, und der Jäger schlug ihm aus halber Drehung heraus zwischen Hals und Schlüsselbein. Cahir stürzte zu Füßen der Marmorgöttin, sein Blut besprengte wie ein heidnisches Opfer den Sockel der Statue.

Es krachte, der Fußboden begann zu beben, von einem Panoplium an der Wand fiel polternd ein Schild herab. Durch den Korridor zogen Schwaden von beißendem Rauch. Ciri wischte sich das Gesicht ab. Das blonde Mädchen, das sie stützte, hing an ihr wie ein Mühlstein.

»Schneller ... Lass uns schneller laufen ...«

»Ich kann nicht schneller«, sagte das Mädchen. Und sackte plötzlich schwer zu Boden. Ciri sah entsetzt, wie unter der Sitzenden hervor, aus ihrem durchtränkten Hosenbein, eine rote Lache hervortrat und rasch größer wurde.

Das Mädchen war leichenblass.

Ciri ließ sich neben ihr auf die Knie fallen, nahm den Schal des Mädchens, dann den Gürtel, versuchte einen Druckverband anzulegen. Doch die Wunde war zu groß. Und zu nahe an der Leiste. Das Blut hörte nicht auf zu fließen.

Das Mädchen packte sie bei der Hand. Ihre Finger waren eiskalt.

»Ciri ...«

»Ja.«

»Ich bin Angoulême. Ich habe nicht geglaubt ... Nicht geglaubt, dass wir dich finden. Aber ich bin Geralt gefolgt ... Denn ihm muss man einfach folgen. Weißt du?«

»Ich weiß. So ist er nun mal.«

»Wir haben dich gefunden. Und gerettet. Und Fringilla hat uns verspottet ... Sag mir ...«

»Red nicht. Bitte.«

»Sag ...« Angoulême bewegte die Lippen immer langsamer und mit immer größerer Mühe. »Sag, du bist doch eine Königin ... In Cintra ... Wir werden bei dir in Gnaden sein, ja? Machst du aus mir eine ... Gräfin? Sag. Aber lüg nicht. Kannst du das? Sag!«

»Red nicht. Schon deine Kräfte.«

Angoulême seufzte, beugte sich plötzlich vor und lehnte die Stirn auf Ciris Schulter. »Ich wusste ...«, sagte sie ganz deutlich. »Ich wusste, verdammt, dass das Bordell in Toussaint der beste Einfall meines Lebens war.«

Es dauerte eine ganze Weile, ehe Ciri aufging, dass sie ein totes Mädchen in den Armen hielt.

Sie sah ihn, wie er näher kam, begleitet von den toten Blicken der die Arkaden stützenden Karyatiden. Und plötzlich begriff sie, dass Flucht unmöglich war, dass man vor ihm nicht fliehen konnte. Dass sie ihm würde die Stirn bieten müssen. Sie wusste es.

Doch sie hatte immer noch zu große Furcht vor ihm.

Sie zog die Waffe. Schwalbes Schneide sang leise. Sie kannte diesen Gesang.

Sie wich durch einen breiten Korridor zurück, und er folgte ihr, das Schwert in beiden Händen. Von der Schneide rann Blut, fiel in schweren Tropfen von der Parierstange.

»Eine Leiche«, stellte er fest, als er über den Körper Angoulêmes trat. »Gut so. Der junge Mann hat auch schon ins Gras gebissen.«

Ciri fühlte, wie Verzweiflung sie ergriff. Wie ihre Finger schmerzhaft den Griff umklammerten. Sie wich zurück.

»Du hast mich betrogen«, sagte Bonhart langsam, während er ihr folgte. »Der junge Mann hatte kein Medaillon. Aber etwas sagt mir, dass sich hier im Schloss jemand finden wird, der ein Medaillon trägt. Es wird sich so einer finden, dafür legt der alte Leo Bonhart die Hand ins Feuer, irgendwo in der Nähe der Hexe Yennefer. Aber eins nach dem anderen, Schlange. Zu allererst wir. Du und ich. Und unsere Hochzeit.«

Ciri entschloss sich. Sie schlug mit Schwalbe einen kurzen Bogen und ging in Positur. Sie begann im Halbkreis zu gehen, immer schneller, und zwang den Jäger, sich auf der Stelle zu drehen.

»Letztes Mal«, sagte er, »hat dir dieses Kunststück nicht viel genützt. Was ist? Kannst du aus Fehlern nicht lernen?«

Ciri beschleunigte den Schritt. Mit fließenden, sanften Bewegungen der Klinge machte sie Mühlen und Finten, täuschte und hypnotisierte.

Bonhart schlug mit dem Schwert eine Mühle, dass es sauste. »Das wirkt bei mir nicht«, knurrte er. »Und es langweilt mich!«

Mit zwei kurzen Schritten verkürzte er die Distanz. »Spiel, Musik!«

Er sprang, führte einen scharfen Hieb. Ciri drehte sich mit einer Pirouette weg, hob ab, landete sicher auf dem linken Fuß, schlug sofort zu, ohne in Positur zu gehen; noch ehe die Klinge auf Bonharts Parade traf, wirbelte sie schon herum, tauchte glatt unter einem pfeifenden Hieb hindurch. Sie schlug noch einmal zu, ohne auszuholen, aus einer unnatürlichen, überraschenden Krümmung des Ellenbogens heraus. Bonhart parierte, nutzte den Schwung der Parade, um sofort von links zuzuschlagen. Sie hatte das erwartet, sie brauchte nur leicht die Knie zu beugen und den Körper zu neigen, um der Schneide um den Bruchteil eines Zolls auszuweichen. Augenblicklich schlug sie einen kurzen Konter. Doch diesmal erwartete er sie, täuschte sie mit einer Finte. Die ausbleibende Parade ließ sie um ein Haar das Gleichgewicht verlieren; sie rettete sich mit einem blitzschnellen Sprung zurück, dennoch streifte sein Schwert sie an der Schulter. Sie dachte sofort, die Schneide habe nur den wattierten Ärmel aufgeschlitzt, doch wenig später fühlte sie in der Achsel und am Arm eine warme Flüssigkeit.

Die Karyatiden aus Alabaster beobachteten die beiden mit gleichgültigen Augen.

Sie wich zurück, und er folgte ihr vorgebeugt, vollführte mit dem Schwert weite Sensenhiebe. Wie der knochige Tod, den Ciri auf Bildern im Tempel gesehen hatte. Ein Tanz von Gerippen, dachte sie. Da kommt der Knochenmann.

Sie wich zurück. Die warme Flüssigkeit lief ihr schon über Unterarm und Hand.

»Das erste Blut geht an mich«, sagte er beim Anblick der sternförmig versprühten Tröpfchen auf dem Fußboden. »An wen wird das zweite gehen? Meine Herzallerliebste?«

Sie wich zurück.

»Schau dich um. Das ist das Ende.«

Er hatte recht. Der Korridor endete im Nichts, in einem Abgrund, an dessen Boden man die staubigen, schmutzigen und halb zerbrochenen Dielenbretter eines tieferen Stockwerks sah. Dieser Teil des Schlosses war eine Ruine, er hatte überhaupt keinen Fußboden. Nur das löchrige Tragwerk war geblieben – Pfosten, Firste und das alles verbindende Gitterwerk von Balken.

Sie zögerte nicht lange. Sie trat auf einen Balken, wich auf ihm zurück, ohne Bonhart aus den Augen zu lassen; sie verfolgte jede seiner Bewegungen. Das rettete ihr das Leben. Denn plötzlich stürzte er sich auf sie, auf dem Balken laufend, bedrängte sie mit schnellen, kreuzweise geführten Schlägen, ließ das Schwert blitzartige Finten vollführen. Sie wusste, worauf er zählte. Eine schlechte Parade oder ein Irrtum bei einer Finte hätte sie das Gleichgewicht gekostet, und dann wäre sie vom Balken hinab auf die halb zerfallenen Dielen des unteren Stockwerks gefallen.

Diesmal ließ sich Ciri nicht von Finten täuschen. Im Gegenteil. Sie drehte sich elegant weg und markierte selbst einen Hieb von rechts, und als er den Bruchteil einer Sekunde lang zögerte, schlug sie eine Sekond dexter, so schnell und kräftig, dass Bonhart bei der Parade zu wanken begann. Und er wäre gefallen, wenn er nicht so groß gewesen wäre. Mit der nach oben gereckten Linken konnte er einen Firstbalken erreichen und das Gleichgewicht halten. Doch für einen Sekundenbruchteil verlor er die Konzentration. Und dieser Bruchteil genügte Ciri. Sie machte einen Ausfallschritt und schlug zu, kräftig, auf der ganzen Länge von Arm und Klinge.

Er zuckte nicht einmal, als Schwalbes Schneide ihm zischend über die Brust und den linken Arm fuhr. Er konterte sofort derart schrecklich, dass Ciri, wenn sie nicht einen Salto rückwärts vollführt hätte, von dem Hieb wohl durchgehackt worden wäre. Sie sprang auf den Nachbarbalken, landete in der Hocke, das Schwert waagerecht über dem Kopf.

Bonhart blickte auf seinen Arm, hob die linke Hand, schon von roten Rinnsalen gezeichnet. Er warf einen Blick auf die dicken Tropfen, die nach unten in den Abgrund fielen.

»Na, na«, sagte er. »Du kannst ja doch aus Fehlern lernen.«

Seine Stimme zitterte vor Wut. Doch Ciri kannte ihn zu gut. Er war ruhig, beherrscht und bereit zu morden.

Er sprang auf ihren Balken, mit dem Schwert wie mit einer Sense schlagend, kam auf sie zu wie ein Sturm, sicheren Schrittes, ohne zu wanken, ohne auch nur nach unten zu schauen. Der Balken knackte, versprühte Staub und Mulm.

Er bedrängte sie mit kreuzweise geführten Hieben. Zwang sie, rückwärts zu gehen. Er griff so schnell an, dass sie keinen Sprung oder Salto riskieren konnte, sie musste die ganze Zeit parieren und ausweichen.

Sie sah das Funkeln in seinen Fischaugen. Sie wusste, worum es ging. Er hatte sie gegen einen Pfosten gedrängt, gegen den Kreuzstab unter dem First. An einen Ort, von dem es kein Entrinnen gab.

Sie musste etwas tun. Und plötzlich wusste sie, was.

Kaer Morhen. Der Schwengel.

Du stößt dich von dem Schwengel ab, nimmst seinen Schwung auf, seine Energie. Du gewinnst Schwung, indem du dich abstößt. Verstehst du?

Ich verstehe, Geralt.

Unversehens, mit der Geschwindigkeit einer angreifenden Schlange ging sie von einer Parade zum Hieb über. Schwalbes Klinge ächzte, als sie mit Bonharts Schwert zusammenprallte. Im selben Augenblick stieß sich Ciri ab und sprang auf den Nachbarbalken. Sie landete und hielt wie durch ein Wunder das Gleichgewicht. Sie lief ein paar leichte Schritte und sprang abermals, zurück auf Bonharts Balken, so dass sie hinter seinem Rücken landete. Er drehte sich rechtzeitig um, führte einen weiten Schlag, fast blindlings, nach dem Ort, wohin der Sprung sie bringen musste. Er verfehlte sie um ein Haar, die Wucht des Hiebes ließ ihn wanken. Ciri griff an wie ein Blitz. Sie schlug mit einem Ausfallschritt zu, ließ sich auf ein Knie fallen. Kräftig schlug sie zu und sicher.

Und sie erstarrte, das Schwert seitlich ausgestreckt. Ruhig sah sie zu, wie aus dem langen, schrägen und glatten Schnitt in seiner Jacke dickes Rot quoll.

»Du ...« Bonhart wankte. »Du ...«

Er stürzte sich auf sie. Er war schon langsam und unbeholfen. Sie entwich ihm mit einem Sprung nach hinten, er aber konnte das Gleichgewicht nicht halten. Er ließ sich auf ein Knie fallen, doch auch mit dem Knie traf er den Balken nicht. Und das Holz war schon nass und glitschig. Eine Sekunde lang schaute er Ciri an. Dann fiel er.

Sie sah, wie er auf die Dielen stürzte, eine Fontäne von Staub, Kalk und Blut aufwirbelte, wie sein Schwert etliche Ellen seitlich von ihm fiel. Er lag reglos da, Arme und Beine breit ausgestreckt, groß, hager. Verwundet und völlig wehrlos. Aber immer noch furchteinflößend.

Es dauerte eine Weile, doch schließlich regte er sich. Er stöhnte. Versuchte den Kopf zu heben. Bewegte die Hände. Bewegte die Beine. Schob sich zu einem Pfosten, lehnte sich mit dem Rücken dagegen. Er stöhnte abermals, beide Hände auf Brust und den Bauch gepresst, die beide blutbedeckt waren.

Ciri sprang. Sie kam neben ihm in der Hocke auf. Weich wie eine Katze. Sie sah, wie seine Fischaugen sich vor Angst weiteten.

»Du hast gewonnen ...«, krächzte er, den Blick auf Schwalbes Schneide gerichtet. »Hast gewonnen, Hexerin. Schade, dass es nicht in der Arena war ... Das wäre sehenswert gewesen ...«

Sie antwortete nicht.

»Ich war es, der dir dieses Schwert gegeben hat, erinnerst du dich?«

»Ich erinnere mich an alles.«

»Du wirst mich ...«, stöhnte er. »Du wirst mich doch nicht abstechen, was? Das tust du nicht ... Du wirst einen Geschlagenen und Wehrlosen nicht umbringen ... Ich kenne dich doch, Ciri. Dafür bist du ... zu edel.«

Sie betrachtete ihn lange. Sehr lange. Dann bückte sie sich. Bonharts Augen wurden noch größer. Doch sie riss ihm nur die Medaillons vom Hals – den Wolf, den Kater und den Greif. Dann wandte sie sich um und ging auf den Ausgang zu.

Er stürzte sich mit dem Messer auf sie, sprang sie bösartig und heimtückisch an. Und leise wie eine Fledermaus. Erst im letzten Augenblick, als sich der Dolch schon bis ans Heft in ihren Rücken bohren sollte, brüllte er auf und legte in dieses Brüllen seinen ganzen Hass.

Sie entging dem tückischen Stoß mit einer raschen Halbdrehung und einem Sprung zur Seite, schwenkte herum und schlug zu, schnell und weit ausholend, kräftig, mit Schulter und Arm, die Wucht des Hiebes durch eine Hüftdrehung verstärkt. Schwalbe pfiff und schnitt, schnitt mit der äußersten Spitze der Klinge. Etwas zischte und schmatzte, Bonhart fasste sich an die Kehle. Seine Fischaugen traten aus den Höhlen.

»Ich habe dir doch gesagt«, sagte Ciri kalt, »dass ich mich an alles erinnere.«

Bonharts Augen traten noch weiter hervor. Dann fiel er. Er kippte um und stürzte nach hinten, wirbelte Staub auf. Und so lag er, groß, hager wie der Knochenmann, auf dem schmutzigen Boden, inmitten zerbrochener Dielenbretter. Er hielt sich noch immer die Kehle, krampfhaft, mit ganzer Kraft. Doch so kräftig er auch hielt, das Leben strömte doch rasch zwischen seinen Fingern hervor, ergoss sich als große schwarze Aureole um seinen Kopf.

Ciri stand über ihm. Wortlos. Aber so, dass er sie gut sehen konnte. Damit er ihr, nur ihr Bild dorthin mitnähme, wohin er ging.

Bonhart schaute sie mit trüber werdendem, verschwimmendem Blick an. Er begann krampfhaft zu zucken, fuhr mit den Absätzen über die Bretter. Dann gab er ein Glucksen von sich wie ein Trichter, wenn schon alles hindurchgeflossen ist.

Und das war der letzte Laut, den er von sich gab.

Es krachte; knallend und klirrend flogen Buntglasfenster heraus.

»Vorsicht, Geralt!«

Sie sprangen weg, gerade noch rechtzeitig. Ein blendend heller Blitz durchpflügte den Fußboden, in der Luft heulten Bruchstücke von Terrakotta und scharfe Mosaiksteinchen auf. Ein zweiter Blitz traf die Säule, hinter der sich der Hexer verborgen hatte. Die Säule zerfiel in drei Stücke. Von der Decke löste sich die halbe Arkade und stürzte mit ohrenbetäubendem Donner herab. Geralt, platt am Boden liegend, deckte den Kopf mit den Händen, sehr wohl wissend, wie armselig dieser Schutz gegen die auf ihn fallenden Zentner von Steinschutt war. Er machte sich auf das Schlimmste gefasst, doch es wurde gar nicht so schlimm. Er sprang auf, erblickte über sich den Lichtschein eines magischen Schildes und begriff, dass Yennefers Zauber ihn gerettet hatte.

Vilgefortz wandte sich der Zauberin zu, ließ den Pfeiler, hinter dem sie Deckung gesucht hatte, zu feinem Mehl zerstieben. Er brüllte wütend auf, während er die Wolke von Rauch und Staub mit Feuerfäden durchdrang. Yennefer konnte beiseite springen, revanchierte sich mit einem eigenen Blitz, den der Zauberer aber mühelos ablenkte, geradezu achtlos. Er antwortete mit einem Schlag, der Yennefer zu Boden warf.

Geralt stürzte sich auf ihn, wischte dabei den Kalkstaub vom Gesicht. Vilgefortz wandte ihm die Augen und die Hand zu, aus der Flammen schlugen. Der Hexer deckte sich instinktiv mit dem Schwert. Die runenbedeckte Zwergenklinge, o Wunder, beschirmte ihn, teilte den Feuerstrahl mittendurch.

»Ha!«, schrie Vilgefortz. »Beeindruckend, Hexer! Und was sagst du dazu?«

Der Hexer sagte nichts. Er flog wie von einem Rammbock getroffen, stürzte zu Boden und rutschte darauf entlang, blieb erst am Fuße einer Säule liegen. Die Säule barst und fiel in Trümmer, wobei sie wiederum einen großen Teil des Gewölbes mitnahm. Diesmal gelang es Yennefer nicht, ihm magischen Schirm zu gewähren. Ein großes Bruchstück der Arkade traf ihn an der Schulter, warf ihn von den Füßen. Der Schmerz lähmte ihn für einen Augenblick.

Yennefer rief Zaubersprüche und schickte Blitz um Blitz in Richtung Vilgefortz. Keiner erreichte das Ziel, alle prallten kraftlos von der den Zauberer umgebenden magischen Sphäre ab. Vilgefortz streckte plötzlich die Hände aus, spreizte sie heftig. Yennefer schrie vor Schmerz auf, stieg empor, levitierte. Vilgefortz verdrehte die Hände, ganz so, als wringe er einen nassen Lappen aus. Die Zauberin heulte durchdringend auf. Und begann sich zu verdrehen.

Geralt sprang auf, überwand den Schmerz. Doch ihm kam Regis zuvor.

Der Vampir erschien wie aus dem Nichts in Gestalt einer riesigen Fledermaus, ging im lautlosen Flug auf Vilgefortz nieder. Noch ehe der Zauberer sich mit einem Spruch schützen konnte, riss ihm Regis die Krallen übers Gesicht und verfehlte das Auge nur, weil es unnormal klein war. Vilgefortz schrie auf, fuchtelte mit den Armen. Yennefer, von seinem Zugriff befreit, stürzte mit durchdringendem Stöhnen auf einen Haufen Schutt, aus der Nase schoss ihr Blut ins Gesicht und auf die Brust.

Geralt war schon nahe, hatte schon den Sihill zum Schlag erhoben. Doch Vilgefortz war noch nicht besiegt und dachte nicht daran aufzugeben. Den Hexer warf er mit einer mächtigen Kraftwoge zurück, gegen den Vampir schoss er einen blendendweißen Strahl ab, der durch eine Säule hindurchging wie ein Messer durch Butter. Regis wich dem Strahl geschickt aus, materialisierte sich in normaler Gestalt direkt neben Geralt.

»Sieh dich vor«, ächzte der Hexer und versuchte zu sehen, wie es um Yennefer stand. »Sieh dich vor, Regis ...«

»Mich vorsehen?«, rief der Vampir. »Ich? Deswegen bin ich nicht hier!«

Mit einem unglaublichen, blitzschnellen, eines Tigers würdigen Satz stürzte er sich auf den Zauberer und packte ihn bei der Gurgel. Die Fangzähne blitzten auf.

Vilgefortz heulte vor Entsetzen und vor Wut auf. Einen Moment schien es, als sei er erledigt. Doch das war eine Täuschung. Der Zauberer hatte für jeden Fall ein Mittel in petto. Und eine Waffe gegen jeden Gegner. Sogar gegen einen Vampir.

Die Hände, mit denen er Regis packte, wurden hell wie glühendes Eisen. Der Vampir schrie auf. Geralt ebenfalls, als er sah, dass der Zauberer Regis buchstäblich zerriss. Er sprang zu Hilfe, kam aber zu spät. Vilgefortz stieß den zerrissenen Vampir zu einer Säule, schoss aus der Nähe, aus beiden Händen weißes Feuer auf ihn. Knallend und klirrend fiel der Rest der Fensterscheiben heraus. Die Säule aber schmolz einfach. Und der Vampir mit ihr, zerfloss zu einem formlosen Gesteinsklumpen.

Geralt fluchte, legte in den Fluch all seine Wut und Verzweiflung. Er sprang hinzu, hob den Sihill zum Schlag. Er kam nicht dazu. Vilgefortz wandte sich um und hieb mit magischer Energie auf ihn ein. Der Hexer flog durch die ganze Halle, prallte mit Schwung gegen die Wand, rutschte an ihr herunter. Er lag da, schnappte wie ein Fisch nach Luft und fragte sich nicht, was er sich gebrochen hatte, sondern was wohl noch heil sein mochte. Vilgefortz kam auf ihn zu. In seiner Hand materialisierte sich eine sechs Fuß lange Eisenstange.

»Ich könnte dich mit einem Spruch einäschern«, sagte er. »Ich könnte dich zu Glas einschmelzen wie dieses Ungeheuer eben. Aber du, Hexer, musst anders sterben. Im Kampf. Vielleicht in keinem besonders ehrlichen, aber immerhin.«

Geralt hatte nicht geglaubt, dass er aufstehen könnte. Doch er stand auf. Er spuckte Blut von der zerschnittenen Wange aus. Fasste das Schwert fester.

»Auf Thanedd« – Vilgefortz kam näher, schlug mit der Stange eine Mühle – »habe ich dich nur ein bisschen zerdroschen, rücksichtsvoll, denn es sollte eine Lehre sein. Da sie nichts gefruchtet hat, werde ich dich diesmal gründlich zerbrechen, in ganz kleine Knochenstückchen. So, dass dich niemals wieder jemand zusammenflicken kann.«

Er griff an. Geralt floh nicht. Er nahm den Kampf an.

Die Stange huschte pfeifend hin und her, der Zauberer umkreiste den tänzelnden Hexer. Geralt wich den Schlägen aus und erteilte selbst welche, doch Vilgefortz parierte sie geschickt, und dann ächzte klagend der auf Stahl treffende Stahl.

Der Zauberer war schnell und gewandt wie ein Dämon.

Er täuschte Geralt mit einer Rumpfdrehung und einem markierten Schlag von links und versetzte ihm von unten einen Stoß in die Rippen. Noch ehe der Hexer das Gleichgewicht fand und wieder Luft bekam, erhielt er einen so kräftigen Hieb auf die Schulter, dass er auf ein Knie sank. Mit einem Sprung zur Seite rettete er seinen Schädel vor einem Schlag von oben, entging aber nicht dem Rückschlag von unten, über die Hüfte. Er taumelte und stieß mit dem Rücken an die Wand. Er hatte noch genug Geistesgegenwart, sich zu Boden fallen zu lassen, denn die Eisenstange streifte seine Haare und krachte gegen die Wand, dass die Funken sprühten.

Geralt warf sich herum, die Stange schlug Funken aus dem Fußboden, gleich neben seinem Kopf. Ein anderer Hieb traf das Schulterblatt. Es gab eine Erschütterung, einen lähmenden Schmerz, in die Beine rinnende Schwäche. Der Zauberer hob die Stange. In seinen Augen stand Triumph.

Geralt umklammerte mit der Faust Fringillas Medaillon.

Die Stange sauste herab, dass es schepperte. Sie traf den Boden einen Fuß vom Kopfe des Hexers entfernt. Geralt warf sich herum und kam rasch auf ein Knie. Vilgefortz sprang herzu, schlug. Wieder verfehlte die Stange das Ziel um etliche Zoll. Der Zauberer schüttelte ungläubig den Kopf, zögerte für einen Moment.

Er seufzte, als er plötzlich begriff. Seine Augen blitzten. Er sprang, holte aus. Zu spät.

Geralt hieb ihm scharf über den Bauch. Vilgefortz schrie auf, ließ die Eisenstange los, tappte zusammengekrümmt rückwärts. Der Hexer war schon bei ihm. Er stieß ihn mit dem Stiefel auf den Stumpf einer zerbrochenen Säule, schlug weit ausholend zu, schräg, vom Schlüsselbein zur Hüfte. Blut rann auf den Boden, malte darauf ein Wellenmuster. Der Zauberer schrie auf, fiel auf die Knie. Er senkte den Kopf, schaute auf Bauch und Brust. Er konnte den Blick lange nicht von dem wenden, was er sah.

Geralt wartete ruhig, in Fechthaltung, den Sihill zum Schlag bereit.

Vilgefortz stöhnte durchdringend und blickte auf. »Geraaalt ...«

Der Hexer ließ ihn nicht ausreden.

Lange Zeit war es sehr still.

»Ich wusste nicht ...«, sagte Yennefer schließlich, während sie sich von dem Schutthaufen hochrappelte. Sie sah schrecklich aus. Das aus der Nase fließende Blut hatte ihr das ganze Kinn und das Dekolleté überzogen. »Ich wusste nicht«, wiederholte sie, als sie Geralts verständnislosen Blick sah, »dass du Illusionszauber kennst. Noch dazu solche, die Vilgefortz täuschen konnten ...«

»Das war mein Medaillon.«

»Aha.« Sie warf ihm einen misstrauischen Blick zu. »Interessant. Wir leben sowieso nur dank Ciri.«

»Wie bitte?«

»Sein Auge. Er hat keine vollständige Koordination zustande gebracht. Hat nicht immer getroffen. Ich aber verdanke mein Leben vor allem ...« Sie verstummte, blickte auf die Überbleibsel der geschmolzenen Säule, in der man die Umrisse einer Gestalt erkennen konnte. »Wer war das, Geralt?«

»Ein Freund. Er wird mir sehr fehlen.«

»War er ein Mensch?«

»Er war die Menschlichkeit in Person. Was hast du, Yen?«

»Ein paar gebrochene Rippen, eine Gehirnerschütterung, Hüftgelenk, Kreislauf. Ansonsten bestens. Und du?«

»Mehr oder weniger das Gleiche.«

Sie schaute gleichmütig auf den Kopf von Vilgefortz, der genau in der Mitte des Fußbodenmosaiks lag. Das kleine, schon glasige Auge blickte die beiden mit stummem Vorwurf an.

»Ein schöner Anblick«, sagte sie.

»Stimmt«, gab er nach einer Weile zu. »Aber ich habe mich schon sattgesehen. Wirst du gehen können?«

»Mit deiner Hilfe, ja.«

Und sie trafen sich, alle drei, an dem Ort, wo die Korridore zusammenliefen, unter den Arkaden. Sie trafen sich unter den toten Blicken der Alabasterkaryatiden.

»Ciri«, sagte der Hexer. Und wischte sich die Augen.

»Ciri«, sagte Yennefer, vom Hexer gestützt.

»Geralt«, sagte Ciri.

»Ciri«, antwortete er und überwand einen heftigen Krampf in der Kehle. »Gut, dich wiederzusehen.«

»Frau Yennefer.«

Die Zauberin löste sich aus dem Arm des Hexers und richtete sich mit unverkennbarer Mühe auf. »Wie siehst du denn aus, Mädchen«, sagte sie streng. »Schau dich doch nur an, wie du aussiehst! Steh nicht krumm. Sei so gut.«

Ciri kam heran, steif wie ein Automat. Yennefer rückte ihr den Kragen zurecht und strich ihn glatt, versuchte, das schon angetrocknete Blut vom Ärmel zu wischen. Sie berührte ihre Haare. Verdeckte die Narbe auf der Wange. Umarmte sie kräftig. Sehr kräftig. Geralt sah ihre Hände auf Ciris Rücken. Er sah die deformierten Finger. Er empfand weder Zorn, Trauer noch Hass. Nur Erschöpfung. Und den übergroßen Wunsch, mit alledem Schluss zu machen.

»Mamilein.«

»Töchterchen.«

»Gehen wir.« Er hatte sich entschlossen, sie zu unterbrechen. Aber erst nach einer ganzen Weile.

Ciri schniefte laut, wischte sich mit dem Handrücken die Nase. Yennefer bedachte sie mit einem vernichtenden Blick, rieb sich das Auge, in dem gewiss ein Stäubchen war. Der Hexer schaute in den Korridor, aus dem Ciri gekommen war, als erwartete er noch jemanden von dort. Ciri schüttelte den Kopf. Er verstand.

»Gehen wir hier fort«, wiederholte er.

»Ja«, sagte Yennefer. »Ich will den Himmel sehen.«

»Ich werde euch nie mehr verlassen«, sagte Ciri tonlos. »Nie.«

»Gehen wir hier fort«, wiederholte er. »Ciri, stütze Yen.«

»Ich brauche nicht gestützt zu werden!«

»Lass mich, Mami.«

Vor ihnen lag eine Treppe, eine große Treppe, die im Rauch versank, im flackernden Licht von Fackeln und von Feuer in eisernen Körben. Ciri zuckte zusammen. Sie hatte diese Treppe schon gesehen. In Träumen und Visionen.

Unten, weit entfernt, warteten Bewaffnete.

»Ich bin müde«, flüsterte sie.

»Ich auch«, gestand Geralt und zog den Sihill.

»Ich habe genug von diesem Töten.«

»Ich auch.«

»Gibt es hier keinen anderen Ausgang?«

»Nein. Gibt es nicht. Nur diese Treppe. So muss es sein, Mädchen. Yen will den Himmel sehen. Und ich will den Himmel sehen, Yen und dich.«

Ciri schaute sich um, blickte zu Yennefer, die sich, um nicht zu fallen, auf das Geländer stützte. Sie holte die Bonhart abgenommenen Medaillons hervor. Den Kater hängte sie sich um den Hals, den Wolf gab sie Geralt.

»Du weißt hoffentlich«, sagte er, »dass das nur ein Symbol ist?«

»Alles ist nur ein Symbol.« Sie zog Schwalbe aus der Scheide. »Gehen wir, Geralt.«

»Gehen wir. Halte dich dicht bei mir.«

Am Fuße der Treppe erwarteten sie Skellens Söldner, die Waffen in den schwitzenden Händen. Mit einer raschen Handbewegung schickte der Uhu die erste Staffel auf die Treppe. Die genagelten Stiefel der Söldner polterten über die Stufen.

»Langsam, Ciri. Keine Eile. Bleib in meiner Nähe.«

»Ja, Geralt.«

»Und ruhig, Mädchen, ruhig. Denk dran, ohne Wut, ohne Hass. Wir müssen hinausgehen und den Himmel sehen. Und die, die sich uns in den Weg stellen, müssen sterben. Zögere nicht.«

»Ich werde nicht zögern. Ich will den Himmel sehen.«

Bis zum ersten Treppenabsatz gingen sie ungehindert. Die Söldner wichen vor ihnen zurück, überrascht und verwundert von ihrer Ruhe. Doch gleich darauf sprangen ihnen drei entgegen, schreiend und mit den Schwertern fuchtelnd. Sie starben sofort.

»Im Haufen!«, wütete von unten her der Uhu. »Tötet sie!«

Die nächsten drei sprangen vor. Geralt machte einen raschen Schritt ihnen entgegen, täuschte mit einer Finte, hieb einem von unten her gegen die Kehle. Er drehte sich um, ließ Ciri unter dem rechten Arm durch; Ciri versetzte dem zweiten Halunken einen glatten Hieb unter die Achsel. Der dritte wollte mit einem Sprung übers Geländer sein Leben retten. Es gelang ihm nicht.

Geralt wischte sich Blutspritzer vom Gesicht. »Ruhiger, Ciri.«

»Ich bin ruhig.«

Die nächsten drei. Das Funkeln der Klingen, Schreie, Tod.

Dickes Blut kroch hinab, floss über die Stufen.

Ein Kerl in einer messingbeschlagenen Brigantine sprang mit einem langen Spieß auf sie zu. Sein Blick war wild von Narkotika. Ciri schob mit einer raschen seitlichen Parade den Spieß beiseite, Geralt schlug zu. Er wischte sich das Gesicht ab. Sie gingen, ohne sich umzuschauen.

Der zweite Absatz war schon nahe.

»Töten!«, brüllte Skellen. »Auf sie! Tööteeen!«

Auf der Treppe Trappeln, Geschrei. Das Funkeln der Klingen, Gebrüll. Tod.

»Gut, Ciri. Aber ruhiger. Ohne Euphorie. Und nahe bei mir.«

»Ich werde jetzt immer nahe bei dir sein.«

»Schlag nicht aus der Schulter heraus, wenn es aus dem Ellenbogen geht. Pass auf.«

»Ich passe auf.«

Das Funkeln der Klingen. Gebrüll, Blut. Tod.

»Gut, Ciri.«

»Ich will den Himmel sehen.«

»Ich habe dich sehr lieb.«

»Ich dich auch.«

»Pass auf. Es wird glitschig.«

Das Funkeln der Klingen, Geheul. Sie gingen, hatten nun das die Treppe hinabfließende Blut eingeholt. Sie gingen hinab, immer hinab, auf der Treppe im Schlosse Stygga.

Ein sie angreifender Kerl rutschte auf den blutbeschmierten Stufen aus, fiel ihnen platt vor die Füße, heulte um Gnade, bedeckte mit beiden Händen seinen Kopf. Sie gingen vorbei, ohne hinzuschauen.

Bis zum dritten Absatz wagte niemand, sich ihnen in den Weg zu stellen.

»Bögen!«, wütete unten Stefan Skellen. »Gebt die Armbrüste her! Boreas Mun sollte die Armbrüste holen? Wo ist er?«

Boreas Mun war – was der Uhu nicht wissen konnte – schon ziemlich weit entfernt. Er ritt geradewegs nach Osten und holte, den Kopf an der Pferdemähne, aus dem Tier alles heraus, was es an Galopp zustande brachte.

Von den anderen, die man nach Bögen und Armbrüsten geschickt hatte, kehrte nur einer zurück.

Dem, der sich zu schießen entschloss, zitterten leicht die Hände, und vom Fisstech tränten ihm die Augen. Der erste Bolzen streifte gerade nur das Geländer. Der zweite traf nicht einmal die Treppe.

»Höher!«, tobte der Uhu. »Geh höher, Dummkopf! Schieß von nahem!«

Der Schütze tat, als höre er nicht. Skellen fluchte saftig, riss ihm die Armbrust aus der Hand, sprang auf die Treppe, kniete sich hin und zielte. Geralt stellte sich rasch vor Ciri. Doch das Mädchen schoss blitzschnell hinter ihm hervor; als die Sehne schnellte, war sie schon in Positur. Sie riss das Schwert zu einer oberen Quart hoch, schlug den Bolzen so kräftig weg, dass er sich noch lange überschlug, ehe er fiel.

»Sehr gut«, murmelte Geralt. »Sehr gut, Ciri. Aber wenn du das nochmal machst, setzt es eine Tracht Prügel.«

Skellen warf die Armbrust weg. Und plötzlich bemerkte er, dass er allein war.

Alle seine Leute, zu einer Menge zusammengeballt, befanden sich unten. Keiner war scharf darauf, auf die Treppe zu gehen. Es schienen weniger zu sein, wieder waren ein paar irgendwohin fortgelaufen. Sicherlich, um Armbrüste zu holen.

Der Hexer aber und die Hexerin kamen ruhig, ohne Eile, aber auch ohne den Schritt zu verlangsamen, herab, herab auf der blutüberströmten Treppe im Schloss Stygga. Nahe beieinander, Schulter an Schulter, mit raschen Bewegungen der Klingen täuschend und verwirrend.

Skellen wich zurück. Und hörte nicht mehr auf damit. Als er sich in der Gruppe seiner Leute befand, wurde er gewahr, dass das Zurückweichen andauerte. Er fluchte ohnmächtig.

»Jungs!«, rief er, und seine Stimme kippte über dem falschen Ton weg. »Nur Mut! Los, drauf auf sie! Alle zusammen! Los, nur Mut! Mir nach!«

»Geht doch selber«, murmelte jemand, während er die Hand mit dem Fisstech an die Nase hob. Der Uhu sorgte mit einem Faustschlag dafür, dass dem Mann Gesicht, Ärmel und Vorderteil der Jacke weiß vom Narkotikum wurden.

Der Hexer und die Hexerin kamen am zweiten Absatz von unten vorüber.

»Wenn sie ganz unten sind«, schrie Skellen, »kann man sie umzingeln! He, Jungs! Nur Mut! Zu den Waffen!«

Geralt warf einen Blick auf Ciri. Und heulte beinahe auf vor Wut, als er in ihrem aschgrauen Haar weiße, wie Silber glänzende Strähnen sah. Er beherrschte sich. Das war nicht die Zeit für Zorn.

»Pass auf«, sagte er tonlos. »Bleib nah bei mir.«

»Ich werde immer nah bei dir sein.«

»Unten wird es heiß.«

»Ich weiß. Aber wir sind beisammen.«

»Wir sind beisammen.«

»Ich bin bei euch«, sagte Yennefer, die hinter ihnen die Treppe herabkam, die rot und glitschig war vor Blut.

»Sammeln! Sammeln!«, schrie der Uhu.

Ein paar von denen, die Armbrüste holen gelaufen waren, kehrten zurück. Sehr verängstigt.

Aus allen drei zur Treppe führenden Korridoren ertönte das Krachen von mit Äxten eingeschlagenen Türen, Poltern, Klirren von Eisen und der Klang schwerer Schritte. Und plötzlich marschierten aus allen drei Korridoren Soldaten mit schwarzen Helmen, Rüstungen und Umhängen, darauf das Zeichen eines silbernen Salamanders. Die Söldner Skellens, laut und drohend angerufen, ließen klirrend die Waffen fallen, einer nach dem anderen. Auf die Zögerlichen wurde mit Armbrüsten, Glevenspitzen und Wurfspeeren gezielt, sie wurden mit noch bedrohlicheren Schreien gedrängt. Jetzt gehorchten alle, denn es war zu sehen, dass die schwarzen Soldaten darauf brannten, jemanden kaltzumachen, und nur auf einen Vorwand warteten. Der Uhu blieb unter einer Säule stehen, die Arme vor der Brust verschränkt.

»Wunderbare Rettung?«, murmelte Ciri. Geralt schüttelte verneinend den Kopf.

Die Armbrüste und Stahlspitzen zielten auch auf sie.

»Glaedyvvan vort!«

Widerstand war zwecklos. Von schwarzen Soldaten wimmelte es am Fuße der Treppe wie von Ameisen, sie aber waren schon sehr, sehr erschöpft. Doch sie ließen die Schwerter nicht fallen. Sie legten sie sorgfältig auf den Stufen ab. Dann setzten sie sich. Geralt fühlte die warme Schulter Ciris, hörte sie atmen.

Von oben kam Yennefer herab, umging Leichen und Blutlachen, zeigte den schwarzen Soldaten die unbewaffneten Hände. Geralt fühlte Wärme auch an der anderen Schulter. Schade, dass es nicht immer so sein kann, dachte er. Doch er wusste, dass es das nicht konnte.

Die Leute des Uhus wurden gefesselt und einer nach dem anderen abgeführt. Es wurden immer mehr schwarze Soldaten in Mänteln mit dem Salamander. Plötzlich erschienen unter ihnen hochrangige Offiziere, zu erkennen an weißen Federbüschen und silbernen Beschlägen auf den Rüstungen. Und an dem Respekt, mit dem man ihnen Platz machte.

Einem der Offiziere, dessen Helm besonders reich mit Silber geschmückt war, wurde mit besonderem Respekt Platz gemacht. Sogar mit Verbeugungen.

Ebendieser verharrte vor dem unter der Säule stehenden Skellen. Der Uhu – das war sogar beim unsteten Licht der Fackeln und der in den eisernen Körben niederbrennenden Bilder deutlich zu sehen – wurde kreidebleich.

»Stefan Skellen«, sagte der Offizier mit tönender Stimme, einer Stimme, die geradezu vom Gewölbe widerhallte. »Du wirst vor Gericht gestellt. Du wirst für deinen Verrat bestraft werden.«

Der Uhu wurde abgeführt, doch ihm wurden nicht wie den Gemeinen die Hände gefesselt.

Der Offizier wandte sich um. Von einem Wandteppich weiter oben löste sich ein brennender Fetzen, fiel herab, wirbelte wie ein großer Feuervogel. Der Feuerschein spielte auf den silbernen Beschlägen der Rüstung, auf dem bis zur Hälfte der Wangen reichenden Helmvisier, das – wie bei allen schwarzen Soldaten – die Form eines monströsen gezähnten Kiefers hatte.

Jetzt sind wir an der Reihe, dachte Geralt. Er irrte sich nicht.

Der Offizier schaute Ciri an, und seine Augen brannten in den Öffnungen des Helms, bemerkten und registrierten alles. Die Blässe. Die Narbe auf der Wange. Das Blut am Ärmel und an den Händen. Die weißen Strähnen im Haar.

Dann wandte sich der Nilfgaarder dem Hexer zu. »Vilgefortz?«, fragte er mit seiner tönenden Stimme.

Geralt schüttelte verneinend den Kopf.

»Cahir aep Ceallach?«

Wieder eine verneinende Kopfbewegung.

»Ein Gemetzel«, sagte der Offizier mit Blick auf die Treppe. »Ein blutiges Gemetzel. Aber nun ja, wer das Schwert nimmt ... Außerdem hast du dem Henker Arbeit erspart. Einen weiten Weg hast du hinter dir, Hexer.«

Geralt antwortete nicht. Ciri schniefte laut und wischte sich die Nase mit dem Ärmel ab. Yennefer bedachte sie mit einem tadelnden Blick. Der Nilfgaarder bemerkte es, lachte.

»Einen weiten Weg hast du hinter dir«, wiederholte er. »Du bist vom Ende der Welt hierhergekommen. Um ihretwillen. Schon allein dafür gebührt dir etwas. Herr de Rideaux!«

»Zu Befehl, Euer Kaiserliche Majestät!«

Der Hexer wunderte sich nicht.

»Findet bitte ein diskretes Zimmer, in dem ich in Ruhe, ohne von wem auch immer gestört zu werden, mit Herrn Geralt von Riva reden kann. Währenddessen sollen den beiden Damen bitte alle Vergünstigungen und Dienste zur Verfügung stehen. Versteht sich, unter sorgfältiger und unablässiger Bewachung.«

»Jawohl, Euer Kaiserliche Majestät.«

»Herr Geralt, folgt mir bitte.«

Der Hexer stand auf. Er schaute Yennefer und Ciri an, wollte sie beruhigen, sie warnen, ja keine Dummheiten zu machen. Doch das war nicht notwendig. Beide waren ungeheuer erschöpft. Und resigniert.

»Einen weiten Weg hast du hinter dir«, wiederholte, während er den Helm abnahm, Emhyr var Emreis, Deithwen Addan yn Carn aep Morvudd, Die Weiße Flamme, Die Auf Den Grabhügeln Der Feinde Tanzt.

»Ich weiß nicht«, erwiderte Geralt ruhig, »ob du, Duny, nicht einen weiteren Weg hattest.«

»Du hast mich erkannt, bitte.« Der Kaiser lächelte. »Dabei sollten mich das Fehlen des Bartes und die Art, mich zu geben, völlig verändert haben. Von den Leuten, die mich vorher in Cintra gesehen hatten, sind viele nach Nilfgaard gekommen und haben mich bei einer Audienz erblickt. Und keiner hat mich erkannt. Du aber hast mich ja nur einmal gesehen, und das vor sechzehn Jahren. Habe ich mich dir derart eingeprägt?«

»Ich hätte dich nicht erkannt, du hast dich tatsächlich sehr verändert. Ich habe mir einfach denken können, wer du bist. Schon vor einiger Zeit. Nicht ohne fremde Hilfe und Hinweise habe ich erraten, welche Rolle Inzest in Ciris Familie gespielt hat. In ihrem Blut. In einem meiner Albträume ist mir der schrecklichste, der widerwärtigste Inzest von allen möglichen erschienen. Und bitte, da bist du in eigener Person.«

»Du hältst dich kaum auf den Beinen«, sagte Emhyr kalt. »Und die Frechheiten, auf die du mit aller Macht aus bist, lassen dich noch mehr wanken. Du darfst dich in Gegenwart des Kaisers setzen. Ich verleihe dir dieses Privileg ... auf Lebenszeit.«

Geralt setzte sich erleichtert.

Emhyr blieb stehen, auf einen geschnitzten Schrank gestützt. »Du hast das Leben meiner Tochter gerettet«, sagte er. »Mehrmals. Dank dir dafür. In meinem eigenen Namen und im Namen der Nachwelt.«

»Du entwaffnest mich.«

»Cirilla« – Emhyr überging den Spott – »wird nach Nilfgaard reisen. Zum angemessenen Zeitpunkt wird sie Kaiserin werden. Auf genau dieselbe Art und Weise, wie Dutzende von Mädchen Königinnen wurden und werden. Das heißt, fast ohne ihren Gemahl zu kennen. Oft, ohne aufgrund der ersten Begegnung von ihm eine gute Meinung zu haben. Oft enttäuscht von den ersten Tagen und ... Nächten der Ehe. Cirilla wird nicht die Erste sein.«

Geralt enthielt sich eines Kommentars.

»Cirilla«, fuhr der Kaiser fort, »wird glücklich sein wie die meisten von den Königinnen, von denen ich gesprochen habe. Das kommt mit der Zeit. Die Liebe, die ich von ihr keineswegs verlange, wird sie auf den Sohn übertragen, den ich mit ihr zeugen werde. Den Erzfürsten und späteren Kaiser. Den Kaiser, der einen Sohn zeugen wird. Den Sohn, der der Gebieter der Welt sein und die Welt vor der Vernichtung bewahren wird. So sagen es die Prophezeiungen, deren exakten Inhalt nur ich kenne.

Selbstverständlich«, fuhr Die Weiße Flamme fort, »wird Cirilla niemals erfahren, wer ich bin. Dieses Geheimnis wird sterben. Zusammen mit denen, die es kennen.«

»Klar.« Geralt nickte. »Klarer geht es nicht.«

»Du kannst nicht umhin«, ließ sich nach einer Weile Emhyr vernehmen, »die Hand der Vorsehung zu bemerken, die in alledem waltete. In allem. Auch in deinen Taten. Von Anfang an.«

»Ich sehe darin eher die Hand von Vilgefortz. Denn er war es doch, der dich seinerzeit nach Cintra geschickt hat, nicht wahr? Als du der Verwunschene Igel warst? Er hat bewirkt, dass Pavetta ...«

»Du tappst im Dunkeln«, unterbrach ihn Emhyr heftig und warf auf der Schulter den Mantel mit dem Salamander zurück. »Du weißt nichts. Und brauchst nichts zu wissen. Ich habe dich nicht hierhergebeten, um dir meine Lebensgeschichte zu erzählen. Auch nicht, um mich vor dir zu entschuldigen. Das Einzige, was du verdient hast, ist die Zusicherung, dass dem Mädchen kein Leid geschehen wird. Ich habe dir gegenüber keinerlei Schulden, Hexer. Keinerlei ...«

»Hast du!« Geralt fiel ihm ebenso heftig ins Wort. »Du hast einen geschlossenen Vertrag gebrochen. Dein Wort gebrochen. Das sind Schulden, Duny. Du hast den Schwur als Prinz gebrochen, du hast eine Schuld als Kaiser. Mit kaiserlichen Zinsen. Für zehn Jahre!«

»Nur so viel?«

»Nur so viel. Denn nur so viel steht mir zu, nicht mehr. Aber auch nicht weniger! Ich sollte das Kind holen kommen, als es sechs Jahre alt war. Du hast den vereinbarten Termin nicht abgewartet. Du wolltest es mir stehlen, ehe er heran war. Doch die Vorsehung, von der du immerzu sprichst, hat dich zum Narren gehalten. Die nächsten zehn Jahre hindurch hast du versucht, mit dieser Vorsehung zu kämpfen. Jetzt hast du sie, du hast Ciri, die eigene Tochter, der du einst unehrenhaft und gemein die Eltern geraubt hast und mit der du jetzt unehrenhaft und gemein blutschänderisch Kinder zeugen willst. Ohne von ihr Liebe zu verlangen. Mit gutem Grund übrigens. Du hast ihre Liebe nicht verdient. Unter uns, Duny, ich weiß nicht, wie du ihr in die Augen sehen willst.«

»Der Zweck heiligt die Mittel«, sagte Emhyr tonlos. »Was ich tue, tue ich für die Nachwelt. Um die Welt zu retten.«

»Wenn die Welt auf diese Weise gerettet werden soll« – der Hexer hob abrupt den Kopf –, »dann soll diese Welt lieber untergehen. Glaub mir, Duny, es wäre besser, wenn sie unterginge.«

»Du bist blass«, sagte Emhyr var Emreis beinahe sanft. »Reg dich nicht so auf, du kannst jeden Augenblick ohnmächtig werden.«

Er trat von dem Schrank weg, rückte einen Sessel zurecht, setzte sich. Dem Hexer war in der Tat schwindlig.

»Der Eiserne Igel«, begann der Kaiser ruhig und leise, »sollte ein Mittel sein, meinen Vater zur Zusammenarbeit mit dem Usurpator zu zwingen. Es war nach dem Umsturz; mein Vater, der gestürzte Kaiser, war gefangen und wurde gefoltert. Er ließ sich jedoch nicht brechen, also versuchte man es auf andere Weise. Vor den Augen meines Vaters verwandelte mich ein gedungener Zauberer in ein Scheusal. Der Zauberer fügte aus eigenem Antrieb etwas hinzu. Nämlich Humor. ›Eimyr‹ heißt in unserer Sprache ›Igel‹.

Mein Vater ließ sich nicht brechen und wurde ermordet. Ich aber wurde mit Spott und Hohn im Walde ausgesetzt und mit Hunden gejagt. Ich kam mit dem Leben davon; ich wurde nicht sehr eifrig verfolgt, weil nicht bekannt war, dass der Zauberer gepfuscht hatte – nachts kehrte die menschliche Gestalt zu mir zurück. Zum Glück kannte ich ein paar Personen, auf deren Treue ich mich verlassen konnte. Und ich war damals, dir zur Kenntnis, dreizehn.

Ich musste außer Landes gehen. Dass ich die Rettung vor dem Zauberer im Norden suchen musste, jenseits der Marnadal-Treppe, las aus den Sternen ein leicht verrückter Astrologe namens Xarthisius. Später, als ich schon Kaiser war, habe ich ihm dafür einen Turm und die Ausrüstung dazu geschenkt. Seinerzeit musste er auf Kredit arbeiten.

Was in Cintra geschehen ist, weißt du; es dir noch einmal vorzukauen, wäre Zeitverschwendung. Ich bestreite jedoch, dass Vilgefortz etwas damit zu tun hatte. Erstens kannte ich ihn damals noch nicht, zweitens hatte ich eine starke Aversion gegen Magier. Ich kann sie übrigens bis heute nicht leiden. Ach, was mir da noch einfällt: Als ich den Thron erlangte, nahm ich mir den Zauberer vor, der sich dem Usurpator angedient und mich vor den Augen meines Vaters verunstaltet hatte. Auch ich tat mich mit Sinn für Humor hervor. Der Magier hieß Asaddh, was in unserer Sprache fast genauso klingt wie ›gebraten‹.

Doch genug der Abschweifungen, zurück zur Sache. Vilgefortz besuchte mich insgeheim in Cintra kurz nach der Geburt Ciris. Er gab sich als Vertrauter von Leuten aus, die mir in Nilfgaard noch immer treu waren und gegen den Usurpator konspirierten. Er bot Hilfe an und bewies alsbald, dass er dazu imstande war. Als ich noch immer misstrauisch nach seinen Beweggründen fragte, erklärte er ohne Umschweife, er rechne auf meine Dankbarkeit. Auf Wohltaten, Privilegien und Macht, die ihm der große Kaiser von Nilfgaard zuteil werden ließe. Also ich. Der mächtige Herrscher, der die halbe Welt regieren werde. Der einen Nachkommen zeugen werde, dem die ganze Welt untertan wäre. An der Seite solch großer Herrscher, erklärte der Zauberer ungeniert, gedenke er selbst hochzusteigen. Dann holte er in Schlangenhaut gebundene Folianten hervor und empfahl ihren Inhalt meiner Aufmerksamkeit.

Auf diese Weise erfuhr ich von der Prophezeiung. Ich erfuhr vom Schicksal der Welt und des Weltalls. Ich erfuhr, was ich tun muss. Und ich kam zu dem Schluss, dass der Zweck die Mittel heiligt.«

»Na klar.«

Emhyr überhörte die Ironie. »In Nilfgaard lief es für mich unterdessen immer besser. Meine Parteigänger errangen immer größeren Einfluss, schließlich, als sie eine Gruppe von Linienoffizieren und ein Kadettenkorps hinter sich hatten, entschlossen sie sich zum Staatsstreich. Dazu wurde jedoch ich benötigt. In eigener Person. Der wahre Erbe von Thron und Krone des Kaiserreichs, der echte Emhyr aus dem Blute der Emreis. Ich sollte so etwas wie eine Standarte der Revolution sein. Unter uns gesagt, viele von den Revolutionären hofften, ich würde weiter nichts sein als das. Diejenigen unter ihnen, die noch am Leben sind, können sich bis heute nicht mit ihrem Irrtum abfinden.

Aber, wie gesagt, Abschweifungen beiseite. Ich musste nach Hause zurückkehren. Es wurde Zeit, dass Duny, der falsche Prinz aus Maecht und der Schwindelfürst von Cintra, sich seines Erbes erinnerte. Ich vergaß jedoch die Prophezeiung nicht. Ich musste zusammen mit Ciri zurückkehren. Und Calanthe schaute mir sehr, sehr gründlich auf die Finger.«

»Sie hat dir niemals getraut.«

»Ich weiß. Ich denke, sie wusste etwas von dieser Weissagung. Sie tat alles, um mir Knüppel zwischen die Beine zu werfen, und in Cintra war ich in ihrer Macht. Es war klar: Ich musste nach Nilfgaard zurückkehren, aber so, dass niemand erraten konnte, dass ich Duny bin und Ciri meine Tochter ist. Die Methode lieferte mir Vilgefortz. Duny, Pavetta und ihr Kind mussten sterben. Spurlos verschwinden.«

»In einer vorgetäuschten Schiffskatastrophe.«

»Ja. Auf der Reise von den Skellige nach Cintra, über dem Sedna-Tief. Vilgefortz sollte das Schiff in einen magischen Absauger ziehen. Ich, Pavetta und Ciri sollten uns vorher in einer eigens gesicherten Kabine einschließen und überleben. Die Besatzung aber ...«

»Sollte nicht überleben«, schloss der Hexer. »Und so begann dein Weg über Leichen.«

Emhyr var Emreis schwieg eine Weile.

»Er begann früher«, sagte er schließlich, und seine Stimme klang dumpf. »Leider. In dem Augenblick, als sich erwies, dass sich Ciri nicht an Bord fand.«

Geralt zog die Brauen hoch.

Das Gesicht des Kaisers blieb ausdruckslos. »Leider hatte ich bei meinen Plänen Pavetta unterschätzt. Dieses melancholische Mädchen mit dem ständig gesenkten Blick hatte mich und meine Absichten durchschaut. Ehe der Anker gelichtet wurde, hatte sie das Kind heimlich an Land geschickt. Ich geriet in Raserei. Sie auch. Sie bekam einen hysterischen Anfall. Beim Handgemenge ... fiel sie über Bord. Ich schaffte es nicht, ihr nachzuspringen. Vilgefortz zog das Schiff in seinen Absauger. Ich stürzte mit dem Kopf irgendwogegen und verlor das Bewusstsein. Ich überlebte wie durch ein Wunder, in Taue verstrickt. Als ich zu mir kam, war ich über und über verbunden. Ich hatte mir den Arm gebrochen ...«

»Ich frage mich«, erkundigte sich der Hexer kalt, »wie sich jemand fühlt, der seine eigene Frau ermordet hat.«

»Ekelhaft«, erwiderte Emhyr unverzüglich. »Ich fühlte und fühle mich widerwärtig und verdammt gemein. Daran ändert nicht einmal die Tatsache etwas, dass ich sie nie geliebt habe. Der Zweck heiligt die Mittel. Ich bedaure ihren Tod aber wirklich. Ich wollte das nicht und hatte es nicht geplant. Pavetta ist zufällig umgekommen.«

»Du lügst«, sagte Geralt trocken, »und das gehört sich nicht für einen Kaiser. Pavetta durfte nicht leben. Sie hätte dich entlarvt. Und sie hätte niemals zugelassen, was du Ciri antun wolltest.«

»Sie hätte gelebt«, wiedersprach Emhyr. »Irgendwo ... weit weg. Es gibt genug Schlösser ... Meinetwegen Darn Rowan ... Ich hätte sie nicht umbringen können.«

»Nicht einmal für den Zweck, der die Mittel heiligt?«

Der Kaiser rieb sich das Gesicht. »Man kann immer irgendein weniger drastisches Mittel finden. Es gibt immer viele.«

»Nicht immer«, sagte der Hexer und schaute ihm in die Augen. Emhyr wich seinem Blick aus.

»Genau das meine ich.« Geralt nickte. »Komm zum Ende deiner Geschichte. Die Zeit drängt.«

»Calanthe hütete die Kleine wie ihren Augapfel. Davon, sie zu entführen, konnte ich nicht einmal träumen ... Meine Beziehung zu Vilgefortz kühlte sich erheblich ab, gegen andere Magier hatte ich nach wie vor eine Abneigung ... Und meine Militärs und die Aristokratie drängten mich zum Krieg, zu einem Angriff auf Cintra. Sie verbürgten sich dafür, dass das Volk es verlange, dass das Volk Lebensraum brauche, dass der Vox populi zu folgen sozusagen meine Reifeprüfung als Kaiser sein werde. Ich beschloss, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen. Mich auf einen Schlag sowohl Cintras als auch Ciris zu bemächtigen. Den Rest kennst du.«

»Ich weiß.« Geralt nickte. »Ich danke dir für das Gespräch, Duny. Ich bin dir dankbar, dass du die Güte hattest, mir Zeit zu widmen. Aber es nützt nichts, länger zu zögern. Ich bin sehr müde. Ich habe meine Freunde sterben sehen, die mir vom Ende der Welt hierher gefolgt sind. Gefolgt, um deine Tochter zu retten. Außer Cahir hat keiner von ihnen Ciri auch nur gekannt. Doch sie sind hierhergekommen, um sie zu retten. Denn sie hatten Anstand und Edelmut in sich. Und was? Sie haben den Tod gefunden. Ich denke, dass das ungerecht ist. Und wenn es jemand wissen will, ich bin nicht damit einverstanden. Denn eine Geschichte ist einen Dreck wert, wenn die Anständigen sterben und die Lumpen leben und weitermachen. Ich habe keine Kraft mehr, Kaiser. Ruf deine Leute.«

»Hexer ...«

»Das Geheimnis muss zusammen mit denen sterben, die es kennen. Das hast du selbst gesagt. Dir bleibt kein anderer Ausweg. Es ist nicht wahr, dass du viele hättest. Ich werde dir aus jedem Gefängnis entfliehen. Ich werde dir Ciri wegnehmen; es gibt keinen Preis, den ich nicht zahlen würde, um sie dir wegzunehmen. Das weißt du genau.«

»Ich weiß es.«

»Yennefer kannst du leben lassen. Sie kennt das Geheimnis nicht.«

»Sie«, sagte Emhyr ernst, »wird jeden Preis bezahlen, um Ciri zu retten. Und um deinen Tod zu rächen.«

»Stimmt.« Der Hexer nickte. »In der Tat, ich hatte vergessen, wie sehr sie Ciri liebt. Du hast recht, Duny. Nun ja, der Vorherbestimmung kann man nicht entfliehen. Ich habe eine Bitte.«

»Ich höre.«

»Erlaube mir, mich von den beiden zu verabschieden. Danach stehe ich dir zur Verfügung.«

Emhyr stand am Fenster, den Blick auf die Berggipfel gerichtet. »Ich kann es nicht abschlagen. Aber ...«

»Fürchte nichts. Ich werde Ciri nichts sagen. Ich würde ihr Leid zufügen, wenn ich sagte, wer du bist. Und ich bringe es nicht fertig, ihr Leid zuzufügen.«

Emhyr schwieg lange, noch immer zum Fenster gewandt.

Dann drehte er sich auf dem Absatz um. »Vielleicht bin ich dir wirklich etwas schuldig«, sagte er. »Also höre, was ich dir als Bezahlung anzubieten habe. Vor langer Zeit, vor sehr langer Zeit, als die Menschen noch Ehre, Stolz und Anstand hatten, als ihnen ihr Wort teuer war und sie nichts als die Schande fürchteten, kam es vor, dass ein zum Tode verurteilter Ehrenmann, um der entehrenden Hand des Henkers oder Schergen zu entgehen, in eine Wanne mit heißem Wasser stieg und sich die Adern öffnete. Kommt es in Frage ...?«

»Lass eine Wanne füllen.«

»Kommt es in Frage, dass Yennefer bereit wäre, dir bei diesem Bad Gesellschaft zu leisten?«

»Ich bin mir dessen fast sicher. Aber man muss fragen. Sie hat ein ziemlich aufrührerisches Wesen.«

»Ich weiß.«

Yennefer war sofort einverstanden.

»Der Kreis hat sich geschlossen«, fügte sie hinzu und betrachtete ihre Handgelenke. »Die Schlange Uroboros hat die Zähne in den eigenen Schwanz geschlagen.«

»Ich verstehe das nicht!« Ciri fauchte wie eine wütende Katze. »Ich verstehe nicht – warum soll ich mit ihm gehen? Wohin? Wozu?«

»Töchterchen«, sagte Yennefer sanft. »Das und nichts anderes ist deine Vorherbestimmung. Versteh, anders kann es gar nicht sein.«

»Und ihr?«

»Auf uns« – Yennefer schaute Geralt an – »wartet unsere Vorherbestimmung. Es muss einfach so sein. Komm her, Töchterchen. Umarme mich fest.«

»Sie wollen euch umbringen, nicht wahr? Ich bin nicht einverstanden! Ich habe euch gerade erst gefunden! Das ist ungerecht!«

»Wer das Schwert nimmt«, ließ sich Emhyr var Emreis tonlos vernehmen, »der soll durchs Schwert umkommen. Sie haben gegen mich gekämpft und verloren. Aber sie haben in Ehren verloren.«

Mit drei Schritten stand Ciri vor ihm, und Geralt holte lautlos tief Luft. Er hörte Yennefer seufzen. Verdammt, dachte er, das sehen doch alle! Sein ganzes schwarzes Heer sieht doch, was nicht zu verbergen ist! Die gleiche Haltung, die gleichen funkelnden Augen, die gleiche Art, den Mund zu verziehen. Die identisch vor der Brust verschränkten Arme. Zum Glück, zum großen Glück hat sie die aschblonden Haare von der Mutter geerbt. Aber wenn man hinschaut, sieht man auch so, wessen Blut das ist ...

»Du aber«, sagte Ciri und maß Emhyr mit flammendem Blick, »du hast gewonnen. Und du glaubst, in Ehren?«

Emhyr var Emreis antwortete nicht. Er lächelte nur, musterte das Mädchen mit sichtlich zufriedenem Blick.

Ciri biss die Zähne zusammen. »So viele sind gestorben. So viele Menschen sind wegen alledem gestorben. Haben sie in Ehren verloren? Ist der Tod ehrlich? Nur eine Bestie kann so denken. Ich habe den Tod aus der Nähe gesehen, aber aus mir eine Bestie zu machen, ist dir nicht gelungen. Und es wird dir nicht gelingen.«

Er antwortete nicht. Er betrachtete sie, und es sah aus, als verschlinge er sie mit Blicken.

»Ich weiß«, zischte sie, »was du vorhast. Was du mit mir tun willst. Und ich sage dir schon jetzt: Ich lasse mich nicht anrühren. Und wenn du mich ... wenn du mich ... Dann bringe ich dich um. Selbst wenn ich gefesselt bin. Wenn du einschläfst, beiße ich dir die Kehle durch.«

Der Imperator brachte mit einer raschen Geste ein Gemurmel zum Verstummen, das unter den umstehenden Offizieren aufgekommen war. »Es wird geschehen«, sagte er mit Nachdruck, »was vorherbestimmt ist. Verabschiede dich von den Freunden, Cirilla Fiona Elen Riannon.«

Ciri schaute zum Hexer. Geralt machte eine verneinende Kopfbewegung. Das Mädchen seufzte.

Sie und Yennefer umarmten sich und flüsterten lange. Dann trat Ciri zu Geralt.

»Schade«, sagte sie leise. »Es fing besser an.«

»Wesentlich besser«, bestätigte er.

Sie umarmten einander.

»Sei tapfer.«

»Er kriegt mich nicht«, flüsterte sie. »Keine Angst. Ich werde ihm entkommen. Ich weiß, wie ...«

»Du darfst ihn nicht töten. Denk dran, Ciri. Du darfst nicht.«

»Keine Angst. Ich dachte überhaupt nicht ans Töten. Weißt du, Geralt, vom Töten habe ich genug. Davon gab es zu viel.«

»Zu viel. Leb wohl, Hexerin.«

»Leb wohl, Hexer.«

»Wein mir bloß nicht.«

»Du hast gut reden.«

Emhyr var Emreis, der Imperator von Nilfgaard, begleitete Yennefer und Geralt bis zum Bad. Fast bis zur Einfassung des großen Marmorbassins, das voll dampfendem und duftendem Wasser war.

»Lebt wohl«, sagte er. »Ihr braucht euch nicht zu beeilen. Ich reite fort, aber ich lasse Leute hier, die ich instruieren und denen ich Befehle erteilen werde. Wenn ihr bereit seid, ruft, und ein Leutnant wird euch ein Messer geben. Aber ich wiederhole: Ihr braucht euch nicht zu beeilen.«

»Wir wissen die Gunst zu schätzen.« Yennefer nickte ernst. »Euer Kaiserliche Majestät?«

»Ja?«

»Ich bitte, soweit möglich, meiner Tochter nichts zuleide zu tun. Ich möchte nicht mit dem Gedanken sterben, dass sie weint.«

Emhyr schwieg lange. Sogar sehr lange. Auf die Verkleidung gestützt, den Kopf abgewendet.

»Frau Yennefer«, antwortete er schließlich, und sein Gesicht sah sehr seltsam aus. »Ihr könnt sicher sein, dass ich Eurer und des Hexers Geralt Tochter kein Leid antun werde. Ich bin über Leichen gegangen und habe auf den Grabhügeln der Feinde getanzt. Aber das, wessen Ihr mich verdächtigt, brächte ich einfach nicht fertig. Jetzt weiß ich es. Auch dank Euch beiden. Lebt wohl.«

Er ging hinaus und schloss leise die Tür hinter sich.

Geralt seufzte. »Ziehen wir uns aus?« Er schaute auf das dampfende Bassin. »Mir ist nicht besonders froh bei dem Gedanken, dass sie mich als nackten Leichnam hier herausziehen.«

»Und mir, stell dir vor, ist es egal, wie sie mich herausziehen.« Yennefer warf die Schuhe ab und öffnete mit schnellen Bewegungen das Kleid. »Selbst wenn das mein letztes Bad ist, werde ich nicht in den Sachen baden.«

Sie zog das Hemd über den Kopf und ging ins Bassin, spritzte energisch das Wasser beiseite.

»Na, Geralt? Was stehst du da wie angewachsen?«

»Ich hatte vergessen, wie schön du bist.«

»Du bist überhaupt recht vergesslich. Komm schon ins Wasser.«

Als er sich neben sie setzte, schlang sie ihm sofort die Arme um den Hals. Er küsste sie und streichelte dabei ihre Taille, über und unter Wasser.

»Ist das«, fragte er der Ordnung halber, »denn die passende Zeit?«

»Dafür«, schnurrte sie, hielt eine Hand unter Wasser und berührte ihn, »ist jede Zeit passend. Emhyr hat zweimal wiederholt, dass wir uns nicht zu beeilen brauchen. Womit würdest du die letzten Minuten, die uns bleiben, lieber verbringen? Mit Weinen und Klagen? Das ist doch unehrenhaft. Mit einer Gewissensprüfung? Das ist doch banal und dumm.«

»Darum ging es mir nicht.«

»Sondern?«

»Wenn das Wasser kalt wird«, murmelte er, während er ihre Brüste streichelte, »werden die Schnitte wehtun.«

»Für Lust« – Yennefer nahm die andere Hand unter Wasser – »lohnt es, mit Schmerz zu bezahlen. Hast du Angst davor?«

»Nein.«

»Ich auch nicht. Setz dich auf den Beckenrand. Ich liebe dich, aber ich werde, verdammt nochmal, nicht tauchen.«

»Jechen, je«, sagte Yennefer und lehnte den Kopf so zurück, dass ihre vom Dampf feuchten Haare sich auf der Einfassung wie kleine schwarze Schlangen ausbreiteten. »Jechen ... je.«

»Ich liebe dich, Yen.«

»Ich liebe dich, Geralt.«

»Es ist Zeit. Lass uns rufen.«

»Lass uns rufen.«

Sie riefen. Zuerst rief der Hexer, dann rief Yennefer. Dann, als keinerlei Reaktion erfolgte, schrien beide im Chor.

»Es ist so weit! Wir sind bereit! Gebt uns das Messer! Hee! Verdammt! Das Wasser wird kalt!«

»Dann kommt heraus«, sagte Ciri, die zur Tür hereinschaute. »Sie sind schon alle weg.«

»Waaas?«

»Ich sag’s doch. Sie sind weg. Außer uns dreien ist hier keine Menschenseele. Zieht euch an. Nackt seht ihr schrecklich komisch aus.«

Als sie sich anzogen, begannen ihnen die Hände zu zittern. Beiden. Mit größter Mühe kamen sie mit Hefteln, Schnallen und Knöpfen zurecht.

Ciri schwatzte. »Sie sind weggeritten. Einfach weg. Alle, wie sie da waren. Haben alle zusammengeholt, sind auf die Pferde gestiegen und weggeritten. Dass es nur so staubte.«

»Sie haben niemanden zurückgelassen?«

»Reinweg gar keinen.«

»Unbegreiflich«, flüsterte Geralt. »Das ist unbegreiflich.«

Yennefer räusperte sich. »Ist etwas vorgefallen, was das erklären würde?«

»Nein«, erwiderte Ciri rasch. »Nichts.«

Sie log.

Anfangs hatte sie gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Aufrecht, mit stolz zurückgeworfenem Kopf und steinernem Gesicht hatte sie die behandschuhten Hände der schwarzen Ritter fortgestoßen, hatte kühn und herausfordernd auf die furchterregenden Visiere ihrer Helme geblickt. Sie berührten sie nicht mehr, zumal sie ein barscher Befehl eines Offiziers davon abhielt, eines breitschultrigen Kerls mit silbernen Tressen und einem Busch weißer Reiherfedern.

Sie ging zum Ausgang, von beiden Seiten eskortiert. Stolz erhobenen Hauptes. Die schweren Stiefel dröhnten, die Kettenpanzer knirschten, Waffen klirrten.

Nach einem Dutzend Schritten blickte sie zum ersten Mal zurück, nach ein paar weiteren Schritten zum zweiten Mal. Ich werde sie ja nie, nie wiedersehen, meldete sich mit entsetzlicher Klarheit ein Gedanke. Weder Geralt noch Yennefer. Niemals.

Diese Erkenntnis wischte auf einen Schlag die Maske des vorgetäuschten Mutes hinweg. Ciris Gesicht verzog sich, die Augen füllten sich mit Tränen, die Nase lief. Das Mädchen kämpfte mit aller Kraft, doch vergeblich. Die Woge von Tränen durchbrach den Damm des Scheins.

Die Nilfgaarder mit den Salamandern auf den Mänteln betrachteten sie schweigend. Und verwundert. Manche hatten sie schon auf der blutbedeckten Treppe gesehen, alle im Gespräch mit dem Kaiser. Die Hexerin mit dem Schwert, die unbesiegte Hexerin, die dem Imperator selbst die Meinung sagte. Und nun wunderten sie sich, dass sie ein schluchzendes und schniefendes Kind sahen.

Sie war sich dessen bewusst. Die Blicke der Nilfgaarder brannten wie Feuer, stachen wie Nadeln. Sie kämpfte, aber ohne Erfolg. Je kräftiger sie das Weinen zurückhielt, umso stärker brach es hervor.

Sie verlangsamte den Schritt, dann blieb sie stehen. Die Eskorte machte ebenfalls Halt. Aber nur für einen Augenblick. Auf einen gebellten Befehl des Offiziers hin packten eiserne Hände sie unter den Achseln und an den Handgelenken. Schluchzend und Tränen schluckend blickte sie ein letztes Mal zurück. Dann wurde sie weggezogen. Sie leistete keinen Widerstand. Doch sie schluchzte immer lauter und immer verzweifelter.

Kaiser Emhyr var Emreis gebot ihnen Halt, jener dunkelhaarige Mann mit dem Gesicht, das in ihr seltsame, undeutliche Erinnerungen weckte. Auf seinen scharfen Befehl hin ließen sie sie los. Ciri schniefte, wischte sich mit dem Ärmel über die Augen. Als sie sah, dass er näher kam, unterdrückte sie das Schluchzen, warf stolz den Kopf zurück. Doch jetzt – das war ihr bewusst – sah das nur noch lächerlich aus.

Emhyr betrachtete sie lange. Wortlos. Dann trat er auf sie zu. Und streckte die Hände aus. Ciri, die auf solche Gesten immer instinktiv reagierte, indem sie zurückwich, tat es diesmal zu ihrer überaus großen Verwunderung nicht. Mit noch größerer Verwunderung stellte sie fest, dass seine Berührung keineswegs unangenehm war.

Er berührte ihre Haare, als zähle er die schneeweißen Strähnen. Er berührte die von der Narbe verunstaltete Wange. Dann drückte er sie an sich, strich ihr über Kopf und Rücken. Und sie, von Weinen geschüttelt, ließ es geschehen, und die Hände hielt sie steif wie eine Vogelscheuche.

»Ein seltsames Ding ist das, die Vorherbestimmung«, hörte sie ihn flüstern. »Leb wohl, Töchterchen.«

»Was hat er gesagt?«

Ciri verzog leicht das Gesicht. »Er hat gesagt: Va faill, luned. In der Älteren Rede: Leb wohl, Mädchen.«

»Ich weiß.« Yennefer nickte. »Was war danach?«

»Danach ... Danach ließ er mich los, drehte sich um und ging. Er rief Befehle. Und alle gingen ihrer Wege. Sie gingen an mir vorbei, völlig gleichgültig, trampelten, rasselten und klirrten mit den Waffen, dass der Korridor davon widerhallte. Sie stiegen auf die Pferde und ritten weg, ich hörte das Wiehern und Huftrappeln. Mein Lebtag werde ich das nicht verstehen. Denn wenn ich darüber nachdenke ...«

»Ciri.«

»Ja?«

»Denk nicht darüber nach.«

»Das Schloss Stygga«, wiederholte Philippa Eilhart und schaute unter den Wimpern hervor Fringilla Vigo an. Fringilla errötete nicht. Im Laufe der letzten drei Monate hatte sie eine magische Creme herstellen können, die dämpfend auf die Blutgefäße wirkte. Dank der Creme trat keine Röte in ihr Gesicht, und wenn sie sich noch so sehr schämte.

»Vilgefortz’ Schlupfwinkel befand sich im Schloss Stygga«, bestätigte Assire var Anahid. »In Ebbing, über einem Bergsee, dessen Namen sich mein Informator, ein einfacher Soldat, nicht merken konnte.«

»Ihr habt gesagt: ›befand sich‹«, bemerkte Francesca Findabair.

»Befand sich«, wiederholte Philippa das Stichwort. »Denn Vilgefortz lebt nicht mehr. Er und seine Komplizen, die ganze Bande hat ins Gras gebissen. Diesen Dienst hat uns kein anderer als der uns wohlbekannte Hexer Geralt von Riva erwiesen. Den wir unterschätzt haben. Jede von uns. In Bezug auf den wir einen Fehler gemacht haben. Wir alle. Die einen mehr, die anderen weniger.«

Alle Zauberinnen blickten wie auf Kommando zu Fringilla, doch die Creme wirkte in der Tat unfehlbar. Assire var Anahid seufzte.

Philippa schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. »Obwohl uns«, sagte sie trocken, »der Andrang an Arbeit entschuldigt, den der Krieg und die Vorbereitung der Friedensverhandlungen mit sich gebracht haben, muss man die Tatsache, dass uns in der Sache Vilgefortz jemand zuvorgekommen ist und ausgeholfen hat, als Niederlage der Loge betrachten. Das darf uns nie wieder passieren, meine Damen.«

Die Loge – ausgenommen die leichenblasse Fringilla Vigo – nickte heftig.

»Momentan«, fuhr Philippa fort, »befindet sich der Hexer Geralt irgendwo in Ebbing. Zusammen mit Yennefer und Ciri, die er befreit hat. Wir werden überlegen müssen, wie wir sie ausfindig machen ...«

»Und dieses Schloss?«, unterbrach sie Sabrina Glevissig. »Hast du nicht etwas vergessen, Philippa?«

»Nein, habe ich nicht. Die Legende, soweit eine entsteht, muss eine einzige und geradlinige Version haben. Darum wollte ich just dich bitten, Sabrina. Nimm Kaira und Triss mit. Erledigt diese Angelegenheit. So, dass keine Spur bleibt.«

Das Krachen der Explosion war bis nach Maecht zu hören, der Blitz – denn es geschah nachts – war sogar in Metinna und Geso zu sehen. Die Serie der von der Explosion hervorgerufenen tektonischen Erschütterungen war sogar noch weiter zu spüren. In wirklich weit entfernten Weltgegenden.

Congreve, Estella vel Stella, Tochter des Barons Otton de Congreve, mit dem alten Grafen auf Liddertal verehelicht, brachte es nach dessen frühem Tod durch überaus geschickte Verwaltung des Familiengutes zu erheblichem Vermögen. Erfreute sich hoher Wertschätzung seitens des Kaisers Emhyr var Emreis (s. d.) und war eine bedeutende Persönlichkeit bei Hofe. Obwohl sie keinerlei Amt innehatte, war bekannt, dass der Kaiser ihrer Meinung stets Aufmerksamkeit und Erwägung entgegenbrachte. Wurde wegen ihrer großen Zuneigung zur jungen Kaiserin Cirilla Fiona (s. d.), die sie wie eine Tochter liebte, scherzhaft »Kaiserinmutter« genannt. Überlebte sowohl Kaiser als auch Kaiserin, † 1331. Ihr bedeutendes Erbe fiel an einen Seitenzweig der Familie, die Weißen Liddertals genannt, welche es als leichtlebige und flatterhafte Menschen restlos vergeudeten.

Effenberg und Talbot,

Encyclopaedia Maxima Mundi, Bd. III

# Das zehnte Kapitel

Der Mann, der sich an das Lagerfeuer anschlich, war, das muss zu seiner Ehre gesagt sein, geschickt und schlau wie ein Fuchs. Er änderte rasch seine Position und bewegte sich so gewandt und leise, dass sich jeder hätte täuschen lassen. Jeder. Aber nicht Boreas Mun. Boreas Mun hatte zu viel Erfahrung in Fragen des Anschleichens.

»Komm raus, Mann!«, rief er, bemüht, seiner Stimme den Klang selbstsicherer Arroganz zu geben. »Diese Tricks nützen dir nichts! Ich sehe dich. Dort bist du.«

Einer von den Megalithen, mit denen die Hügelflanke gezähnt war, erzitterte vor dem Hintergrund des gestirnten, tiefblauen Himmels. Er bewegte sich. Und nahm menschliche Gestalt an.

Boreas drehte den Spieß mit dem Braten um, denn es begann angebrannt zu riechen. Als wolle er sich abstützen, legte er die Hand aufs Griffstück des Bogens.

»Meine Habe ist armselig.« In den scheinbar ruhigen Ton flocht er einen rauen, metallischen Faden der Warnung ein. »Es ist nicht viel. Aber ich hänge daran. Ich werde sie auf Leben und Tod verteidigen.«

»Ich bin kein Bandit«, sagte der Mann, der sich beim Anschleichen als Menhir getarnt hatte, mit tiefer Stimme. »Ich bin ein Pilger.«

Der Pilger war groß und von mächtiger Statur, er maß gewiss sieben Fuß, und wenn man ihn gewogen hätte, so hätte Boreas jede Wette gehalten, dass als Gegengewicht mindestens drei Zentner benötigt worden wären. Der Pilgerstab, ein Knüppel, dick wie eine Wagendeichsel, sah in seiner Hand wie ein Stöckchen aus. Boreas Mun wunderte sich wirklich, wie ein derart großer Kerl sich so geschickt hatte anschleichen können. Er war auch etwas beunruhigt. Sein Kompositbogen, ein Siebzigpfünder, mit dem er auf fünfzig Schritt einen Elch niederstreckte, kam ihm plötzlich klein und fein wie ein Kinderspielzeug vor.

»Ich bin ein Pilger«, wiederholte der gewichtige Mann. »Ich habe keine bösen ...«

»Der andere«, unterbrach ihn Boreas scharf, »soll auch rauskommen.«

»Was für ein an...«, begann der Pilger zu stottern und verstummte, als er sah, wie gegenüber eine schlanke Silhouette aus dem Dunkel hervortrat, lautlos wie ein Schatten. Diesmal wunderte sich Boreas Mun nicht. In dem zweiten Mann erkannte das erfahrene Auge des Fährtensuchers augenblicklich einen Elf. Und sich von einem Elf beschleichen zu lassen, war keine Schande.

»Ich bitte um Verzeihung«, sagte der Elf mit sonderbar unelfischer, leicht heiserer Stimme. »Ich habe mich vor Euch beiden nicht aus böser Absicht verborgen, sondern aus Furcht. Ich würde diesen Spieß wenden.«

»Stimmt«, sagte der Pilger, auf seinen Stab gestützt, und sog hörbar die Luft ein. »Auf dieser Seite hat das Fleisch mehr als genug abbekommen.«

Boreas drehte den Bratspieß, seufzte, räusperte sich. Und seufzte abermals.

»Die Herren wollen sich bitte setzen«, entschied er. »Und etwas warten. Das Tier sollte jeden Moment durch sein. Ha, wahrlich, ein Lump, der Reisenden unterwegs keinen Happen gönnt.«

Zischend rann Fett ins Feuer, das Feuer flammte auf, es wurde heller.

Der Pilger trug einen Filzhut mit breiter Krempe, deren Schatten das Gesicht recht wirksam verbarg. Dem Elf ersetzte den Hut ein buntes Kopftuch, das das Gesicht nicht verbarg. Als sie im Feuerschein dieses Gesicht erblickten, zuckten beide, Boreas und der Pilger, zusammen. Doch sie gaben nicht einmal einen Seufzer von sich. Nicht einmal einen leisen Seufzer beim Anblick dieses Gesichts, das einst gewiss auf Elfenart schön gewesen war, nun aber von einer hässlichen Narbe verunstaltet wurde, die schräg über Stirn, Braue, Nase und Wange bis zum Kinn verlief.

Boreas Mun räusperte sich, drehte abermals den Spieß. »Dieses Düftchen hat die Herren an mein Lagerfeuer geführt, nicht wahr?« Es war eine Feststellung, keine Frage.

»In der Tat.« Der Pilger nickte mit der Hutkrempe, und seine Stimme änderte sich ein wenig. »Ich will mich nicht rühmen, aber ich habe den Braten von weitem gerochen. Ich habe jedoch Vorsicht walten lassen. Auf dem Feuer, dem ich mich vor zwei Tagen genähert habe, wurde eine Frau gebraten.«

»Das ist wahr«, bestätigte der Elf. »Ich war am Morgen darauf dort und habe Menschenknochen in der Asche gesehen.«

»Am Morgen darauf«, wiederholte der Pilger gedehnt, und Boreas hätte wetten mögen, dass auf seinem im Schatten des Hutes verborgenen Gesicht ein ungutes Lächeln erschienen war. »Folgst du mir schon lange auf meiner Spur, Herr Elf?«

»Lange.«

»Und was hat dich davon abgehalten, dich zu zeigen?«

»Die Vernunft.«

»Der Elskerdeg-Pass« – Boreas Mun durchbrach das lastende Schweigen und drehte den Spieß weiter – »ist wirklich kein Ort, der sich eines besonders guten Rufes erfreut. Ich habe ebenfalls Knochen in Lagerfeuern gesehen, Skelette auf Pfählen. Erhängte an Bäumen. Es wimmelt hier von wilden Anhängern grausamer Kulte. Und von Wesen, die nur darauf warten, dich zu fressen. Anscheinend.«

»Nicht anscheinend«, berichtigte ihn der Elf. »Mit Sicherheit. Und je weiter man in die Berge kommt, nach Osten, umso schlimmer wird es.«

»Ihr Herren wollt auch nach Osten? Über den Elskerdeg? Nach Serrikanien? Oder vielleicht noch weiter, nach Haakland?«

Sie antworteten nicht, weder der Pilger noch der Elf. Boreas hatte eigentlich auch keine Antwort erwartet. Erstens war die Frage indiskret. Zweitens dumm. Von dem Ort, wo sie sich befanden, konnte man nur nach Osten gehen. Über den Elskerdeg. Dorthin, wohin auch er wollte.

»Der Braten ist fertig.« Mit einer geschickten und ein wenig demonstrativen Bewegung klappte Boreas das Butterfly-Messer auf. »Bitte, die Herren. Lasst euch nicht bitten.«

Der Pilger hatte einen Hirschfänger, der Elf ein Stilett, das auch nicht wie ein Küchenmesser aussah. Doch alle drei zu bedrohlicheren Zwecken geschliffenen Klingen dienten heute zum Zerschneiden des Bratens. Eine Zeitlang war nur Knacken und das Malmen der Kiefer zu hören. Und das Brutzeln der ins Feuer geworfenen Knochen.

Der Pilger rülpste vornehm. »Ein seltsames Geschöpf«, sagte er und betrachtete das Schulterblatt, das er so abgenagt hatte, dass es aussah, als habe es drei Tage in einem Ameisenhaufen gelegen. »Es schmeckte ein wenig nach Ziege und ein ganz kleines bisschen nach Kaninchen ... Ich kann mich nicht erinnern, jemals so etwas gegessen zu haben.«

»Das war ein Skrekk«, sagte der Elf und zerbiss geräuschvoll Knorpel. »Ich kann mich auch nicht entsinnen, jemals einen gegessen zu haben.«

Boreas räusperte sich leise. Der kaum hörbare Beiklang von sarkastischer Fröhlichkeit in der Stimme des Elfs bewies, dass er wusste: Der Braten stammte von einer Riesenratte mit blutunterlaufenen Augen und großen Zähnen, bei der allein der Schwanz drei Ellen maß. Der Fährtensucher hatte keineswegs Jagd auf das gigantische Nagetier gemacht. Er hatte es in Notwehr erschossen. Er hatte jedoch beschlossen, es zu braten. Er war ein vernünftiger, nüchtern denkender Mann. Er hätte keine Ratte gegessen, die in Müll und Unrat wühlte. Aber vom Eingang zum Elskerdeg-Pass bis zur nächsten Gemeinde, die Müll hervorzubringen vermochte, waren es gut dreihundert Meilen. Die Ratte – oder, wie es der Elf wollte, der Skrekk – musste sauber und gesund sein. Man konnte sich also weder beschmutzen noch anstecken.

Bald landete das letzte, kleinste, sauber abgenagte und ausgesogene Knöchelchen in der Glut. Der Mond stieg über der gezackten Kette der Feuerberge empor. Aus dem vom Wind angefachten Lagerfeuer sprühten Funken, die zwischen dem Gewimmel der blinkenden Sterne verhielten und verloschen.

Boreas Mun riskierte die nächste nicht ganz diskrete Frage: »Seid ihr Herren schon lange unterwegs? Hier im Ödland? Habt ihr schon lange, wenn ich fragen darf, das Solveiga-Tor hinter euch gelassen?«

»Lange, nicht lange – das sind relative Begriffe«, sagte der Pilger. »Ich bin am zweiten Tag nach dem Septembervollmond durchs Solveiga-Tor gegangen.«

»Und ich am sechsten Tag«, sagte der Elf.

»Ha«, fuhr Boreas fort, von der Reaktion ermuntert, »ein Wunder, dass wir uns dort nicht getroffen haben, denn auch ich bin damals dort durchgegangen, genauer gesagt, –geritten, denn da hatte ich noch ein Pferd.«

Er verstummte und verscheuchte unangenehme Gedanken, die sein Pferd und dessen Verlust betrafen. Er war sich sicher, dass seine Zufallsgefährten ähnliche Abenteuer erlebt haben mussten. Wenn sie die ganze Zeit zu Fuß gegangen wären, hätten sie ihn niemals hier vor dem Elskerdeg eingeholt.

»Ich folgere also«, fuhr er fort, »dass ihr gleich nach dem Krieg aufgebrochen seid, nach dem Friedensschluss von Cintra. Es geht mich natürlich nichts an, doch ich wage zu vermuten, dass den Herren die Ordnung und das Bild der Welt nicht gefallen haben, wie sie in Cintra geschaffen und festgelegt wurden.«

»Wenn ich offen sein soll«, ließ sich unverhofft der Elf vernehmen, »so hatte ich keinen Anlass, nach dem Frieden von Cintra die Welt und ihr Bild zu mögen. Von der Ordnung ganz zu schweigen.«

»In meinem Fall«, sagte der Pilger und verschränkte die mächtigen Unterarme vor der Brust, »war es ähnlich. Allerdings überzeugte ich mich davon, wie einer meiner Bekannten sagen würde, post factum.«

Lange herrschte Stille. Es verstummte sogar das, was auf dem Pass heulte.

»Anfangs«, fuhr der Pilger fort, obwohl Boreas und der Elf gewettet hätten, er würde nicht fortfahren, »anfangs deutete alles darauf hin, dass der Friede von Cintra günstige Veränderungen mit sich bringen, eine durchaus erträgliche Weltordnung begründen würde. Wenn nicht für alle, so wenigstens für mich ...«

»Die Könige«, sagte Boreas heiser, »kamen, wenn ich mich recht entsinne, im April in Cintra zusammen?«

»Genau am zweiten April«, berichtigte der Pilger. »Es war, wie ich mich entsinne, Neumond.«

Die Wände entlang, unterhalb der dunklen Balken befestigt, die die Umgänge stützten, hingen Reihen von Schilden, bunt bemalt mit heraldischen Figuren, mit den Wappen des cintrischen Adels. Auf den ersten Blick sah man den Unterschied zwischen den schon etwas verblassten Symbolen der alten Geschlechter und den in neuerer Zeit, unter der Regierung von Dagorad und Calanthe verliehenen Adelswappen. Die neuen hatten lebhafte und noch nicht abgeplatzte Farben, man sah auch keine Wurmlöcher.

Die kräftigsten Farben hatten indes die erst vor ganz kurzer Zeit hinzugefügten Schilde mit den Wappen des Nilfgaarder Adels. Der sich bei der Eroberung der Stadt und der fünfjährigen kaiserlichen Verwaltung ausgezeichnet hatte.

Wenn wir Cintra erst einmal erhalten, dachte König Foltest, muss man darauf achten, dass die Cintrier nicht im heiligen Eifer der Erneuerung diese Schilde vernichten. Politik ist eins, die Ausgestaltung des Saales etwas anderes. Änderungen der staatlichen Ordnung können keinen Vandalismus rechtfertigen.

Hier also hat alles begonnen, dachte Dijkstra, während er sich in dem großen Saal umschaute. Das berühmte Verlobungsmahl, in dessen Verlauf der Stählerne Igel erschien und die Hand der Prinzessin Pavetta forderte ... Und zu dem Königin Calanthe den Hexer anheuerte ...

Wie sonderbar sich doch die Menschenschicksale verflechten, dachte der Spion und wunderte sich selbst über die Trivialität seiner Gedanken.

Vor fünf Jahren, dachte Königin Meve, vor fünf Jahren spritzte das Hirn Calanthes, der Löwin aus dem Geschlecht der Cerbins, auf das Pflaster des Burghofs, desselben, den man aus dem Fenster sieht. Calanthe, deren stolzes Porträt wir im Korridor gesehen haben, war die vorletzte von königlichem Blut. Nachdem ihre Tochter Pavetta ertrunken ist, bleibt nur die Enkelin. Cirilla. Es sei denn, die Nachricht ist wahr, dass auch Cirilla nicht mehr lebt.

»Bitte.« Cyrus Engelkind Hemmelfart, der Hierarch von Nowigrad, winkte mit der zitternden Hand. Um seines Alters, seines Amtes und der allgemeinen Wertschätzung willen war er per acclamationem als Vorsitzender der Beratungen akzeptiert worden. »Ich bitte, die Plätze einzunehmen.«

Sie setzten sich, nachdem sie die mit Mahagonitäfelchen gekennzeichneten Sessel am runden Tisch gefunden hatten. Meve, Königin von Rivien und Lyrien. Foltest, König von Temerien, und sein Vasall, König Venzlav von Brugge. Demawend, König von Aedirn. Henselt, König von Kaedwen. König Ethain von Cidaris. Der junge König Kistrin von Verden. Fürst Nitert, das Haupt des redanischen Regentschaftsrates. Und Graf Dijkstra.

Man wird versuchen müssen, diesen Spion loszuwerden, ihn vom Verhandlungstisch zu entfernen, dachte der Hierarch. König Henselt und König Foltest, ja sogar der junge Kistrin haben sich schon bissige Bemerkungen erlaubt, fehlt nur noch eine Demarche seitens der Vertreter Nilfgaards. Dieser Sigismund Dijkstra ist ein Mann von unangemessenem Rang, dazu noch eine Person mit hässlicher Vergangenheit und üblem Ruf, eine persona turpis. Man darf nicht zulassen, dass die Anwesenheit einer persona turpis die Atmosphäre der Verhandlungen vergiftet.

Der Leiter der Nilfgaarder Delegation, Baron Shilard Fitz-Oesterlen, dem am runden Tisch der Platz exakt gegenüber Dijkstra zugefallen war, begrüßte den Spion mit einer höflichen diplomatischen Verbeugung.

Als er sah, dass schon alle saßen, setzte sich der Hierarch von Nowigrad ebenfalls. Nicht ohne Hilfe der Pagen, die ihn bei den zitternden Händen fassten und stützten. Der Hierarch saß in dem Sessel, der vor Jahren für Königin Calanthe angefertigt worden war. Dieser Sessel hatte eine imponierend hohe und schön verzierte Rückenlehne, wodurch er unter den anderen Sesseln hervorstach.

Runder Tisch hin, runder Tisch her, aber man muss sehen, wer am wichtigsten ist.

Hier ist das also, dachte Triss Merigold, während sie sich im Zimmer umschaute, die Wandteppiche, Gemälde und die zahlreichen Jagdtrophäen betrachtete, das Geweih eines der Zauberin völlig unbekannten Tieres. Hier fand nach der berühmten Demolierung des Thronsaales das folgenreiche Privatgespräch zwischen Calanthe, dem Hexer, Pavetta und dem Verwunschenen Igel statt. Als Calanthe sich mit dieser sonderbaren Heirat einverstanden erklärte. Und Pavetta schon schwanger war. Ciri wurde knapp acht Monate später geboren ... Ciri, die Thronerbin ... Das Löwenjunge aus dem Blute der Löwin ... Ciri, mein kleines Schwesterchen. Das sich jetzt irgendwo weit weg im Süden befindet. Zum Glück ist sie nicht mehr allein. Sie ist mit Geralt und Yennefer zusammen. Sie ist in Sicherheit.

Es sei denn, sie haben mich wieder belogen.

»Setzt euch, meine Damen«, drängte Philippa Eilhart, die seit einiger Zeit Triss aufmerksam musterte. »Gleich beginnen die Herrscher der Welt der Reihe nach Eröffnungsreden zu halten, ich möchte kein Wort verpassen.«

Die Zauberinnen beendeten den Tratsch am Rande und nahmen rasch ihre Plätze ein. Sheala de Tancarville mit einer Silberfuchsboa, die ihrer strengen männlichen Kleidung einen weiblichen Akzent gab. Assire var Anahid in einem Kleid aus violetter Seide, das bescheidene Einfachheit ungewöhnlich reizvoll mit elegantem Chic verband. Francesca Findabair, wie üblich königlich. Ida Emean aep Sivney, wie üblich geheimnisvoll. Margarita Laux-Antille, würdevoll und ernst. Sabrina Glevissig in Türkisrot. Keira Metz in Grün und Jonquillegelb. Und Fringilla Vigo. Niedergedrückt. Traurig. Und wahrlich totenblass, von einer kranken, geradezu gespenstischen Blässe.

Triss Merigold saß neben Keira, gegenüber von Fringilla. Über dem Kopf der Nilfgaarder Zauberin hing ein Bild, das einen Reiter darstellte, der in halsbrecherischem Galopp eine Straße zwischen einem Spalier von Erlen entlangjagte. Die Erlen streckten monströse Astarme nach dem Reiter aus, lachten höhnisch mit den ungeheuerlichen Schlünden der Höhlungen. Triss zuckte unwillkürlich zusammen.

Der in der Mitte des Tisches aufgestellte dreidimensionale Telekommunikator war in Betrieb. Philippa Eilhart stellte mit einem Spruch Bild und Ton schärfer ein.

»Wie die Damen sehen und hören«, sagte sie nicht ohne Häme, »sind im Thronsaal von Cintra, genau unter uns, eine Etage tiefer, die Herrscher der Welt versammelt, um über die Geschicke der Welt zu entscheiden. Und wir hier, eine Etage über ihnen, werden darüber wachen, dass die Jungs keine allzu großen Dummheiten machen.«

Zu dem vom Elskerdeg herandringenden Heulen gesellte sich ein anderes. Boreas hatte keine Zweifel. Das waren keine Wölfe.

»Ich wiederum«, sagte er, um das eingeschlafene Gespräch wieder in Gang zu bringen, »habe mir von diesen cintrischen Verhandlungen nicht viel erwartet. Ha, niemand, den ich gekannt habe, rechnete damit, dass diese Verhandlungen irgendetwas Gutes bringen würden.«

»Wichtig war«, widersprach der Pilger ruhig, »allein schon die Tatsache, dass Verhandlungen begonnen hatten. Der einfache Mann – und ich, wenn die Herren erlauben, bin genau so einer – weiß, dass Krieg führende Könige und Kaiser einander so spinnefeind sind, dass sie, wenn sie die Macht dazu hätten, einander totschlagen würden. Sie haben aufgehört, sich totzuschlagen, sich stattdessen an den runden Tisch gesetzt? Das heißt, sie haben die Macht nicht mehr. Sie sind, einfach gesagt, machtlos. Und aus dieser Machtlosigkeit folgt, dass keine Bewaffneten das Anwesen des einfachen Mannes überfallen, nicht morden, nicht verletzen, keine Gebäude niederbrennen, keine Kinder abstechen, keine Frauen vergewaltigen, niemanden in die Sklaverei wegtreiben. Nein. Stattdessen sind sie in Cintra zusammengekommen und verhandeln. Freuen wir uns!«

Der Elf schob mit einem Stock einen Funken versprühenden Holzklotz zurecht, schaute den Pilger scheel an. »Sogar ein einfacher Mann«, sagte er, ohne den Sarkasmus zu verbergen, »sogar wenn er sich freut, ja, sogar wenn er euphorisch ist, muss verstehen, dass Politik auch Krieg ist, der nur etwas anders geführt wird. Er muss auch begreifen, dass verhandeln handeln heißt. Der sich selbst antreibende Mechanismus ist derselbe. Die ausgehandelten Vorteile werden mit Zugeständnissen bezahlt. Hier gewinnt, dort verliert man. Mit anderen Worten, damit die einen gekauft werden können, müssen andere verkauft werden.«

»In der Tat«, sagte der Pilger nach einer Weile, »das ist so einfach und offensichtlich, dass es jeder versteht. Sogar ein ganz einfacher Mann.«

»Nein, nein und nochmals nein!«, schrie König Henselt auf und schlug mit beiden Fäusten auf die Tischplatte, dass ein Pokal umfiel und die Tintenfässer hüpften. »Keinerlei Diskussion zu diesem Thema! Kein Handel in dieser Frage! Ende, Finis, deireadh!«

»Henselt«, sagte Foltest ruhig, nüchtern und sehr versöhnlich. »Mach keine Schwierigkeiten. Und kompromittiere uns nicht mit deinem Geschrei vor Seiner Exzellenz.«

Shilard Fitz-Oesterlen, der Verhandlungsführer von seiten des Kaiserreichs Nilfgaard, verneigte sich mit einem falschen Lächeln, welches andeuten sollte, die Ausbrüche des Königs von Kaedwen könnten ihn weder abstoßen noch interessieren.

»Wir verständigen uns mit dem Kaiserreich«, fuhr Foltest fort, »und untereinander beginnen wir, uns plötzlich zu beißen wie Hunde? Schäm dich, Henselt.«

»Wir haben uns mit Nilfgaard über so schwierige Fragen verständigt wie Dol Angra und das Flussland«, ließ sich scheinbar widerwillig Dijkstra vernehmen. »Es wäre dumm ...«

»Ich verbitte mir solche Bemerkungen!« Diesmal brüllte Henselt derart, dass ihm nicht jeder Büffel gewachsen gewesen wäre.

»Ich verbitte mir solche Bemerkungen insbesondere von allen möglichen Spionen! Ich bin, verdammt nochmal, ein König!«

»Man sieht es sogar«, prustete Meve. Demawend hatte sich abgewandt und blickte mit einem herablassenden Lächeln auf die Wappenschilde an der Wand des Saales, als sei es nicht sein Königreich, um das es gerade ging.

»Genug«, keuchte Henselt und warf wilde Blicke um sich. »Genug, bei den Göttern genug, sonst platzt mir der Kragen. Ich habe gesagt: keinen Fußbreit Boden. Keine, absolut keine Rückübertragungen! Ich werde nicht zustimmen, dass mein Königreich auch nur um einen Fuß, auch nur einen halben Fuß Boden beschnitten wird! Die Götter haben mir die Ehre Kaedwens in die Hände gelegt, und nur den Göttern werde ich sie überlassen! Die Niedermark gehört zu uns ... äh ... eti... et... ethnisch. Die Niedermark gehört seit Jahrhunderten zu Kaedwen ...«

»Ober-Aedirn«, meldete sich wieder Dijkstra zu Wort, »gehört seit vorigem Jahr zu Kaedwen. Genauer, seit dem vierundzwanzigsten Juli des vorigen Jahres. Seit dem Zeitpunkt, da die Okkupationstruppen aus Kaedwen dort einmarschiert sind.«

»Ich bitte darum«, sagte Shilard Fitz-Oesterlen ungefragt, »im Protokoll ad futuram rei memoriam festzuhalten, dass das Kaiserreich Nilfgaard mit dieser Annexion nichts zu tun hatte.«

»Außer dass es gerade zu dieser Zeit Vengerberg plünderte.«

»Nihil ad rem!«

»Wirklich?«

»Meine Herren«, ermahnte Foltest sie.

»Die Truppen von Kaedwen«, knurrte Henselt, »haben die Niedermark als Befreier betreten! Meine Soldaten sind dort mit Blumen begrüßt worden! Meine Soldaten ...«

»Deine Banditen« – König Demawends Stimme war ruhig, doch man sah ihm an, wie viel Anstrengung es ihn kostete, Ruhe zu bewahren. »Deine Schlagetote, die in mein Reich als Räuberbande eingefallen sind, haben gemordet, vergewaltigt und geraubt. Meine Herren! Wir haben uns hier versammelt und beraten seit einer Woche, beraten darüber, wie das künftige Bild der Welt aussehen soll. Bei den Göttern, soll es ein Bild von Verbrechen und Raub sein? Soll der räuberische Status quo aufrechterhalten werden? Soll das geraubte Gut in den Händen des Schergen und Räubers bleiben?«

Henselt packte eine Karte, die auf dem Tisch lag, zerriss sie mit einer heftigen Bewegung und warf sie zu Demawend hin. Der König von Aedirn zuckte nicht einmal.

»Meine Truppen«, krächzte Henselt, und sein Gesicht nahm die Farbe guten, alten Weines an – »haben die Mark den Nilfgaardern abgenommen. Dein erbärmliches Reich hat schon damals nicht existiert, Demawend. Ich will noch mehr sagen: Wären meine Truppen nicht gewesen, hättest du auch heute kein Königreich. Ich möchte dich sehen, wie du ohne meine Hilfe die Schwarzen hinter die Jaruga und das Dol Angra treibst. Es ist also nicht sehr übertrieben zu sagen, dass du König von meinen Gnaden bist. Aber da hört meine Gnade auf! Ich habe gesagt, ich werde keinen Fußbreit von meinem Land abgeben. Ich werde nicht erlauben, dass mein Reich beschnitten wird.«

»Und ich nicht das meine!« Demawend stand auf. »Also werden wir uns nicht verständigen!«

»Meine Herren«, sagte plötzlich versöhnlich der bis dahin dösende Cyrus Hemmelfart, der Hierarch von Nowigrad. »Es wird sich gewiss ein Kompromiss finden lassen ...«

»Das Kaiserreich Nilfgaard«, meldete sich Shilard Fitz-Oesterlen wieder zu Wort, der sich gern aus heiterem Himmel einschaltete, »wird keine Regelung akzeptieren, die dem Land der Elfen im Dol Blathanna zum Nachteil gereichen würde. Wenn nötig, werde ich den Herren abermals den Inhalt des Memorandums verlesen ...«

Henselt, Foltest und Dijkstra schnaubten, doch Demawend betrachtete den kaiserlichen Gesandten ruhig und beinahe wohlwollend.

»Für das Gemeinwohl«, erklärte er, »und um des Friedens willen akzeptiere ich die Autonomie von Dol Blathanna. Aber nicht als Königreich, sondern als Fürstentum. Die Bedingung ist, das Fürstin Enid an Gleanna mir den Lehnseid leistet und sich verpflichtet, Menschen und Elfen gleiche Rechte und Privilegien zu gewähren. Ich bin dazu bereit, wie gesagt, pro publico bono.«

»Das«, sagte Meve, »sind die Worte eines wahren Königs.«

»Salus publica lex suprema est«, sagte der Hierarch Hemmelfart, der schon seit langem nach einer Gelegenheit suchte, sich ebenfalls mit der Kenntnis des diplomatischen Jargons hervorzutun.

»Ich füge indes hinzu«, fuhr Demawend mit Blick auf den sich aufplusternden Henselt fort, »dass das Zugeständnis in Bezug auf das Dol Blathanna kein Präzendenzfall ist. Das ist die einzige Verletzung der Integrität meiner Länder, mit der ich einverstanden bin. Ich werde keinerlei andere Teilung oder Abtretung anerkennen. Die Armee von Kaedwen, die als Aggressor und Landräuber in meine Grenzen eingefallen ist, hat binnen einer Woche die widerrechtlich okkupierten Festungen und Schlösser von Ober-Aedirn zu räumen. Das ist die Bedingung meiner weiteren Teilnahme an den Beratungen. Und da verba volant, wird mein Sekretär eine offizielle Demarche in dieser Angelegenheit zu Protokoll geben.«

»Henselt?« Foltest schaute den Bärtigen abwartend an.

»Niemals!«, brüllte der König von Kaedwen, stürzte den Sessel um und sprang umher wie ein von Wespen gestochener Schimpanse. »Ich werde die Mark niemals hergeben! Nur über meine Leiche! Ich geb sie nicht! Nichts wird mich dazu zwingen! Keine Macht! Keine beschissene Macht!« Und um zu beweisen, dass auch er etwas gelernt habe und nicht auf der Wurstbrühe hergeschwommen sei, heulte er auf: »Non possumus!«

»Dem werde ich non possumus geben, dem alten Trottel!«, fauchte Sabrina Glevissig in dem Zimmer eine Etage höher. »Keine Angst, ich werde diesen Blödian zwingen, dass er die Revindikationsforderungen im Falle von Ober-Aedirn anerkennt. Die Truppen von Kaedwen werden dort binnen zehn Tagen abziehen. Das liegt auf der Hand. Keine Frage. Wenn eine von den Damen daran gezweifelt hat, dann darf ich mich in der Tat beleidigt fühlen.«

Philippa Eilhart und Sheala de Tancarville bezeugten mit Verbeugungen ihre Anerkennung. Assire var Anahid dankte mit einem Lächeln.

»Für heute«, sagte Sabrina, »bleibt uns, das Problem von Dol Blathanna zu klären. Den Inhalt von Kaiser Emhyrs Memorandum kennen wir. Die Könige da unten sind noch nicht dazu gekommen, diese Frage zu erörtern, haben ihre Optionen aber schon angedeutet. Stellung bezogen hat auch der, wie ich sagen würde, am meisten Interessierte. König Demawend ...«

»Der Standpunkt Demawends«, erklärte Sheala de Tancarville, während sie sich die Silberfuchsboa um den Hals legte, »trägt die Züge eines weitreichenden Kompromisses. Das ist ein positiver, durchdachter und ausgewogener Standpunkt. Shilard Fitz-Oesterlen wird erhebliche Schwierigkeiten haben, wenn er in Richtung größerer Zugeständnisse argumentieren will. Ich weiß nicht, ob er es überhaupt wollen wird.«

»Wird er«, stellte Assire var Anahid ruhig fest. »Denn so lauten seine Instruktionen aus Nilfgaard. Er wird ad referendum aufrufen und Noten verlesen. Er wird sich zumindest eine Zeitlang streiten. Danach wird er beginnen, Zugeständnisse zu machen.«

»Normal«, kürzte Sabrina Glevissig die Rede ab. »Normal ist auch, dass sie sich am Ende irgendwo treffen, irgendetwas vereinbaren werden. Wir werden aber nicht darauf warten, sondern gleich feststellen, was ihnen letzten Endes erlaubt wird. Francesca! Sag etwas! Immerhin geht es um dein Land.«

»Ebendarum« – die Aster aus den Tälern lächelte wunderschön –, »ebendarum schweige ich, Sabrina.«

»Überwinde den Stolz«, sagte Margarita Laux-Antille ernst. »Wir müssen wissen, was wir den Königen erlauben sollen.«

Francesca Findabair lächelte noch schöner. »Um des Friedens willen und pro bono publico«, sagte sie, »stimme ich dem Angebot König Demawends zu. Ihr, liebe Mädchen, braucht mich von diesem Augenblick an nicht mehr mit Majestät anzureden, es genügt ein gewöhnliches ›Durchlaucht‹.«

Sabrina verzog das Gesicht. »Elfenscherze finde ich überhaupt nicht komisch, sicherlich, weil ich sie nicht verstehe. Was ist mit den anderen Bedingungen Demawends?«

Francesca klappte mit den Wimpern. »Ich bin einverstanden mit der Rückkehr der menschlichen Siedler und der Rückerstattung ihres Besitzes«, sagte sie gewichtig. »Ich garantiere die Gleichberechtigung aller Rassen ...«

»Übertreib’s nicht, Enid.« Philippa Eilhart lächelte. »Sei doch nicht mit allem einverstanden! Stelle Bedingungen!«

»Werde ich.« Die Elfe wurde plötzlich ernst. »Ich bin nicht bereit, den Lehnseid zu leisten. Ich will das Dol Blathanna als Allodium haben. Keinerlei Lehnspflichten außer dem Versprechen, dem Oberherrn gegenüber loyal zu sein und ihm nicht zu schaden.«

»Demawend wird nicht zustimmen«, urteilte Philippa kurz. »Er wird nicht auf die Einkünfte und Renten verzichten, die ihm das Blumental einbrachte.«

»In dieser Frage« – Francesca zog die Brauen hoch – »bin ich zu zweiseitigen Verhandlungen bereit und sicher, dass ein Konsens erzielt wird. Ein Allodium zwingt nicht zu Zahlungen, aber es verbietet sie nicht und schließt sie nicht aus.«

Philippa Eilhart ließ nicht locker. »Und was ist mit dem Fideikommiss? Was mit der Primogenitur? Wenn er einem Allodium zustimmt, wird Demawend Garantien für die Unteilbarkeit des Fürstentums haben wollen.«

»Demawend« – wieder lächelte Francesca – »könnte von meinem Teint und meiner Figur wirklich getäuscht werden, aber über dich wundere ich mich, Philippa. Ich habe das Alter schon weit, weit hinter mir, in dem ich schwanger werden konnte. In Bezug auf Primogenitur und Fideikommiss braucht sich Demawend keine Sorgen zu machen. Ich werde der ultimus familiae im Geschlecht der Herrscher von Dol Blathanna sein. Aber trotz des Altersunterschiedes, der scheinbar zu Demawends Gunsten ausfällt, werden wir die Frage meines Erbes nicht mit ihm erörtern, sondern eher mit seinen Enkeln. Ich versichere euch, dass es in dieser Sache keine Streitpunkte geben wird.«

»In dieser nicht«, pflichtete ihr Assire var Anahid bei und schaute der Elfenzauberin in die Augen. »Aber was ist mit den Kampfkommandos der Eichhörnchen? Was ist mit den Elfen, die auf Seiten des Kaiserreichs gekämpft haben? Wenn ich mich nicht irre, geht es hier größtenteils um deine Untertanen, Frau Francesca?«

Die Aster aus den Tälern lächelte nicht mehr. Sie schaute Ida Emean an, doch die schweigsame Elfe aus den Blauen Bergen wich ihrem Blick aus.

»Pro publico bono ...«, setzte sie an und brach ab.

Assire, ebenfalls sehr ernst, nickte zum Zeichen, dass sie verstanden hatte. »Was soll man machen«, sagte sie langsam. »Alles hat seinen Preis. Der Krieg erfordert Opfer. Der Frieden, wie sich erweist, ebenfalls.«

»Ja, das ist unbestreitbar wahr«, wiederholte der Pilger nachdenklich, den Blick auf den Elf gerichtet, der gesenkten Kopfes dasaß. »Friedensverhandlungen sind ein Handel. Ein Jahrmarkt. Damit die einen gekauft werden können, müssen andere verkauft werden. So geht es in der Welt. Es kommt darauf an, nicht zu teuer zu kaufen ...«

»Und sich nicht zu billig zu verkaufen«, schloss der Elf, ohne den Kopf zu heben.

»Verräter! Nichtswürdige Schurken!«

»Hurensöhne!«

»Nilfgaarder Hunde!«

»Ruhe!«, donnerte Hamilcar Danza und hieb mit der gepanzerten Faust auf die Balustrade des Kreuzganges. Die Schützen von der Galerie richteten die Armbrüste auf die in einer Sackgasse zusammengedrängten Elfen.

»Ruhe!«, donnerte Danza noch lauter. »Genug! Schluss mit dem Lärm, ihr Herren Offiziere! Mehr Würde!«

»Du hast die Stirn, von Haltung zu sprechen, du Galgenstrick?«, schrie Coinneach Dá Reo. »Wir haben für euch Blut vergossen, ihr verfluchten Dh’oine! Für euch, für euren Kaiser, der von uns den Treueeid angenommen hat! So dankt ihr es uns? Ihr liefert uns diesen Schergen aus dem Norden aus! Wie Verbrecher! Wie Kriminelle!«

»Ich habe gesagt, genug!« Danza ließ abermals die Faust auf die Balustrade krachen, dass es widerhallte. »Nehmt die vollendete Tatsache zur Kenntnis, meine Herren Elfen! Die in Cintra geschlossenen Übereinkünfte, die Bedingungen für den Friedensschluss sind, erlegen dem Kaiserreich die Verpflichtung auf, den Nordlingen die Kriegsverbrecher auszuliefern ...«

»Verbrecher?«, schrie Riordain. »Verbrecher? Du dreckiger Dh’oine!«

»Kriegsverbrecher«, wiederholte Danza, ohne dem Tumult weiter unten die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. »Diejenigen Offiziere, auf denen bewiesene Anklagen des Terrorismus lasten, von Mord an der Zivilbevölkerung, von Tötung und Folterung Gefangener, Abschlachten von Verwundeten in Lazaretten ...«

»Ihr Hurensöhne!«, brüllte Angus Bri Cri. »Wir haben getötet, weil Krieg war!«

»Wir haben auf euren Befehl getötet!«

»Cuach’te aep arse, bloede Dh’oine!«

»Diese Sache ist entschieden!«, wiederholte Danza. »Eure Vorwürfe und Schreie ändern nichts. Ich bitte, einzeln zum Kontrollposten zu gehen und beim Anlegen der Handschellen keinen Widerstand zu leisten.«

»Wir hätten dableiben sollen, als die über die Jaruga geflohen sind.« Riordain knirschte mit den Zähnen. »Wir hätten dableiben und weiter in den Kommandos kämpfen sollen. Aber wir Dummköpfe, Trottel, Idioten haben unseren Soldateneid gehalten! Recht geschieht uns!«

Isengrim Faoiltiarna, der Eiserne Wolf, der berühmteste, fast schon legendäre Anführer der Eichhörnchen, jetzt kaiserlicher Oberst, riss sich mit steinernem Gesicht vom Ärmel und von den Schulterstücken die silbernen Blitze der Brigade »Vrihedd«, warf sie auf die Platten des Hofes. Andere Offiziere folgten seinem Beispiel. Der von der Galerie zuschauende Hamilcar Danza runzelte die Brauen.

»Die Demonstration ist albern«, sagte er. »Außerdem würde ich mich an Stelle der Herren nicht so leichtfertig der kaiserlichen Insignien entledigen. Ich fühle mich verpflichtet, die Herren in Kenntnis zu setzen, dass den Herren als kaiserlichen Offizieren während der Friedensverhandlungen faire Prozesse, milde Urteile und frühe Amnestie garantiert sind.«

Die in der Sackgasse zusammengedrängten Elfen brachen wie ein Mann in brüllendes Gelächter aus, dass es von den Mauern widerhallte.

»Ich lenke die Aufmerksamkeit der Herren«, fügte Hamilcar Danza ruhig hinzu, »auch auf den Umstand, dass wir den Nordlingen nur euch ausliefern. Zweiunddreißig Offiziere. Wir werden keinen von den Soldaten ausliefern, die ihr befehligt habt. Keinen einzigen.«

Das Gelächter in der Sackgasse verstummte wie abgeschnitten.

Der Wind blies ins Lagerfeuer, ließ einen Funkenregen stieben, Rauch in die Augen schlagen. Vom Pass her erklang wieder ein Heulen.

»Sie haben mit allem geschachert«, brach der Elf das Schweigen. »Alles stand zum Verkauf. Ehre, Treue, das Wort eines Edelmanns, der Eid, gewöhnlicher Anstand ... Das waren einfach Waren, die so lange etwas wert waren, solange Nachfrage nach ihnen und Konjunktur bestand. Und wenn keine bestand, waren sie keinen Pappenstiel wert und wurden beiseitegeworfen. Auf den Müll.«

»Auf den Müllhaufen der Geschichte.« Der Pilger nickte. »Ihr habt recht, Herr Elf. So sah das dort aus, damals in Cintra. Alles hatte seinen Preis. Und war so viel wert, wie man als Äquivalent bekommen konnte. Jeden Morgen begann die Börse. Und wie an einer richtigen Börse kam es alle naselang zu einer Hausse oder einer Baisse. Und wie an einer wirklichen Börse wurde man den Eindruck nicht los, dass jemand an den Fäden zog.«

»Höre ich richtig?«, fragte Shilard Fitz-Oesterlen gedehnt, wobei er dem Ton und seinem Gesicht den Ausdruck von Ungläubigkeit verlieh. »Oder hat mich mein Gehör getäuscht?«

Berengar Leuvaarden, der kaiserliche Sondergesandte, machte sich nicht die Mühe zu antworten. Lässig im Sessel sitzend, kontemplierte er weiterhin den Wellenschlag des Weins in dem leicht geschwenkten Pokal.

Shilard plusterte sich auf, worauf er eine Maske von Abscheu und Herablassung aufsetzte. Die sagen sollte: Entweder lügst du, Hundesohn, oder du willst mich hereinlegen, mich auf die Probe stellen. In beiden Fällen habe ich dich durchschaut.

»Ich soll das also so verstehen«, sagte er hochnäsig, »dass nach den weitgehenden Zugeständnissen in Fragen der Grenzziehung, der Kriegsgefangenen und der Rückgabe von Beute, in der Frage der Offiziere der Brigade ›Vrihedd‹ und der Scioa’tael-Kommandos der Kaiser mir befiehlt, einzulenken und die unmöglichen Ansinnen der Nordlinge bezüglich der Repatriierung von Siedlern zu akzeptieren?«

»Ihr habt vollkommen verstanden, Baron«, erwiderte Berengar Leuvaarden, wobei er auf charakteristische Art die Silben dehnte. »Fürwahr, ich bin voller Bewunderung für Eure rasche Auffassungsgabe.«

»Bei der Großen Sonne, Herr Leuvaarden, denkt ihr dort bei euch in der Hauptstadt ab und zu über die Folgen eurer Entscheidungen nach? Die Nordlinge flüstern schon jetzt, unser Kaiserreich sei ein Koloss auf tönernen Füßen! Schon jetzt schreien sie, sie hätten uns besiegt, geschlagen, vertrieben! Ist dem Kaiser klar, dass weitere Zugeständnisse bedeuten, dass wir ihr arrogantes und hochtrabendes Ultimatum akzeptieren? Versteht der Kaiser, dass sie das als Zeichen der Schwäche deuten werden, was in Zukunft betrübliche Folgen haben kann? Begreift der Kaiser schließlich, welches Schicksal etlichen Tausend von unseren Siedlern in Brugge und Lyrien bevorsteht?«

Berengar Leuvaarden hatte aufgehört, den Pokal zu schwenken, und fixierte Shilard aus kohlschwarzen Augen. »Ich habe dem Herrn Baron den kaiserlichen Befehl übermittelt«, sagte er mit Nachdruck. »Wenn Ihr, Baron, den Befehl ausgeführt habt und nach Nilfgaard zurückkehrt, mögt Ihr den Kaiser gefälligst selbst fragen, warum er so unvernünftig sei. Vielleicht wird es Euch belieben, ihn zurechtzuweisen. Tacheles mit ihm zu reden. Ihn abzukanzeln. Warum nicht? Aber allein. Ohne meine Vermittlung.«

Aha, dachte Shilard. Ich weiß schon. Vor mir sitzt ein neuer Stefan Skellen. Und man muss mit ihm verfahren wie mit Skellen.

Aber es ist doch klar, dass er nicht ohne Zweck hergekommen ist. Den Befehl hätte ein gewöhnlicher Kurier überbringen können.

»Nun ja«, sagte er scheinbar ungezwungen, sogar vertraulich. »Wehe den Besiegten! Aber der kaiserliche Befehl ist klar und konkret, also wird er genauso ausgeführt. Ich werde mich auch bemühen, es als Ergebnis von Verhandlungen erscheinen zu lassen und nicht als reinen Defätismus. Damit kenne ich mich aus. Ich bin seit dreißig Jahren Diplomat. Und in der vierten Generation. Mein Geschlecht zählt zu den bedeutendsten, begütertsten ... und sehr einflussreichen Familien.«

»Ich weiß, ich weiß, gewiss doch«, unterbrach ihn Leuvaarden mit einem leichten Lächeln. »Deshalb bin ich hier.«

Shilard deutete eine Verbeugung an. Er wartete geduldig.

»Die Verständigungsschwierigkeiten«, begann der Abgesandte und schwenkte den Pokal, »sind daher aufgetreten, dass Ihr, lieber Baron, der Ansicht zu sein scheint, Sieg und Eroberung beruhten auf sinnlosem Abschlachten von Menschen. Darauf, irgendwo in die blutgetränkte Erde den Schaft der Standarte zu rammen und zu schreien: ›Bis hierhin meins, ich hab’s erobert!‹ Eine solche Ansicht ist leider ziemlich weit verbreitet. Für mich jedoch, Herr Baron, wie auch für die Leute, die mir Vollmacht gegeben haben, beruhen Sieg und Eroberung auf diametral entgegengesetzten Dingen. Ein Sieg muss so aussehen: Die Besiegten sind gezwungen, von den Siegern hergestellte Güter zu kaufen, ja sie tun das aus freien Stücken, weil die Güter der Sieger besser und billiger sind. Die Währung der Sieger ist stärker als die der Besiegten, und die Besiegten haben zu ihr wesentlich größeres Vertrauen als zu ihrer eigenen. Versteht Ihr mich, Herr Baron Fitz-Oesterlen? Beginnt Ihr allmählich die Sieger von den Besiegten zu unterscheiden? Versteht Ihr, wem es wirklich schlecht ergehen wird?«

Der Botschafter bestätigte es mit einem Nicken.

»Um aber den Sieg zu festigen und rechtlich abzusichern«, fuhr Leuvaarden, die Silben dehnend, nach einer Weile fort, »muss Frieden geschlossen werden. Schnell und um jeden Preis. Nicht irgendeine Kampfpause oder ein Waffenstillstand. Ein schöpferischer Kompromiss. Eintracht, die aufbaut. Und die keine Wirtschaftsblockaden, Zollschranken und keinen Handelsprotektionismus einführt.«

Shilard bestätigte auch diesmal mit einem Kopfnicken, dass er wusste, wovon die Rede war.

»Wir haben nicht ohne Grund ihre Landwirtschaft vernichtet und ihre Industrie ruiniert«, fuhr Leuvaarden mit ruhiger, gedehnter und gleichmütiger Stimme fort. »Wir haben das getan, damit sie aus Mangel an eigenen Waren unsere kaufen müssen. Aber feindliche und geschlossene Grenzen können unsere Kaufleute und unsere Waren nicht überschreiten. Und was wäre dann? Ich will Euch sagen, was dann wäre, lieber Baron. Es tritt eine Überproduktionskrise ein, denn unsere Manufakturen arbeiten in Erwartung des Exports auf Hochtouren. Große Verluste würden auch die Seehandelsgesellschaften erleiden, die in Kooperation mit Nowigrad und Kovir gegründet worden sind. Eure einflussreiche Familie, lieber Baron, hält an diesen Gesellschaften erhebliche Anteile. Und die Familie, wie Ihr sicherlich wisst, ist die Grundzelle der Gesellschaft. Wisst Ihr das?«

»Ich weiß.« Shilard Fitz-Oesterlen senkte die Stimme, obwohl das Zimmer gründlichst gegen Abhören gesichert war. »Ich habe verstanden. Ich hätte jedoch gern Sicherheit, dass ich einen Befehl des Kaisers ausführe ... Und nicht irgendeiner ... Gesellschaft ...«

»Die Kaiser kommen und gehen«, sagte Leuvaarden sentenziös. »Aber die Gesellschaften bleiben. Und überdauern. Doch das ist eine Binsenweisheit. Ich verstehe Eure Befürchtungen, Baron. Ihr könnt sicher sein, dass Ihr einen vom Kaiser erteilten Befehl ausführt. Der, wie ich nicht verhehle, infolge von Ratschlägen erteilt wurde, die dem Kaiser eine gewisse Gesellschaft gegeben hat.«

Der Gesandte öffnete Jacke und Hemd und zeigte ein goldenes Medaillon, auf dem ein von Flammen umgebener Stern in einem Dreieck zu sehen war.

»Ein hübsches Schmuckstück.« Shilard bestätigte mit einem Lächeln und einer leichten Verbeugung, dass er begriffen hatte. »Mir ist bewusst, dass es sehr teuer ist ... und elitär ... Kann man es irgendwo kaufen?«

»Nein«, beschied ihn Berengar Leuvaarden mit Nachdruck. »Man muss es sich verdienen.«

»Wenn die Herren und Damen erlauben« – die Stimme Shilard Fitz-Oesterlens nahm einen spezifischen, den Versammelten schon bekannten Ton an, der davon zeugte, dass der Botschafter das Folgende für maßlos wichtig hielt –, »wenn die Herren und Damen erlauben, werde ich den Inhalt eines aide memoire verlesen, das mir Seine Kaiserliche Majestät Emhyr var Emreis, von der Großen Sonne Gnaden Kaiser von Nilfgaard, übersandt hat ...«

»O nein. Nicht schon wieder.« Demawend knirschte mit den Zähnen, und Dijkstra stöhnte nur. Das blieb von Shilard nicht unbemerkt, weil es nicht unbemerkt bleiben konnte.

»Die Note ist lang«, gab er zu. »Ich werde sie also zusammenfassen statt verlesen. Seine Kaiserliche Majestät bringt große Zufriedenheit mit dem Verlauf der Verhandlungen zum Ausdruck, und als dem Frieden zugetaner Mensch nimmt er mit Freuden die erreichten Kompromisse und Übereinkünfte an. Seine Kaiserliche Majestät wünscht weitere Fortschritte bei den Verhandlungen und ihren Abschluss zum beiderseitigen Vorteil ...«

»Gehen wir also ans Werk«, fiel ihm Foltest ins Wort. »Und zügig! Schließen wir sie zum beiderseitigen Vorteil ab und kehren nach Hause zurück.«

»Richtig«, sagte Henselt, der es am weitesten nach Hause hatte. »Kommen wir zum Schluss, denn wenn wir trödeln, überrascht uns noch der Winter!«

»Uns steht noch ein Kompromiss bevor«, brachte Meve in Erinnerung. »Und eine Angelegenheit, die wir bisher nur gestreift haben. Wohl aus Angst, dass sie uns entzweien könnte. Es ist an der Zeit, diese Angst zu überwinden. Das Problem wird nicht verschwinden, nur weil wir uns vor ihm fürchten.«

»So ist es«, bestätigte Foltest. »Also ans Werk. Klären wir den Status von Cintra, das Problem der Thronfolge, des Erbes von Calanthe. Das ist ein schwieriges Problem, aber ich zweifle nicht daran, dass wir damit fertig werden. Nicht wahr, Exzellenz?«

»Ach.« Shilard Fitz-Oesterlen lächelte diplomatisch und geheimnisvoll. »Die Frage der Nachfolge auf dem Thron von Cintra wird uns, da bin ich mir sicher, ganz glatt von der Hand gehen. Die Angelegenheit ist leichter, als die Herren und Damen glauben.«

»Ich stelle folgendes Projekt zur Diskussion«, verkündete Philippa Eilhart in einem Ton, der keinesfalls zur Diskussion einlud. »Wir machen aus Cintra ein Treuhandgebiet. Das Mandat übertragen wir Foltest von Temerien.«

Sabrina Glevissig runzelte die Stirn. »Dieser Foltest wird uns zu groß. Er entwickelt zu viel Appetit. Brugge, Sodden, Angren ...«

»Wir brauchen«, schnitt ihr Philippa das Wort ab, »einen starken Staat an der Mündung der Jaruga. Und an der Marnadal-Treppe.«

»Das bestreite ich nicht.« Sheala de Tancarville nickte. »Wir brauchen das. Aber Emhyr var Emreis braucht es nicht. Und unser Ziel ist der Kompromiss, nicht der Konflikt.«

»Vor ein paar Tagen«, erinnerte Francesca Findabair, »hat Shilard vorgeschlagen, eine Demarkationslinie festzulegen, Cintra in Einflusssphären zu teilen, eine Nördliche Zone und eine Südliche ...«

Margarita Laux-Antille winkte ab. »Unsinn und Kinderei. Solche Teilungen haben keinerlei Sinn, sie sind ausschließlich eine Brutstätte für Konflikte.«

»Ich denke«, sagte Sheala, »dass Cintra in ein Kondominium verwandelt werden sollte. Die Herrschaft wird kommissarisch durch Vertreter der nördlichen Reiche und Nilfgaard ausgeübt. Hafen und Stadt Cintra erhalten den Status einer Freien Stadt ... Möchtet Ihr etwas sagen, liebe Frau Assire? Bitte sehr. Ich gestehe, dass ich für gewöhnlich an Diskussionen gewöhnt bin, die aus vollständigen, abgeschlossenen Beiträgen bestehen, aber bitte. Wir hören.«

Alle Magierinnen, die gespenstisch blasse Fringilla Vigo nicht ausgeschlossen, richteten den Blick auf Assire var Anahid.

Die Nilfgaarder Zauberin hatte es nicht eilig. »Ich schlage vor«, teilte sie mit ihrer lieben und sanften Stimme mit, »sich auf andere Probleme zu konzentrieren. Cintra lassen wir in Ruhe. Ich hatte einfach noch keine Gelegenheit, die Damen über gewisse Dinge zu informieren, die mir zugetragen worden sind. Die Frage Cintras, hochgeschätzte Konsorores, ist bereits gelöst und geregelt.«

»Wie bitte?« Philippas Augen verengten sich. »Was, wenn man fragen darf, soll das heißen?«

Triss Merigold seufzte laut. Sie ahnte schon, wusste schon, was das heißen sollte.

Vattier de Rideaux war betrübt und niedergeschlagen. Seine bezaubernde und in der Liebe unübertreffliche Geliebte, die goldhaarige Cantarella, hatte ihn verlassen, plötzlich und unerwartet, ohne Gründe anzugeben und ohne sich zu erklären. Für Vattier war das ein Schlag, ein schrecklicher Schlag, nach dem er umherging wie vergiftet; er war nervös, zerstreut und benommen. Er musste sehr aufpassen, sich vorsehen, um sich im Gespräch mit dem Kaiser keine Blöße zu geben, nicht irgendeine Dummheit zu sagen. Zeiten großer Veränderungen waren nicht günstig für nervöse und untüchtige Leute.

»Die Kaufmannsgilde«, fuhr Emhyr var Emreis mit gefurchter Stirn fort, »haben wir für die unschätzbare Hilfe schon bezahlt. Wir haben ihr genug Privilegien erteilt, mehr, als sie von den drei vorhergehenden Kaisern zusammen erhalten hat. Was Berengar Leuvaarden angeht, so sind wir ihm für die Hilfe bei der Aufdeckung der Verschwörung ebenfalls verpflichtet. Er hat eine hohe und einträgliche Stellung erhalten. Wenn er sich aber als unfähig erweisen sollte, dann fliegt er ungeachtet seiner Verdienste hochkant hinaus. Das sollte er wissen.«

»Ich werde mich darum kümmern, Euer Majestät. Und was ist mit Dijkstra? Und mit diesem seinem geheimnisvollen Informanten?«

»Dijkstra wird eher sterben, als dass er mir seinen Informanten verrät. Ihm selbst sollte man sich übrigens für diese Mitteilung aus heiterem Himmel dankbar erweisen ... Aber wie? Dijkstra wird nichts von mir annehmen.«

»Wenn Ihr erlaubt, Euer Kaiserliche Majestät ...«

»Sprich.«

»Dijkstra wird Information annehmen. Etwas, was er nicht weiß, aber wissen möchte. Euer Majestät können sich bei ihm mit Information revanchieren.«

»Bravo, Vattier.«

Vattier de Rideaux atmete erleichtert auf. Zu diesem Zweck wandte er den Kopf ab. Daher erblickte er als Erster die herankommenden Damen. Die Gräfin Liddertal, Stella Congreve, und das ihrer Obhut anvertraute hellhaarige Mädchen.

»Sie kommen.« Er deutete mit einer Bewegung der Braue in die Richtung. »Euer Kaiserliche Majestät, ich erlaube mir zu erinnern ... Die Staatsräson ... Das Interesse des Reiches ...«

»Hör auf«, schnitt ihm Emhyr var Emreis unwillig das Wort ab. »Ich habe gesagt, ich werde es mir überlegen. Ich werde die Sache überdenken und eine Entscheidung treffen. Und danach werde ich dich wissen lassen, wie sie lautet.«

»Jawohl, Euer Kaiserliche Majestät.«

»Was noch?« Die Weiße Flamme von Nilfgaard wischte ungeduldig mit dem Ärmel über die Hüfte der marmornen Nereide, die den Sockel des Springbrunnens zierte. »Warum entfernst du dich nicht, Vattier?«

»Der Fall Stefan Skellen ...«

»Ich werde keine Gnade walten lassen. Der Tod eines Verräters. Aber nach einem fairen und gründlichen Prozess.«

»Jawohl, Euer Kaiserliche Majestät.«

Emhyr würdigte den sich Verbeugenden und Davongehenden keines Blickes. Er schaute auf Stella Congreve. Und auf das hellhaarige Mädchen.

Da kommt das Interesse des Reiches, dachte er. Die falsche Prinzessin, die falsche Königin von Cintra. Die falsche Herrscherin des Mündungsgebiets des Flusses Yarra, an dem dem Reich so viel gelegen ist. Da kommt sie, die Augen gesenkt, furchtsam, im weißen Seidenkleid mit grünen Ärmeln und einem kleinen Peridotkollier in dem vernachlässigbaren Dekolleté. Damals in Darn Rowan habe ich ihr für dieses Kleid ein Kompliment gemacht, die Wahl des Schmuckes gelobt. Stella kennt meinen Geschmack. Also hat sie das Püppchen erneut nach meinem Geschmack ausstaffiert. Aber was soll ich mit einem Püppchen anfangen? Auf den Kamin stellen?

»Edle Damen.« Er verbeugte sich als Erster. Außerhalb des Thronsaals war Höflichkeit gegenüber Frauen in Nilfgaard sogar für den Kaiser verbindlich.

Sie antworteten mit tiefen Knicksen und gesenkten Köpfen. Sie standen vor einem höflichen Mann, der aber trotzdem der Kaiser war.

Emhyr hatte genug vom Protokoll. »Bleib hier, Stella«, befahl er trocken. »Und du, Mädchen, wirst mich auf einem Spaziergang begleiten. Da ist mein Arm. Kopf hoch. Genug, genug geknickst. Wir gehen nur spazieren.«

Sie gingen eine schmale Allee entlang, zwischen noch kaum belaubten Sträuchern und Hecken. Die kaiserliche Leibwache, die Soldaten der elitären Gardebrigade »Impera«, die berühmten Salamander, hielten sich abseits, aber immer in Bereitschaft. Sie wussten, wann man den Kaiser nicht stören durfte.

Sie kamen an einem Teich vorüber, verwaist und traurig. Der uralte Karpfen, den Kaiser Torres ausgesetzt hatte, war vor zwei Tagen eingegangen. Ich werde einen neuen aussetzen, jung, stark, mit schönen Schuppen, dachte Emhyr var Emreis, ich werde ihm eine Medaille mit meinem Konterfei und dem Datum anheften lassen. Vaesse deireadh aep eigean. Etwas ist zu Ende gegangen, etwas beginnt. Das ist eine neue Ära. Eine neue Zeit. Ein neues Leben. Also soll es, zum Kuckuck, auch einen neuen Karpfen geben.

In Gedanken versunken, hatte er das Mädchen beinahe vergessen, das er untergehakt hatte. In Erinnerung brachten sie ihm ihre Wärme, ihr Maiglöckchenduft, das Staatsinteresse. In dieser und keiner anderen Reihenfolge.

Sie standen vor dem Teich, in dem sich eine künstliche Insel aus dem Wasser erhob, darauf ein Steingarten, ein Springbrunnen und eine Marmorskulptur.

»Weißt du, was diese Figur darstellt?«

Sie antwortete nicht sofort. »Ja, Euer Kaiserliche Majestät. Das ist ein Pelikan, der sich mit dem Schnabel die Brust aufreißt, um mit dem Blut seine Jungen zu füttern. Es ist eine Allegorie auf edelmütige Aufopferung. Und außerdem ...«

»Ich bin ganz Ohr.«

»Außerdem auf große Liebe.«

»Glaubst du« – er drehte sie zu sich, presste die Lippen zusammen –, »dass die aufgerissene Brust deswegen weniger schmerzt?«

»Ich weiß nicht«, stammelte sie. »Euer Kaiserliche Majestät ... Ich ...«

Er nahm ihre Hand. Fühlte, wie sie zitterte; das Zittern setzte sich über seine Hand fort, den Arm, die Schulter.

»Mein Vater«, sagte er, »war ein großer Herrscher, aber der Sinn stand ihm nie nach Mythen und Legenden, er hatte nie Zeit dafür. Und er verwechselte sie ständig. Jedesmal – ich weiß das noch wie heute –, wenn er mich hierher in den Park führte, sagte er, die Skulptur stelle den Pelikan dar, der aus der Asche aufersteht. Na, Mädchen, lächle wenigstens, wenn der Kaiser Schnurren erzählt. Danke. Viel besser. Der Gedanke wäre mir nicht lieb, dass du ungern mit mir spazieren gehst. Schau mir in die Augen.«

»Ich bin froh ... dass ich hier sein kann ... mit Eurer Kaiserlichen Majestät. Das ist eine große Ehre für mich, ich weiß ... Aber auch eine große Freude. Ich freue mich ...«

»Wirklich? Oder ist das vielleicht nur höfische Schmeichelei? Etikette, die gute Schule Stella Congreves? Eine Sache, die Stella dich hat auswendig lernen lassen? Heraus mit der Sprache, Mädchen.«

Sie schwieg, senkte den Blick.

»Dein Kaiser hat dir eine Frage gestellt«, wiederholte Emhyr var Emreis. »Und wenn der Kaiser fragt, wagt niemand zu schweigen. Zu lügen, versteht sich, auch nicht.«

»Wirklich«, sagte sie melodisch. »Ich freue mich wirklich, Euer Kaiserliche Majestät.«

»Ich glaube dir«, sagte Emhyr nach einer Weile. »Ich glaube dir. Obwohl ich mich wundere.«

»Ich auch ...«, erwiderte sie flüsternd. »Ich wundere mich auch.«

»Wie bitte? Etwas mutiger bitte.«

»Ich würde gern öfter ... spazieren gehen. Und mich unterhalten. Aber ich verstehe ... Ich verstehe, dass das unmöglich ist.«

»Du verstehst richtig.« Er biss sich auf die Lippen. »Kaiser herrschen über das Imperium, aber über zweierlei haben sie keine Herrschaft: ihr Herz und ihre Zeit. Das eine wie das andere gehört dem Reich.«

»Ich weiß das«, flüsterte sie, »nur allzu gut.«

»Ich werde mich nicht lange hier aufhalten«, sagte er nach kurzem Schweigen. »Ich muss nach Cintra reisen, mit meiner eigenen Person die Feierlichkeiten zum Friedensschluss beehren. Du wirst nach Darn Rowan zurückkehren ... Nimm den Kopf hoch, Mädchen. Aber nicht doch. Du schniefst schon zum zweiten Mal in meiner Anwesenheit. Und was ist das in den Augen? Tränen? Oh, das sind ernste Verstöße gegen die Etikette. Ich werde der Gräfin Liddertal meine allerhöchste Unzufriedenheit ausdrücken müssen. Nimm den Kopf hoch, habe ich gebeten.«

»Bitte ... verzeiht Frau Stella ... Euer Kaiserliche Majestät. Es ist meine Schuld. Nur meine. Frau Stella hat mich gelehrt ... Und mich gut vorbereitet.«

»Ich habe es bemerkt und weiß es zu schätzen. Keine Angst, Stella Congreve ist nicht in Gefahr, bei mir in Ungnade zu fallen. Das war sie nie. Ich habe mir einen Scherz mit dir erlaubt. Einen schlechten.«

»Das habe ich bemerkt«, flüsterte das Mädchen und erbleichte, erschrocken über die eigene Kühnheit.

Emhyr jedoch lächelte nur. Ein wenig traurig. »So bist du mir lieber«, stellte er fest. »Glaub mir. Mutig. So wie ...«

Er verstummte. So wie meine Tochter, hatte er gedacht. Das Schuldgefühl nagte an ihm.

Das Mädchen senkte den Blick nicht. Das ist nicht nur das Werk Stellas, dachte Emhyr. Das ist wirklich ihre Natur. Entgegen allem Anschein ist das ein Diamant, den man schwer schleifen kann. Nein. Ich werde Vattier nicht erlauben, dieses Kind zu ermorden. Cintra hin, Cintra her und das Interesse des Reiches dazu, aber diese Angelegenheit scheint nur eine sinnvolle und ehrenhafte Lösung zu haben.

»Gib mir die Hand.«

Es war ein Befehl, strengen Tones erteilt. Dennoch konnte er sich des Eindrucks nicht erwehren, dass er gern ausgeführt wurde. Ohne Zwang.

Ihre Hand war klein und kalt. Aber sie zitterte nicht mehr.

»Wie heißt du? Aber sag bitte bloß nicht, du heißt Cirilla Fiona.«

»Cirilla Fiona.«

»Ich habe Lust, dich zu bestrafen, Mädchen. Streng.«

»Ich weiß, Euer Kaiserliche Majestät. Ich habe es verdient. Aber ich ... Ich muss Cirilla Fiona sein.«

»Man könnte meinen«, sagte er, ohne ihre Hand loszulassen, »es täte dir leid, dass du es nicht bist.«

»Es tut mir leid«, flüsterte sie. »Es tut mir leid, dass ich es nicht bin.«

»Wirklich?«

»Wenn ich ... die echte Cirilla wäre ... würde der Kaiser mich gnädiger ansehen. Aber ich bin nur eine Fälschung. Ein Imitat. Eine Nachahmung, die zu nichts nütze ist. Zu nichts ...«

Er drehte sich jäh um, packte sie am Arm. Und ließ sie sofort los. Trat einen Schritt zurück.

»Verlangen nach der Krone? Nach Macht?«, sagte er leise, aber schnell, wobei er vorgab, ihr heftiges Kopfschütteln nicht zu sehen. »Nach Ehren? Glanz? Luxus?«

Er brach ab, atmete tief durch. Tat so, als sähe er nicht, wie das Mädchen noch immer den gesenkten Kopf schüttelte, noch immer die weiteren kränkenden Vorwürfe verneinte, die vielleicht dadurch noch kränkender waren, dass sie unausgesprochen blieben.

Er atmete tief und hörbar durch. »Weißt du, kleine Motte, dass das, was du vor dir siehst, eine Flamme ist?«

»Ich weiß, Euer Kaiserliche Majestät.«

Sie schwiegen lange. Der Geruch des Frühlings stieg ihnen plötzlich zu Kopfe. Beiden.

»Kaiserin zu sein«, sagte Emhyr schließlich tonlos, »ist entgegen dem Anschein kein leichtes Brot. Ich weiß nicht, ob ich imstande sein werde, dich liebzugewinnen.«

Sie nickte zum Zeichen, dass sie auch das wisse. Er bemerkte eine Träne auf ihrer Wange. Wie damals im Schloss Stygga spürte er, wie sich der in seinem Herzen steckende Splitter kalten Glases regte.

Er umarmte sie, drückte sie kräftig an seine Brust, strich ihr über die nach Maiglöckchen duftenden Haare. »Du meine arme ...«, sagte er mit fremder Stimme. »Du meine kleine, arme Staatsräson.«

In ganz Cintra läuteten die Glocken. Würdevoll, tief, feierlich. Aber irgendwie sonderbar klagend.

Eine nicht alltägliche Schönheit, dachte der Hierarch Hemmelfart, während er wie alle anderen auf das Porträt blickte, das gerade aufgehängt wurde und wie die übrigen mindestens eine mal eine halbe Elle maß. Eine seltsame Schönheit. Ich lege meine Hand ins Feuer, dass das irgendein Mischling ist. Dass sie das verfluchte Elfenblut in den Adern hat.

Hübsch, dachte Foltest, hübscher als auf der Miniatur, die mir die Leute von der Aufklärung gezeigt haben. Aber nun ja, Porträts schmeicheln für gewöhnlich.

Überhaupt nicht Calanthe ähnlich, dachte Meve. Keinerlei Ähnlichkeit mit Roegner. Keinerlei Ähnlichkeit mit Pavetta ... Hmm ... Es gehen Gerüchte ... Aber nein, das ist unmöglich. Das muss königliches Blut sein, die rechtmäßige Herrscherin Cintras. Muss. Die Staatsräson erfordert das. Und die Geschichte.

Das ist nicht die, die ich in den Träumen gesehen habe, dachte der unlängst in Cintra eingetroffene Esterad Thyssen, der König von Kovir. Das ist ganz entschieden nicht sie. Aber das werde ich niemandem sagen. Das behalte ich für mich und meine Suleyka. Zusammen mit meiner Suleyka werde ich entscheiden, wie wir das Wissen nutzen, das uns die Träume gegeben haben.

Es hätte nicht viel gefehlt, und sie wäre meine Frau geworden, diese Ciri, dachte Kistrin von Verden. Dann wäre ich Fürst von Cintra, nach dem Brauch der Thronfolger ... Und ich wäre gewiss umgekommen wie Calanthe. Gut, oje, gut hat es sich gefügt, dass sie mir damals davongelaufen ist.

Ich habe keinen Moment lang an die Geschichte von der großen Liebe auf den ersten Blick geglaubt, dachte Shilard Fitz-Oesterlen. Keinen Moment. Und trotzdem heiratet Emhyr dieses Mädchen. Er vergibt die Möglichkeit, sich mit den Fürsten zu versöhnen, indem er statt einer ihrer Töchter Cirilla von Cintra zur Frau nimmt. Warum? Um dieses kleine, armselige Ländchen unter seine Herrschaft zu bringen, von dem ich bei den Verhandlungen ohnehin die Hälfte, wenn nicht mehr, für das Kaiserreich gewonnen hätte? Um die Mündung der Jaruga unter seine Kontrolle zu bringen, die sich sowieso schon unter Kontrolle der Nilfgaarder-Nowigrader-Kovirischen Seehandelsgesellschaften befindet?

Ich begreife nichts von solch einer Staatsräson, nichts.

Ich argwöhne, man sagt mir nicht alles.

Die Zauberinnen, dachte Dijkstra. Das ist das Werk der Zauberinnen. Aber soll es so sein. Offensichtlich war es vorherbestimmt, dass Ciri Königin von Cintra, Emhyrs Frau und Kaiserin von Nilfgaard wird. Offensichtlich wollte es die Vorsehung so. Das Schicksal.

Soll es so sein, dachte Triss Merigold. Soll es so geschehen. Sehr gut ist es geworden. Ciri wird jetzt in Sicherheit sein. Sie werden sie vergessen. Sie in Ruhe lassen.

Das Porträt befand sich endlich an seinem Platz, die Knechte, die es aufgehängt hatten, traten zurück, nahmen die Leitern weg.

In der langen Reihe der nachgedunkelten und etwas staubigen Konterfeis der Herrscher von Cintra, hinter der Kollektion von Cerbins und Cerams, hinter Corbett, Dagorad und Roegner, hinter der stolzen Calanthe, der melancholischen Pavetta hing das letzte Porträt. Das die gegenwärtige in Gnaden herrschende Monarchin darstellte. Die Erbin des Throns und des königlichen Blutes.

Das Porträt eines schmächtigen Mädchens mit hellem Haar und traurigem Blick. In einem weißen Kleid mit grünen Ärmeln.

Cirilla Fiona Elen Riannon.

Königin von Cintra und Kaiserin von Nilfgaard.

Die Vorherbestimmung, dachte Philippa Eilhart, die Dijkstras Blick spürte.

Armes Kind, dachte Dijkstra, der auf das Bild blickte. Es denkt sicherlich, jetzt sind seine Missgeschicke und Fährnisse ausgestanden. Armes Kind.

Die Glocken von Cintra läuteten und schreckten die Möwen auf.

»Kurz nach Abschluss der Verhandlungen und Unterzeichnung des Friedensvertrages von Cintra«, nahm der Pilger seine Erzählung wieder auf, »fanden in Nowigrad pompöse mehrtägige Feierlichkeiten statt, ein Fest, dessen Krönung eine große und feierliche Truppenparade war. Der Tag, wie es sich für den ersten Tag einer neuen Epoche gehört, war wirklich schön ...«

»Soll das heißen«, erkundigte sich der Elf sarkastisch, »dass Ihr dort anwesend wart? Bei jener Parade?«

»Genau genommen hatte ich mich ein wenig verspätet.« Der Pilger gehörte offensichtlich nicht zu denen, denen Sarkasmus etwas ausmachte. »Der Tag, wie gesagt, war schön. Das versprach er schon vom frühesten Morgen an zu werden.«

Vascoigne, der Kommandant von Fort Drakenborg, unlängst noch Stellvertreter des Kommandanten für politische Angelegenheiten, schlug sich ungeduldig mit der Reitgerte gegen den Stiefelschaft. »Schneller dort, schneller«, drängte er. »Die nächsten warten! Nach diesem Friedensschluss in Cintra haben wir alle Hände voll zu tun!«

Die Henker, die den Verurteilten die Schlingen um die Hälse gelegt hatten, traten zurück. Vascoigne schlug mit der Reitgerte gegen den Stiefelschaft. »Wenn jemand etwas zu sagen hat«, erklärte er trocken, »dann ist jetzt die letzte Gelegenheit dazu.«

»Es lebe die Freiheit«, sagte Cairbre aep Diared.

»Der Prozess war tendenziös«, sagte Orestes Koppa, ein Marodeur, Räuber und Mörder.

»Leckt mich am Arsch«, sagte Robert Pilch, ein Deserteur.

»Richtet Herrn Dijkstra aus, dass es mir leid tut«, sagte Jan Lennep, ein Agent, verurteilt für Bestechung und Diebstahl.

»Ich wollte nicht ... Ich wollte wirklich nicht ...«, stotterte, auf dem Bronzepodest schwankend, Istvan Igalffy, der ehemalige Kommandant des Forts, der für Handlungen, die er sich gegenüber weiblichen Gefangenen erlaubt hatte, abgesetzt und vors Militärgericht gestellt worden war.

Die Sonne, blendend hell wie geschmolzenes Gold, explodierte über der Palisade des Forts. Die Galgenpfosten warfen lange Schatten. Über Drakenborg stieg ein neuer, schöner, sonniger Tag empor.

Der erste Tag einer neuen Epoche.

Vascoigne schlug mit der Reitgerte gegen den Stiefelschaft. Er hob und senkte die Hand.

Die Podeste wurden unter den Füßen weggestoßen.

Alle Glocken von Nowigrad läuteten, ihre tiefen und seufzenden Töne hallten von den Dächern und Mansarden der Kaufmannshäuser wider, verströmten sich als Echo in den Gassen. Hoch schossen die Raketen und künstlichen Feuer. Die Menge tobte, brachte Hochrufe aus, warf Blumen, schleuderte die Mützen hoch, winkte mit Tüchlein, Schals, Fähnchen, ja sogar mit Hosen.

»Es lebe die Freikompagnie!«

»Sie lebe hoooch!«

»Es leben die Condottieri!«

Lorenzo Molla salutierte der Menge, warf den schönen Städterinnen Kusshände zu. »Wenn sie die Prämie ebenso ausgiebig zahlen, wie sie uns hochleben lassen«, überschrie er den Lärm, »dann sind wir reich!«

»Schade«, sagte Julia Abatemarco mit einem Kloß in der Kehle. »Schade, dass Frontino das nicht erlebt.«

Sie ritten im Schritt die Hauptstraße der Stadt entlang, Julia, Adam »Adieu« Pangratt und Lorenzo Molla, an der Spitze der Kompagnie, die, prächtig herausstaffiert, in schön gleichmäßigen Karrees formiert waren, so dass keins von den herausgeputzten und auf Hochglanz gestriegelten Pferden die Nase auch nur um einen Zoll vorreckte. Die Pferde der Condottieri waren wie ihre Reiter – ruhig und stolz, sie ließen sich von den Hochrufen und dem Geschrei der Menge nicht scheu machen, reagierten nur mit kaum merklichen Kopfbewegungen auf die ihnen entgegenfliegenden Kränze und Blumen.

»Es leben die Condottieri!«

»Es lebe ›Adieu‹ Pangratt! Es lebe die ›Süße Range‹!«

Julia wischte sich verstohlen eine Träne fort, während sie eine aus der Menge geworfene Nelke im Fluge auffing. »Das hätte ich mir nie träumen lassen ...«, sagte sie. »So ein Triumph ... Schade, dass Frontino ...«

»Du bist eine Romantikerin«, sagte Lorenzo Molla lächelnd. »Du bist gerührt, Julia.«

»Bin ich. Achtung! Augen ... links!«

Sie strafften sich in den Sätteln, wandten die Köpfe zur Tribüne und den darauf aufgestellten Thronen und Stühlen. Ich sehe Foltest, dachte Julia. Der Bärtige ist wohl Henselt von Kaedwen und der Würdevolle Demawend von Aedirn ... Diese Matrone muss Königin Hedwig sein ... Und das Jüngelchen neben ihr ist Prinz Radowid, der Sohn des ermordeten Königs ... Arme Rotznase ...

»Es leben die Condottieri! Es lebe Julia Abatemarco! Vivat ›Adieu‹ Pangratt! Vivat Lorenzo Molla!«

»Es lebe Konnetabel Natalis!«

»Es leben die Könige! Foltest, Demawend, Henselt, sie leben hoch!«

»Es lebe Herr Dijkstra!«, brüllte irgendein Speichellecker.

»Es lebe Seine Heiligkeit!«, schrien aus der Menge ein paar bezahlte Jubler. Cyrus Engelkind Hemmelfart, der Hierarch von Nowigrad, stand auf, grüßte die Menge und die vorbeidefilierenden Truppen mit erhobener Hand, wobei er Königin Hedwig und dem minderjährigen Radowid unfein das Hinterteil zukehrte und sie mit den Schößen seines weiten Gewandes verdeckte.

Niemand ruft »Es lebe Radowid«, dachte der vom ausladenden Hintern des Hierarchen verdeckte Prinz. Niemand schaut auch nur zu mir her. Niemand bringt einen Hochruf auf meine Mutter aus. Oder erinnert auch nur an meinen Vater, ruft etwas zu seinem Ruhme. Heute, am Tag des Triumphs, am Tag des Bündnisses, der Allianz, zu der mein Vater immerhin beigetragen hat. Wofür er ermordet worden ist.

Er spürte im Nacken einen Blick. Sanft wie etwas, das er nicht kannte – oder doch nur in Wunschträumen. Etwas, das wie eine Liebkosung weicher und heißer Frauenlippen war. Er wandte den Kopf. Er sah in die ihn fixierenden dunklen, bodenlosen Augen von Philippa Eilhart.

Wartet nur, dachte er und wandte den Blick ab. Wartet nur.

Niemand konnte damals vorhersehen und erraten, dass aus dem Dreizehnjährigen, dieser Person ohne jede Bedeutung in dem vom Regentschaftsrat und Dijkstra regierten Land, ein König werden würde. Ein König, der die von ihm und seiner Mutter erfahrene Missachtung allen heimzahlen und der in die Geschichte als Radowid V. der Gestrenge eingehen würde.

Die Menge rief »Vivat!«. Unter die Hufe der Pferde der vorbeidefilierenden Condottieri wurden Blumen gestreut.

»Julia?«

»Ja, Adieu.«

»Heirate mich. Werde meine Frau.«

Die Süße Range gab lange keine Antwort, während sie die Überraschung verdaute.

Die Menge rief »Vivat!«. Der Hierarch von Nowigrad, verschwitzt und nach Luft schnappend wie ein großer, fetter Wels, segnete von der Tribüne herab die Städter und die Parade, Stadt und Welt.

»Du bist doch verheiratet, Adam Pangratt!«

»Ich lebe getrennt. Ich lasse mich scheiden.«

Julia Abatemarco gab keine Antwort. Sie wandte den Kopf ab. Überrascht. Verwirrt. Und sehr glücklich. Warum auch immer.

Die Menge rief »Vivat!« und warf Blumen. Über den Dächern explodierten mit Knall und Rauch Raketen und Feuerwerk.

Die Glocken von Nowigrad läuteten seufzend.

Eine Frau, dachte Nenneke. Als ich sie in diesen Krieg geschickt habe, war sie ein Mädchen. Zurückgekommen ist eine Frau. Selbstsicher. Selbstbewusst. Ruhig. Beherrscht. Fraulich.

Sie hat diesen Krieg gewonnen. Indem sie sich von dem Krieg nicht hat vernichten lassen.

»Debora«, setzte Eurneid die Aufzählung mit leiser, aber sicherer Stimme fort, »ist in einem Lager bei Mayena am Typhus gestorben. Prune ist in der Jaruga ertrunken, als ein Boot mit Verwundeten kenterte. Myrrhe haben Elfen umgebracht, Eichhörnchen, die das Lazarett bei Armeria überfielen ... Katje ...«

»Sprich, Kind«, drängte Nenneke sanft.

Eurneid räusperte sich. »Katje hat im Spital einen verwundeten Nilfgaarder kennengelernt. Nach dem Friedensschluss, als die Gefangenen ausgetauscht wurden, ist sie mit ihm nach Nilfgaard gegangen.«

»Ich habe immer gesagt«, seufzte die kräftige Priesterin, »dass die Liebe weder Grenzen noch Absperrungen kennt. Und was ist mit Iola der Zweiten?«

»Sie lebt«, beeilte sich Eurneid zu versichern. »Sie ist in Maribor.«

»Warum kommt sie nicht zurück?«

Die Adeptin senkte den Kopf. »Sie wird nicht in den Tempel zurückkehren, Mutter«, sagte sie leise. »Sie ist im Spital von Herrn Milo Vanderbeck, von diesem Halbling. Sie hat gesagt, sie will heilen. Sich nur dem widmen. Verzeih ihr, Mutter Nenneke.«

»Verzeihen?«, schnaubte die Priesterin. »Ich bin stolz auf sie.«

»Du kommst zu spät«, zischte Philippa Eilhart. »Zu spät zur Feier, an der die Könige teilnehmen. Bei allen Teufeln, Sigismund, deine Arroganz in Fragen des Protokolls ist gut genug bekannt, dass du sie nicht noch dreist hervorzukehren brauchst. Vor allem heute, an solch einem Tag ...«

»Ich hatte Gründe.« Dijkstra beantwortete mit einer Verbeugung den Blick von Königin Hedwig und die hochgezogenen Brauen des Hierarchen von Nowigrad. Er bemerkte, wie Priester Willemer das Gesicht verzog und das Antlitz König Foltests, würdig, auf Münzen geprägt zu werden, zu einer Fratze der Verachtung wurde.

»Ich muss mit dir reden, Phil.«

Philippa zog die Brauen zusammen. »Unter vier Augen sicherlich?«

»Das wäre am besten.« Dijkstra lächelte sacht. »Wenn du es aber für angebracht hältst, wäre ich mit ein paar zusätzlichen Augenpaaren einverstanden. Sagen wir, mit den schönen Augen der Damen von Montecalvo.«

»Leiser«, zischte die Zauberin zwischen lächelnden Lippen hervor.

»Wann kann ich mit einer Audienz rechnen?«

»Ich werde es mir überlegen und dich wissen lassen. Jetzt lass mich in Ruhe. Das ist eine erhabene Zeremonie. Das ist ein großer Feiertag. Ich will dich daran erinnern, falls du es nicht selbst bemerkt hast.«

»Ein großer Feiertag?«

»Wir stehen an der Schwelle einer neuen Epoche, Dijkstra.«

Der Spion zuckte mit den Schultern.

Die Menge rief »Vivat!«. Feuerwerk schoss gen Himmel. Die Glocken von Nowigrad läuteten, sie läuteten zum Triumph, zum Lobpreis. Doch sie klangen irgendwie seltsam klagend.

»Halt doch mal die Zügel, Jarre«, sagte Lucienne. »Ich habe Hunger gekriegt, werd was futtern. Komm, ich wickel dir den Riemen um die Hand. Ich weiß, mit einer kannst du’s nicht.«

Jarre fühlte, wie er vor Scham und Erniedrigung rot wurde. Er hatte sich noch nicht eingewöhnt. Er hatte immer noch den Eindruck, die ganze Welt habe nichts Besseres zu tun, als auf den Stumpf zu glotzen, auf den umgeschlagenen und zugenähten Ärmel. Die ganze Welt denke an nichts anderes, als die Verkrüppelung zu sehen, dem Krüppel Mitgefühl vorzuheucheln und Bedauern zu simulieren, ihn in Wahrheit aber zu verachten und für etwas zu halten, welches die hübsche Ordnung in Unordnung brachte, indem es hässlich und dreist existierte. Indem es wagte zu existieren.

Lucienne, musste er zugeben, unterschied sich in dieser Hinsicht ein wenig von der ganzen Welt. Weder tat sie so, als sähe sie nichts, noch verfiel sie in die Manier erniedrigender Hilfe und noch mehr erniedrigenden Mitleids. Jarre war nahe daran zu glauben, dass die blonde Fuhrfrau ihn natürlich und normal behandelte. Doch er schob diesen Gedanken von sich. Er akzeptierte ihn nicht.

Denn er brachte es immer noch nicht fertig, sich selbst normal zu behandeln.

Das Militärfuhrwerk, das Invaliden transportierte, knarrte und rumpelte. Nach einer kurzen Regenzeit war sengende Hitze gekommen, die vom Tross ausgefahrenen Spurrinnen waren getrocknet und zu Kämmen, Graten und Buckeln von phantastischen Formen erstarrt, durch die sich das von vier Pferden gezogene Fahrzeug hindurchquälen musste. Über die größeren Rinnen sprang der Wagen geradezu, knackte, der Wagenkasten wankte wie ein Schiff im Sturm. Die verkrüppelten – größtenteils beinlosen – Soldaten fluchten dann ebenso ausgesucht wie schmutzig, und Lucienne, um nicht herunterzufallen, schmiegte sich an Jarre und legte den Arm um ihn, ließ dabei dem Burschen reichlich von ihrer magischen Wärme zuteil werden, von ihrer wundersamen Weichheit und von der erregenden Mischung von Gerüchen nach Pferd, Leder, Heu, Hafer und jungem, intensivem Mädchenschweiß.

Der Wagen sprang wieder aus einer Rinne, Jarre zog die ums Handgelenk gewickelten Zügel straffer. Lucienne, die abwechselnd vom Brot und der Wurst abbiss, schmiegte sich an seine Seite.

»Na, na.« Sie hatte sein Messingmedaillon entdeckt und nutzte schamlos die Tatsache aus, dass seine einzige Hand mit den Zügeln beschäftigt war. »Haben sie dich auch reingelegt? Ein Vergissmeinnicht-Amulett? Oi, das war wirklich ein Schlitzohr, der sich diesen Firlefanz ausgedacht hat. Da war große Nachfrage nach in diesem Krieg, mehr als nach Schnaps, denk ich. Und was da für ein Mädchenname drin ist, sehen wir gleich ...«

»Lucienne.« Jarre wurde rot wie eine Tomate, er fühlte, wie ihm gleich das Blut aus den Wangen spritzen würde. »Ich muss dich bitten ... es nicht aufzumachen ... Entschuldige, aber das ist etwas Privates. Ich möchte dich nicht kränken, aber ...«

Der Wagen sprang hoch, Lucienne schmiegte sich an ihn, und Jarre verstummte.

»Ci-ril-la«, buchstabierte die Fuhrfrau mit Mühe. Jarre war trotzdem überrascht – er hatte von dem Landmädchen keine so weit reichenden Fähigkeiten erwartet.

»Sie wird dich nicht vergessen.« Sie klappte das Medaillon zu, ließ das Kettchen los, schaute den Burschen an. »Diese Cirilla, mein ich. Wenn sie dich wirklich geliebt hat. Diese Zauber und Amulette sind schnurz. Wenn sie dich wirklich geliebt hat, dann hat sie dich nicht vergessen. Wartet auf dich.«

»Auf das?« Jarre hob den Armstumpf.

Das Mädchen kniff leicht die Augen zusammen, die blau waren wie Kornblumen. »Wenn sie dich wirklich geliebt hat«, wiederholte sie fest, »dann wartet sie, und der Rest ist schnurz. Ich weiß das.«

»So große Erfahrung hast du in dieser Hinsicht?«

Jetzt war Lucienne an der Reihe, leicht zu erröten. »Es geht dich nichts an, was ich mit wem hatte. Aber denk bloß nicht, dass ich eine von denen bin, die man bloß anzugucken braucht, und schon gehen sie mit einem ins Heu. Aber was ich weiß, weiß ich. Wenn man einen Kerl liebt, dann im Ganzen und nicht in einzelnen Teilen. Da ist es schnurz, ob ein Teil fehlt.«

Der Wagen sprang.

»Du vereinfachst mächtig«, sagte Jarre mit zusammengebissenen Zähnen, während er bereitwillig den Geruch des Mädchens einsog. »Du vereinfachst und idealisierst mächtig, Lucienne. Du willst zum Beispiel so ein kleines Detail nicht zur Kenntnis nehmen, dass die Unversehrtheit eines Mannes darüber entscheidet, ob er Frau und Familie ernähren kann. Ein Krüppel ist nicht imstande ...«

»Na, na, na!«, schnitt sie ihm das Wort ab. »Jammer mir nicht die Ohren voll. Den Kopf haben dir die Schwarzen nicht abgerissen, und du bist doch ein Kopfmensch, arbeitest mit dem Kopf. Was guckst du so? Ich bin vom Dorf, aber ich hab Augen und Ohren. Und die sind hell genug, so eine Kleinigkeit wahrzunehmen wie die Art, in der jemand redet, richtig herrenmäßig und gelehrt. Und außerdem ...«

Sie neigte den Kopf, hustete. Jarre hustete auch. Der Wagen sprang.

»Und außerdem«, schloss das Mädchen, »habe ich gehört, was andere gesagt haben. Dass du ein Schreiber bist. Und ein Priester in einem Tempel. Da siehst du selbst, dass diese Hand ... Pah, schnurz und weiter nichts.«

Der Wagen war etliche Zeit nicht mehr gesprungen, aber Jarre und Lucienne schienen das nicht zu bemerken. Und es störte sie auch nicht.

»Ich aber«, sagte das Mädchen nach einer Weile, »komme mit Gelehrten gut zurecht. Da war mal einer ... früher ... Der hat mir den Hof gemacht ... Gelehrt war er und akademisch gebildet. Das konnte man schon am Namen merken.«

»Wie hieß er denn?«

»Semester.«

»Heda, Fräulein«, rief hinter ihrem Rücken der Gefreite Vachtl, ein boshafter und mürrischer Mann, der in den Kämpfen bei Mayena versehrt worden war. »Hau mal den Wallachen mit der Peitsche untern Hintern, deine Fuhre kriecht ja wie Rotz über die Wand!«

»Dalli!«, setzte ein anderer Krüppel hinzu, während er sich an dem unterm hochgeschlagenen Hosenbein sichtbaren Beinstumpf kratzte, den glänzendes Narbengewebe bedeckte. »Diese Einöde hab ich längst satt! Hab Sehnsucht nach der Schenke, denn ich sag euch, ich würd gern Bier trinken. Können wir nicht zügiger fahren?«

»Können wir.« Lucienne wandte sich auf dem Bock um. »Aber wenn uns auf einem Steinbrocken eine Achse oder eine Radnabe bricht, dann werdet ihr eine Woche oder zwei kein Bier, sondern bloß Regenwasser und Birkensaft trinken, während ihr auf einen Ersatzwagen wartet. Selber weggehen könnt ihr nicht, und ich werd euch nicht auf den Buckel nehmen.«

»Wirklich schade.« Vachtl bleckte die Zähne. »Denn nachts träume ich, dass du mich auf dich nimmst. Vom Rücken, das heißt: von hinten. So mag ich’s. Und du, Fräulein?«

»Du hinkender Trottel!«, schrie Lucienne. »Du stinkender Bock! Du ...«

Sie hielt inne, als sie sah, dass die Gesichter aller auf dem Wagen sitzenden Invaliden plötzlich totenblass wurden.

»Mutter«, stammelte jemand. »Dabei war es so nahe nach Hause ...«

»Wir sind erledigt«, sagte Vachtl leise und ganz emotionslos. Er stellte einfach die Tatsache fest.

Und da haben sie gesagt, schoss es Jarre durch den Kopf, es gäbe keine Eichhörnchen mehr. Sie hätten sie schon alle getötet. Dass, wie sie es ausdrückten, die Elfenfrage schon geklärt sei.

Es waren sechs Berittene. Doch bei näherem Hinsehen zeigte sich, dass es sechs Pferde waren, aber acht Berittene. Zwei Tiere trugen je zwei Reiter. Alle liefen steif und unrhythmisch, die Köpfe tief gesenkt. Sie sahen elend aus.

Lucienne seufzte laut.

Die Elfen kamen näher. Sie sahen noch elender aus als die Pferde.

Nichts war von ihrem Stolz geblieben, von ihrem ausgefeilten, hervorgekehrten, charismatischen Anderssein. Die Kleidung, für gewöhnlich sogar bei den Guerillakämpfern von den Kommandos elegant und schön, war schmutzig, zerrissen, von Flecken bedeckt. Die Haare, ihr Stolz und ihre Zierde, waren wirr, von klebrigem Schmutz und getrocknetem Blut verfilzt. Ihre großen Augen, für gewöhnlich prächtig und ohne jeden Ausdruck, waren jetzt Abgründe von Panik und Verzweiflung.

Nichts war von ihrem Anderssein geblieben. Tod, Entsetzen, Hunger und Hoffnungslosigkeit hatten bewirkt, dass sie gewöhnlich geworden waren. Sehr gewöhnlich.

Sie erweckten nicht einmal mehr Furcht.

Einen Moment lang glaubte Jarre, sie würden vorüberreiten, einfach die Straße überqueren und im Wald auf der anderen Seite verschwinden, ohne den Wagen und seine Passagiere auch nur eines Blickes zu würdigen. Dass von ihnen nur jener ganz unelfische, hässliche, widerliche Geruch zurückbleiben würde, den Jarre nur zu gut aus den Lazaretten kannte – der Geruch von Armut, Urin, Schmutz und eiternden Wunden.

Sie ritten vorbei, ohne herzublicken.

Nicht alle.

Eine Elfe mit dunklen, langen, von getrocknetem Blut verklebten Haaren hielt das Pferd gleich neben dem Wagen an. Sie saß unelegant schief im Sattel, um den Arm in der durchnässten Schlinge zu schonen, um die summend Fliegen schwärmten.

»Toruviel«, sagte einer der Elfen, der sich umgewandt hatte. »En’ca digne, luned.«

Lucienne erfasste sofort die Situation, verstand, worum es ging. Sie hatte begriffen, worauf die Elfe schaute. Als Landbewohnerin war sie von Kind auf mit dem hinter der Ecke der Hütte lauernden grauen und aufgedunsenen Gespenst vertraut, dem Hunger. Also reagierte sie instinktiv und unfehlbar. Sie reichte der Elfe Brot.

»En’ca digne, Toruviel«, wiederholte der Elf. Er allein vom ganzen Kommando trug auf dem eingerissenen Ärmel der staubigen Jacke die silbernen Blitze der Brigade »Vrihedd«.

Die Invaliden auf dem Wagen, bis zu diesem Augenblick versteinert und erstarrt, regten sich plötzlich, wie von einem Zauberspruch belebt. In ihren Händen, die sie zu den Elfen hin ausstreckten, fanden sich wie herbeigezaubert Brotkanten, Handkäse, Stücke von Speck und Wurst.

Und die Elfen, zum erstenmal seit tausend Jahren, streckten die Hände zu den Menschen aus.

Lucienne und Jarre aber waren die ersten Menschen, die eine Elfe weinen sahen. Wie sie von Schluchzen geschüttelt wurde, ohne auch nur zu versuchen, die über das schmutzige Gesicht rinnenden Tränen wegzuwischen. Die die Behauptung Lügen straften, Elfen hätten überhaupt keine Tränendrüsen.

»En’ca ... digne«, wiederholte der Elf mit den Blitzen auf dem Ärmel mit brechender Stimme.

Dann streckte er die Hand aus und nahm Brot von Vachtl.

»Ich danke dir«, sagte er heiser, passte mit Mühe Zunge und Lippen an die fremde Sprache an. »Ich danke dir, Mensch.«

Nach einer Zeit, als sie bemerkte, dass alles schon vorüber war, schnalzte Lucienne den Pferden zu, klatschte mit den Zügeln. Der Wagen knarrte und rumpelte. Alle schwiegen.

Es ging schon auf den Abend zu, als die Straße von bewaffneten Reitern zu wimmeln begann. Angeführt wurden sie von einer Frau mit völlig weißen, kurzgeschnittenen Haaren und einem bösen, verbissenen Gesicht, das von Narben entstellt war, deren eine von der Schläfe bis zum Mundwinkel über die Wange lief, während die andere hufeisenförmig eine Augenhöhle umgab. Der größte Teil der rechten Ohrmuschel fehlte der Frau, und ihr linker Arm endete unterhalb des Ellenbogens in einem Lederstulp mit Messinghaken, mit dem sie die Zügel hielt.

Die Frau musterte sie mit bösem, von glühendem Rachedurst erfülltem Gesicht und fragte nach den Elfen. Den Scioa’tael. Den Terroristen. Den flüchtigen Überlebenden eines vor zwei Tagen zerschlagenen Kommandos.

Jarre, Lucienne und die Invaliden wichen dem Blick der weißhaarigen und einarmigen Frau aus und sagten, murmelten undeutlich, nein, sie seien niemandem begegnet und hätten niemanden gesehen.

Ihr lügt, dachte die Weiße Rayla, dieselbe, die einst die Schwarze Rayla gewesen war. Ihr lügt, ich weiß das. Ihr lügt aus Mitleid.

Aber das hat keine Bedeutung.

Denn ich, die Weiße Rayla, kenne kein Erbarmen.

»Hurraaa, hoch die Zwerge! Vivat Barclay Els!«

»Sie leben hooooch!«

Das Nowigrader Pflaster dröhnte unter den genagelten Stiefeln der Mannen vom Freiwilligen Haufen. Die Zwerge marschierten in der für sie typischen Formation, in Fünferreihen, die Standarte mit den Hämmern wehte über der Kolonne.

»Es lebe Mahakam! Vivant die Zwerge!«

»Preis ihnen! Ruhm!«

Plötzlich begann jemand in der Menge zu lachen. Etliche Personen fielen ein. Und einen Augenblick später brüllten schon alle vor Lachen.

»Das ist ein Affront ...« Der Hierarch Hemmelfart schnappte nach Luft. »Ein Skandal ... Das ist unverzeihlich ...«

»Die dreckigen Nichtmenschen«, zischte Priester Willemer.

»Tut so, als ob ihr es nicht seht«, riet Foltest ruhig.

»Man hätte nicht bei ihrem Proviant knausern sollen«, sagte Meve säuerlich. »Und ihnen nicht die Wegzehrung verweigern.«

Die Zwergenoffiziere wahrten Ernst und Form, vor der Tribüne strafften sie sich und salutierten. Die Unteroffiziere und Soldaten des Freien Haufens indes brachten ihre Missbilligung der von den Königen und dem Hierarchen vorgenommenen Budgetkürzungen zum Ausdruck. Die einen zeigten beim Vorbeimarsch an der Tribüne den Königen den gekrümmten Ellenbogen, andere demonstrierten die zweite von ihren Lieblingsgesten – eine Faust mit steif hochgerecktem Mittelfinger. In akademischen Kreisen trug diese Geste die Bezeichnung digitus infamis. Der Pöbel benannte sie drastischer.

Die hochroten Gesichter der Könige und des Hierarchen bewiesen, dass sie beide Bezeichnungen kannten.

»Man hätte sie nicht mit Geiz kränken sollen«, wiederholte Meve. »Das ist ein ehrgeiziges Völkchen.«

Das heulende Ding am Elskerdeg heulte auf, das Heulen ging in einen makabren Singsang über. Niemand von den am Feuer Sitzenden wandte den Kopf.

Derjenige, der sich nach langem Schweigen als Erster zu Wort meldete, war Boreas Mun. »Die Welt hat sich verändert. Gerechtigkeit gibt es jetzt zur Genüge.«

»Nun, das mit der Gerechtigkeit ist vielleicht übertrieben.« Der Pilger lächelte. »Ich würde jedoch dem zustimmen, dass sich die Welt anscheinend an das Grundgesetz der Physik angepasst hat.«

»Ich wüsste gern«, sagte der Elf gedehnt, »ob wir an dasselbe Gesetz denken.«

»Jede Aktion«, sagte der Pilger, »ruft eine Reaktion hervor.«

Der Elf schnaubte, doch es klang recht wohlwollend. »Ein Punkt für dich, Mensch.«

»Stefan Skellen, Sohn des Bertram Skellen, du, der du kaiserlicher Untersuchungsführer warst, erhebe dich. Das Höchste Tribunal des von der Großen Sonne Gnaden Ewigen Imperiums hat dich der Verbrechen und unrechtmäßigen Taten, derer du angeklagt bist, für schuldig befunden, und zwar: des Staatsverrats und der Teilnahme an einer Verschwörung, die einen verbrecherischen Anschlag auf die Grundordnung des Imperiums sowie auf die eigene Person der Kaiserlichen Majestät bezweckte. Deine Schuld, Stefan Skellen, ist bestätigt und bewiesen worden, und das Tribunal konnte keine mildernden Umstände erkennen. Seine Allerdurchlauchtigste Kaiserliche Majestät wiederum hat keinen Gebrauch vom Gnadenrecht gemacht.

Stefan Skellen, Sohn des Bertram Skellen. Aus dem Gerichtssaal wird man dich in die Zitadelle bringen, aus welcher du zum gegebenen Zeitpunkt herausgeführt werden wirst. Als Verräter, der nicht würdig ist, über den Boden des Kaiserreichs zu schreiten, wirst du auf eine hölzerne Schleife gelegt werden und auf dieser von Pferden auf den Platz der Tausend Jahre geschleift werden. Als Verräter, der nicht würdig ist, die Luft des Kaiserreichs zu atmen, wirst du am Halse am Galgen aufgehängt werden, zwischen Himmel und Erde. Und du wirst dort hängen, bis du stirbst. Der Körper wird verbrannt werden und die Asche in alle vier Winde verstreut.

Stefan Skellen, Sohn des Bertram, Verräter. Ich, der Vorsitzende des Höchsten Tribunals des Imperiums, spreche in diesem Urteil zum letzten Mal deinen Namen aus. Von diesem Augenblick an soll er vergessen sein.«

»Es ist gelungen! Gelungen!«, schrie, als er ins Dekanat gestürmt kam, Professor Oppenhauser. »Es ist gelungen, meine Herren! Endlich! Endlich! Und er funktioniert doch! Und er bewegt sich doch! Er läuft! Er läuft!«

»Wirklich?«, fragte knapp und recht skeptisch Jean La Voisier, Professor für Chemie, von den Studenten »Kohlenwassermief« genannt. »Nicht möglich! Und was, bitte schön, läuft?«

»Der ewige Motor!«

»Ein Perpetuum mobile?«, interessierte sich Edmund Bumbler, der hochbetagte Dozent für Zoologie. »Tatsächlich? Übertreibt Ihr nicht, Herr Kollege?«

»Kein bisschen!«, schrie Oppenhauser und sprang hoch wie ein Ziegenbock. »Kein Jota! Er läuft! Der Motor läuft! Ich habe ihn in Gang gesetzt, und er läuft! Läuft ununterbrochen! Unermüdlich! Ewig! In alle Ewigkeit! Das kann man nicht beschreiben, Kollegen, das muss man sehen! Kommt in meine Werkstatt, schnell!«

»Ich frühstücke«, wandte Kohlenwassermief ein, aber sein Protest ging im allgemeinen erregten Stimmengewirr unter. Die Professoren, Magister und Bakkalaurei warfen sich eilends Mäntel und Roben über die Togen, liefen zum Ausgang, geführt von dem immer noch schreienden und gestikulierenden Oppenhauser. Kohlenwassermief zeigte ihnen den digitus infamis hinterher und widmete sich wieder seiner Semmel mit Pastete.

Die Gruppe von Gelehrten, der sich unterwegs immer neue Neugierige anschlossen, die die Frucht der dreißigjährigen Anstrengungen Oppenhausers sehen wollten, legte rasch die Entfernung zur Werkstatt des berühmten Physikers zurück. Gleich, gleich sollten sie die Tür öffnen, als der Boden plötzlich erbebte. Merklich. Ja, stark. Ja, sehr stark.

Es war eine seismische Erschütterung, eine in der Folge von Erschütterungen, die von der Vernichtung der Feste Stygga, des Schlupfwinkels von Vilgefortz, durch die Zauberinnen ausgelöst wurden. Die seismischen Wellen gelangten aus dem fernen Ebbing bis hierher nach Oxenfurt.

Klirrend sprangen einige Scheiben aus dem Buntglasfenster am Vordergiebel des Lehrstuhls der Schönen Künste. Von dem mit hässlichen Wörtern beschmierten Sockel fiel die Büste Nicodemus de Boots, des ersten Rektors der Lehranstalt. Vom Tisch fiel der Becher mit dem Kräutertee, den Kohlenwassermief zu der Semmel mit Pastete trank. Von einer Platane im Park fiel der Physikstudent im ersten Studienjahr, Albert Solpietra, der auf die Platane geklettert war, um den Medizinstudentinnen zu imponieren.

Professor Oppenhausers Perpetuum mobile aber, sein legendärer Ewiger Motor, regte sich noch einmal und blieb stehen. Gründlich.

Und es gelang nie mehr, ihn wieder in Gang zu setzen.

»Die Zwerge sollen leben! Mahakam soll leben!«

Was ist denn das für ein Mob, was sind das für Banden, dachte der Hierarch Hemmelfart, der mit zitternder Hand den Vorbeimarsch segnete. Wen lassen sie hochleben? Die käuflichen Condottieri, die obszönen Zwerge, was ist das für ein absonderlicher Menschenschlag? Wer hat letzten Endes den Krieg gewonnen, wir oder sie? Bei den Göttern, man wird die Könige darauf hinweisen müssen. Wenn die Historiker und Schriftsteller ans Werk gehen, muss man ihre Ausschwitzungen der Zensur unterwerfen. Söldner, Hexer, gedungene Mörder, Nichtmenschen und alle anderen verdächtigen Elemente müssen aus den Chroniken der Menschheit verschwinden. Sie müssen ausgestrichen, ausradiert werden. Kein Wort über sie. Kein Wort.

Und auch kein Wort über ihn, dachte er mit zusammengepressten Lippen, während er auf Dijkstra blickte, der die Parade mit sichtlich gelangweilter Miene beobachtete.

Man wird, dachte der Hierarch, den Königen eine Empfehlung bezüglich dieses Dijkstra geben müssen. Seine Anwesenheit ist eine Beleidigung für anständige Menschen.

Das ist ein gottloser Lump. Er soll spurlos verschwinden. Und er soll vergessen sein.

Da kannst du lange warten, du purpurroter scheinheiliger Eber, dachte Philippa Eilhart, die die intensiven Gedanken des Hierarchen mühelos las. Du würdest gern regieren, würdest gern diktieren und Einfluss ausüben? Du möchtest entscheiden? Nichts da. Entscheiden kannst du ausschließlich in den Angelegenheiten deiner eigenen Hämorrhoiden, und auch dort, in deinem eigenen Arsch, werden deine Entscheidungen nicht viel bedeuten.

Und Dijkstra bleibt. So lange, wie er gebraucht wird.

Irgendwann wirst du einen Fehler machen, dachte der Priester Willemer, während er auf die glänzenden, karminroten Lippen Philippas schaute. Irgendwann wird eine von euch einen Fehler machen. Übermut, Arroganz und Dünkel werden euer Verderben sein. Die Intrigen, die ihr spinnt. Die Unmoral. Die Gräuel und Perversionen, denen ihr euch hingebt, in denen ihr lebt. Alles wird ans Tageslicht kommen, der Gestank eurer Sünden wird sich ausbreiten, wenn ihr einen Fehler macht. Solch ein Augenblick muss kommen.

Und selbst wenn ihr keinen Fehler macht, wird sich ein Weg finden, euch etwas anzuhängen. Irgendein Unglück wird über die Menschen kommen, irgendeine Katastrophe, irgendeine Plage, vielleicht eine Seuche oder Epidemie ... Dann wird man die Schuld auf euch schieben. Man wird euch die Schuld geben, dass ihr die Plage nicht verhindern konntet, dass es euch nicht gelungen ist, ihre Folgen zu beseitigen.

Ihr werdet an allem schuld sein.

Und dann werden die Scheiterhaufen entfacht.

Der alte gestreifte Kater, der wegen seiner Fellfarbe von den Menschen Rotfuchs genannt wurde, starb. Er starb auf schreckliche Weise – wälzte sich umher, versteifte sich, kratzte den Boden auf, erbrach Blut und Schleim, von Krämpfen geschüttelt. Zudem hatte er blutigen Durchfall. Er miaute, obwohl das unter seiner Würde war. Er miaute klagend, leise. Seine Kräfte ließen rasch nach.

Rotfuchs wusste, warum er starb. Zumindest konnte er sich denken, was sein Verderben gewesen war.

Vor ein paar Tagen war in den Hafen von Cintra ein sonderbares Frachtschiff eingelaufen, eine alte und sehr schmutzige Holk, ein verwahrloster Kasten, fast ein Wrack. »Catriona« lautete die kaum lesbare Aufschrift am Bug der Holk. Diese Buchstaben konnte Rotfuchs natürlich nicht lesen. Von dem seltsamen Kasten kam über ein Landetau eine Ratte auf den Kai geklettert. Nur eine. Die Ratte war stellenweise kahl, räudig, träge. Und es fehlte ihr ein Ohr.

Rotfuchs biss die Ratte tot. Er hatte Hunger, doch der Instinkt hielt ihn davon zurück, das ekelhafte Vieh zu fressen. Ein paar Flöhen aber, großen, glänzenden Flöhen, von denen das Fell des Nagers wimmelte, gelang es, auf Rotfuchs herüberzuspringen und sich in seinem Pelz einzurichten.

»Was ist mit diesem blöden Kater?«

»Den hat bestimmt jemand vergiftet. Oder verzaubert.«

»Pfui, ist das ekelhaft! Der stinkt vielleicht, der Mistkerl! Jag ihn von der Treppe weg, Weib!«

Rotfuchs spannte sich und öffnete lautlos das blutige Mäulchen. Er spürte die Fußtritte und Besenstöße schon nicht mehr, mit denen ihm die Hausfrau gerade für elf Jahre Mäusefangen dankte. Vom Vorhof verjagt, krepierte er in einem von Seifenwasser und Urin schäumenden Rinnstein. Er krepierte und wünschte dabei diesen undankbaren Menschen, dass sie auch krank würden. Dass sie ebenso wie er leiden würden.

Sein Wunsch sollte alsbald in Erfüllung gehen. Und das in großem Maßstab. In wirklich großem Maßstab.

Die Frau, die Rotfuchs vom Vorhof getreten und gekehrt hatte, blieb stehen, schob den Rock hoch und kratzte sich an der Wade unterm Knie. Es juckte.

Ein Floh hatte sie gebissen.

Die Sterne über dem Elskerdeg funkelten intensiv. Die Funken des Lagerfeuers verblassten vor ihrem Hintergrund.

»Weder der Friede von Cintra«, sagte der Elf, »noch gar die pompöse Parade in Nowigrad können als Zäsuren und Meilensteine gelten. Denn was sind das für Begriffe? Die politische Führung kann nicht mit Hilfe von Verwaltungsakten und Dekreten Geschichte machen. Ebensowenig kann die politische Führung die Geschichte beurteilen, Zensuren verteilen und in Schubladen einordnen, obwohl keine politische Führung in ihrem Hochmut das zugibt. Eine der hervorstechendsten Manifestationen eurer Arroganz ist die sogenannte Geschichtsschreibung, der Versuch, Meinungen und Urteile über, wie ihr sagt, ›vergangene Geschehnisse‹ abzugeben. Das ist typisch für euch Menschen und folgt aus der Tatsache, dass die Natur euch mit einem ephemeren, einem Insekten-, einem Ameisenleben bedacht hat, einer lächerlichen mittleren Lebensspanne unter hundert Jahren. Und ihr versucht, die Welt an euer Insektendasein anzupassen. Dabei ist die Geschichte doch ein Prozess, der ununterbrochen abläuft und niemals aufhört. Man kann die Geschichte nicht in Abschnitte einteilen, von hier bis da, von da bis dort, von einem Datum zum anderen. Man kann die Geschichte nicht durch königlichen Erlass bezeichnen und noch weniger verändern. Nicht einmal, wenn man einen Krieg gewonnen hat.«

»Ich werde keinen philosophischen Disput anfangen«, erklärte der Pilger. »Wie gesagt, ich bin ein einfacher und nicht sehr eloquenter Mann. Ich erlaube mir jedoch, zwei Dinge anzumerken. Erstens bewahrt das insektenkurze Leben uns Menschen vor Dekadenz, es bestärkt uns darin, das Leben zu schätzen, intensiv und schöpferisch zu leben, um jeden Augenblick auszunutzen und sich daran zu erfreuen. Und wenn es sein muss, das Leben ohne Bedauern für eine Sache zu opfern. Ich spreche und denke als Mensch, aber genauso haben ja die langlebigen Elfen gedacht, als sie bei den Kommandos der Scioa’tael in den Kampf gezogen und in den Tod gegangen sind. Falls ich nicht recht habe, bitte ich, mich zu korrigieren.«

Der Pilger wartete einen angemessenen Moment lang ab, doch niemand korrigierte ihn.

»Zweitens«, fuhr er fort, »scheint mir, dass die politische Führung, obwohl sie nicht vermag, die Geschichte zu verändern, mit ihren Taten eine recht gute Illusion erzeugen kann, den Anschein erwecken, sie vermöchte es. Die Führung hat dazu Methoden und Werkzeuge.«

»O ja«, erwiderte der Elf und wandte das Gesicht ab. »Da hast du ins Schwarze getroffen, Herr Pilger. Die Führung hat Methoden und Werkzeuge. Solche, mit denen man nicht diskutieren kann.«

Die Galeere stieß mit der Bordwand an die von Algen und Muscheln bewachsenen Pfähle. Es wurden Taue geworfen. Es erklangen Rufe, Flüche und Kommandos.

Die Möwen zankten sich um die Abfälle, die im grünen, schmutzigen Wasser des Hafens schwammen. Das Ufer wimmelte von Menschen. Größtenteils in Uniform.

»Ende der Reise, meine Herren Elfen«, sagte der Nilfgaarder Konvoiführer. »Wir sind in Dillingen. Aussteigen! Wir werden hier erwartet.«

In der Tat. Sie wurden erwartet.

Keiner der Elfen – am wenigsten Faoiltiarna – gab einen roten Heller auf die Versicherungen bezüglich fairer Prozesse und Amnestien. Die Scioa’tael und die Offiziere der Brigade »Vrihedd« gaben sich keinerlei falschen Hoffnungen hin, welches Schicksal sie jenseits der Jaruga erwarten würde. Zum größten Teil hatten sie sich damit abgefunden, nahmen es stoisch, sogar resigniert hin. Nichts, glaubten sie, könnte sie noch überraschen.

Sie irrten sich.

Sie wurden von der Galeere getrieben, mit den Fesseln klirrend, auf die Mole und dann auf eine Uferstraße, zwischen ein Spalier bewaffneter Söldner. Es gab dort auch Zivilisten, solche, deren flinke Augen hin und her huschten, von Gesicht zu Gesicht sprangen, von Silhouette zu Silhouette.

Selektionäre, dachte Faoiltiarna. Er irrte sich nicht.

Darauf, dass sein entstelltes Gesicht unerkannt bleiben könnte, durfte er natürlich nicht hoffen. Er tat es auch nicht.

»Herr Isengrim Faoiltiarna? Der Eiserne Wolf? Was für eine schöne Überraschung! Bitte, bitte!«

Die Soldaten zerrten ihn aus dem Spalier.

»Va faill!«, rief ihm Coinneach Dá Reo nach, der von anderen, die Ringkragen mit dem redanischen Adler trugen, identifiziert und ausgesondert worden war. »Se’ved, se caerme dea!«

»Sehen werdet ihr euch«, zischte der Zivilist, der Faoiltiarna selektiert hatte, »aber wohl in der Hölle. Auf den warten sie dort schon, in Drakenborg. Halt, stehen bleiben! Ist das nicht zufällig Herr Riordain? Greift ihn!«

Insgesamt wurden ihrer drei herausgezogen. Nur drei. Faoiltiarna begriff und begann plötzlich – zu seiner Überraschung – Furcht zu empfinden.

»Va faill!«, rief den Kameraden Angus Bri Cri zu, der aus der Reihe gezogen worden war, und ließ die Fesseln klirren. »Va faill, fraeren!«

Ein Soldat stieß ihn brutal weiter.

Sie wurden nicht weit geführt. Sie gingen nur bis zu einem von den Schuppen nahe der Anlegestelle. Gleich beim Hafenbecken, über dem sich ein Wald von Masten wiegte.

Der Zivilist gab ein Zeichen. Faoiltiarna wurde zu einem Pfosten gestoßen, unter einen Balken, über den ein Strick geworfen wurde. An dem Strick wurde gerade ein eiserner Haken befestigt. Riordain und Angus wurden auf zwei auf dem Fußboden stehende Hocker gesetzt.

»Herr Riordain, Herr Bri Cri«, sagte der Zivilist kalt. »Ihr fallt unter die Amnestie. Das Gericht hat entschieden, Gnade walten zu lassen.

Der Gerechtigkeit muss jedoch Genüge getan werden«, fügte er hinzu, ohne eine Reaktion abzuwarten. »Und dafür, dass es so geschieht, haben die Familien derer bezahlt, die ihr ermordet habt. Das Urteil ist gefällt.«

Riordain und Angus konnten nicht einmal aufschreien. Von hinten wurden ihnen Schlingen um die Hälse geworfen, sie wurden gewürgt, mitsamt den Hockern umgeworfen, über den Boden geschleift. Als sie mit den gefesselten Händen vergeblich versuchten, die in den Hals einschneidenden Stricke wegzureißen, knieten sich ihnen die Schergen auf die Brust. Messer blitzten und stießen zu, Blut spritzte. Jetzt vermochten nicht einmal die Schlingen ihre Schreie zu ersticken, ihr Kreischen, das die Haare zu Berge stehen ließ.

Es dauerte lange. Wie immer.

»Euer Urteil, Herr Faoiltiarna«, sagte der Zivilist, während er langsam den Kopf wandte, »ist mit einer zusätzlichen Klausel versehen worden. So einer Art Zugabe ...«

Faoiltiarna hatte nicht vor, auf die Zugabe zu warten. Die Klammer der Handschellen, an der der Elf schon seit zwei Tagen und zwei Nächten gearbeitet hatte, fiel jetzt von seinem Handgelenk, wie mit einem Zauberstab berührt. Ein schrecklicher Hieb mit der schweren Kette betäubte die beiden Söldner, die ihn bewachten. Faoiltiarna trat im Sprung dem nächsten ins Gesicht, schlug mit den Handschellen den Zivilisten nieder, stürzte sich geradezu auf das spinnwebenverhangene Fenster des Schuppens, flog mitsamt Rahmen und Fensterkreuz hindurch, ließ an Nägeln Blut und Kleidungsfetzen zurück. Krachend schlug er auf den Brettern der Mole auf. Er überschlug sich, warf sich herum und klatschte ins Wasser zwischen Fischerboote und Barkassen. Die immer noch am rechten Handgelenk befestigte schwere Kette zog ihn hinab. Faoiltiarna kämpfte. Mit aller Kraft kämpfte er um sein Leben, an dem ihm, wie er noch vor kurzem geglaubt hatte, überhaupt nichts mehr lag.

»Fasst ihn!«, überschlugen sich die aus dem Schuppen stürmenden Soldaten. »Fasst ihn! Tötet ihn!«

»Dort!«, schrien andere, die auf der Mole gelaufen kamen. »Dort, dort ist er hochgekommen!«

»Ins Boot!«

»Schießen!«, brüllte der Zivilist auf und versuchte mit beiden Händen, das Blut zu stoppen, das ihm reichlich aus der Augenhöhle floss. »Tötet ihn!«

Armbrustsehnen schnellten. Schreiend stiegen die Möwen auf. Das schmutzige grüne Wasser zwischen den Barkassen wallte von Bolzen auf.

»Vivant!« Die Parade zog sich hin, die Menge der Einwohner von Nowigrad ließ schon Anzeichen von Überdruss und Heiserkeit erkennen. »Vivant! Sie leben hoch!«

»Hurra!«

»Ruhm den Königen! Ruhm!«

Philippa Eilhart schaute sich um, vergewisserte sich, ob niemand lange Ohren machte, beugte sich zu Dijkstra hinüber.

»Worüber willst du mit mir reden?«

Der Spion blickte ebenfalls um sich. »Über das Attentat auf König Wisimir im Juli vorigen Jahres.«

»Wie bitte?«

»Der Halbelf, der diesen Mord verübt hat« – Dijkstra senkte die Stimme noch weiter –, »war keineswegs verrückt, Phil. Und er hat nicht allein gehandelt.«

»Was sagst du da?«

»Leiser.« Dijkstra lächelte. »Leiser, Phil.«

»Nenn mich nicht Phil. Hast du Beweise? Was für welche? Woher?«

»Du würdest dich wundern, wenn ich dir sagte, woher. Wann kann ich mit einer Audienz rechnen, Euer Hochwohlgeboren?«

Philippa Eilharts Augen glichen zwei schwarzen, bodenlosen Seen. »In Kürze, Dijkstra.«

Die Glocken läuteten. Die Menge brachte heiser Hochrufe aus. Die Truppen marschierten vorbei. Die Blütenblätter von vielerlei Blumen bedeckten wie Schnee das Pflaster von Nowigrad.

»Du schreibst noch?«

Ori Reuven zuckte zusammen und machte einen Klecks. Er diente Dijkstra seit neunzehn Jahren, hatte sich aber immer noch nicht an die geräuschlosen Bewegungen des Chefs gewöhnt, an seine Art, wer weiß woher und wie zu erscheinen.

»Guten Abend, ä-häm, Euer Gna...«

»Die Leute aus dem Schatten« – Dijkstra las die Titelseite des Manuskripts, die er ohne Federlesens vom Tisch genommen hatte. »Geschichte der königlichen Geheimdienste, niedergeschrieben von Oribasius Gianfranco Paolo Reuven, Magister ... Ach, Ori, Ori. So ein alter Kerl, und solche Dummheiten ...«

»Ä-häm ...«

»Ich bin gekommen, um mich zu verabschieden, Ori.«

Reuven schaute ihn erstaunt an.

»Siehst du, treuer Freund«, fuhr der Spion fort, ohne abzuwarten, bis der Sekretär etwas zusammenkrächzte, »ich bin auch alt, und wie sich zeigt, auch dumm. Ich habe ein Wort zu einer Person gesagt. Nur zu einer. Und nur ein Wort. Es war ein Wort zu viel und eine Person zu viel. Spitz die Ohren, Ori. Hörst du sie?«

Ori Reuven riss verwundert die Augen auf und schüttelte den Kopf.

Dijkstra schwieg einen Moment lang. »Du hörst sie nicht«, stellte er dann fest. »Aber ich höre sie. In allen Korridoren. Die Ratten laufen durchs Schloss von Dreiberg, Ori. Sie kommen hierher. Sie kommen auf weichen Rattenpfoten.«

Sie tauchten aus dem Schatten auf, aus dem Dunkel. Schwarz, maskiert, geschickt wie Ratten. Die Wachposten und Leibwächter in den Vorzimmern fielen ohne einen Seufzer unter den schnellen Stößen der Stilette mit den schmalen, kantigen Klingen. Das Blut floss über die Fußböden des Schlosses von Dreiberg, breitete sich auf den Fliesen aus, befleckte das Parkett, sickerte in die teuren Vengerberger Sofas.

Sie kamen durch alle Korridore, und hinter ihnen blieben Leichen zurück.

»Er ist dort«, sagte einer und zeigte. Seine Stimme dämpfte ein schwarzer Schal, mit dem er das Gesicht bis hinauf zu den Augen umwickelt hatte. »Dort ist er hineingegangen. Durch die Kanzlei, in der Reuven arbeitet, dieser hüstelnde Alte.«

»Dort gibt es keinen Ausgang.« Die Augen des anderen, der der Anführer war, funkelten in den Öffnungen der schwarzen Samtmaske. »Das Zimmer hinter der Kanzlei ist blind. Es hat nicht einmal Fenster.«

»Alle anderen Korridore sind besetzt. Alle Türen und alle Fenster. Er kann uns nicht entkommen. Er ist in der Falle.«

»Vorwärts!«

Die Tür gab unter den Fußtritten nach. Die Stilette blitzten.

»Tod!!! Tod dem blutigen Henker!«

»Ä-häm?« Ori Reuven hob die kurzsichtigen, tränenden Augen vom Papier. »Was ist? Was kann ich, ä-häm, für die Herren tun?«

Die Mörder stießen mit Schwung die Tür zu Dijkstras Privatgemächern ein, liefen wie Ratten darin umher, drangen in jeden Winkel vor. Abgerissene Wandteppiche, Bilder und Täfelungen fielen zu Boden, Stilette schlitzten Vorhänge und Tapisserien auf.

»Er ist nicht hier!«, schrie einer, der in die Kanzlei gestürzt kam. »Er ist nicht hier!«

»Wo?«, blaffte der Anführer, über Ori gebeugt, und durchbohrte ihn mit Blicken aus den Öffnungen der schwarzen Maske. »Wo ist dieser blutige Hund?«

»Er ist nicht hier«, antwortete Ori Reuven ruhig. »Das seht ihr doch selbst.«

»Wo ist er? Rede! Wo ist Dijkstra?«

»Bin ich etwa«, krächzte Ori, »ä-häm, meines Bruders Hüter?«

»Du bist des Todes, Greis!«

»Ich bin alt. Krank. Und sehr müde. Ä-häm. Ich fürchte weder euch noch eure Messer.«

Die Mörder liefen aus dem Zimmer. Sie verschwanden ebenso schnell, wie sie gekommen waren.

Sie töteten Ori Reuven nicht. Sie waren gedungene Mörder. Und in ihrem Auftrag war von Ori Reuven keine Rede.

Oribasius Gianfranco Paolo Reuven, Magister der Rechte, verbrachte sechs Jahre in verschiedenen Gefängnissen, unablässig verhört von sich abwechselnden Untersuchungsführern, wurde nach allen möglichen, oft scheinbar sinnlosen Dingen und Angelegenheiten gefragt.

Nach sechs Jahren ließ man ihn frei. Er war damals sehr krank. Der Skorbut hatte ihn sämtliche Zähne gekostet, Blutarmut die Haare, der grüne Star das Augenlicht, Asthma ihm den Atem benommen. Die Finger beider Hände waren ihm bei Verhören gebrochen worden.

In Freiheit lebte er ein knappes Jahr. Er starb in einem Tempelasyl. In Armut. Vergessen.

Das Manuskript des Buches Die Leute aus dem Schatten. Geschichte der königlichen Geheimdienste verschwand spurlos.

Der Himmel im Osten wurde heller, über den Gipfeln erblühte eine blasse Aureole, die Vorbotin der Morgenröte.

Am Lagerfeuer herrschte seit geraumer Zeit Stille. Der Pilger, der Elf und der Fährtensucher blickten schweigend ins niederbrennende Feuer.

Stille herrschte auch auf dem Elskerdeg. Das heulende Gespenst war seiner Wege gegangen, des vergeblichen Heulens überdrüssig. Das heulende Gespenst musste schließlich begriffen haben, dass die drei am Feuer sitzenden Männer in letzter Zeit zu viel Grässliches erblickt hatten, um sich um das erstbeste Gespenst zu kümmern.

»Wenn wir zusammen reisen wollen«, sagte plötzlich Boreas Mun, den Blick in die rubinrote Glut gerichtet, »dann lasst uns das Misstrauen ablegen. Wir wollen hinter uns lassen, was war. Die Welt hat sich verändert. Vor uns liegt ein neues Leben. Etwas ist zu Ende gegangen, etwas beginnt. Vor uns ...«

Er verstummte, räusperte sich. Er war solcherlei Reden nicht gewöhnt, fürchtete, lächerlich zu wirken. Doch seine zufälligen Gefährten lachten nicht. Ja, Boreas spürte geradezu das von ihnen ausstrahlende Wohlwollen.

»Vor uns liegt der Elskerdeg-Pass«, schloss er mit schon mehr Sicherheit in der Stimme, »und hinter dem Pass Serrikanien und Haakland. Vor uns liegt ein weiter und gefährlicher Weg. Wenn wir ihn gemeinsam gehen wollen ... Lasst uns das Misstrauen ablegen. Ich bin Boreas Mun.«

Der Pilger mit dem breitkrempigen Hut stand auf, reckte seine mächtige Gestalt, drückte die zu ihm ausgestreckte Hand. Der Elf erhob sich ebenfalls. Sein makaber verunstaltetes Gesicht verzog sich sonderbar.

Nachdem sie dem Fährtensucher die Hand gedrückt hatten, reichten der Pilger und der Elf einander die Hände.

»Die Welt hat sich verändert«, sagte der Pilger. »Etwas ist zu Ende gegangen. Ich bin ... Sigi Reuven.«

»Etwas beginnt.« Der Elf verzog das vernarbte Gesicht zu etwas, was wohl ein Lächeln sein musste. »Ich bin ... Wolf Isengrim.«

Sie drückten einander die Hände, rasch, kräftig, geradezu mit Gewalt; einen Augenblick lang sah es eher wie die Eröffnung eines Kampfes als eine Geste des Einverständnisses aus. Aber nur einen Augenblick lang.

Ein Klotz im Feuer versprühte Funken, feierte das Ereignis mit einem Freudenfeuerwerk.

»Hol mich der Teufel«, sagte Boreas Mun mit breitem Lächeln, »wenn das nicht der Beginn einer wunderbaren Freundschaft ist.«

... wie die anderen Getreuen, so ward auch die Hl. Filipa verleumdet, dass sie auf Verrat am Königreich sinne, zu Tumulten und Aufruhr anstachle, das Volk aufwiegle und einen Umsturz plane. Wilmerius, der Ketzer und Sektierer, der sich eigenmächtig Erzkaplan nannte, ließ die Hl. festnehmen, warf sie in ein dunkles und bedrückendes Gefängnis, woselbst er sie mit Kälte und Gestank quälte und verlangte, sie möge selbige Sünden eingestehen und jene verraten, die bei ihr gelernt hatten. Und Wilmerius zeigte der Hl. Filipa allerlei Folterwerkzeuge und bedrohte sie mit Macht, die Hl. jedoch spie ihm nur ins Gesicht und bezichtigte ihn der Sodomie.

Da befahl der Ketzer, ihr die Kleider vom Leibe zu reißen und sie ohne Erbarmen nackt mit Ochsenziemern zu peitschen und ihr Splitter unter die Fingernägel zu treiben. Und immerzu frug er und verlangte, sie solle sich von ihrem Glauben und von der Göttin lossagen. Die Hl. jedoch lachte seiner und riet ihm, sich zu entfernen.

Darauf ließ jener sie in die Folterkammer zerren, sie am ganzen Leibe mit spitzen eisernen Haken reißen und ihr die Seiten mit Kerzen sengen. Doch wenngleich sie solcherart gequält wurde, bewies die Hl. im sterblichen Körper eine unsterbliche Geduld. Schon wurden die Henker müde und wichen in großer Furcht, doch Wilmerius ermahnte sie gestreng und hieß sie, sie sollten mit dem Foltern fortfahren und mächtig Hand anlegen. So hoben sie an, die Hl. Filipa mit glutheißen Blechen zu brennen, ihr die Gelenke auszurenken und des Weibes Brüste mit Zangen zu reißen. Und unter solchen Qualen verschied sie, ohne etwas gestanden zu haben.

Den Wilmerius aber, der ein Ketzer war und Unzucht trieb, wie bei den Hl. Vätern geschrieben steht, ereilte späterhin solcherart Strafe, dass Läuse und Würmer ihn bei lebendigem Leibe so befielen und in Beschlag nahmen, dass er ganz verfaulte und davon krepierte. Und stank wie ein Hund, so dass man ihn ohne Begräbnis in den Fluss werfen musste.

Daher der Hl. Filipa Lobpreis wird und die Märtyrerkrone, der Großen Mutter Göttin Ruhm auf immerdar, uns aber Lehre und Warnung, amen.

Das Leben der Hl. Filipa, der Märtyrerin vom Mons Calvus,

von alters her von den Märtyrerschreibern niedergelegt, im

Dreiberger Brevier versammelt, aus vielen Hl. Vätern

entnommen, die sie in ihren Episteln rühmen

# Das elfte Kapitel

Sie ritten Galopp, wie wahnsinnig, halsbrecherisch. Sie ritten durch Tage, in denen der Frühling pulsierte. Die Pferde flogen pfeilschnell dahin, die Menschen aber richteten die überm Acker gebeugten Köpfe und Rücken auf und schauten ihnen nach, unsicher, was sie gesehen hatten – Reiter oder Phantome?

Sie ritten durch Nächte, dunkel und nass vom warmen Regen, die Menschen aber erwachten, setzten sich in den Betten auf, blickten voller Furcht um sich, kämpften mit dem bedrückenden Schmerz, der in Kehle und Brust anwuchs. Die Menschen schraken auf, wenn sie Fensterläden klappern, aufgeweckte Kinder schreien, Hunde heulen hörten. Sie pressten die Gesichter an die Fensterhäute, unsicher, was sie gesehen hatten – Reiter oder Phantome?

In Ebbing begannen Gerüchte von drei Dämonen zu kursieren.

Die drei Reiter tauchten plötzlich auf, wer weiß wie, woher und durch welches Wunder, und überraschten Hinkefuß vollends, so dass ihm keine Chance zur Flucht blieb. Um Hilfe konnte er ebenso wenig rufen. Von den äußersten Gebäuden der Ortschaft trennten den Krüppel gut fünfhundert Schritt. Und selbst wenn es näher gewesen wäre, war kaum damit zu rechnen, dass ein Bewohner von Eifers sich um den Hilferuf geschert hätte. Es war die Zeit der Mittagsruhe, die in Eifers für gewöhnlich vom frühen Vormittag bis zum frühen Abend reichte. Aristoteles Bobeck, genannt Hinkefuß, ein hiesiger Bettler und Philosoph, wusste nur zu gut, dass die Leute von Eifers zur Zeit der Mittagsruhe auf nichts zu reagieren pflegten.

Es waren drei Berittene. Zwei Frauen und ein Mann. Der Mann hatte weiße Haare und trug ein Schwert auf dem Rücken. Eine von den Frauen, erwachsen, in Schwarz und Weiß gekleidet, hatte rabenschwarze Haare, zu Locken gekräuselt. Die jüngere, deren glattes Haar aschfarben war, hatte auf der linken Wange eine hässliche Narbe. Sie saß auf einer wunderschönen Rappstute. Hinkefuß hatte den Eindruck, so eine Stute schon einmal gesehen zu haben.

Es war diese Jüngere, die ihn als Erste ansprach. »Bist du von hier?«

Hinkefuß begann, mit den Zähnen zu klappern. »Ich habe nichts verbrochen! Ich sammle hier nur Lorchel! Habt Erbarmen, tut einem Versehrten nichts ...«

»Bist du von hier?«, wiederholte sie, und ihre grünen Augen funkelten bedrohlich.

Hinkefuß zog den Kopf ein. »Ja, gnädige Frau«, stammelte er. »Von hier, klar doch. Ich bin hier geboren, in Birka, will sagen: in Eifers. Und hier werd ich gewiss auch sterben müssen ...«

»Voriges Jahr, im Sommer und Herbst, warst du da hier?«

»Wo hätte ich denn sein sollen?«

»Antworte, wenn ich frage.«

»Ich war hier, Euer Gnaden.«

Die Rappstute schüttelte den Kopf, spielte mit den Ohren. Hinkefuß spürte stechend wie Nadeln die Blicke der beiden anderen – der Schwarz- und des Weißhaarigen. Diesen Weißhaarigen fürchtete er am meisten.

»Vor einem Jahr«, fuhr das Mädchen mit der Narbe fort, »im Monat September, genauer am neunten September, im ersten Mondviertel, wurden hier sechs junge Leute ermordet. Vier Burschen ... und zwei Mädchen. Erinnerst du dich?«

Hinkefuß schluckte. Er hatte es seit einer Weile vermutet, jetzt wusste er es, jetzt war er sich sicher.

Das Mädchen hatte sich verändert. Und es lag nicht nur an dieser Narbe im Gesicht. Sie war ganz anders als damals, als sie, am Pferdepfosten festgebunden, geheult hatte, während sie zusah, wie Bonhart den getöteten Mitgliedern der Rattenbande die Köpfe abschnitt. Ganz anders als damals, als er sie in der Herberge »Zum Chimärenkopf« ausgezogen und geschlagen hatte. Nur diese Augen ... Diese Augen hatten sich nicht verändert.

»Ich erinnere mich, Euer Gnaden«, bestätigte Hinkefuß. »Wie hätte ich das vergessen sollen. Sechs junge Leute erschlagen. In der Tat, voriges Jahr war das. Im September.«

Das Mädchen schwieg lange, blickte nicht ihn an, sondern irgendwohin ins Weite, an ihm vorbei.

»Du musst also wissen ...«, brachte sie schließlich mit Mühe hervor. »Du musst den Ort kennen, wo man diese Burschen und Mädchen vergraben hat. Unter welchem Zaun ... Auf welcher Müllhalde, in welchem Misthaufen ... Und wenn ihre Körper verbrannt worden sind ... Wenn man sie in den Wald gebracht hat, den Wölfen und Füchsen zum Fraß ... Dann wirst du mir diese Stelle zeigen. Du wirst mich dort hinführen. Hast du verstanden?«

»Ich habe verstanden, gnädige Frau. Erlaubt. Denn es ist gar nicht weit.«

Er humpelte voran, spürte im Nacken den heißen Atem ihrer Pferde. Er schaute sich nicht um. Etwas sagte ihm, dass er es nicht sollte.

Schließlich zeigte er. »Da ist es. Das ist unser Gemeindefriedhof, in diesem Wäldchen. Und die, nach denen Ihr gefragt habt, gnädige Frau Falka, dort liegen sie.«

Das Mädchen stieß einen tiefen Seufzer aus. Hinkefuß schielte zu ihr hin, sah, wie sich ihr Gesicht veränderte. Der Weißhaarige und die Schwarzhaarige schwiegen, und ihre Gesichter waren wie von Stein.

Das Mädchen schaute lange auf den kleinen Grabhügel, der hübsch war, ordentlich, gepflegt, mit Sandsteinbrocken eingefasst, mit Platten von Feldspat und Schiefer. Das Tannenreisig, mit dem man das Grab einst geschmückt hatte, war rostbraun geworden. Die Blumen, die man einst hier hingelegt hatte, waren verwelkt und vergilbt.

Das Mädchen sprang vom Pferd. »Wer?«, fragte sie tonlos, ohne den Blick abzuwenden.

»Nun ja« – Hinkefuß räusperte sich –, »viele in Eifers haben geholfen. Aber am meisten die Witwe Goulue. Und der junge Nycklar. Die Witwe war immer eine gute und mitleidige Frau ... Und Nycklar ... Den quälten schreckliche Träume. Ließen ihm keine Ruhe. Bis er diesen Umgebrachten eine ordentliche Ruhestätte verschafft hatte ...«

»Wo finde ich sie? Die Witwe und diesen Nycklar?«

Hinkefuß schwieg lange.

»Die Witwe liegt dort, hinter dieser krummen Birke«, sagte er schließlich und schaute dem Mädchen furchtlos in die grünen Augen. »Ist im Winter an Lungenentzündung gestorben. Und Nycklar wurde eingezogen und ist irgendwo im fremden Land ... Es heißt, er ist im Krieg gefallen.«

»Ich hatte vergessen«, flüsterte sie. »Ich hatte vergessen, dass beide ja das Schicksal mit mir zusammengebracht hat.«

Sie ging zu dem Grabhügel, kniete sich hin, genauer gesagt, fiel auf die Knie. Sie beugte sich tief vor, sehr tief, fast berührte sie mit der Stirn die Steine der Einfassung. Hinkebein sah, wie der Weißhaarige eine Bewegung machte, als wolle er vom Pferd steigen, doch die schwarzhaarige Frau fasste ihn an der Hand, hielt ihn mit der Geste und ihrem Blick zurück.

Die Pferde schnaubten, nickten heftig, dass die Ringe der Gebissstangen klirrten.

Das Mädchen kniete lange, sehr lange an dem Grabhügel, weit herabgebeugt, und ihre Lippen bewegten sich in einer lautlosen Litanei.

Als sie aufstand, wankte sie. Hinkefuß stützte sie instinktiv. Sie zuckte heftig, riss den Ellenbogen los, schaute ihn durch Tränen hindurch feindselig an. Doch sie sagte kein Wort. Sie dankte sogar mit einem Kopfnicken, als er ihr den Steigbügel hielt.

»Ja, gnädiges Fräulein Falka«, wagte er zu sagen. »Einen seltsamen Lauf hat das Schicksal genommen. Ihr wart damals in einer schlimmen Lage, in einer üblen Klemme ... Kaum jemand von uns hier in Eifers dachte, dass Ihr da heil rauskommt ... Und heute seid Ihr wohlauf, und Goulue und Nycklar sind im Jenseits ... Da ist nicht einmal jemand, dem man danken könnte, was? Sich für das Grab bedanken ...«

»Ich heiße nicht Falka«, sagte sie scharf. »Ich heiße Ciri. Und was den Dank angeht ...«

»Fühlt euch von ihr geehrt«, warf die Schwarzhaarige kalt ein, und in ihrer Stimme lag etwas, das Hinkefuß erzittern ließ.

»Für dieses Grab«, sagte die schwarzhaarige Frau langsam, Wort für Wort. »Für eure Menschlichkeit, für euren Anstand ist euch, eurer ganzen Siedlung, Gnade, Dank und Belohnung zuteil geworden. Ihr wisst nicht einmal, wie groß.«

Am neunten April, kurz nach Mitternacht, wurden die ersten Einwohner von Claremont von einer unsteten Helligkeit geweckt, einem roten Lichtschein, der in die Fenster ihrer Häuser drang. Die übrigen Einwohner wurden von Geschrei aus den Betten gerissen, von Lärm und dem wilden Alarmläuten der Glocken.

Es brannte nur ein Bauwerk. Das große Holzgebäude eines alten Tempels, der einst einer Gottheit geweiht gewesen war, an deren Namen sich nur noch die ältesten Weiber erinnerten. Des Tempels, der jetzt in ein Amphitheater verwandelt worden war, wo von Zeit zu Zeit Tierhatzen, Kämpfe und andere Belustigungen veranstaltet wurden, die das Städtchen Claremont aus Langeweile, Trübsal und schläfrigem Stumpfsinn zu reißen vermochten.

Ebendieses Amphitheater war jetzt ein Meer von brüllenden Flammen, erbebte unter Explosionen. Aus allen Fenstern schossen verzweigte, etliche Ellen lange Flammenzungen.

»Löscheeen!«, schrie der Besitzer des Amphitheaters, der Kaufmann Houvenaghel, der hin und her lief, mit den Armen fuchtelte und mit dem mächtigen Bauch wackelte. Er trug eine Schlafmütze und eine schwere Robe aus Persianerfellen, die er übers Nachthemd geworfen hatte. Mit den bloßen Füßen stampfte er im Morast und Unrat der Straße.

»Löscheeen! Leuteee! Waaasseeer!«

»Das ist eine Strafe Gottes«, erklärte mit ihrer ganzen Autorität eine der ältesten Frauen. »Für die Spektakel, die sie in diesem Etablissement veranstaltet haben ...«

»Ja, ja, meine Dame. Da habt Ihr zweifellos recht!«

Von dem flammenfauchenden Theater schlug Hitze herüber, in den Pfützen dampfte und stank die Pferdepisse, zischten die Funken. Wer weiß, woher, kam ein Wind auf.

»Löscheeen!«, heulte Houvenaghel wild auf, als er sah, wie das Feuer auf das Brauhaus und den Speicher übergriff. »Leuteee! An die Eimer! An die Eimeeer!«

Es fehlte nicht an Freiwilligen. Ja, Claremont hatte sogar eine eigene Feuerwehr, die von Houvenaghel ausgerüstet und unterhalten wurde. Es wurde ausdauernd und hingebungsvoll gelöscht. Aber vergeblich.

»Wir schaffen es nicht ...«, stöhnte der Feuerwehrhauptmann, während er sich das Gesicht abwischte, auf dem sich Brandblasen bildeten. »Das ist ein Teufelsfeuer!«

»Schwarze Magie ...«, krächzte ein anderer Feuerwehrmann, der Rauch geschluckt hatte.

Aus dem Innern des Amphitheaters erklang das furchteinflößende Bersten von Sparren, Firstbalken und Pfosten. Es krachte, polterte, ächzte, eine mächtige Säule von Flammen und Funken schoss gen Himmel, das Dach brach und stürzte in die Mitte, in die Arena. Das ganze Gebäude aber neigte sich – man könnte sagen, es verneigte sich vor dem Publikum, das es zum letzten Mal unterhielt und zerstreute, mit einer effektvollen, wahrlich flammenden Benefizvorstellung bedachte.

Und dann fielen die Wände.

Den Anstrengungen der Feuerwehrleute und der Helfer gelang es, den halben Speicher und vielleicht ein Viertel des Brauhauses zu retten.

Ein stinkendes Morgenrot zog herauf.

Houvenaghel saß in Schlamm und Asche, mit der rußgeschwärzten Schlafmütze und der Persianerrobe. Er saß da und weinte erbärmlich, wimmerte wie ein Kind.

Das Theater, das Brauhaus und der Speicher, die ihm gehörten, waren natürlich versichert. Das Problem bestand darin, dass die Versicherungsgesellschaft auch Houvenaghels Eigentum war. Nichts, nicht einmal Steuerbetrug, konnte auch nur in verschwindend geringem Maße die Verluste wettmachen.

»Wohin jetzt?«, fragte Geralt und blickte auf die Rauchsäule, die als breitgeschmierter Streifen den sich morgendlich rötenden Himmel zerschnitt.

Sie schaute ihn an, und er bereute die Frage sofort. Plötzlich verspürte er den Wunsch, sie zu umarmen, malte sich aus, wie er sie in den Armen halten, an sich drücken, ihr übers Haar streichen würde. Sie beschützen. Niemals, nie und nimmer mehr zulassen, dass sie allein wäre. Dass ihr Böses widerführe. Dass ihr etwas widerführe, das sie nach Rache dürsten ließ.

Yennefer schwieg. Yennefer schwieg viel in letzter Zeit.

»Jetzt«, sagte Ciri sehr ruhig, »reiten wir in ein Dorf namens Einhürne. Der Name stammt von einem die Ortschaft beschützenden Einhorn aus Stroh, einer lächerlichen, armseligen Puppe. Ich möchte, dass die Bewohner zur Erinnerung an das, was dort geschehen ist ... nun, wenn schon kein wertvolleres, dann wenigstens ein geschmackvolleres Totem bekommen. Ich zähle auf deine Hilfe, Yennefer, denn ohne Magie ...«

»Ich weiß, Ciri. Was weiter?«

»Das Sumpfland des Pereplut. Ich hoffe, ich finde sie ... eine Hütte inmitten der Sümpfe. In der Hütte werden wir die Überreste eines Mannes finden. Ich will, dass diese Reste in einem anständigen Grab ruhen.«

Geralt schwieg noch immer. Und wandte den Blick nicht ab.

»Dann«, fuhr Ciri fort, die seinem Blick ohne jede Mühe standhielt, »schauen wir in dem Weiler Dun Dâre vorbei. Die Schenke dort ist wahrscheinlich niedergebrannt worden, ich schließe nicht aus, dass der Wirt ermordet wurde. Durch meine Schuld. Hass und Rachsucht hatten mich geblendet. Ich werde aber versuchen, mich seiner Familie irgendwie dankbar zu erweisen.«

»Das«, sagte Geralt langsam und blickte sie noch immer an, »wird nicht möglich sein.«

»Ich weiß«, entgegnete sie sofort, fest, beinahe zornig. »Aber ich werde mich ihnen bußfertig stellen. Werde mir den Ausdruck ihrer Augen merken. Ich hoffe, dass mich die Erinnerung an diese Augen davor bewahren wird, einen ähnlichen Fehler zu machen. Verstehst du das, Geralt?«

»Ich verstehe, Ciri«, sagte Yennefer. »Beide, glaub uns, verstehen wir dich sehr gut, Töchterchen. Reiten wir.«

Die Pferde flogen dahin wie der Wind. Wie ein magischer Sturm. Vom Vorübereilen der drei Reiter alarmiert, hob ein Wanderer auf der Straße den Kopf. Den Kopf hoben ein Kaufmann auf seinem Wagen mit Waren, ein Verbrecher, der vor dem Gesetz floh, ein umherirrender Ansiedler, den Politiker von dem Land vertrieben hatten, wo er sich niedergelassen hatte, weil er anderen Politikern geglaubt hatte. Den Kopf hoben ein Vagabund, ein Deserteur und ein Pilger mit einem Wanderstab. Sie hoben die Köpfe, verwundert, erschrocken. Ohne recht zu wissen, was sie sahen.

In Ebbing und Geso begannen Geschichten zu kursieren. Von der Wilden Jagd. Von den drei Geisterreitern.

Ausgedacht und ausgesponnen wurden die Geschichten abends in nach geschmolzenem Schmalz und gerösteter Zwiebel riechenden Katen, in Bauernstuben, verräucherten Kasernen, Wirtshäusern, Weilern, Teerbrennereien, Waldhütten und Grenzposten. Es wurde erzählt, erfunden, ersonnen. Vom Krieg. Von Heldentum und Ritterlichkeit. Von Freundschaft und Rechtschaffenheit. Von Heimtücke und Verrat. Von treuer und wahrer Liebe, die immer triumphiert. Von Verbrechen und von der Strafe, die den Verbrecher immer ereilt. Von der Gerechtigkeit, die immer gerecht ist.

Von der Wahrheit, die wie eine Olive immer an die Oberfläche steigt.

Es wurde fabuliert, voller Freude am Fabulieren. Man genoss die märchenhafte Fiktion. Denn überall ringsum, im Leben, ging es völlig anders zu.

Die Legende wuchs. Die Zuhörer verschlangen in wahrer Trance, voller Emphase die Worte des Märchenerzählers, der vom Hexer und der Zauberin erzählte. Vom Schwalbenturm. Von Ciri, der Hexerin mit der Narbe im Gesicht. Von Kelpie, der verzauberten schwarzen Stute.

Von der Dame vom See.

Das kam später, Jahre später. Viele, viele Jahre später.

Doch schon jetzt keimte und wuchs die Legende in den Menschen wie ein vom warmen Regen aufgequollenes Samenkorn.

Irgendwann wurde es Mai. Zuerst in den Nächten, erhellt und funkendurchsprüht von fernen Belleteyn-Feuern. Als Ciri, sonderbar erregt, auf Kelpie sprang und zu den Feuern galoppierte, nutzten Geralt und Yennefer die Gelegenheit, die Augenblicke der Zweisamkeit. Nur so weit ausgezogen, wie es unbedingt notwendig war, liebten sie sich auf einem am Boden ausgebreiteten Schaffell. Sie liebten sich eilig und selbstvergessen, schweigend, wortlos. Schnell und irgendwie. Hauptsache mehr und mehr.

Und als sie wieder zur Ruhe kamen, beide, zitternd und einander die Tränen wegküssend, waren sie des Staunens voll, wie viel Glück es ihnen bereitet hatte, sich irgendwie zu lieben.

»Geralt?«

»Ja, Yen.«

»Als ich ... als wir nicht beieinander waren, warst du da mit anderen Frauen zusammen?«

»Nein.«

»Kein einziges Mal?«

»Kein einziges Mal.«

»Dir hat nicht einmal die Stimme gezittert. Ich weiß also nicht, warum ich dir nicht glaube.«

»Ich habe immer nur an dich gedacht, Yen.«

»Jetzt glaube ich’s.«

Irgendwann wurde es Mai. Auch am Tage. Die Gänsedisteln sprenkelten die Wiesen gelb, die Bäume in den Gärten wurden flauschig und schwer von Blüten. Die Eichenhaine, zu würdevoll, um sich zu beeilen, blieben noch immer dunkel und kahl, doch schon überzogen sie sich mit grünem Schein, und an den Rändern leuchteten die grünen Flecken der Birken auf.

Eines Nachts, als sie in einem von Weiden bestandenen Talkessel kampierten, weckte den Hexer ein Traum. Ein Albtraum, in dem er gelähmt und wehrlos war und eine große graue Eule ihm mit den Krallen durchs Gesicht pflügte, mit dem spitzen krummen Schnabel seine Augen suchte. Er erwachte. Und war sich nicht sicher, ob er nicht aus einem Albtraum in den nächsten geraten war.

Über ihrem Lager ballte sich ein Lichtschein zusammen, der die schnaubenden Pferde scheuen ließ. In dem Licht war etwas in der Art eines Innenraumes, etwas in der Form eines von schwarzen Kolonnaden gestützten Schlosssaales. Geralt sah einen großen Tisch, an dem zehn Gestalten saßen. Zehn Frauen.

Er hörte Worte. Wortfetzen.

... wirst sie uns zuführen, Yennefer. Wir befehlen dir ...

Ihr könnt mir nicht befehlen. Ihr könnt ihr nicht befehlen! Ihr habt keinerlei Macht über sie!

Ich habe keine Angst vor ihnen, Mama. Sie können mir nichts tun. Wenn sie wollen, gehe ich zu ihnen.

... versammelt sich am ersten Juni, bei Neumond. Wir befehlen euch beiden, euch einzufinden. Wir warnen euch, dass wir Ungehorsam bestrafen werden.

Ich werde sofort kommen, Philippa. Lass sie noch ein Weilchen bei ihm bleiben. Er soll nicht allein sein. Nur ein paar Tage. Ich werde sofort kommen. Als Unterpfand des guten Willens.

Erfülle meine Bitte, Philippa. Bitte.

Der Lichtschein begann zu pulsieren. Die Pferde schnaubten wild, stampften mit den Hufen.

Der Hexer erwachte. Diesmal wirklich.

Am Morgen darauf bestätigte Yennefer seine Befürchtungen. Nach einem langen und abseits geführten Gespräch mit Ciri.

»Ich gehe fort«, sagte sie trocken und ohne Einleitung. »Ich muss. Ciri bleibt bei dir. Noch eine Zeitlang. Dann werde ich sie rufen, und sie wird auch fortgehen. Und dann treffen wir uns alle wieder.«

Er nickte. Widerwillig. Er hatte es satt, sich ihr schweigend zu fügen. Mit allem einverstanden zu sein, was sie mitteilte, und mit allem, was sie entschied. Aber er nickte. Er liebte sie ja doch.

»Das ist ein Imperativ«, sagte sie sanft, »dem man sich nicht widersetzen kann. Aufschieben kann man es auch nicht. Das muss einfach geregelt werden. Ich tue das übrigens auch für dich. Zu deinem Besten. Aber hauptsächlich zum Besten Ciris.«

Er nickte.

»Wenn wir uns wieder treffen«, sagte sie noch sanfter, »werde ich dir alles vergelten, Geralt. Auch das Schweigen. Zu viel Schweigen, zu viel Stille war zwischen uns. Und jetzt, statt zu nicken, umarme und küsse mich.«

Er tat, wie ihm geheißen. Er liebte sie ja doch.

»Wohin jetzt?«, fragte Ciri trocken, kurz nachdem Yennefer im Aufblitzen eines ovalen Portals verschwunden war.

»Der Fluss ...« Geralt hustete, um den atemberaubenden Schmerz hinter dem Brustbein zu überwinden. »Der Fluss, an dem wir stromauf reiten, ist der Sansretour. Er führt zu einem Land, das ich dir unbedingt zeigen will. Denn das ist ein Märchenland.«

Ciris Miene verfinsterte sich. Er sah, wie sie die Fäuste ballte.

»Alle Märchen«, sagte sie mit Nachdruck, »nehmen ein schlechtes Ende. Und Märchenländer gibt es überhaupt nicht.«

»Doch. Du wirst sehen.«

Es war einen Tag nach Vollmond, als sie Toussaint erblickten, in Grün und in Sonnenlicht gebadet. Als sie die Anhöhen sahen, die Hänge, die Weinberge. Die Turmdächer der Kastelle, die im morgendlichen Nieselregen glänzten.

Der Anblick enttäuschte nicht. Er machte Eindruck. Wie immer.

»Das ist aber schön«, sagte Ciri hingerissen. »Jechen! Diese Schlösser sind wie Spielzeug ... wie die Zuckerdekoration auf einer Torte ... Man möchte sie geradezu ablecken!«

»Der Architekt war kein geringerer als Faramond«, belehrte sie Geralt. »Warte, bis du den Palast und die Gärten von Beauclair aus der Nähe siehst.«

»Den Palast? Wir reiten zum Palast? Du kennst den hiesigen König?«

»Die Fürstin.«

»Diese Fürstin«, erkundigte sie sich missmutig, während sie ihn unter den Haaren hindurch aufmerksam beobachtete, »hat nicht zufällig grüne Augen? Kurze schwarze Haare?«

»Nein«, sagte er in einem Ton, der weitere Fragen unterband. »Die sieht ganz anders aus. Ich weiß nicht, wieso du darauf kommst ...«

»Lass das, Geralt, ja? Was ist also mit der hiesigen Fürstin?«

»Wie gesagt, ich kenne sie. Ein wenig. Nicht besonders gut und ... nicht besonders intim, wenn du es wissen willst. Sehr gut kenne ich hingegen den hiesigen Prinzgemahl oder den Anwärter auf diese Stellung. Du kennst ihn auch, Ciri.«

Ciri gab Kelpie die Sporen, zwang sie, auf der Straße zu tänzeln. »Quäl mich nicht länger!«

»Rittersporn.«

»Rittersporn? Mit der hiesigen Fürstin? Wieso denn das?«

»Das ist eine lange Geschichte. Wir haben ihn hier zurückgelassen, an der Seite seiner Geliebten. Wir haben ihm versprochen, dass wir ihn besuchen kommen, auf dem Rückweg, wenn ...«

Er verstummte und schaute finster drein.

»Da kann man nichts machen«, sagte Ciri leise. »Quäl dich nicht, Geralt. Es ist nicht deine Schuld.«

Es ist meine Schuld, dachte er. Meine. Rittersporn wird fragen. Und ich werde antworten müssen.

Milva. Cahir. Regis. Angoulême.

Ein Schwert hat zwei Schneiden.

Ach, bei den Göttern, genug davon. Genug. Endlich Schluss damit machen!

»Reiten wir, Ciri.«

»In diesen Sachen?«, knurrte sie. »Zum Palast?«

»Ich sehe nichts Anstößiges an unserer Kleidung«, schnitt er ihr das Wort ab. »Wir reiten da nicht hin, um uns akkreditieren zu lassen. Auch nicht auf einen Ball. Mit Rittersporn können wir uns sogar im Stall treffen.

Übrigens«, fügte er hinzu, als er sah, dass sie unzufrieden war, »reite ich zuerst in das Städtchen, zur Bank. Ich hebe ein bisschen Bargeld ab, und auf dem Markt, bei den Tuchbänken, gibt es zahllose Schneider und Modistinnen. Du kaufst dir, was du willst, und staffierst dich nach deinem Geschmack aus.«

Sie neigte schelmisch den Kopf. »So viel Bargeld hast du hier?«

»Du kaufst dir, was du willst«, wiederholte er. »Meinetwegen Hermelin. Und Schuhe aus Basiliskenleder. Ich kenne einen Schuster, der noch welche vorrätig haben müsste.«

»Womit hast du so viel verdient?«

»Mit Töten. Reiten wir, Ciri, schade um die Zeit.«

In der Bankfiliale der Cianfanelli veranlasste Geralt eine Überweisung und die Eröffnung eines Kreditbriefs, nahm einen Bankscheck und etwas Bargeld. Er schrieb Briefe, die mit der nächsten Kurier-Schnellpost über die Jaruga gehen sollten. Höflich schlug er die Einladung zum Essen ab, mit dem ihn der diensteifrige und gastfreundliche Bankier bewirten wollte.

Ciri wartete auf der Straße und passte auf die Pferde auf. Die Straße, eben noch leer, wimmelte von Menschen.

»Wir sind wohl in irgendeinen Feiertag geraten.« Ciri wies mit einer Kopfbewegung auf die Menge, die zum Markt strömte. »Ein Jahrmarkt vielleicht ...«

Geralt warf einen raschen Blick hin. »Das ist kein Jahrmarkt.«

»Ach ...« Sie blickte ebenfalls hin, in den Steigbügeln aufgerichtet. »Dann ist es wohl wieder ...«

»Eine Hinrichtung«, bestätigte er. »Die beliebteste von den Nachkriegsunterhaltungen. Was haben wir schon gesehen, Ciri?«

»Fahnenflucht, Verrat, Feigheit vor dem Feind«, rezitierte sie rasch. »Und ökonomische Fälle.«

Der Hexer nickte. »Lieferung verschimmelten Zwiebacks an die Armee. Schwer hat’s in Kriegszeiten der geschäftstüchtige Kaufmann.«

»Heute werden sie keinen Kaufmann hinrichten.« Ciri zog Kelpies Zügel an, die schon von der Menge eingehüllt war wie von einem wogenden Kornfeld. »Schau nur, das Gerüst ist mit Tuch bedeckt, und der Henker hat eine neue und schön saubere Kappe. Er wird jemand Bedeutsames hinrichten, mindestens einen Baron. Also ist es wohl doch Feigheit vor dem Feind.«

Geralt schüttelte den Kopf. »Toussaint hat keine Truppen, die vor irgendeinem Feind stehen. Nein, Ciri, ich denke, es ist wieder die Ökonomie. Die richten jemanden hin, weil er krumme Geschäfte mit ihrem berühmten Wein gemacht hat, der Grundlage der hiesigen Wirtschaft. Reiten wir, Ciri. Wir werden uns das nicht ansehen.«

»Reiten? Wie denn?«

In der Tat, Weiterreiten war unmöglich. Ehe sie sich’s versahen, waren sie in der auf dem Platz versammelten Menge eingekeilt; es konnte keine Rede davon sein, auf die andere Seite des Marktes zu kommen. Geralt fluchte saftig, schaute sich um. Kehrtmachen ging leider auch nicht; die sich auf den Platz ergießende Menge hatte die Gasse hinter ihnen total verstopft. Einen Moment lang trug die Menge sie mit wie ein Fluss, doch die Bewegung verebbte, als sie sich an der geschlossenen Mauer von Hellebardenträgern brach, die das Schafott umgab.

»Sie kommen!«, schrie jemand, und die Menge begann zu lärmen, zu wogen und nahm den Ruf auf: »Sie kommen!«

Das Hufgetrappel und das Poltern der Wagenräder ging unter und verschwand im Hornissengesumm der Menge. Ganz unerwartet erblickten sie daher den um eine Straßenecke biegenden zweispännigen Leiterwagen, und darauf stand, mit Mühe das Gleichgewicht haltend ...

»Rittersporn ...«, ächzte Ciri.

Geralt fühlte sich plötzlich schlecht. Sehr schlecht.

»Das ist Rittersporn«, wiederholte Ciri mit fremd klingender Stimme. »Ja, das ist er.«

Das ist ungerecht, dachte der Hexer. Das ist eine große und verdammte Ungerechtigkeit. Das kann nicht sein. So soll es nicht sein. Ich weiß, dass es dumm und naiv war, zu glauben, dass irgendwann irgendetwas von mir abgehangen habe, dass ich irgendwie die Geschicke dieser Welt beeinflusst hätte, dass diese Welt mir etwas schulde. Ich weiß, das zu glauben war naiv, ja arrogant ... Aber ich weiß es ja! Man braucht mich nicht davon zu überzeugen! Man braucht es mir nicht vor Augen zu führen! Schon gar nicht auf diese Weise ...

Das ist ungerecht!

»Das kann nicht Rittersporn sein«, sagte er tonlos, den Blick auf Plötzes Mähne gerichtet.

»Das ist Rittersporn«, wiederholte Ciri. »Geralt, wir müssen etwas tun.«

»Was?«, fragte er bitter. »Sag mir, was?«

Büttel zogen Rittersporn vom Wagen, wobei sie ihn geradezu erstaunlich höflich behandelten, ohne Brutalität, mit so viel Reverenz, wie sie nur aufbringen konnten. Vor der aufs Schafott führenden Treppe wurden ihm die Fesseln an den Händen gelöst. Der Dichter kratzte sich nonchalant am Hintern und betrat, ohne gedrängt zu werden, die Treppe.

Eine von den Stufen knackte plötzlich, und das aus einer entrindeten Stange gefertigte Geländer bog sich. Rittersporn hielt mit Mühe das Gleichgewicht.

»Verdammt!«, schrie er. »Das muss repariert werden! Ihr werdet sehen, irgendwann bricht sich jemand auf dieser Treppe den Hals! Und dann habt ihr den Salat!«

Auf dem Gerüst wurde Rittersporn von zwei Henkersknechten in Lederwämsen ohne Ärmel in Empfang genommen. Der Henker, in den Schultern breit wie eine Schlossbastei, betrachtete den Verurteilten durch die Löcher in der Kappe. Neben ihm stand ein Typ in reicher, wenngleich trauerschwarzer Kleidung. Auch sein Gesicht zeigte eine Leichenbittermiene.

»Ehrenwerte Herrschaften und Bürger von Beauclair und Umgebung!«, las er laut und im Trauerton von einem ausgerollten Pergament ab. »Es wird kundgetan, dass Julian Alfred Pankraz Vicomte de Lettenhove alias Rittersporn ...«

»Pankraz was?«, fragte Ciri flüsternd.

»... vom Hohen Fürstlichen Gericht aller Verbrechen, Vergehen und Übertretungen, deren er angeklagt ist, für schuldig befunden wurde, als da sind: Majestätsbeleidigung, Staatsverrat und darüber hinaus Befleckung der Ehre des Adelsstandes durch Meineid, Pasquillantentum, Verleumdung und üble Nachrede, fernerhin Herumtreiberei, Unanständigkeit sowie Debauche, das heißt Hurerei. Das Gericht hat daher beschieden, den Vicomte Julian et cetera, et cetera zu bestrafen, primo, durch Minderung seines Wappens mit einem schwarzen Schrägbalken auf dem Schild. Secundo: durch Konfiskation seiner Besitztümer, Ländereien, Güter, Haine, Wälder, Schlösser ...«

»Schlösser«, ächzte der Hexer. »Was für Schlösser?«

»Tertio: die Hauptstrafe. Die für die aufgezählten Verbrechen vorgesehene Strafe durch Schleifen mit Pferden, Rädern und Vierteilen ist auf Beschluss unserer allergnädigsten Herrscherin Anna Henrietta, Allerdurchlauchtigsten Fürstin von Toussaint und Herrin auf Beauclair, zur Enthauptung mit dem Beil gemildert worden. Möge der Gerechtigkeit Genüge getan werden!«

Aus dem Gedränge erschollen ein paar unartikulierte Rufe. Die in der ersten Reihe stehenden Weiber brachen in gespieltes Jammern und geheucheltes Wehklagen aus. Kinder wurden auf den Arm oder auf die Schultern genommen, damit sie nichts von dem Schauspiel verpassten. Die Henkersknechte schoben einen Klotz in die Mitte des Schafotts und bedeckten ihn mit einer Serviette. Es gab ein wenig Verwirrung, denn es erwies sich, dass jemand den Weidenkorb für den abgeschlagenen Kopf gemaust hatte, doch es wurde rasch ein anderer beschafft.

Unter dem Schafott breiteten vier abgerissene Straßenmädchen ein Tuch aus, um Blut damit aufzufangen. Es bestand große Nachfrage nach derlei Souvenirs, man konnte recht gut damit verdienen.

»Geralt« – Ciri hielt der Kopf gesenkt –, »wir müssen etwas tun ...«

Er antwortete nicht.

»Ich will zum Volk sprechen«, erklärte Rittersporn stolz.

»Aber fasst Euch kurz, Vicomte.«

Der Dichter stellte sich an den Rand des Blutgerüsts, hob die Hände. Die Menge begann zu raunen und wurde still.

»He, Leute!«, rief Rittersporn. »Was hört man so? Wie geht’s euch?«

»Na ja, man wurstelt sich durch«, murmelte nach langem Schweigen jemand weiter hinten.

»Na immerhin.« Der Dichter nickte. »Freut mich zu hören. Tja, jetzt können wir anfangen.«

»Meister Nachrichter«, sagte der Trauerkloß mit künstlicher Emphase. »Tu deine Pflicht!«

Der Henker trat herzu, kniete nach althergebrachtem Brauch vor dem Verurteilten nieder und senkte den von der Kappe verhüllten Kopf. »Vergib mir, guter Mann«, bat er mit Grabesstimme.

»Ich?«, wunderte sich Rittersporn. »Dir?«

»Hmja.«

»Mein Lebtag.«

»Hä?«

»Mein Lebtag werde ich dir nicht vergeben. Wie käme ich denn dazu? Seht ihn euch an, den Scherzbold! Gleich wird er mir den Kopf abhacken, und ich soll ihm das vergeben? Macht Ihr Euch lustig über mich, oder was? In so einem Augenblick?«

»Ja wieso denn, Herr?« Der Meister Hämmerlein war verblüfft. »So ist doch das Recht ... und der Brauch ... Der Verurteilte muss dem Henker im Voraus vergeben. Lieber Herr! Vergib mir die Schuld, verzeih die Sünde ...«

»Nein.«

»Nein?«

»Nein!«

»Ich werde ihn nicht hinrichten«, erklärte der Henker missmutig, während er sich von den Knien erhob. »Er soll mir vergeben, der ...sohn, sonst wird daraus nichts.«

»Herr Vicomte« – der traurige Beamte fasste Rittersporn am Ellenbogen –, »macht keine Schwierigkeiten. Die Leute haben sich versammelt, sie warten ... Vergebt Ihm, er bittet doch höflich ...«

»Ich vergebe nicht, und basta!«

Der Trauerkloß trat zu dem Henker. »Meister Nachrichter. Ihr werdet ihn ohne Vergebung köpfen, was? Ich werde Euch das entgelten.«

Der Henker streckte ohne ein Wort die Hand aus, groß wie eine Suppenschüssel. Der Trauerkloß seufzte, griff nach der Geldkatze und schüttete Münzen auf die Hand. Der Meister Hämmerlein betrachtete sie eine Weile, dann schloss er die Faust. Die Augen hinter der Kappe blitzten bedrohlich auf.

»Gut«, sagte er, während er das Geld wegsteckte und sich dem Dichter zuwandte. »Also dann kniet Euch schon hin, störrischer Herr. Legt schon den Kopf auf den Klotz, boshafter Herr. Ich kann, wenn ich will, auch boshaft sein. Ich werde Euch mit zwei Schlägen enthaupten. Wenn ich es schaffe, mit drei.«

»Ich vergebe!«, schrie Rittersporn auf. »Ich verzeihe!«

»Danke.«

»Wenn er vergeben hat«, sagte der traurige Beamte mürrisch, »dann gebt das Geld zurück.«

Der Henker wandte sich um und hob das Beil. »Tretet beiseite, gnäd’ger Herr«, sagte er feindselig mit dumpfer Stimme. »Macht euch nicht in der Nähe des Werkzeugs zu schaffen. Ihr wisst doch, wo Köpfe abgeschlagen werden, fliegen Ohren umher.«

Der Beamte wich heftig zurück, so dass er um ein Haar vom Schafott gefallen wäre.

»Also gut?« Rittersporn kniete sich hin und reckte den Hals über den Klotz. »Meister? He, Meister?«

»Was?«

»Ihr habt Spaß gemacht, nicht wahr? Ihr schlagt ihn mit einem Mal ab? Mit einem Hieb? Was?«

Der Henker ließ die Augen blitzen. »Es wird eine Überraschung«, knurrte er drohend.

Die Menge begann plötzlich zu wogen, machte einem auf den Platz drängenden Reiter auf schaumbedecktem Pferde Platz.

»Halt!«, rief der Reiter und winkte mit einer großen, mit roten Siegeln behängten Pergamentrolle. »Hinrichtung anhalten! Befehl der Fürstin! Aus dem Weg! Die Hinrichtung anhalten! Ich bringe die Begnadigung des Verurteilten!«

»Schon wieder?«, knurrte der Henker und ließ das schon erhobene Beil sinken. »Wieder Begnadigung? Das wird ja langweilig.«

»Gnade! Gnade!«, begann die Menge zu brüllen. Die Weiber aus der ersten Reihe begannen noch lauter zu lamentieren. Einige wenige Personen, größtenteils Minderjährige, pfiffen und heulten missbilligend.

»Schweigt still, edle Herren und Bürger!«, schrie der Bote, während er das Pergament entrollte. »Also lautet der Wille Ihrer Gnaden Anna Henrietta! In ihrer unermesslichen Güte, zur Feier des Friedens, der, wie bekannt wurde, in der Stadt Cintra geschlossen wurde, vergibt Ihre Gnaden dem Vicomte Julian Alfred Pankraz de Lettenhove alias Rittersporn seine Verfehlungen und begnadigt ihn ...«

»Das liebe Wieselchen«, sagte Rittersporn und grinste breit.

»... und befiehlt zugleich, dass besagter Vicomte Julian Pankraz et cetera unverzüglich die Hauptstadt und das Gebiet des Fürstentums Toussaint verlassen und nie mehr zurückkehren soll, denn er ist Ihrer Gnaden zuwider, und Ihre Gnaden kann ihn nicht mehr sehen! Ihr seid frei, Vicomte.«

»Und mein Besitz?«, schrie Rittersporn. »He? Meine Güter, Haine, Wälder und Schlösser könnt ihr behalten, aber gebt mir, dass euch der Schlag treffe, meine Laute heraus, das Pferd Pegasus, die einhundertvierzig Taler und achtzig Heller, den mit Schupp gefütterten Mantel, den Ring ...«

»Halt den Mund!«, rief Geralt und trieb das Pferd durch die schimpfende und widerwillig beiseitetretende Menge. »Halt den Mund, komm runter und hierher, du Blödmann! Ciri, mach eine Gasse frei! Rittersporn! Hörst du, was ich dir sage?«

»Geralt? Bist du das?«

»Frag nicht, komm runter! Zu mir! Spring auf’s Pferd!«

Sie schoben sich durch das Gedränge, galoppierten dann eine enge Gasse entlang, Ciri voran, hinter ihr Geralt und Rittersporn auf Plötze.

»Wozu diese Eile?«, ließ sich der Barde hinter dem Rücken des Hexers vernehmen. »Niemand verfolgt uns.«

»Vorläufig. Deine Fürstin neigt dazu, ihre Meinung zu ändern und plötzlich zu widerrufen, was sie zuvor festgelegt hat. Gib zu, du wusstest von dieser Begnadigung?«

»Nein, wusste ich nicht«, murmelte Rittersporn. »Aber ich gestehe, ich habe darauf gezählt. Wieselchen ist lieb und hat ein gutes Herzchen.«

»Hör auf mit diesem Wieselchen, verdammt. Eben erst hast du dich um Haaresbreite aus einer Majestätsbeleidigung herausgewunden; willst du bei einem Rückfall erwischt werden?«

Der Troubadour verstummte. Ciri hielt Kelpie zurück, wartete auf die beiden. Als sie gleichauf waren, schaute sie Rittersporn an und wischte sich die Tränen fort. »Ach, du ...«, sagte sie. »Du ... Pankraz ...«

»Weiter«, drängte der Hexer. »Verlassen wir Stadt und Gebiet dieses bezaubernden Fürstentums. Solange wir noch können.«

Fast an der Grenze von Toussaint, an einer Stelle, von wo aus schon der Berg Gorgo zu sehen war, holte sie ein reitender Bote der Fürstin ein. Er führte den gesattelten Pegasus am Zügel mit, hatte Laute, Mantel und Ring Rittersporns dabei. Die Frage nach den einhundertvierzig Talern und achtzig Hellern ignorierte er. Die Bitte des Barden, der Fürstin ein Küsschen zu übermitteln, hörte er steinernen Gesichts an.

Sie ritten den Sansretour stromauf, der jetzt schon ein kleines und lebhaftes Flüsschen war. Sie machten einen Bogen um Belhaven.

Sie lagerten im Tal der Newi. An einem Ort, dessen sich der Hexer und der Barde erinnerten.

Rittersporn hielt es sehr lange aus. Er stellte keine Fragen.

Aber schließlich musste man ihm alles erzählen.

Und ihm im Schweigen Gesellschaft leisten. In der widerwärtigen, schweren, wie ein Geschwür vereiterten Stille, die nach der Erzählung eintrat.

Zu Mittag des folgendes Tages waren sie am Nordfall, in der Nähe von Riedbrune. In der ganzen Gegend herrschten Ruhe und Ordnung. Die Leute waren höflich und hilfsbereit. Man spürte die Sicherheit.

Überall standen Galgen, schwer von Gehängten.

Sie umgingen die Stadt und schlugen die Richtung nach Dol Angra ein.

»Rittersporn!« Erst jetzt bemerkte Geralt, was er schon längst hätte bemerken müssen. »Dein unschätzbarer Tubus! Deine Jahrhunderte Poesie! Der Bote hatte sie nicht. Sie sind in Toussaint geblieben!«

»Sind sie«, bestätigte der Barde gleichmütig. »In der Garderobe von Wieselchen, unter einem Haufen Kleider, Schlüpfer und Korsetts. Und da sollen sie in Ewigkeit liegen bleiben.«

»Möchtest du das erklären?«

»Was gibt es da zu erklären? In Toussaint hatte ich Zeit genug, gründlich durchzulesen, was ich geschrieben hatte.«

»Und?«

»Ich schreibe es noch einmal. Von vorn.«

»Verstehe.« Geralt nickte. »Kurzum, du hast dich als ebenso miserabler Schriftsteller erwiesen wie als Favorit. Weniger nett gesagt: Was immer du in die Hand nimmst, vermasselst du. Na, dein Halbes Jahrhundert kannst du vielleicht noch berichtigen und von neuem schreiben, aber bei der Fürstin Anarietta hast du gründlich verschissen. Pfui, ein in Schanden davongejagter Liebhaber. Ja, ja, du brauchst gar nicht das Gesicht zu verziehen! Es war dir nicht bestimmt, Prinzgemahl in Toussaint zu werden, Rittersporn.«

»Das werden wir noch sehen.«

»Auf mich zähl nicht. Ich habe nicht vor, mir das anzusehen.«

»Dich bittet ja auch niemand darum. Ich will dir aber sagen, dass Wieselchen ein gutes und verständnisvolles Herzchen hat. Freilich, es hat sie ein wenig aus dem Gleichgewicht gebracht, als sie mich mit der jungen Baronesse Nique erwischte ... Aber inzwischen hat sie sich gewiss schon beruhigt! Sie wird verstanden haben, dass ein Mann nicht für die Monogamie geschaffen ist. Sie wird mir verziehen haben und wartet sicherlich ...«

»Du bist hoffnungslos dumm«, stellte Geralt fest, und Ciri bestätigte mit einem energischen Kopfnicken, dass sie ebenso dachte.

»Ich werde nicht mit euch diskutieren«, erwiderte Rittersporn beleidigt. »Zumal das eine intime Angelegenheit ist. Ich sage euch nochmals: Wieselchen wird mir verzeihen. Ich werde eine passende Ballade schreiben oder ein Sonett, es ihr übersenden, und sie ...«

»Hab Erbarmen, Rittersporn.«

»Ach, mit euch ist wirklich nicht zu reden. Weiter, reiten wir! Lauf, Pegasus! Lauf, weißfüßiger Drachen!«

Sie ritten.

Es war Mai.

»Deinetwegen«, sagte der Hexer vorwurfsvoll, »deinetwegen, du verjagter Liebhaber, musste auch ich aus Toussaint fliehen wie irgendein Geächteter oder Gebannter. Es reichte nicht einmal zu einem Treffen mit ...«

»Mit Fringilla Vigo? Du hättest sie nicht angetroffen. Sie ist kurz nach eurem Aufbruch, noch im Januar, abgereist. Einfach verschwunden.«

»Sie habe ich nicht gemeint.« Geralt räusperte sich, als er sah, wie Ciri interessiert die Ohren spitzte. »Ich wollte mich mit Reynart treffen. Ihn mit Ciri bekannt machen ...«

Rittersporn heftete den Blick an die Mähne von Pegasus. »Reynart de Bois-Fresnes«, murmelte er, »ist so gegen Ende Februar in einem Scharmützel mit Banditen am Cervantes-Pass gefallen, in der Gegend der Feste Vedette. Anarietta hat ihn postum mit dem Orden ...«

»Sei still, Rittersporn.«

Rittersporn verstummte, erstaunlich gehorsam.

Der Mai dauerte an und schritt voran. Von den Wiesen verschwand das fleckige Gelb der Gänsedisteln, an seine Stelle trat das flauschige, leicht schmutzige und flüchtige Weiß von verblühtem Löwenzahn.

Es war grün und sehr warm. Die Luft, wenn kein kurzes Gewitter sie auffrischte, war dick, heiß und klebrig wie Graupensuppe.

Am sechsundzwanzigsten Mai überquerten sie die Jaruga auf einer neuen, schon weißen und nach frischem Holz riechenden Brücke. Die Reste der alten Brücke, schwarze, rußige, verkohlte Balken, waren im Wasser und am Ufer zu sehen.

Ciri wurde unruhig.

Geralt wusste Bescheid. Er kannte ihre Ansichten, wusste von den Plänen, von der Absprache mit Yennefer. Er war vorbereitet. Dennoch versetzte ihm der Gedanke an die Trennung schmerzhafte Stiche. Als habe dort, in der Brust, mittendrin, hinter den Rippen, ein kleiner bösartiger Skorpion geschlafen, der nun erwacht sei.

An der Weggabelung hinter dem Dorf Dilla, hinter den Ruinen einer niedergebrannten Schenke stand – übrigens seit mindestens hundert Jahren – eine ausladende Stieleiche, jetzt, im Frühling, mit ganz feinem Blütengespinst behangen. Die Bewohner der ganzen Umgegend, sogar aus dem entfernten Spalla, pflegte die riesigen, aber niedrigen Äste der Eiche zu benutzen, um daran Brettchen und Täfelchen aufzuhängen, beschriftet mit allen möglichen Informationen. Die der zwischenmenschlichen Kommunikation dienende Eiche wurde darum »Baum der Frohen und Unfrohen Botschaft« genannt.

»Ciri, fang auf der anderen Seite an«, kommandierte Geralt, während er absaß. »Rittersporn, du siehst von hier aus nach.«

Die an den Bäumen aufgehängten Brettchen regten sich im Wind, stießen klappernd aneinander.

Es überwogen die nach einem Krieg üblichen Fragen nach dem Verbleib von Umgekommenen und auseinandergerissenen Familien. Es gab reichlich Mitteilungen der Art KOMM ZURÜCK, ICH VERZEIHE DIR, reichlich Angebote erotischer Massagen und ähnlicher Dienstleistungen in den umliegenden Dörfern und Städtchen, reichlich kommerzielle Bekanntmachungen und Reklame. Es gab Liebeskorrespondenz, es gab von Wohlmeinenden unterzeichnete anonyme Anschuldigungen und Denunziationen. Gelegentlich fanden sich auch Brettchen mit den philosophischen Ansichten ihrer Verfasser – zum überwiegenden Teil idiotisch sinnlos oder abstoßend obszön.

»Ha!«, rief Rittersporn. »Auf Schloss Rastburg wird dringend ein Hexer benötigt, sie schreiben, dass hohe Bezahlung, luxuriöse Übernachtung und außerordentlich schmackhafte Verpflegung garantiert sind. Wäre das etwas für dich, Geralt?«

»Ganz und gar nicht.«

Die Nachricht, die sie suchten, fand Ciri.

Und da teilte sie ihm mit, womit der Hexer schon lange gerechnet hatte.

»Ich reite nach Vengerberg, Geralt«, wiederholte sie. »Mach nicht so ein Gesicht. Du weißt doch, dass ich muss. Yennefer hat mich gerufen. Sie wartet dort auf mich.«

»Ich weiß.«

»Du reitest nach Riva, zu dem Treffen, aus dem du immer noch ein Geheimnis machst ...«

»Eine Überraschung«, unterbrach er sie. »Eine Überraschung, kein Geheimnis.«

»Eine Überraschung, einverstanden. Ich meinerseits erledige in Vengerberg, was zu erledigen ist, bringe Yennefer mit, und in sechs Tagen werden wir beide in Riva sein. Mach nicht so ein Gesicht, habe ich dich gebeten. Und lass uns nicht Abschied nehmen, als wäre es für immer. Es sind nur sechs Tage! Bis bald.«

»Bis bald, Ciri.«

»Riva, in sechs Tagen«, wiederholte sie, während sie Kelpie wendete.

Sie ging sofort zum Galopp über. Sie verschwand sehr schnell, und Geralt fühlte, wie ihm eine schreckliche, kalte, krallenbewehrte Pfote den Magen zusammendrückte.

»Sechs Tage«, wiederholte Rittersporn nachdenklich. »Von hier nach Vengerberg und zurück nach Riva ... Zusammen macht das an die zweihundertfünfzig Meilen ... Das ist unmöglich, Geralt. Freilich, auf dieser Teufelsstute, mit der das Mädchen die Geschwindigkeit eines Kuriers erreicht, dreimal schneller als wir, kann man so eine Entfernung theoretisch, sehr theoretisch in sechs Tagen zurücklegen. Aber sogar diese Teufelsstute muss sich ausruhen. Und diese geheimnisvolle Angelegenheit, die Ciri zu erledigen hat, wird ja auch noch einige Zeit in Anspruch nehmen. Also ist es unmöglich ...«

Der Hexer presste die Lippen zusammen. »Für Ciri gibt es nichts Unmögliches.«

»Wieso denn ...«

»Das ist nicht mehr das Mädchen, das du gekannt hast«, unterbrach er ihn scharf. »Nicht mehr.«

Rittersporn schwieg lange.

»Ich habe ein sonderbares Gefühl ...«

»Sei still. Sag nichts. Ich bitte dich sehr.«

Der Mai ging zu Ende. Es ging auf Neumond zu, die Mondsichel war schon ganz schmal. Sie ritten zu den Bergen, die am Horizont zu sehen waren.

Es war eine typische Nachkriegslandschaft. Inmitten der Felder waren mir nichts, dir nichts Gräber und Grabhügel emporgewachsen, inmitten des üppigen Frühlingsgrases bleichten Schädel und Gerippe. An den Straßenbäumen hingen Erhängte, am Wege saßen arme Leute und warteten auf den Hungertod. Im Walde saßen Wölfe und warteten, dass die armen Leute schwächer würden.

Kein Gras wuchs auf den schwarzen Flächen, dort, wo Brände gewütet hatten.

Die Dörfer und Siedlungen, von denen nur rußige Schornsteine übriggeblieben waren, wurden wieder aufgebaut, erfüllt vom Klang der Hämmer und Zischen der Sägen. Unweit der Ruinen durchlöcherten Frauen die verbrannte Erde mit Hacken. Einige zogen stolpernd Eggen und Pflüge, und die Sielen schnitten in ihre abgemagerten Schultern. In den frischen Furchen machten die Kinder Jagd auf Engerlinge und Regenwürmer.

»Ich habe das undeutliche Gefühl«, sagte Rittersporn, »dass irgendetwas hier nicht so ist, wie es sein sollte. Irgendetwas fehlt ... Hast du nicht auch diesen Eindruck, Geralt?«

»Hä?«

»Etwas ist hier nicht normal.«

»Nichts ist hier normal, Rittersporn. Nichts.«

In der Nacht, die warm, schwarz und windstill war, erhellt von fernen Blitzen und beunruhigt vom Murmeln des Donners, sahen Geralt und Rittersporn von ihrem Lager aus, wie am Westhorizont roter Feuerschein erblühte. Es war nicht weit – der aufkommende Wind trug Rauchschwaden heran. Er brachte auch Fetzen von Geräuschen. Sie hörten, ob sie es wollten oder nicht, die Schreie von Ermordeten, das Heulen von Frauen, das übermütige und triumphierende Gebrüll der Bande.

Rittersporn sagte nichts, warf aber immerzu ängstliche Blicke zu dem Hexer.

Doch der Hexer zuckte mit keiner Wimper, er wandte nicht einmal den Kopf weg. Und sein Gesicht war wie von Erz.

Am Morgen brachen sie wieder auf. Die Rauchfahne, die über dem Wald aufstieg, würdigten sie keines Blickes.

Und später trafen sie auf die Kolonne von Siedlern.

Sie gingen in einer langen Reihe. Langsam. Sie trugen ganz kleine Ranzen. Sie gingen in vollkommener Stille. Männer, Burschen, Frauen, Kinder. Sie gingen ohne zu murren, ohne Weinen, ohne ein Wort der Klage. Ohne Schreie, ohne verzweifeltes Jammern.

Die Schreie und die Verzweiflung lagen in ihren Blicken. In den leeren Blicken von Menschen, denen man Unrecht getan hatte. Die man beraubt, geschlagen, vertrieben hatte.

»Wer ist das?« Rittersporn kümmerte sich nicht um die Feindseligkeit, die aus den Augen des Offiziers sprach, der den Marsch beaufsichtigte. »Wen vertreibt ihr hier?«

»Das sind Nilfgaarder«, knurrte von der Höhe seines Sattels der Unterleutnant, ein rosiges Bürschchen, das höchstens achtzehn Lenze zählte. »Nilfgaarder Siedler. Die in unser Land gekrochen sind wie die Schaben! Also fegen wir sie wie Schaben hinaus. So ist es in Cintra festgelegt und im Friedensvertrag niedergeschrieben worden.«

Er beugte sich zur Seite, spuckte aus.

»Aber ich«, fuhr er fort und schaute Rittersporn und den Hexer herausfordend an, »wenn es nach mir ginge, würde sie hier nicht lebendig rauslassen, die Dreckstücke.«

»Aber ich«, ließ sich ein Unteroffizier mit grauem Schnurrbart vernehmen, während er seinen Vorgesetzten mit einem sonderbar abfälligen Blick bedachte, »wenn es nach mir ginge, würde sie in Ruhe auf den Höfen lassen. Ich würde keine guten Bauern aus dem Lande treiben. Ich würde mich freuen, dass mir die Landwirtschaft gedeiht. Dass es was zu fressen gibt.«

»Ihr seid dumm wie Bohnenstroh, Wachtmeister«, knurrte der Unterleutnant. »Das ist Nilfgaard! Fremde Sprache, fremde Kultur, fremdes Blut. Über die Landwirtschaft würden wir uns freuen und dabei eine Schlange am Busen nähren. Verräter, bereit, uns den Dolch in den Rücken zu stoßen. Ihr denkt vielleicht, zwischen uns und den Schwarzen herrscht jetzt in alle Ewigkeit Einvernehmen? Nein, sollen sie gehen, wo sie hergekommen sind ... He, Soldat! Da hat einer ein Wägelchen! Nimm es ihm weg, dalli!«

Der Befehl wurde überaus eifrig befolgt. Unter Zuhilfenahme nicht nur von Knüppeln und Fäusten, sondern auch von Absätzen.

Rittersporn räusperte sich.

»Was ist, passt Euch vielleicht etwas nicht?« Das Jüngelchen von einem Unterleutnant maß ihn mit Blicken. »Seid Ihr vielleicht ein Nilfgaardophiler?«

Rittersporn schluckte. »Da seien die Götter vor.«

Viele der an ihnen wie Automaten vorübergehenden Frauen und Mädchen hatten zerrissene Kleidung, geschwollene und blaugeschlagene Gesichter, Rinnsale von Blut an Schenkeln und Waden. Viele mussten gestützt werden, um gehen zu können. Rittersporn schaute auf Geralts Gesicht und begann sich zu fürchten.

»Es ist Zeit für uns«, murmelte er. »Macht’s gut, Herr Soldat.«

»Macht’s gut, ihr Herren Reisenden«, grüßte der Wachtmeister. Der Unterleutnant wandte nicht einmal den Kopf, ganz von der Beobachtung in Anspruch genommen, ob nicht etwa einer der Siedler mehr Gepäck trug, als im Frieden von Cintra festgelegt war.

Die Kolonne der Siedler zog dahin. Sie hörten die hohen, verzweifelten, schmerzerfüllten Schreie einer Frau.

»Geralt, nein«, stöhnte Rittersporn. »Mach nichts, ich flehe dich an ... Misch dich nicht ein ...«

Der Hexer wandte ihm das Gesicht zu, und Rittersporn kannte dieses Gesicht nicht.

»Mich einmischen?«, wiederholte er. »Einschreiten? Jemanden retten? Den Kopf für irgendwelche edlen Prinzipien oder Ideen hinhalten? O nein, Rittersporn. Nicht mehr.«

In einer Nacht, die unruhig war, von fernen Blitzen erhellt, weckte den Hexer abermals ein Traum. Auch diesmal war er sich nicht sicher, ob er nicht aus einem Albtraum geradewegs in den nächsten geraten war.

Abermals erhob sich über den Resten des Lagerfeuers ein pulsierender Lichtschein und erschreckte die Pferde, abermals waren in dem Licht ein Schloss, die schwarzen Kolonnaden, der Tisch, die Frauen, die dort saßen.

Zwei Frauen saßen nicht, sondern standen. Eine schwarzweiße und eine schwarz-graue.

Yennefer und Ciri.

Der Hexer stöhnte im Schlaf.

Yennefer hatte recht gehabt, als sie ihr ziemlich kategorisch von Männerkleidung abgeraten hatte. Wie ein Bursche gekleidet, hätte sich Ciri jetzt töricht gefühlt, hier in diesem Saal, in Anwesenheit dieser schicken und mit funkelndem Schmuck behangenen Frauen. Sie war froh, dass sie sich in eine Kombination von Schwarz und Grau hatte kleiden lassen, es schmeichelte ihr, als sie die anerkennenden Blicke auf ihren geschlitzten Puffärmeln und der hohen Taille spürte, auf dem Samtband mit der kleinen Brillantbrosche in Form einer Rose.

»Bitte näher.«

Ciri zuckte leicht zusammen. Durchaus nicht nur beim Klang dieser Stimme. Wie sich zeigte, hatte Yennefer noch in einem anderen Punkt recht gehabt – sie hatte von einem Dekolleté abgeraten. Ciri hatte jedoch ihren Kopf durchgesetzt und hatte jetzt den Eindruck, dass ihr die Zugluft nur so um die Brüste brauste und ihre ganze Büste fast bis zum Nabel sich mit Gänsehaut überzog.

»Noch näher«, wiederholte die dunkelhaarige und dunkeläugige Frau, die Ciri kannte, an die sie sich von der Insel Thanedd her erinnerte. Und obwohl ihr Yennefer gesagt hatte, wen sie in Montecalvo antreffen würde, alle beschrieben und ihr alle Namen beigebracht hatte, begann Ciri augenblicklich, diese Frau in Gedanken Frau Eule zu nennen.

»Willkommen«, sagte Frau Eule, »in der Loge von Montecalvo. Fräulein Ciri.«

Ciri verneigte sich so, wie es ihr Yennefer empfohlen hatte, höflich, aber eher auf Männerart, ohne Damenknicks, ohne bescheiden und unterwürfig den Blick zu senken. Mit einem Lächeln beantwortete sie das ehrliche und liebe Lächeln von Triss Merigold, mit einem etwas tieferen Neigen des Kopfes den freundlichen Blick von Margarita Laux-Antille. Sie hielt die anderen acht Blicke aus, obwohl sie wie Bohrer waren. Wie stechende Lanzenspitzen.

»Bitte Platz zu nehmen.« Frau Eule nickte mit geradezu königlicher Geste. »Nein, nicht du, Yennefer! Nur sie. Du, Yennefer, bist nicht als Gast geladen, sondern als Übeltäterin, die verurteilt und bestraft werden soll. Solange die Loge nicht über dein Geschick entschieden hat, wirst du stehen bleiben.«

Für Ciri war das Protokoll im Handumdrehen erledigt. »Demzufolge werde auch ich stehen bleiben«, sagte sie keineswegs leise. »Ich bin hier ebenfalls kein Gast. Ich bin ebenfalls geladen worden, damit man mir mein Geschick verkünde. Dies zum Ersten. Und zum Zweiten ist Yennefers Schicksal auch das meine. Wie sie, so auch ich. Das ist nicht zu trennen. Mit allem Respekt.«

Margarita Laux-Antille lächelte und schaute ihr in die Augen. Die bescheidene, elegante Frau mit der Andeutung einer Hakennase, die nur Assire var Anahid, die Nilfgaarderin, sein konnte, nickte und trommelte mit den Fingern leicht auf der Tischplatte.

»Philippa«, meldete sich die Frau mit der Boa aus Silberfuchs zu Wort. »Wir brauchen wohl nicht derart prinzipiell zu sein. Zumindest nicht jetzt, nicht in diesem Moment. Das ist der runde Tisch der Loge. An ihm sitzen wir als Gleichrangige. Selbst, wenn über uns geurteilt werden soll. Ich glaube, wir können uns alle darauf einigen, dass ...«

Sie sprach nicht zu Ende, ließ den Blick über die anderen Zauberinnen schweifen. Die wiederum drückten der Reihe nach durch Kopfnicken Einverständnis aus – Margarita, Assire, Triss, Sabrina Glevissig, Keira Metz, die beiden schönen Elfen. Nur die zweite Nilfgaarderin, Fringilla Vigo mit dem rabenschwarzen Haar, saß reglos da, sehr blass, und wandte den Blick nicht von Yennefer.

»Also gut.« Philippa Eilhart winkte mit der beringten Hand ab. »Setzt euch also beide. Bei meiner Gegenstimme. Aber die Einheit der Loge geht über alles. Das Interesse der Loge über alles. Die Loge ist alles, der Rest nichts. Ich hoffe, du verstehst das, Ciri?«

»Sehr gut.« Ciri dachte nicht daran, den Blick zu senken. »Vor allem, dass ich dieses Nichts bin.«

Francesca Findabair, die wunderschöne Elfe, lachte perlend und laut. »Gratuliere, Yennefer«, sagte sie mit hypnotisierend melodischer Stimme. »Ich erkenne das Gütezeichen, den Prägestempel dieses Goldes. Ich erkenne die Schule.«

»Die ist nicht schwer zu erkennen.« Yennefer ließ einen flammenden Blick schweifen. »Denn es ist die Schule von Tissaia de Vries.«

»Tissaia de Vries lebt nicht mehr«, sagte Frau Eule ruhig. »Sie sitzt nicht an diesem Tisch. Tissaia de Vries ist tot, eine Tatsache, die betrauert und beweint worden ist. Wobei sie gleichzeitig eine Zäsur und ein Wendepunkt war. Denn es ist eine neue Zeit gekommen, eine neue Ära angebrochen, große Veränderungen sind im Gange. Und dir, Ciri, die du einst Cirilla von Cintra warst, hat das Schicksal in diesen Veränderungen eine wichtige Rolle zugedacht. Du weißt sicherlich schon, welche.«

»Ich weiß«, knurrte Ciri, ohne auf das beschwichtigende Zischen Yennefers zu achten. »Das hat mir Vilgefortz erklärt! Während er im Begriff war, mir eine gläserne Spritze zwischen die Beine zu schieben. Wenn das meine Vorherbestimmung sein soll, dann schönen Dank.«

In Philippas dunklen Augen flammte kalter Zorn auf. Doch das Wort ergriff Sheala de Tancarville.

»Du musst noch viel lernen, Kind«, sagte sie und zog die Silberfuchsboa enger um den Hals. »Wie ich sehe und höre, wirst du auch vieles verlernen müssen, selbst oder mit jemandes Hilfe. In letzter Zeit hast du dir, das ist zu merken, viel böses Wissen angeeignet, zweifellos hast du auch Böses erfahren und mitangesehen. Jetzt willst du in deiner kindlichen Verstocktheit das Gute nicht zur Kenntnis nehmen, du negierst das Gute und die guten Absichten. Du sträubst die Stacheln wie ein Igel, unfähig, diejenigen zu erkennen, denen es just um dein Wohl geht. Du fauchst und zeigst die Krallen wie ein wildes Kätzchen, so dass uns keine Wahl bleibt: Wir werden dich im Genick packen müssen. Und wir werden es tun, Kind, ohne eine Sekunde zu zögern. Denn wir sind älter und klüger als du, wir wissen alles, was war und was ist, wir wissen vieles von dem, was sein wird. Wir werden dich im Genick packen, Kätzchen, damit du irgendwann, bald schon, als erfahrene und kluge Katze hier Platz nimmst, an diesem Tisch, unter uns. Als eine von uns. Nein! Kein Wort! Wage nicht, den Mund aufzutun, wenn Sheala de Tancarville spricht!«

Die Stimme der kovirischen Zauberin, scharf und durchdringend wie ein durch Eisen schneidendes Messer, hing plötzlich über dem Tisch. Nicht nur Ciri krampfte sich zusammen; sogar die anderen Magierinnen zuckten leicht und zogen die Köpfe ein, nun ja, vielleicht ausgenommen Philippa, Francesca und Assire. Und Yennefer.

»Du hattest recht«, fuhr Sheala fort und warf sich wieder die Boa um den Hals, »in der Annahme, dass man dich nach Montecalvo gerufen hat, um dir dein Schicksal zu verkünden. Unrecht hattest du in der Annahme, du seiest ein Nichts. Denn du bist alles, du bist die Zukunft der Welt. Momentan weißt du das natürlich nicht und verstehst es nicht, momentan bist du ein verängstigtes und fauchendes Kätzchen, ein Kind, das Traumatisierendes durchgemacht hat und in jedem einen Emhyr var Emreis oder einen Vilgefortz mit dem Inseminator in der Hand sieht. Und es hat keinen Sinn, dir jetzt, in diesem Augenblick, zu erklären, dass es um dein Wohl geht und um das Wohl der Welt. Die Zeit für solche Erklärungen wird kommen. Eines Tages. Jetzt, da du aufgebracht bist, wirst du ohnehin nicht auf die Stimme der Vernunft hören wollen, jetzt wirst du auf jedes Argument eine Entgegnung in Form kindlichen Starrsinns und verstockten Geschreis haben. Jetzt wirst du also einfach im Genick gepackt. Ich bin fertig. Teile dem Mädchen sein Schicksal mit, Philippa.«

»Du wirst«, brach Frau Eule die lastende Totenstille, »mit mir und Sheala nach Kovir reisen, nach Pont Vanis, der königlichen Sommerresidenz. Da du keine Cirilla von Cintra mehr bist, wirst du bei der Audienz als Adeptin der Magie vorgestellt, als unsere Schutzbefohlene. Bei der Audienz wirst du einen sehr klugen König kennenlernen, Esterad Thyssen, wahrlich königliches Blut. Du wirst seine Gemahlin kennenlernen, Königin Suleyka, eine Person von ungewöhnlichem Edelmut und ebensolcher Güte. Du wirst auch den Sohn des Königspaares kennenlernen, den Prinzen Tankred.«

Ciri, die zu verstehen begann, riss die Augen auf. Frau Eule bemerkte es.

»Ja«, bestätigte sie. »Vor allem auf Prinz Tankred musst du Eindruck machen. Denn du wirst seine Geliebte werden und sein Kind zur Welt bringen.

Wenn du weiterhin Cirilla von Cintra wärst«, fuhr Philippa nach einer Pause fort, »wenn du weiterhin die Tochter Pavettas und die Enkelin Calanthes wärst, würden wir dich zu Tankreds Ehefrau machen. Zur Prinzessin und dann zur Königin von Kovir und Poviss. Leider, das sage ich mit echtem Bedauern, hat das Schicksal dir das alles genommen. Auch die Zukunft. Du wirst nur die Geliebte sein. Die Favoritin.«

»Dem Namen nach«, warf Sheala ein, »und formal. Denn in der Praxis werden wir uns darum bemühen, dass du an Tankreds Seite den Status einer Prinzessin hast, und später sogar einer Königin. Selbstverständlich wird deine Hilfe vonnöten sein. Tankred muss es danach verlangen, dass du an seiner Seite bist. Bei Tag und bei Nacht. Wir werden dich lehren, wie man solch einen Wunsch entfacht. Aber von dir wird es abhängen, ob die Lehre fruchtet.«

»Das sind alles Kleinigkeiten«, sagte Frau Eule. »Wichtig ist, dass du möglichst schnell von Tankred schwanger wirst.«

»Na klar«, murmelte Ciri.

Philippa wandte den Blick ihrer dunklen Augen nicht von ihr. »Deinem und Tankreds Kind wird die Loge Zukunft und Position sichern. Du musst wissen, dass wir hier an wirklich große Dinge denken. Du wirst übrigens Anteil daran haben, denn sofort nach der Geburt des Kindes wirst du an unseren Versammlungen teilnehmen. Du wirst lernen. Denn du bist, obwohl dir das heute unverständlich sein mag, eine von uns.«

»Auf der Insel Thanedd« – Ciri überwand den Widerstand der zusammengepressten Kehle – »habt Ihr mich ein Ungeheuer genannt, Frau Eule. Und heute sagt Ihr, ich sei eine von euch.«

»Darin liegt kein Widerspruch«, erklang melodisch wie das Rauschen eines Baches die Stimme von Enid an Gleanna, der Aster aus den Tälern. »Wir, me luned, sind alle Ungeheuer. Jede auf ihre Art. Nicht wahr, Frau Eule?«

Philippa zuckte mit den Schultern.

»Diese entstellende Narbe im Gesicht«, ließ sich wieder Sheala de Tancarville vernehmen, während sie scheinbar gleichgültig an ihrer Boa zupfte, »tarnen wir mit einer Illusion. Du wirst schön und geheimnisvoll sein, und Tankred Thyssen, das versichere ich dir, wird einfach verrückt nach dir sein. Wir werden einen Lebenslauf für dich erfinden müssen. Cirilla ist ein schöner Name und durchaus nicht so selten, dass du ihn aufgeben müsstest, um dein Inkognito zu wahren. Aber du brauchst einen Familiennamen. Ich werde nichts dagegen haben, wenn du meinen wählst.«

»Oder meinen«, sagte Frau Eule und deutete mit den Mundwinkeln ein Lächeln an. »Cirilla Eilhart klingt auch hübsch.«

»Dieser Name« – wieder erklangen im Saal die Silberglöckchen der Stimme der Aster aus den Tälern – »klingt in jeder Zusammensetzung hübsch. Und jede von uns, wie wir hier sitzen, würde sich wünschen, so eine Tochter wie dich zu haben, Zireael, Schwalbe mit den Falkenaugen, du, die Blut vom Blut und Bein vom Bein Lara Dorrens ist. Jede von uns würde alles hergeben, sogar diese Loge, sogar das Schicksal der Königreiche und der ganzen Welt, nur um solch eine Tochter wie dich zu haben. Doch das ist unmöglich. Darum beneiden wir Yennefer so sehr.«

»Ich danke Frau Philippa«, sagte Ciri nach einer Weile, die Hände um die Armlehnen ihres Sessels, die Köpfe von Sphingen darstellten, gekrallt. »Ich bin auch vom Angebot geehrt, den Namen de Tancarville zu tragen. Da es aber den Anschein hat, dass der Familienname das Einzige in dieser ganzen Angelegenheit ist, was von mir und meiner Wahl abhängt, das Einzige, das mir nicht aufgezwungen wird, muss ich beiden Damen danken und selbst wählen. Ich will Ciri von Vengerberg heißen, die Tochter Yennefers.«

»Ha!« Die schwarzhaarige Zauberin, die, wie Ciri erriet, Sabrina Glevissig von Kaedwen war, ließ die Zähne blitzen. »Tankred Thyssen ist ein Dummkopf, wenn er sie nicht zur linken Hand ehelicht. Wenn er sich an ihrer Stelle irgendeine seifige Prinzessin aufdrängen lässt, dann hat er keine Augen in seinem dummen Kopf und kann keinen Brillanten unter Glasstückchen erkennen. Ich gratuliere, Yenna. Und beneide dich. Und du weißt, wie aufrichtig ich im Neid sein kann.«

Yennefer dankte mit einem Kopfnicken. Ohne auch nur den Schatten eines Lächelns.

»Also«, sagte Philippa, »ist alles geregelt.«

»Nein«, sagte Ciri.

Francesca Findabair lachte leise auf. Sheala de Tancarville hob den Kopf, und ihre Gesichtszüge wurden unschön.

»Ich muss die Sache überdenken«, teilte Ciri mit. »Es mir überlegen. Mir alles zurechtlegen. In Ruhe. Wenn ich das getan haben werde, werde ich hierher, nach Montecalvo, zurückkehren. Ich werde mich den Damen stellen. Ich werde den Damen sagen, was ich beschlossen habe.«

Sheala bewegte die Lippen, als habe sie im Munde etwas gefunden, das sofort ausgespuckt werden musste. Doch sie sagte nichts.

Ciri warf den Kopf zurück. »Ich bin mit dem Hexer Geralt in der Stadt Riva verabredet. Ich habe ihm versprochen, dass ich mich dort mit ihm treffen werde, dass ich zusammen mit Yennefer dort hinkommen werde. Ich werde dieses Versprechen halten, mit eurem Einverständnis oder ohne. Die hier anwesende Frau Rita weiß, dass ich, wenn ich zu Geralt gehe, immer ein Loch in der Mauer finde.«

Margarita Laux-Antille nickte lächelnd.

»Mit Geralt muss ich reden. Mich von ihm verabschieden. Und ihm sagen, dass er recht hatte. Denn eines solltet Ihr wissen. Als wir vom Schloss Stygga fortritten und Leichen zurückließen, fragte ich Geralt, ob das schon das Ende sei, ob wir gesiegt hätten, ob das Böse überwunden sei und das Gute triumphiere. Er aber hat nur irgendwie sonderbar und traurig gelächelt. Ich dachte, das liege an der Erschöpfung, daran, dass wir alle seine Freunde dort beim Schloss Stygga begraben hatten. Aber heute weiß ich, was dieses Lächeln bedeutete. Das war ein mitleidiges Lächeln über die Naivität des Kindes, das glaubte, die durchgeschnittenen Kehlen von Vilgefortz und Bonhart bedeuteten den Sieg des Guten über das Böse. Ich muss ihm unbedingt sagen, dass ich klüger geworden bin, dass ich verstanden habe. Ich muss ihm das unbedingt sagen.

Ich muss auch versuchen, ihn zu überzeugen, dass das, was die Damen mit mir vorhaben, sich doch grundlegend von dem unterscheidet, was Vilgefortz mit der gläsernen Spritze tun wollte. Ich muss versuchen, ihm zu erklären, dass es einen Unterschied zwischen dem Schloss Montecalvo und dem Schloss Stygga gibt, obwohl es Vilgefortz ums Wohl der Welt ging und es Euch ebenfalls ums Wohl der Welt geht.

Ich weiß, dass es mir nicht leichtfallen wird, einen alten Wolf wie Geralt zu überzeugen. Geralt wird sagen, ich sei eine Rotznase, es sei leicht, mich mit dem Anschein von Edelmut zu täuschen, dass diese ganze Vorherbestimmung und das Wohl der Welt dumme Phrasen sind. Aber ich muss es versuchen. Es ist wichtig, dass er es versteht und dass er es akzeptiert. Es ist sehr wichtig. Auch für Euch.«

»Du hast nichts verstanden«, sagte Sheala de Tancarville scharf. »Du bist immer noch das kleine Kind, das von der Phase verrotzten Heulens und Füßestampfens zu verrotzter Arroganz übergeht. Das Einzige, was Hoffnung weckt, ist die Lebhaftigkeit deines Verstandes. Du wirst schnell lernen; bald schon, glaub mir, wirst du lachen, wenn du an die Dummheiten denkst, die du hier von dir gegeben hast. Was diesen Ausflug nach Riva angeht, bitte, soll sich die Loge äußern. Ich lege entschiedenen Widerspruch ein. Aus prinzipiellen Erwägungen. Um dir zu beweisen, dass ich, Sheala de Tancarville, niemals leere Worte mache. Und dass ich imstande bin, dir dein stolzes Genick zu beugen. Zu deinem eigenen Besten muss man dich Disziplin lehren.«

»Klären wir also diese Frage.« Philippa Eilhart legte die Hände auf den Tisch. »Ich bitte die Damen, ihre Ansichten zu äußern. Sollen wir erlauben, dass das stolze Fräulein Ciri nach Riva reitet? Um einen Hexer zu treffen, für den in ihrem Leben bald kein Platz mehr sein wird? Sollen wir zulassen, dass in ihr die Sentimentalität wächst, die sie bald schon restlos wird ablegen müssen? Sheala ist dagegen. Und die anderen Damen?«

»Ich bin auch dagegen«, erklärte Sabrina Glevissig. »Auch aus prinzipiellen Erwägungen. Das Mädchen gefällt mir, mir gefallen, was soll ich drum herumreden, ihre Impertinenz und ihr hitziger Übermut, das ist mir lieber als eine Heulsuse. Ich hätte nichts gegen ihre Bitte, zumal sie unbedingt hierher zurückkehren würde; solche wie sie brechen ihr Wort nicht. Aber das Fräuleinchen hat gewagt, uns zu drohen. Es soll wissen, dass wir über derlei Drohungen spotten!«

»Ich bin dagegen«, sagte Keira Metz. »Aus praktischen Erwägungen. Das Mädchen gefällt auch mir, und dieser Geralt hat mich auf Thanedd auf Händen getragen. In mir ist kein Gran Sentimentalität, aber das war mir damals schrecklich angenehm. Es wäre eine Gelegenheit, sich zu bedanken. Aber nein! Denn du irrst dich, Sabrina. Das Mädchen ist eine Hexerin und versucht uns auf Hexerart zu überlisten. Kurzum, sich davonzumachen.«

»Wagt es hier jemand«, fragte Yennefer, bedrohlich die Worte dehnend, »am Wort meiner Tochter zu zweifeln?«

»Du, Yennefer, schweig«, zischte Philippa. »Sei still, sonst verliere ich die Geduld. Wir haben drei Stimmen dagegen. Hören wir die anderen.«

»Ich stimme dafür, sie gehen zu lassen«, sagte Triss Merigold. »Ich kenne sie und verbürge mich für sie. Ich würde sie auch gern, wenn sie einverstanden ist, auf dieser Reise begleiten. Ihr, wenn sie einverstanden ist, beim Erwägen und Durchdenken beistehen. Und, wenn sie einverstanden ist, bei dem Gespräch mit Geralt.«

»Ich stimme ebenso.« Margarita Laux-Antille lächelte. »Die Damen werden sich wundern, aber ich tue das für Tissaia de Vries. Wenn Tissaia hier wäre, wäre sie entsetzt bei dem Gedanken, um die Einheit der Loge zu wahren, könnten Zwang und Einschränkung der persönlichen Freiheit vonnöten sein.«

»Ich stimme dafür«, sagte Francesca Findabair und zupfte die Spitze am Dekolleté zurecht. »Es gibt dafür viele Gründe, ich brauche sie nicht mitzuteilen und werde es nicht tun.«

»Ich stimme dafür«, sagte Ida Emean aep Sivney ebenso lakonisch. »Denn so gebietet es mein Herz.«

»Ich aber bin dagegen«, erklärte Assire var Anahid trocken. »Mich leiten keine Sympathien, Antipathien oder prinzipiellen Erwägungen. Ich fürchte um Ciris Leben. Unter dem Schutz der Loge ist sie sicher; auf den nach Riva führenden Landstraßen wird sie ein leichtes Ziel sein. Und ich fürchte, dass es Leute gibt, die, nachdem sie ihr schon Namen und Identität genommen haben, glauben, das genüge nicht.«

»Uns bleibt«, sagte Sabrina Glevissig ziemlich bissig, »den Standpunkt von Frau Fringilla Vigo zu erfahren. Obwohl er offensichtlich sein sollte. Denn ich erlaube mir, sämtlichen Damen das Schloss Rhys-Rhun in Erinnerung zu rufen.«

Fringilla Vigo hob stolz den Kopf. »Mit bestem Dank für die Erinnerung stimme ich für Ciri. Um die Achtung und die Sympathie zu beweisen, die ich für dieses Mädchen empfinde. Aber vor allem tue ich es für Geralt von Riva, den Hexer, ohne den dieses Mädchen heute nicht hier wäre. Der, um Ciri zu retten, bis ans Ende der Welt gegangen ist, gegen alles gekämpft hat, was sich ihm in den Weg stellte, sogar gegen sich selbst. Es wäre niederträchtig, ihm jetzt das Treffen mit ihr zu verweigern.«

»Es gab hier aber zu wenig Niedertracht«, sagte Sabrina zynisch, »und zu viel naive Sentimentalität, dieselbe Sentimentalität, die wir diesem Fräulein auszutreiben gedenken. Ha, sogar vom Herzen war die Rede. Und das Ergebnis ist, dass die Waagschalen im Gleichgewicht sind. Am toten Punkt. Wir haben nichts entschieden. Wir werden noch einmal abstimmen müssen. Ich schlage vor, geheim.«

»Und wozu?«

Alle blickten zu der hin, die das Wort ergriffen hatte. Zu Yennefer.

»Ich bin noch immer Mitglied dieser Loge«, sagte Yennefer. »Niemand hat mir die Mitgliedschaft aberkannt. Niemand ist an meiner Stelle aufgenommen worden. Formal habe ich das Stimmrecht. Es ist wohl klar, wofür ich stimme. Also überwiegen die Ja-Stimmen, und die Sache ist geklärt.«

»Deine Dreistigkeit«, sagte Sabrina, während sie die mit Onyxringen geschmückten Finger verschränkte, »streift die Grenzen des guten Geschmacks, Yennefer.«

»An Eurer Stelle würde ich demütig schweigen«, fügte Sheala de Tancarville ernst hinzu. »Und an die Abstimmung denken, deren Gegenstand Ihr in Kürze selbst sein werdet.«

»Ich habe Ciri unterstützt«, sagte Francesca, »aber dich, Yennefer, muss ich zur Ordnung rufen. Du bist aus der Loge ausgetreten, indem du aus ihr geflohen bist und die Mitarbeit verweigert hast. Du hast keinerlei Rechte. Stattdessen hast du Verpflichtungen, Schulden, die du abtragen musst, du hast ein Urteil zu hören. Sonst wärst du nicht über die Schwelle von Montecalvo gelassen worden.«

Yennefer hielt Ciri zurück, die drauf und dran war, aufzustehen und zu schreien. Ciri ließ sich ohne Widerstand und schweigend in den Sessel mit den Armlehnen zurücksinken, die zu Sphingen geschnitzt waren. Sie sah, wie Frau Eule aus ihrem Sessel aufstand, plötzlich über dem Tisch aufragte. Philippa Eilhart.

»Yennefer«, erklärte sie laut, »hat kein Stimmrecht, das ist klar. Aber ich habe es. Ich habe mir die Meinungen der hier anwesenden Damen angehört; vielleicht kann ich, scheint mir, endlich selbst meine Stimme abgeben?«

Sabrina runzelte die Brauen. »Was willst du damit sagen, Philippa?«

Philippa Eilhart schaute über den Tisch. Sie traf auf Ciris Augen und blickte hinein.

Der Grund des Bassins ist von vielfarbigem Mosaik, die kleinen Plättchen ändern sich und scheinen sich zu bewegen. Das ganze Wasser zittert, flirrt in Licht und Schatten. Unter den tellergroßen Seerosenblättern, zwischen den grünen Wasserpflanzen huschen Karauschen und Orfen hin und her. Im Wasser spiegeln sich die großen dunklen Augen des Mädchens, ihre langen Haare reichen bis zur Oberfläche, schwimmen darauf.

Das Mädchen hat alles auf der Welt vergessen, fährt mit den kleinen Händen zwischen den Stängeln der Mummeln, weit über den Rand des Springbrunnens gebeugt. Sie will endlich eins von diesen goldenen und roten Fischlein berühren. Die Fischlein kommen zu den kleinen Händen des Mädchens geschwommen, umkreisen sie neugierig, aber fangen lassen sie sich nicht, sie sind ungreifbar wie Phantome, wie das Wasser selbst. Die Finger des dunkeläugigen Mädchens schließen sich um das Nichts.

»Philippa!«

Das ist die liebste von allen Stimmen. Dennoch reagiert das Mädchen nicht sofort. Es schaut weiter ins Wasser, auf die Fischlein, auf die Seerosen, auf sein Spiegelbild.

»Philippa!«

»Philippa« – die scharfe Stimme Shealas riss sie aus ihren Gedanken. »Wir warten.«

Vom offenen Fenster wehte kalter Frühlingswind heran. Philippa Eilhart zuckte zusammen. Der Tod, dachte sie. Der Tod ist an mir vorübergegangen.

»Diese Loge«, sagte sie schließlich sicher, laut und deutlich, »wird über die Schicksale der Welt entscheiden. Darum ist diese Loge wie die Welt, ist ihr Spiegel. Im Gleichgewicht sind hier der Verstand, der nicht immer kalte Niedertracht und Berechnung bedeutet, und die Sentimentalität, die nicht immer naiv ist. Die Verantwortung, die eiserne, gar aufgezwungene Disziplin und die Abneigung gegen Zwang, die Sanftheit und das Vertrauen. Die sachliche Kälte der Allmacht ... und das Herz.

Ich«, fuhr sie in der Stille fort, die sich über den Säulensaal des Schlosses Montecalvo gesenkt hatte, »gebe meine Stimme als Letzte der Stimmberechtigten ab und ziehe noch eine weitere Sache in Betracht. Eine, die, von nichts aufgewogen, alles aufwiegt.«

Ihrem Blick folgend, schauten alle zu der Wand, auf das Mosaik, wo sich die aus kleinen vielfarbigen Plättchen gebildete Schlange Uroboros in den eigenen Schwanz biss.

»Diese Sache«, fuhr sie fort, den Blick ihrer dunklen Augen auf Ciri geheftet, »ist die Vorherbestimmung. An die ich, Philippa Eilhart, seit kurzem zu glauben begonnen habe. Die ich, Philippa Eilhart, seit kurzem zu verstehen begonnen habe. Die Vorherbestimmung sind nicht die feststehenden Urteile der Vorsehung, nicht die von der Hand des Demiurgen geschriebenen Bände, kein Fatalismus. Vorherbestimmung ist Hoffnung. Voller Hoffnung, in dem Glauben, dass geschehen wird, was geschehen muss, gebe ich meine Stimme ab. Ich gebe meine Stimme für Ciri ab. Für das Kind der Vorsehung. Das Kind der Hoffnung.«

Lange währte die Stille in dem in subtilen Halbschatten gehüllten Säulensaal des Schlosses Montecalvo. Durchs Fenster drang der Schrei eines über dem See kreisenden Fischadlers herein.

»Frau Yennefer«, flüsterte Ciri. »Heißt das ...«

»Komm, Töchterchen«, antwortete Yennefer leise. »Geralt wartet auf uns, und wir haben einen weiten Weg vor uns.«

Geralt erwachte und fuhr hoch, den Schrei eines Nachtvogels im Ohr.

Dann heirateten die Zauberin und der Hexer und feierten ein lustiges Fest. Ich bin selbst dort gewesen, habe getrunken und gegessen. Und später lebten sie glücklich, aber sehr kurze Zeit. Er starb gewöhnlich, an einem Herzanfall. Sie starb kurz nach ihm, und woran, erwähnt das Märchen nicht. Es heißt, vor Trauer und Sehnsucht, aber wer glaubt schon an Märchen.

Flourens Delannoy,

Märchen und Volkssagen

# Das zwölfte Kapitel

Es war der sechste Tag nach dem Junineumond, als sie nach Riva gelangten.

Sie kamen aus den Wäldern an der Bergflanke, und da blitzte unter ihnen, im Tal, plötzlich und unverhofft die Spiegelfläche des Loc Eskalott, der in Form der Rune, von der er seinen Namen hatte, den Talkessel ausfüllte. Auf dem Wasserspiegel waren die von Tannen und Lärchen bestandenen Höhen von Craag Ros zu sehen, eines Ausläufers des Mahakam-Massivs. Und die roten Dachziegel des auf einer Landzunge im See stehenden gedrungenen Schlosses Riva, der Winterresidenz der Könige von Lyrien. An einer Bucht am südlichen Rande des Loc Eskalott aber lag Riva-Stadt mit der strohhellen Vorstadt und den dunklen Häusern, die wie Hallimasche entlang des Seeufers wuchsen.

»Na, da wären wir wohl«, stellte Rittersporn fest, während er die Augen mit der Hand abschirmte. »Da haben wir nun den Kreis geschlossen, wir sind in Rivien. Seltsam, o ja, seltsam flechten sich die Schicksale ... Auf keinem von den Schlosstürmen sehe ich weiß-blaue Fahnen, also ist Königin Meve nicht im Schloss anwesend. Ich glaube übrigens nicht, dass sie sich an jene Fahnenflucht noch erinnert ...«

»Glaub mir, Rittersporn«, unterbrach ihn Geralt, während er das Pferd den Hang hinablenkte. »Es ist mir durch und durch gleichgültig, wer sich an mich erinnert und weshalb.«

Unweit der Stadtgrenzen stand ein buntes Zelt, das an einen Napfkuchen erinnerte. Vor dem Zelt hing an einer Stange ein weißer Schild mit einem roten Sparren. Unter dem aufgeschlagenen Zeltrand stand ein Ritter in voller Rüstung und einem weißen Überwurf mit demselben Wappen wie auf dem Schild. Der Ritter musterte mit durchdringendem und ziemlich gierigem Blick die an ihm vorübergehenden Weiber mit Reisig, die Schmiersieder und Teerbrenner mit Bottichen voll Ware, die Hirten, Hausierer und Bettler. Beim Anblick von Geralt und Rittersporn, die im Schritt herangeritten kamen, flammten seine Augen hoffnungsvoll auf.

»Die Dame Eures Herzens«, zerstreute Geralt mit eisiger Stimme die Hoffnungen des Ritters, »wer immer sie sein mag, ist die schönste und tugendhafteste Jungfrau von der Jaruga bis zur Buina.«

»Bei meiner Ehre«, blaffte der Ritter zurück. »Recht habt Ihr, mein Herr.«

Ein blondes Mädchen in dicht mit silbernen Nieten beschlagener Lederjacke übergab sich mitten auf der Straße, vorgekrümmt, und hielt sich dabei am Steigbügel einer Fuchsschimmelstute fest. Zwei zu ihr gehörende junge Männer mit ebensolcher Montur, Schwertern auf den Rücken und Stirnbändern beschimpften mit leicht lallenden Stimmen die Vorübergehenden unflätig. Beide waren merklich betrunken, wankten auf den Füßen, stießen gegen die Flanken der Pferde und gegen den Balken vor der Herberge, wo die Pferde angebunden waren.

»Müssen wir dort wirklich hinein?«, fragte Rittersporn. »Drinnen gibt es vielleicht noch mehr solche netten Früchtchen.«

»Ich bin hier verabredet. Hast du das vergessen? Das hier ist die Herberge ›Zu Hahn und Henne‹, von der auf dem Täfelchen an der Eiche die Rede war.«

Das blonde Mädchen krümmte sich erneut, kotzte krampfhaft und überaus reichlich. Die Stute schnaubte laut, brach aus, riss das Mädchen um und zog es durch das Erbrochene.

»Was gibt’s da zu glotzen, du Holzkopf?«, lallte einer der jungen Männer. »Alter Knacker?«

»Geralt«, murmelte Rittersporn, während er absaß. »Ich bitte dich, mach keine Dummheiten.«

»Keine Angst. Mache ich nicht.«

Sie banden die Pferde an dem Balken auf der anderen Seite der Treppe an. Die jungen Leute beachteten sie nicht mehr; sie waren damit beschäftigt, eine Frau mit einem Kind, die die Straße entlangkam, zu beschimpfen und zu bespucken. Rittersporn warf einen Blick auf das Gesicht des Hexers. Ihm gefiel nicht, was er sah.

Das Erste, was ins Auge stach, nachdem sie die Herberge betreten hatten, war die Aufschrift: KOCH GESUCHT. Das Zweite war eine große Malerei auf einem aus Brettern zusammengenagelten Schild, die ein bärtiges Scheusal mit einer bluttriefenden Axt darstellte. Die Unterschrift lautete: DER ZWERG – DER TÜCKISCHE VERRÄTERWICHT.

Rittersporns Befürchtungen erwiesen sich als begründet. Praktisch die einzigen Gäste der Herberge – abgesehen von etlichen ordentlich betrunkenen Saufbrüdern und zwei dürren Prostituierten mit angemalten Augen – waren weitere in nietenklirrendes Leder gekleidete »Früchtchen« mit Schwertern auf den Rücken. Es waren ihrer acht, beiderlei Geschlechts, aber Lärm machten sie für achtzehn, überschrien einander und fluchten.

»Ich erkenne euch und weiß, wer ihr seid, ihr Herren«, überraschte sie der Wirt, kaum dass er sie erblickt hatte. »Und ich habe eine Nachricht für euch. Ihr müsst euch nach Ulm begeben, in die Gastwirtschaft ›Bei Wirsing‹.«

»Oh.« Rittersporns Stimmung hob sich. »Das ist gut ...«

»Was mancher so für gut hält.« Der Wirt begann wieder, einen Humpen an seiner Schürze abzuwischen. »Wenn euch mein Lokal nicht gefällt, das ist eure Sache. Aber ich sage euch, Ulm, das ist das Zwergenviertel, da wohnen Nichtmenschen.«

»Ja und?« Geralt kniff die Augen zusammen.

»Tja, euch macht das sicherlich nichts aus.« Der Wirt zuckte mit den Schultern. »Weil, der, wo die Nachricht gebracht hat, das war ein Zwerg. Wenn ihr euch mit so einem einlasst ... Eure Sache. Eure Sache, mit wem ihr lieber in Gesellschaft seid.«

»Wir sind nicht besonders wählerisch, was die Gesellschaft angeht«, ließ ihn Rittersporn wissen und wies mit einer Kopfbewegung auf die an ihrem Tisch brüllenden und sich rangelnden Rotznasen mit den schwarzen Lederjacken und den Binden vor den pickligen Stirnen. »Aber so eine wie die da gefällt uns entschieden nicht.«

Der Wirt stellte den abgewischten Humpen ab und maß sie mit einem hässlichen Blick. »Verständnis muss man haben«, belehrte er sie nachdrücklich. »Die Jugend muss sich austoben. Es ist gesagt, die Jugend muss sich austoben. Der Krieg hat sie mitgenommen. Die Väter sind gefallen ...«

»Und die Mütter haben sich fallen lassen«, beendete Geralt den Satz mit einer Stimme, eisig wie ein Bergsee. »Ich verstehe und bin voller Verständnis. Wenigstens versuche ich es zu sein. Gehen wir, Rittersporn.«

»Dann geht, mit allem Respekt«, sagte der Wirt ohne jeden Respekt. »Und dass ihr euch hernach nicht beklagt, ich hätte euch nicht gewarnt. Heutzutage kann man sich in einer Zwergenschenke leicht eine Beule holen. Bei Gelegenheit.«

»Bei welcher Gelegenheit?«

»Was weiß denn ich? Was geht’s mich denn an?«

»Gehen wir, Geralt«, drängte Rittersporn, der aus den Augenwinkeln sah, wie die vom Krieg mitgenommene Jugend, soweit sie noch halbwegs bei Bewusstsein war, sie mit vom Fisstech glänzenden Augen beobachtete.

»Auf Wiedersehen, Herr Wirt. Wer weiß, vielleicht besuchen wir eines Tages dein Lokal noch einmal, etwas später. Wenn am Eingang nicht mehr diese Aufschriften stehen.«

»Und welche gefällt den Herren nicht?« Der Wirt runzelte die Stirn und stemmte kampfeslustig die Arme in die Seiten. »He? Vielleicht die über den Zwerg?«

»Nein. Die über den Koch.«

Drei junge Leute standen vom Tisch auf, leicht schwankend, sichtlich darauf aus, ihnen den Weg zu vertreten. Ein Mädchen und zwei Burschen in schwarzen Jacken. Mit Schwertern auf dem Rücken.

Geralt verlangsamte den Schritt nicht, er ging weiter, und sein Gesicht und sein Blick waren völlig gleichgültig.

Die Hosenscheißer traten fast im letzten Augenblick zur Seite, wichen zurück. Rittersporn roch ihr Bier. Ihren Schweiß. Und ihre Angst.

»Man muss sich daran gewöhnen«, sagte der Hexer, als sie draußen waren. »Man muss sich anpassen.«

»Mitunter fällt es schwer.«

»Das ist kein Argument. Das ist kein Argument, Rittersporn.«

Die Luft war heiß, dick und klebrig. Wie Suppe.

Draußen vor der Herberge halfen die beiden Burschen in den schwarzen Jacken dem blonden Mädchen, sich im Trog zu waschen. Das Mädchen prustete, erklärte lallend, es gehe ihr schon besser und sie müsse sich betrinken. Überhaupt würde sie auf den Markt gehen, um zum Zeitvertreib Stände umzuwerfen, aber zuvor müsse sie sich betrinken.

Das Mädchen hieß Nadia Esposito. Dieser Name wurde in den Annalen verzeichnet. Er ging in die Geschichte ein.

Doch das konnten Geralt und Rittersporn noch nicht wissen. Das Mädchen auch nicht.

In den Straßen von Riva pulsierte das Leben, und was Einheimische und Zugereiste restlos in Anspruch zu nehmen schien, war der Handel. Es sah so aus, als ob hier alle mit allem handelten und versuchten, alles gegen etwas mehr zu tauschen. Von überallher erscholl eine Kakophonie von Rufen – Waren wurden angepriesen, es wurde verbissen gefeilscht, man belog einander, zieh einander lautstark des Betrugs, des Diebstahls und des Schwindels wie auch anderer Sünden, die mit dem Handel überhaupt nichts zu tun hatten.

Ehe Geralt und Rittersporn nach Ulm gelangten, wurden ihnen zahlreiche attraktive Angebote unterbreitet. Offeriert wurden ihnen unter anderem ein Astrolabium, eine Blechtrompete, ein Speiseservice, geschmückt mit dem Wappen der Familie Frangipani, Aktien eines Kupferbergwerks, ein Glas mit Blutegeln, ein abgeschabtes Buch mit dem Titel Das vermeintliche Wunder oder Der Medusenkopf, eine Langjacke von Murmeltierfrettchen, ein potenzsteigerndes Elixier mitsamt – im Rahmen eines Koppelgeschäfts – einem nicht allzu jungen, nicht allzu schlanken und nicht allzu frischen Weibsbild.

Ein schwarzbärtiger Zwerg versuchte sie ausgeprochen dreist zum Kauf eines billigen Spiegelchens in einem Tombakrahmen zu überreden, indem er behauptete, das sei der Zauberspiegel des Cambuscan, als ihm plötzlich ein zielsicher geworfener Stein die Ware aus der Hand schlug.

»Lausiger Kobold!«, heulte ein barfüßiger und schmutziger Gassenjunge auf, während er weglief. »Nichtmensch! Bärtiger Bock!«

»Dass dir die Kaldaunen verfaulen, du Menschenlump«, brüllte der Zwerg. »Dass sie dir verfaulen und durch den Arsch rausfließen!«

Die Menschen schauten mit finsteren Mienen zu.

Das Viertel Ulm lag direkt am See, an einer Bucht inmitten von Erlen, Trauerweiden und selbstverständlich Ulmen. Hier war es wesentlich stiller und ruhiger, niemand kaufte etwas oder wollte etwas verkaufen. Vom See her wehte eine Brise, die besonders angenehm war, nachdem sie den schwülen Dunst der Stadt mit seinen vielen Fliegen hinter sich gelassen hatten.

Die Schenke »Bei Wirsing« brauchten sie nicht lange zu suchen. Der erste Passant, den sie trafen, zeigte ihnen ohne zu zögern den Weg.

Auf der Treppe zu der von Wicken und wilden Rosen umrankten Veranda unter dem von grünem Moos bewachsenen und mit Schwalbennestern bedeckten Vordach saßen zwei bärtige Zwerge, die Becher gegen die Bäuche drückten und ab und zu Bier daraus tranken.

»Geralt und Rittersporn«, sagte einer der Zwerge und rülpste vornehm. »Ihr habt lange auf euch warten lassen, ihr Nichtsnutze.«

Geralt stieg vom Pferd. »Grüß dich, Yarpen Zigrin. Ich freue mich, dich zu sehen, Zoltan Chivay.«

Sie waren die einzigen Gäste in der Schenke, die intensiv nach Braten, Knoblauch, Kräutern und noch etwas Undefinierbarem, aber sehr Angenehmem roch. Sie saßen an einem schweren Tisch mit Blick auf den See, der durch die leicht gefärbten Scheiben in den Bleirahmen geheimnisvoll, zauberhaft und romantisch aussah.

»Wo ist Ciri?«, fragte Yarpen Zigrin ohne Umschweife. »Doch nicht etwa ...?«

»Nein«, unterbrach ihn Geralt rasch. »Sie kommt hierher. Müsste in Kürze hier sein. Na, ihr Barthelden, erzählt, was bei euch so los ist.«

»Habe ich es nicht gesagt?«, erwiderte Yarpen Zigrin vorwurfsvoll. »Habe ich es nicht gesagt, Zoltan? Er kehrt vom Ende der Welt zurück, wo er, wenn man den Gerüchten glaubt, im Blut gewatet ist, Drachen erschlagen und Kaiserreiche gestürzt hat. Und uns fragt er, was bei uns los ist. Ganz der Hexer.«

»Wonach«, warf Rittersporn schnuppernd ein, »riecht es hier so schmackhaft?«

»Nach dem Mittagessen«, sagte Yarpen Zigrin. »Nach dem Fleisch. Frag doch mal, Rittersporn, wo wir das Fleisch herhaben.«

»Tu ich nicht, weil ich den Witz kenne.«

»Sei kein Frosch.«

»Wo habt ihr das Fleisch her?«

»Kam von selbst angekrochen.«

»Und jetzt im Ernst.« Yarpen wischte sich die Tränen ab, die er vor Lachen vergossen hatte, obwohl der Witz, ehrlich gesagt, einen längeren Bart als der Zwerg hatte. »Mit dem Essen sieht es mau aus, wie eben nach dem Krieg. Fleisch ist nicht zu kriegen, nicht einmal Geflügel, mit Fisch ist es auch schwierig ... Schlecht sieht es bei Mehl und Kartoffeln aus, bei Hülsenfrüchten ... Die Bauernhöfe sind niedergebrannt, die Magazine geplündert, die Teiche abgelassen, die Felder verwüstet ...«

»Der Warenumschlag liegt darnieder«, fügte Zoltan hinzu. »Es gibt keine Einfuhren. Nur Wucher und Tauschhandel funktionieren. Habt ihr den Basar gesehen? Neben den armen Schluckern, die die letzten Reste ihrer Habe verkaufen oder tauschen, sitzen die Spekulanten und machen ein Vermögen ...«

»Wenn zu alledem noch eine Missernte kommt, werden im Winter die ersten Leute verhungern.«

»Ist es wirklich so schlimm?«

»Wenn du von Süden hergeritten bist, musst du an Dörfern und Siedlungen vorbeigekommen sein. Erinnere dich, in wie vielen du Hunde hast bellen hören.«

»Verdammt.« Rittersporn schlug sich vor den Kopf. »Ich wusste es ... Ich habe dir gesagt, Geralt, dass das nicht normal war! Dass irgendetwas fehlte! Ha! Jetzt geht es mir auf! Man hörte keine Hunde! Nirgends ...«

Er verstummte plötzlich, schaute zu der nach Knoblauch und Kräutern duftenden Küche hin, und in seinen Augen zeigte sich Furcht.

»Keine Angst«, prustete Yarpen. »Unser Fleisch ist nicht von der Sorte, die bellt, miaut oder ›Erbarmen!‹ ruft. Unser Fleisch ist etwas ganz anderes. Eines Königs würdig!«

»Verrat es endlich, Zwerg!«

»Als wir euren Brief erhalten hatten und klar wurde, dass wir uns just in Riva treffen würden, haben Zoltan und ich getüftelt, womit wir euch hier bewirten könnten. Wir haben getüftelt und getüftelt, bis uns vor lauter Tüfteln das Pinkeln ankam, also sind wir ins nächste Erlendickicht gegangen. Wir schauen, und da wimmelt es geradezu von Weinbergschnecken. Also haben wir einen Sack genommen und die lieben Weichtiere eingefangen, so viel nur in den Sack passten ...«

Zoltan Chivay nickte. »Viele sind uns entwischt. Wir waren nämlich ein bisschen betrunken und sie verteufelt schnell.«

Wieder lachten die beiden Zwerge Tränen über den bejahrten Witz.

»Wirsing« – Yarpen zeigte auf den Wirt, der sich am Herd zu schaffen machte – »weiß, wie man Schnecken zubereitet, und das, müsst ihr wissen, ist ziemlich knifflig. Er aber ist ein begnadeter Küchenmeister. Ehe er Witwer geworden ist, hatte er in Maribor ein Wirtshaus mit solch einer Küche, dass sogar der König bei ihm Gäste empfangen hat. Gleich werden wir essen, ich sag euch!«

Zoltan nickte. »Und zuvor kosten wir von einer frisch geräucherten Maräne, die in den unergründlichen Tiefen des hiesigen Sees an die Angel gegangen ist. Und wir trinken Fusel aus den unergründlichen Tiefen des hiesigen Kellers.«

»Und erzählen, meine Herren«, erinnerte Yarpen, während er eingoss. »Erzählen!«

Die Maräne war noch warm, fett, sie roch nach dem Rauch von Erlenspänen. Der Schnaps war so kalt, dass geradezu die Zähne schmerzten.

Als Erster erzählte Rittersporn, blumig, flüssig, farbig und beredsam, er versah die Geschichte mit derart schönen und phantasievollen Ornamenten, dass sie beinahe den Gang der Handlung überdeckten. Dann erzählte der Hexer. Er berichtete die reine Wahrheit, doch er sprach so trocken, hölzern und farblos, dass Rittersporn es nicht aushielt und ihm immer wieder ins Wort fiel, wofür er von den Zwergen Tadel einsteckte.

Später war die Erzählung zu Ende, und eine lange Stille trat ein.

»Auf Milva, die Bogenschützin!« Zoltan Chivay räusperte sich, hob den Becher. »Auf den Nilfgaarder. Auf Regis den Kräutersammler, der in seiner Hütte die Wanderer mit Stoff aus Mandragora bewirtet hat. Und auf diese Angoulême, die ich nicht kennengelernt habe. Möge ihnen die Erde leicht sein, ihnen allen. Mögen sie dort, im Jenseits, in Hülle und Fülle haben, woran es ihnen in dieser Welt mangelte. Und mögen ihre Namen für alle Zeiten in Liedern und Geschichten weiterleben. Trinken wir.«

»Trinken wir«, wiederholten Rittersporn und Yarpen Zigrin tonlos.

Trinken wir, dachte der Hexer.

Wirsing, ein graumelierter Bursche, blass und dünn, das pure Gegenteil des Stereotyps von einem Schankwirt und Meister der kulinarischen Künste, stellte ein Körbchen mit schön weißem und duftendem Brot auf den Tisch und danach einen riesigen Holzteller, auf dem auf einer Unterlage aus Meerrettichblättern die Schnecken lagen, von Knoblauchöl glänzend und sprühend. Rittersporn, Geralt und die Zwerge machten sich entschlossen darüber her. Das Essen war ausnehmend schmackhaft und dabei ungewöhnlich unterhaltsam in Anbetracht der Notwendigkeit, mit sonderbaren kleinen Zangen und Gabeln zu jonglieren.

Sie aßen, schmatzten, griffen nach dem Brot, um das Öl auszuwischen. Sie fluchten wohlgemut, wenn eine Schnecke nach der anderen aus den Zangen rutschte. Zwei junge Katzen amüsierten sich wie wild, indem sie auf dem Fußboden die leeren Gehäuse wegstießen und ihnen nachsetzten.

Der aus der Küche heranwehende Geruch zeigte an, dass Wirsing die zweite Portion briet.

Yarpen Zigrin winkte unwillig ab, doch ihm war klar, dass der Hexer nicht nachlassen würde.

»Bei mir«, sagte er und saugte ein Schneckenhaus aus, »gibt es im Grunde nichts Neues. Ein bisschen gekämpft ... ein bisschen regiert, denn sie haben mich zum Unterberghauptmann gewählt. Ich werde Karriere in der Politik machen. In jedem anderen Geschäft ist die Konkurrenz groß. Aber in der Politik treten sich Dummköpfe, Schmiergeldnehmer und Diebe auf die Füße. Da kann man sich leicht hervortun.«

»Also ich«, erklärte Zoltan Chivay und gestikulierte mit einer in der Zange gehaltenen Schnecke, »habe mit der Politik nichts am Hut. Ich werde ein Dampf-Wasser-Hammerwerk gründen, zusammen mit Figgis Merluzzo und Munro Bruys. Erinnerst du dich an sie, Hexer, an Figgis und Bruys?«

»Nicht nur an sie.«

»Yazon Varda ist an der Jaruga gefallen«, teilte Zoltan trocken mit. »Ganz dumm, in einem der letzten Gefechte.«

»Schade um ihn. Und Percival Schuttenbach?«

»Der Gnom? Oh, dem geht es gut. Ein Fuchs, hat sich vor der Einberufung gedrückt, sich auf irgendwelche uralten Gnomenrechte herausgeredet, dass ihm die Religion das Kämpfen verbiete. Und er ist damit durchgekommen, obwohl doch alle sehen konnten, dass er das ganze Pantheon von Göttern und Göttinnen für einen marinierten Hering hergegeben hätte. Jetzt hat er eine Juwelierwerkstatt in Nowigrad. Weißt du, er hat mir den Papagei abgekauft, Feldmarschall Duda, und aus dem Vogel eine lebendige Reklame gemacht, indem er ihm beigebracht hat, zu rufen: ›Brrrillanten, Brrrillanten‹. Und stell dir vor, es funktioniert. Der Gnom kann sich nicht retten vor Kunden, er hat alle Hände voll zu tun und die Kasse noch voller. Ja, ja, das ist Nowigrad! Dort liegt das Geld auf der Straße. Deshalb wollen auch wir unser Hammerwerk in Nowigrad einrichten.«

»Die Menschen werden dir die Tür mit Scheiße beschmieren«, sagte Yarpen. »Dir die Fenster einwerfen. Und dich einen tückischen Wicht nennen. Es wird dir nichts helfen, dass du Kriegsteilnehmer warst, dich für sie geschlagen hast. Du wirst in diesem deinem Nowigrad ein Paria sein.«

»Irgendwie wird es gehen«, sagte Zoltan fröhlich. »In Mahakam gibt es zu viel Konkurrenz. Und zu viele Politiker. Trinken wir, Jungs. Auf Caleb Stratton. Auf Yazon Varda.«

»Auf Regan Dahlberg«, fügte Yarpen hinzu, und seine Miene verfinsterte sich.

Geralt wandte ihm das Gesicht zu. »Regan auch ...«

»Ja. Bei Mayena. Es ist nur die alte Frau Dahlberg übriggeblieben. Ach, zum Kuckuck, genug davon, betrinken wir uns! Und beeilen wir uns mit diesen Schnecken, denn Wirsing bringt schon die zweite Schüssel!«

Die Zwerge hatten sich die Gürtel gelockert und hörten sich Geralts Bericht an, wie Rittersporns fürstliche Romanze auf dem Schafott geendet hatte. Der Dichter gab sich gekränkt und enthielt sich eines Kommentars. Yarpen und Zoltan brüllten vor Lachen.

»Ja, ja«, sagte schließlich Yarpen Zigrin und bleckte die Zähne. »Wie es in dem Lied heißt: Ein Kerl, der Stahl und Eisen biegt, dem Weibe trotzdem unterliegt. Ein paar schöne Beispiele für diese Redensart haben sich heute an einem Tisch versammelt. Zoltan Chivay zum Beispiel. Als er erzählt hat, was es bei ihm Neues gibt, hat er vergessen zu sagen, dass er heiraten wird. In Kürze, nämlich im September. Die glückliche Auserwählte heißt Eudora Brekekeks.«

»Breckenriggs!«, berichtigte Zoltan nachdrücklich mit gerunzelten Brauen. »Ich habe es allmählich satt, dir die Aussprache zu korrigieren, Zigrin. Sieh dich vor, denn wenn ich etwas satthabe, kann ich ungemütlich werden!«

»Wo ist die Hochzeit? Und wann genau?«, warf Rittersporn versöhnlich ein. »Ich frage, weil wir vielleicht vorbeischauen werden. Wenn du uns einlädst, versteht sich.«

»Es steht noch nicht fest, wo, wie und ob überhaupt«, stotterte Zoltan sichtlich verwirrt. »Yarpen greift den Tatsachen vor. Ich denke, ich bin mit Eudora im Wort, aber weiß man, was sein wird? In solchen beschissenen Zeiten?«

»Ein zweites Beispiel für die Allmacht der Weiber«, fuhr Yarpen Zigrin fort, »ist Geralt von Riva, der Hexer.«

Geralt tat so, als sei er mit einer Schnecke beschäftigt.

Yarpen schnaubte. »Nachdem er also wie durch ein Wunder seine Ciri gefunden hat«, fuhr er fort, »lässt er sie fortreiten, stimmt einer neuerlichen Trennung zu. Er lässt sie wieder allein, obwohl, wie hier jemand zutreffend bemerkt hat, die Zeiten beschissen unsicher sind. Und das alles tut besagter Hexer, weil es seine Frau so will, die allgemein als Yennefer von Vengerberg bekannt ist. Und wenn besagter Hexer wenigstens etwas davon hätte! Hat er aber nicht. Wahrlich, wie König Desmond einmal sagte, als er nach verrichteter Notdurft in den Nachttopf schaute: ›Es ist dem Verstand nicht gegeben, dies zu erfassen.‹«

»Ich schlage vor« – Geralt hob mit allerliebstem Lächeln den Becher –, »dass wir uns betrinken und das Thema wechseln.«

»So, so«, sagten Rittersporn und Zoltan unisono.

Wirsing brachte die dritte und danach die vierte Schüssel mit Schnecken auf den Tisch. Natürlich vergaß er auch nicht Brot und Schnaps. Die Tafelnden hatten sich schon etwas satt gegessen; es nimmt also nicht wunder, dass die Trinksprüche etwas häufiger ausgebracht wurden. Ebenso wenig, dass sich immer häufiger und ausgiebiger Philosophie in das Gespräch einschlich.

»Das Böse, gegen das ich gekämpft habe«, wiederholte der Hexer, »war eine Erscheinungsform der Taten des Chaos, Taten, die darauf gerichtet sind, die Ordnung zu stören. Dort nämlich, wo das Böse sich ausbreitet, kann die Ordnung nicht herrschen; alles, was die Ordnung aufbaut, bricht zusammen, hat keinen Bestand. Das Licht der Weisheit, das Flämmchen der Hoffnung und der Funken der Wärme, statt aufzuflammen, erlöschen. Es wird dunkel. Und in der Dunkelheit wird es Zähne, Klauen und Blut geben.«

Yarpen Zigrin strich sich über den Bart, der fettig war vom Öl, das von den Schnecken herabgelaufen war. »Sehr schön gesagt, Hexer«, gab er zu. »Aber, wie die blutjunge Cerro zu König Vridank bei ihrem ersten Rendezvous sagte: ›Ein hübsches Ding, aber gibt es eine praktische Verwendung dafür?‹«

»Der Daseinszweck« – der Hexer lächelte nicht – »und die Lebensweise der Hexer sind ins Wanken gekommen, denn der Kampf zwischen Gut und Böse wird jetzt auf einem anderen Schlachtfeld und in ganz anderer Weise ausgetragen. Das Böse hat aufgehört, chaotisch zu sein. Es ist keine blinde Elementargewalt mehr, gegen die ein Hexer antreten muss, ein Mutant, ebenso mörderisch und ebenso chaotisch wie das Böse selbst. Heute folgt das Böse Gesetzen – denn die Gesetze dienen ihm. Es handelt im Sinne abgeschlossener Friedensverträge, denn es wurde beim Abschluss dieser Verträge bedacht ...«

»Er hat die Siedler gesehen, die nach Süden getrieben werden«, erriet Zoltan Chivay.

»Und nicht nur die«, fügte Rittersporn ernst hinzu. »Nicht nur die.«

»Ja und?« Yarpen Zigrin setzte sich bequemer hin, faltete die Hände auf dem Bauch. »Jeder hat etwas gesehen. Jedem ist bei irgendeinem Anblick übel geworden, jeder hat für kürzere oder längere Zeit den Appetit verloren. Oder den Schlaf. Das kommt vor. Das kam früher vor, und es wird weiter vorkommen. Mehr Philosophie als aus diesen Schneckenhäusern hier ist daraus nicht zu holen. Weil es mehr gar nicht gibt. Was passt dir nicht, Hexer, was geht dir gegen den Strich? Die Veränderungen, denen die Welt unterliegt? Die Entwicklung? Der Fortschritt?«

»Vielleicht.«

Yarpen schwieg lange, betrachtete den Hexer unter buschigen Brauen hervor.

»Der Fortschritt«, sagte er schließlich, »ist wie eine Herde Schweine. Und so muss man diesen Fortschritt betrachten, so muss man ihn bewerten. Wie eine Herde Schweine, die auf dem ganzen Gehöft herumlaufen. Aus der Existenz dieser Herde ergeben sich verschiedene Vorteile. Es gibt Schinken. Es gibt Wurst, es gibt Speck, es gibt Eisbein in Aspik. Kurzum, Nutzen! Und da braucht man nicht die Nase zu rümpfen, dass alles vollgeschissen ist.«

Alle schwiegen eine Weile, bedachten im Stillen allerlei ernste Dinge und Angelegenheiten.

»Wir müssen uns betrinken«, erklärte Rittersporn schließlich.

Niemand erhob Einspruch.

»Der Fortschritt«, sagte Yarpen Zigrin in die Stille hinein, »wird auf lange Sicht die Finsternis vertreiben. Die Dunkelheit wird dem Licht weichen. Aber nicht sofort. Und gewiss nicht kampflos.«

Geralt, den Blick zum Fenster gerichtet, lächelte in sich hinein. »Die Dunkelheit, von der du sprichst, ist ein Zustand des Geistes, nicht der Materie. Zum Kampf gegen so etwas muss man ganz andere Hexer ausbilden. Es ist höchste Zeit, damit zu beginnen.«

»Zu beginnen, sich umzuqualifizieren? Meinst du das?«

»Überhaupt nicht. Die Hexerei interessiert mich nicht mehr. Ich trete in den Ruhestand.«

»Von wegen!«

»Das ist mein voller Ernst. Ich habe Schluss gemacht mit dem Hexerberuf.«

Es trat ein langes Schweigen ein, unterbrochen vom wütenden Miauen der Kätzchen, die sich unter dem Tisch kratzten und bissen, treu dem Brauch ihrer Art, für die Spaß ohne Schmerz kein Spaß ist.

»Er hat Schluss gemacht mit dem Hexerberuf«, wiederholte schließlich Yarpen Zigrin gedehnt. »Ha! Ich weiß selber nicht, was ich davon halten soll, wie König Desmond sagte, als man ihn beim Falschspiel erwischte. Aber vermuten kann man das Schlimmste. Rittersporn, du bist mit ihm unterwegs, verbringst viel Zeit mit ihm. Lässt er noch andere Anzeichen von Paranoia erkennen?«

»Gut, gut.« Geralts Gesicht war wie von Stein. »Spaß beiseite, wie König Desmond sagte, als bei einem Festmahl die Gäste plötzlich blau anliefen und zu sterben begannen. Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte. Und jetzt zur Tat.«

Er nahm das Schwert von der Stuhllehne. »Da ist dein Sihill, Zoltan Chivay. Ich gebe ihn dir mit Dank und einer Verbeugung zurück. Er hat mir gedient. Geholfen. Er hat Leben gerettet. Und Leben genommen.«

»Hexer ...« Der Zwerg hob die Hände zu einer Abwehrgeste. »Das Schwert gehört dir. Ich habe es dir nicht geliehen, sondern geschenkt. Geschenke ...«

»Sei still, Chivay. Ich gebe dir dein Schwert zurück. Ich brauche es nicht mehr.«

»Von wegen«, wiederholte Yarpen Zigrin. »Schenk ihm Schnaps ein, Rittersporn, denn er redet wie der alte Schrader, als ihm im Schacht eine Hacke auf den Kopf gefallen war. Geralt, ich weiß, dass du eine tiefgründige Natur und eine erhabene Seele bist, aber ich bitte dich sehr, red nicht solchen Stuss, denn im Publikum sitzen, wie man leicht sieht, weder Yennefer noch sonst eine von deinen magischen Konkubinen, nur wir alten Hasen. Und alten Hasen brauchst du nicht vorzuflunkern, das Schwert sei unnütz, ein Hexer sei unnütz und die Welt sei ach so schlecht. Du bist Hexer und bleibst es ...«

»Nein, bleibe ich nicht«, widersprach Geralt sanft. »Es wird euch alte Hasen sicherlich wundern, aber ich bin zu dem Schluss gelangt, dass es dumm ist, gegen den Wind zu pissen. Dass es dumm ist, den Kopf für irgendwen hinzuhalten. Sogar wenn dieser Jemand bezahlt. Und existenzialistische Philosophie hat damit überhaupt nichts zu tun. Ihr werdet es nicht glauben, aber meine eigene Haut ist mir plötzlich überaus lieb geworden. Ich bin zu dem Schluss gelangt, dass es dumm wäre, sie für die Verteidigung von jemand anderem zu riskieren.«

»Das habe ich bemerkt.« Rittersporn nickte. »Einerseits ist das klug. Andererseits ...«

»Es gibt kein Andererseits.«

»Yennefer und Ciri«, erkundigte sich nach einem Moment Yarpen, »haben etwas mit deiner Entscheidung zu tun?«

»Viel.«

»Dann ist alles klar.« Der Zwerg seufzte. »Ich weiß freilich nicht, wovon du, ein Schwertprofi, dich ernähren willst, wie du dir dein Leben einzurichten gedenkst. Und wenn du dich auf den Kopf stellst, ich sehe dich partout nicht in der Rolle, sagen wir, von jemandem, der Kohl anbaut. Aber wie dem auch sei, die Wahl muss man respektieren. Herr Wirt, einen Augenblick! Da ist ein Schwert, ein Mahakamer Sihill aus der Schmiede von keinem Geringeren als Rhundurin. Es war ein Geschenk. Der Beschenkte will es nicht, der Schenkende darf es nicht zurücknehmen. Also nimm du es, häng es über den Kamin. Benenn deine Schenke in ›Zum Hexerschwert‹ um. Mögen hier an den Winterabenden Geschichten von Schätzen und Ungeheuern die Runde machen, vom blutigen Krieg und erbitterten Schlachten, vom Tod. Von großer Liebe und unverbrüchlicher Freundschaft. Von Mut und Ehre. Möge dieses Schwert die Zuhörer einstimmen und die Geschichtenerzähler inspirieren. Und jetzt, meine Herren, schenkt mir in dieses Gefäß hier Schnaps ein, denn ich werde weiterreden, werde tiefe Wahrheiten und allerlei Philosophie verkünden, darunter auch existenzialistische.«

Der Schnaps wurde schweigend und würdevoll in die Becher gegossen. Man schaute einander offen in die Augen und trank. Nicht weniger würdevoll. Yarpen Zigrin räusperte sich, ließ den Blick über die Versammelten schweifen, vergewisserte sich, ob sie auch ausreichend konzentriert und würdevoll waren.

»Der Fortschritt«, sagte er salbungsvoll, »wird die Finsternis vertreiben, denn dazu ist der Fortschritt da, so wie, ohne etwas gleichsetzen zu wollen, der Arsch zum Scheißen. Es wird immer heller werden, wir werden die Dunkelheit und das darin lauernde Böse immer weniger fürchten. Es kommt vielleicht sogar der Tag, da wir gar nicht mehr glauben werden, dass in diesem Dunkel etwas lauert. Wir werden solche Ängste verlachen. Sie kindisch nennen. Uns ihrer schämen! Aber immer, immer wird das Dunkel existieren. Und immer wird im Dunkel das Böse sein, immer wird es im Dunkel Zähne und Klauen geben, Mord und Blut. Und immer werden Hexer vonnöten sein.«

Sie saßen nachdenklich und schweigend da, so sehr in ihre Gedanken vertieft, dass ihrer Aufmerksamkeit der plötzlich anwachsende Lärm der Stadt entging, ein zorniger, bösartiger Lärm, der an Stärke zunahm wie das Summen gereizter Wespen.

Sie bemerkten kaum, wie auf der stillen und leeren Uferpromenade eine, noch eine, die dritte Gestalt vorüberhuschte.

In dem Augenblick, als über der Stadt das Gebrüll explodierte, wurde die Tür der Schenke »Bei Wirsing« krachend aufgerissen, und herein stürzte ein junger Zwerg, vor Anstrengung rot und mit Mühe nach Luft schnappend.

»Was ist?« Yarpen Zigrin hob den Kopf.

Der Zwerg, der noch immer keine Luft bekam, zeigte mit der Hand zur Innenstadt hin. Sein Blick war wild.

»Atme tief durch«, riet ihm Zoltan Chivay. »Und sag, was los ist.«

Später hieß es, die tragischen Vorfälle in Riva seien ein absolut zufälliges Ereignis gewesen, eine spontane Reaktion, ein plötzlicher und unvorhersehbarer Ausbruch gerechten Zorns, eine Folge der gegenseitigen Feindschaft von Menschen, Zwergen und Elfen. Es hieß, nicht die Menschen, sondern die Zwerge hätten als Erste angegriffen, von ihrer Seite sei die Aggression ausgegangen. Dass ein Zwergenkrämer die junge Adlige Nadia Esposito beleidigt habe, eine Kriegswaise, dass er ihr Gewalt angetan habe. Als aber ihre Freunde zur Verteidigung der edlen Dame antraten, rief der Zwerg seinesgleichen zusammen. Es kam zu einem Handgemenge, dann zur Schlägerei, die augenblicks den ganzen Basar erfasste. Die Schlägerei wurde zum Gemetzel, zu einem massenhaften Angriff der Menschen auf den von Nichtmenschen eingenommenen Teil der Vorstadt und auf das Viertel Ulm. Im Laufe einer knappen Stunde, von dem Zwischenfall auf dem Basar bis zum Eingreifen der Magier, wurden einhundertvierundachtzig Personen getötet, und rund die Hälfte der Opfer waren Frauen und Kinder.

Dieselbe Version der Ereignisse gibt in seiner Arbeit auch Professor Emmerich Gottschalk aus Oxenfurt.

Es gab aber auch andere Stimmen. Wo ist da die Spontaneität, wo der unvermittelte und unvorhersehbare Ausbruch, fragten sie, wenn wenige Minuten nach den Vorgängen auf dem Basar in den Straßen Wagen auftauchten, von denen herab man Waffen an die Menschen austeilte? Wo ist da der plötzliche und gerechte Zorn, wenn die Rädelsführer des Mobs, diejenigen, die sich während des Massakers am meisten hervortaten, Menschen waren, die niemand kannte und die ein paar Tage vor den Ereignissen, wer weiß, woher, nach Riva gekommen waren? Und die danach wer weiß, wohin, verschwanden? Warum griff die Armee so spät ein? Und von Anfang an so lasch?

Wieder andere Wissenschaftler wollten in den Vorgängen von Riva eine Nilfgaarder Provokation sehen, doch es gab auch welche, die behaupteten, das alles sei ein Komplott, das die Zwerge im Verein mit den Elfen geschmiedet hätten. Sie hätten sich selbst umgebracht, um die Menschen in ein schlechtes Licht zu rücken.

Völlig unter ging inmitten der gewichtigen Stimmen der Wissenschaft die gar zu kühne Theorie eines gewissen jungen und exzentrischen Magisters, der – bis man ihn zum Schweigen brachte – behauptete, in Riva hätten keine Verschwörungen oder geheimen Komplotte ihren Ausdruck gefunden, sondern die gewöhnlichen und weit verbreiteten Wesenszüge der dort ansässigen Menschen: Unbildung, Fremdenhass, brutale Rohheit und grundhafte Vertiertheit.

Und dann wurden alle der Sache überdrüssig, und man sprach überhaupt nicht mehr davon.

»In den Keller!«, wiederholte der Hexer, der beunruhigt auf das rasch näher kommende Gebrüll der Menge lauschte. »Zwerge in den Keller! Ohne dumme Heldenposen.«

»Hexer«, stöhnte Zoltan und umklammerte den Axtstiel. »Ich kann nicht ... Dort sterben meine Brüder ...«

»In den Keller. Denke an Eudora Brekekeks. Willst du, dass sie vor der Hochzeit zur Witwe wird?«

Das Argument wirkte. Die Zwerge stiegen in den Keller hinab. Geralt und Rittersporn bedeckten den Eingang mit Streu. Wirsing, für gewöhnlich blass, war jetzt weiß. Wie Käse.

»Ich habe einen Pogrom in Maribor gesehen«, presste er hervor und schaute auf den Eingang zum Keller. »Wenn sie sie dort finden ...«

»Geh in die Küche.«

Rittersporn war ebenfalls bleich. Nicht, dass sich Geralt darüber gewundert hätte. Aus dem vor kurzem noch gestaltlosen und gleichförmigen Gebrüll, das zu ihnen herandrang, traten nun einzelne Noten hervor. Solcherart, dass einem die Haare zu Berge standen.

»Geralt«, ächzte der Dichter. »Ich sehe einem Elf ein bisschen ähnlich ...«

»Sei nicht dumm.«

Über den Dächern stiegen Rauchschwaden auf. Und aus einer Gasse kamen Flüchtlinge gerannt. Zwerge. Beiderlei Geschlechts.

Zwei sprangen ohne zu zögern in den See und begannen zu schwimmen, wobei sie heftig das Wasser aufwirbelten; sie schwammen geradeaus, zur Mitte hin. Der Rest lief auseinander. Ein Teil bog zur Schenke ab.

Aus der Gasse brach die Menge hervor. Sie war schneller als die Zwerge. Bei diesem Wettlauf siegte die Mordlust.

Die Schreie der Ermordeten gellten in den Ohren, ließen die kleinen bunten Fensterscheiben der Schenke klirren. Geralt spürte, wie ihm die Hände zu zittern begannen.

Einer der Zwerge wurde buchstäblich zerfetzt, in Stücke gerissen. Ein anderer, der mit dem Gesicht zum Boden dalag, wurde in ein paar Augenblicken zu einer formlosen blutigen Masse gemacht. Eine Frau wurde mit Mistgabeln aufgespießt, das Kind, das sie bis zuletzt verteidigt hatte, einfach totgetrampelt, mit Tritten der Absätze zerstampft.

Drei – ein Zwerg und zwei Frauen – flohen geradewegs auf die Schenke zu. Die brüllende Menge setzte ihnen nach.

Geralt holte tief Luft. Stand auf. Unter den entsetzten Blicken Rittersporns und Wirsings nahm er von dem Bord überm Kamin den Sihill, das Schwert, das in Mahakam geschmiedet worden war, in der Schmiede von keinem Geringeren als Rhundurin.

»Geralt ...«, stöhnte der Dichter herzzerreißend.

»Gut«, sagte der Hexer und ging zum Ausgang. »Aber das ist das letzte Mal! Der Schlag soll mich treffen, das ist nun wirklich das letzte Mal!«

Er trat auf die Veranda, dann sprang er schon von ihr herab, wobei er mit einem schnellen Hieb einen Halunken in einem Maurerkittel aufschlitzte, der mit der Kelle nach einer Frau schlagen wollte. Dem zweiten hieb er die Hand ab, die jener in die Haare der anderen Frau gekrallt hatte. Die den gestürzten Zwerg mit Füßen traten, streckte er mit zwei schnellen, schräg geführten Hieben nieder.

Und er ging in die Menge. Schnell, in Halbdrehungen herumwirbelnd. Er führte mit Absicht weite, scheinbar ungeordnete Schläge – er wusste, dass solche Schläge blutiger und spektakulärer sind. Er wollte sie nicht töten. Er wollte sie nur ordentlich verwunden.

»Ein Elf! Ein Elf!«, heulte jemand in der Menge wild auf. »Schlagt den Elf tot!«

Das ist übertrieben, dachte er; Rittersporn vielleicht, aber ich habe mit einem Elf überhaupt keine Ähnlichkeit.

Er machte den ausfindig, der geschrien hatte, wohl einen Soldaten, denn er trug einen Brustpanzer und hohe Stiefel. Er schob sich in die Menge wie ein Aal. Der Soldat verteidigte sich mit einer beidhändig gehaltenen Lanze. Geralt hieb den Schaft entlang, schlug ihm die Finger ab. Er wirbelte herum, rief mit dem nächsten weit ausholenden Schlag Schmerzensschreie und Blutfontänen hervor.

»Gnade!« Ein zerzauster junger Mann mit irrem Blick fiel vor ihm auf die Knie. »Verschone mich!«

Geralt verschonte ihn, hielt Hand und Schwert zurück, nutzte den für den Schlag vorgesehenen Schwung zu einer Drehung. Aus den Augenwinkeln sah er, wie der Zerzauste hochsprang, sah, was er in den Händen hielt. Er brach aus der Drehung aus, um eine gegenläufige Volte zu vollführen. Doch er blieb in der Menge stecken. Für den Bruchteil einer Sekunde blieb er in der Menge stecken.

Er konnte der auf ihn zufliegenden dreizinkigen Mistgabel nur entgegenblicken.

Das Feuer im riesigen Kamin brannte nieder, in der Halle wurde es dunkel. Der von den Bergen her wehende Wind pfiff in den Mauerspalten, heulte beim Eindringen durch die undichten Fensterläden von Kaer Morhen, der Heimstatt der Hexer.

»Verdammt!« Eskel hielt es nicht mehr aus, er stand auf, öffnete die Kredenz. »›Möwe‹ oder Schnaps?«

»Schnaps«, sagten Coën und Geralt unisono.

»Freilich«, ließ sich der im Schatten verborgene Vesemir vernehmen. »Freilich, klar doch! Ertränkt eure Dummheit im Fusel. Verdammte Dummköpfe!«

»Das war ein Unfall ...«, stotterte Lambert. »Sie war mit dem Kamm schon zurechtgekommen ...«

»Halt die Klappe, du Dummkopf! Ich will deine Stimme nicht hören! Ich sage dir, wenn dem Mädchen etwas passiert ist ...«

»Es geht ihr schon wieder gut«, unterbrach ihn Coën sacht. »Sie schläft ruhig. Tief und gesund. Beim Erwachen wird sie ein wenig benommen sein, weiter nichts. An die Trance, an das, was geschehen ist, wird sie sich überhaupt nicht erinnern.«

»Wenn ihr euch wenigstens erinnern würdet!«, schnaufte Vesemir. »Strohköpfe! Schenk mir auch ein, Eskel.«

Sie schwiegen lange, lauschten dem Heulen des Sturms.

»Man muss jemanden kommen lassen«, sagte schließlich Eskel. »Wir müssen irgendeine Magierin holen. Was mit diesem Mädchen vor sich geht, ist nicht normal.«

»Es war schon die dritte solche Trance.«

»Aber zum ersten Mal hat sie artikuliert gesprochen.«

»Wiederholt mir noch einmal, was sie gesagt hat«, befahl Vesemir und leerte den Becher auf einen Zug. »Wort für Wort.«

»Wort für Wort geht es nicht«, sagte Geralt, den Blick in die Glut gerichtet. »Aber der Sinn, wenn es Sinn hat, darin einen Sinn zu suchen, war dieser: Ich und Coën werden sterben. Zähne werden unser Verderben sein. Uns beide werden Zähne töten. Ihn zwei. Mich drei.«

»Es ist ziemlich wahrscheinlich« – Lambert prustete abschätzig –, »dass wir totgebissen werden. Jedem von uns können jeden Augenblick Zähne zum Verderben werden. Euch beide aber, wenn diese Weissagung wirklich die Zukunft verkündet, werden irgendwelche besonders zahnbewehrten Monster erledigen.«

»Oder ein Eitergeschwür von schlechten Zähnen.« Eskel, scheinbar ernst, nickte. »Nur dass wir ja keine schlechten Zähne kriegen.«

»Also ich«, sagte Vesemir, »würde in dieser Sache keine Witze reißen.«

Die Hexer schwiegen.

Der Sturmwind heulte und pfiff in den Mauern von Kaer Morhen.

Der zerzauste junge Mann, als sei er entsetzt über das, was er getan hatte, ließ den Stiel los, der Hexer schrie unwillkürlich vor Schmerz auf, krümmte sich, die in seinen Bauch gerammte dreizinkige Gabel zog ihn herab, und als er auf die Knie sank, rutschte sie von selbst aus dem Bauch, fiel aufs Pflaster. Das Blut strömte mit einem Rauschen und Plätschern, das eines Wasserfalls würdig gewesen wäre.

Geralt wollte aufstehen. Stattdessen fiel er auf die Seite.

Die ihn umgebenden Geräusche bekamen Hall und Echo, er hörte sie wie unter Wasser. Er sah auch undeutlich, aus verzerrter Perspektive und mit ganz falscher Geometrie.

Doch er sah, wie die Menge zurückwich. Sah, wie sie vor den Rettern das Weite suchte. Vor Zoltan und Yarpen mit Äxten, Wirsing mit dem Hackmesser und Rittersporn, der sich mit einem Besen bewaffnet hatte.

Halt, wollte er rufen, wohin? Es reicht, wenn ich immer gegen den Wind pisse.

Doch er konnte nicht rufen. Eine Woge von Blut erstickte seine Stimme.

Es ging gegen Mittag, als die Zauberinnen Riva erreichten, als im Tal, wenn man die Landstraße entlangblickte, die Spiegelfläche des Loc Eskalott aufblitzte, die roten Dachziegel des Schlosses und die Dächer der Stadt auftauchten.

»Nun, da wären wir«, stellte Yennefer fest. »Riva! Ha, wie seltsam das Schicksal doch spielt.«

Ciri, seit längerem sehr erregt, ließ Kelpie tänzeln und mit den Hufen schlagen. Triss Merigold seufzte unmerklich. Das heißt, sie glaubte, es sei unmerklich.

»Bitte, bitte.« Yennefer warf ihr einen scheelen Blick zu. »Was für seltsame Laute sich deinem jungfräulichen Busen entringen, Triss. Ciri, reit voran und schau nach, ob du nicht vielleicht schon dort bist.«

Triss wandte das Gesicht ab, entschlossen, nicht zu provozieren und keinen Vorwand zu bieten. Eine Wirkung erhoffte sie sich nicht. Seit längerem spürte sie bei Yennefer Wut und Aggression, umso stärker, je näher sie Riva kamen.

»Du, Triss«, wiederholte Yennefer sarkastisch, »brauchst nicht rot zu werden, nicht zu seufzen, nicht zu sabbern und nicht mit dem Hintern auf dem Sattel herumzurutschen. Glaubst du, deswegen hätte ich deiner Bitte nachgegeben, zugestimmt, dass du mit uns reitest? Zu einem besinnungslos lustvollen Treffen mit dem ehemaligen Geliebten? Ciri, ich habe dich gebeten, ein Stück weiter vor zu reiten! Triss und ich wollen uns unterhalten!«

»Das ist ein Monolog, keine Unterhaltung«, sagte Ciri respektlos, doch unter dem drohenden Blick aus veilchenblauen Augen kapitulierte sie sofort, trieb Kelpie mit einem Pfiff voran und galoppierte die Landstraße entlang.

»Du reitest nicht zum Treffen mit dem Geliebten, Triss«, fuhr Yennefer fort. »Ich bin weder so edelmütig noch so dumm, dir die Gelegenheit und ihm die Versuchung zu lassen. Nur dieses eine Mal, heute; danach werde ich dafür sorgen, dass es für euch beide weder Gelegenheit noch Versuchung gibt. Aber heute werde ich mir eine süße und perverse Genugtuung nicht versagen. Er weiß von der Rolle, die du gespielt hast. Und wird sich dafür mit seinem berühmten Blick bedanken. Und ich werde deine zuckenden Lippen und zitternden Hände betrachten, ich werde mir deine ungelenken Entschuldigungen und Rechtfertigungen anhören. Und weißt du was, Triss? Ich werde vor Befriedigung ohnmächtig werden.«

»Ich wusste«, murmelte Triss, »dass du es mir nicht vergessen, dass du dich rächen wirst. Ich bin damit einverstanden, denn ich habe mich tatsächlich schuldig gemacht. Aber eins muss ich dir sagen, Yennefer. Hoffe nicht zu sehr auf diese Ohnmacht. Er weiß zu verzeihen.«

»Das, was ihm angetan worden ist, ja.« Yennefer kniff die Augen zusammen. »Aber er wird dir niemals verzeihen, was Ciri angetan wurde. Und mir.«

»Kann sein.« Triss schluckte. »Vielleicht verzeiht er wirklich nicht. Insbesondere, wenn du dafür sorgst. Aber er wird bestimmt kein Schindluder treiben. So tief wird er sich nicht sinken lassen.«

Yennefer versetzte dem Pferd einen Peitschenhieb. Das Pferd schnaubte, sprang, begann so heftig auszubrechen, dass die Zauberin im Sattel schwankte.

»Genug der Diskussion!«, knurrte sie. »Mehr Demut, du arrogantes Weibsstück! Das ist mein Mann, meiner und nur meiner! Verstanden? Du sollst aufhören, von ihm zu reden, aufhören, an ihn zu denken, aufhören, seinen edlen Charakter zu bewundern ... Sofort, auf der Stelle! Ach, ich hätte Lust, dich bei diesen roten Loden zu packen ...«

»Versuch’s nur!«, schrie Triss. »Versuch’s nur, du Ziege, und ich kratze dir die Augen aus! Ich ...«

Sie verstummten, als sie sahen, dass Ciri Hals über Kopf auf sie zu galoppierte, Staubwolken aufwirbelnd. Und sie wussten sogleich, dass etwas im Gange war. Und sogleich sahen sie, was. Noch ehe Ciri bei ihnen war.

Über den Strohdächern der schon nahen Vorstadt, über Dachziegeln und Kaminen der Stadt schossen plötzlich rote Flammenzungen empor, brachen Rauchschwaden hervor. An die Ohren der Zauberinnen drang Geschrei, fern wie das Summen aufdringlicher Fliegen, wie das Brummen wütender Hummeln. Das Geschrei nahm zu, wuchs an, von den Kontrapunkten einzelner hoher Schreie durchsetzt.

»Was ist dort, zum Teufel, los?« Yennefer stellte sich in den Steigbügeln auf. »Ein Überfall? Ein Feuer?«

»Geralt ...«, stöhnte Ciri plötzlich und wurde kreidebleich. »Geralt!«

»Ciri? Was hast du?«

Ciri hob eine Hand, und die Zauberinnen sahen Blut, das über die Handfläche rann. Die Lebenslinie entlang.

»Der Kreis hat sich geschlossen«, sagte das Mädchen und schloss die Augen. »Mich hat eine Dorne der Rose von Shaerrawedd verwundet, und die Schlange Uroboros hat die Zähne in den eigenen Schwanz geschlagen. Ich komme, Geralt! Ich komme zu dir! Ich lasse dich nicht im Stich!«

Noch ehe eine von den Zauberinnen widersprechen konnte, wendete das Mädchen Kelpie und preschte davon.

Sie waren geistesgegenwärtig genug, um sofort ihre eigenen Pferde zum Galopp anzutreiben. Doch ihre Tiere konnten sich nicht mit Kelpie messen.

»Was ist los?«, rief Yennefer und schnappte nach Luft. »Was geht vor?«

»Das weißt du doch!«, fluchte Triss, die neben ihr galoppierte. »Schneller, Yennefer!«

Ehe sie zwischen den Gebäuden der Vorstadt waren, ehe die ersten aus der Stadt Fliehenden an ihnen vorbeikamen, hatte Yennefer schon eine so klare Vorstellung von der Lage, dass sie wusste, was in Riva vor sich ging, dass es keine Feuersbrunst war und kein Angriff von Truppen, sondern ein Pogrom. Sie wusste auch, was Ciri gespürt hatte, wohin – und zu wem – sie so eilte. Sie wusste ebenfalls, dass sie sie nicht einholen würde. Ausgeschlossen. Die panischen, zusammengedrängten Menschen, vor denen sie und Triss die Tiere so scharf anhalten mussten, dass sie beinahe über die Pferdeköpfe stürzten, hatte Kelpie einfach übersprungen, wobei die Hufe der Stute etliche Hüte und Mützen weggefegt hatten.

»Ciri! Halt!«

Auf einmal waren sie schon in den Gassen inmitten der umherrennenden und heulenden Menge. Yennefer sah im Vorüberreiten im Rinnstein liegende Körper, sah an Pfosten und Balken an den Füßen aufgehängte Leichname. Sie sah einen am Boden liegenden Zwerg, der mit Füßen getreten und auf den mit Stöcken eingeschlagen wurde, sie sah einen anderen, der mit den Hälsen zerschlagener Flaschen zu Tode gequält wurde. Sie hörte das Gebrüll der Mörder, die Schreie und das Heulen der Gemordeten. Sie sah, wie sich über einer aus dem Fenster geworfenen Frau eine Menschentraube ansammelte, wie Knüppel auf und nieder schnellten.

Die Menge wurde dichter, das Gebrüll nahm zu. Die Zauberinnen hatten den Eindruck, der Abstand zwischen ihnen und Ciri sei geringer geworden. Das nächste Hindernis auf dem Wege Kelpies war ein Grüppchen desorientierter Hellebardenträger, die die Rappstute als Zaun behandelte und übersprang, wobei sie einem den flachen Eisenhut herunterriss. Die übrigen setzten sich vor Angst geradezu hin.

Im vollen Galopp kamen sie auf einen Platz. Hier war es schwarz vor Menschen. Und vor Rauch. Yennefer erkannte, dass Ciri, zweifellos von einer prophetischen Vision geleitet, mitten in den Kern, ins Zentrum der Ereignisse strebte. Mitten ins Feuer, wo der Mord wütete.

Denn in der Straße, in die sie einbog, tobte ein Kampf. Verbissen verteidigten Zwerge und Elfen improvisierte Barrikaden, verteidigten eine verlorene Stellung, fielen und starben schon unter dem Ansturm des brüllenden Mobs. Ciri schrie, schmiegte sich an den Pferdehals. Kelpie stieg auf und flog über die Barrikade nicht wie ein Pferd, sondern wie ein großer schwarzer Vogel.

Yennefer ritt in die Menge hinein, hielt das Pferd an und warf dabei mehrere Leute um. Sie wurde aus dem Sattel gezogen, noch ehe sie schreien konnte. Sie erhielt Schläge in den Rücken, ins Kreuz, auf den Hinterkopf. Sie sank auf die Knie, erblickte einen zugewachsenen Typ in einer Schusterschürze, der sich anschickte, ihr einen Fußtritt zu verpassen.

Yennefer hatte genug von Typen, die Fußtritte austeilen.

Aus ihren gespreizten Fingern schoss blaues und zischendes Feuer, das wie eine Peitsche auf Gesichter, Körper und Hände der sie umgebenden Leute einhieb. Es begann nach verbranntem Fleisch zu stinken, für einen Augenblick übertönten Schmerzensschreie das allgemeine Getöse und Gebrüll.

»Eine Hexe! Eine Elfenhexe! Eine Zauberin!«

Der nächste Typ sprang mit einer erhobenen Hacke auf sie zu. Yennefer schoß ihm das Feuer direkt ins Gesicht, die Augäpfel des Typs barsten, begannen zu kochen und liefen ihm zischend über die Wangen.

Der Ansturm ließ nach. Jemand packte sie am Arm, sie fuhr herum, drauf und dran, Feuer zu versprühen, doch es war Triss.

»Lass uns fliehen ... Yenna ... Flie...hen ...«

Ich habe sie mit solcher Stimme sprechen hören, schoss es Yennefer durch den Kopf. Mit Lippen wie von Holz, ohne ein einziges Tröpfchen Speichel. Mit Lippen, gelähmt von Furcht, zitternd vor Panik.

Ich habe gehört, wie sie mit solcher Stimme sprach. Auf der Anhöhe von Sodden.

Als sie vor Angst starb.

Sie stirbt auch jetzt vor Angst. Bis an ihr Lebensende wird sie vor Angst sterben. Denn wer einmal nicht die Feigheit in sich überwindet, wird bis ans Ende seiner Tage vor Angst sterben.

Die Finger, die Triss in ihren Ärmel gekrallt hatte, waren wie von Stahl. Yennefer befreite sich mit größter Mühe aus ihrem Griff.

»Wenn du willst, dann flieh!«, schrie sie. »Verkriech dich hinterm Rock deiner Loge! Ich habe etwas zu verteidigen! Ich lasse Ciri nicht im Stich! Und Geralt auch nicht! Fort, Gesindel! Aus dem Weg, wenn euch eure Haut lieb ist!«

Die Menge, die sie vom Pferd trennte, wich vor den Blitzen zurück, die aus den Augen und von den Händen der Zauberin sprühten. Yennefer warf den Kopf herum, ließ die schwarzen Locken wehen. Sie sah wie eine leibhaftige Furie aus, wie ein Engel der Vernichtung, ein strafender Engel der Vernichtung mit einem Flammenschwert.

»Fort, geht nach Hause, ihr Pack!«, schrie sie und hieb mit der Flammenpeitsche auf den Mob ein. »Fort! Sonst brandmarke ich euch wie Vieh!«

»Das ist nur eine Hexe, Leute!«, erklang aus der Menge eine laute und metallische Stimme. »Eine einzige verdammte Elfenzauberin!«

»Sie ist allein! Die andere ist geflohen! He, Jungs, Steine her!«

»Tod den Nichtmenschen! Nieder mit der Zauberin!«

»Macht sie fertig!«

Der erste Stein pfiff ihr am Ohr vorbei. Der zweite prallte ihr gegen die Schulter, dass sie wankte. Der dritte traf sie mitten ins Gesicht. Der Schmerz explodierte erst in ihren Augen, dann hüllte er alles in schwarzen Samt.

Sie kam zu sich, stöhnte vor Schmerz. In beiden Unterarmen und Handgelenken wühlte der Schmerz. Sie griff instinktiv hin, ertastete dicke Schichten von Verbandszeug. Wieder stöhnte sie, tonlos, verzweifelt. Vor Bedauern, dass es kein Traum war. Und vor Bedauern, dass es misslungen war.

»Es ist misslungen«, sagte die am Bett sitzende Tissaia de Vries.

Yennefer wollte trinken. Sie wünschte, jemand würde ihr wenigstens die von einem klebrigem Belag bedeckten Lippen benetzen. Doch sie bat nicht darum. Der Stolz erlaubte es ihr nicht.

»Es ist misslungen«, wiederholte Tissaia de Vries. »Aber nicht, weil du dir keine Mühe gegeben hättest. Du hast gut und tief geschnitten. Darum bin ich jetzt bei dir. Wenn das nur Getue gewesen wäre, nur eine dumme, nicht ernst gemeinte Demonstration, würde ich für dich nur Verachtung empfinden. Aber du hast tief geschnitten. Ernstlich.«

Yennefer blickte nur zur Decke.

»Ich werde mich mit dir befassen, Mädchen. Denn es scheint sich zu lohnen. Aber ich werde an dir arbeiten müssen, oh, das werde ich müssen. Ich werde dir nicht nur das Rückgrat und die Schulter richten müssen, sondern auch die Hände kurieren. Als du dir die Adern geöffnet hast, hast du Sehnen durchgeschnitten. Und die Hände einer Zauberin sind wichtige Werkzeuge, Yennefer.«

Feuchtigkeit auf den Lippen. Wasser.

»Du wirst leben.« Die Stimme Tissaias war sachlich, ernst, sogar streng. »Deine Zeit ist noch nicht gekommen. Wenn sie kommt, wirst du an diesen Tag denken.«

Yennefer sog gierig die Feuchtigkeit aus dem mit nassem Verbandszeug umwickelten Hölzchen.

»Ich werde mich mit dir befassen«, wiederholte Tissaia de Vries und berührte sanft ihr Haar. »Aber jetzt ... Wir sind hier allein. Ohne Zeugen. Niemand wird es sehen, und ich werde es niemandem sagen. Weine, Mädchen. Wein dich aus. Wein dich zum letzten Mal aus. Danach wirst du nicht mehr weinen dürfen. Es gibt keinen widerwärtigeren Anblick als eine weinende Zauberin.«

Sie kam zu sich, räusperte sich, spuckte Blut. Jemand zog sie über den Erdboden, es war Triss, sie erkannte ihr Parfüm. Unweit klangen beschlagene Hufe auf dem Pflaster, vibrierte Geschrei. Yennefer bemerkte einen Reiter in voller Rüstung, er trug einen weißen Überwurf mit rotem Sparren und hieb von der Höhe des Lanzenreitersattels herab mit einem Ochsenziemer auf die Menge ein. Die vom Mob geworfenen Steine prallten wirkungslos von Rüstung und Visier ab. Das Pferd wieherte, warf sich herum, bäumte sich auf.

Yennefer fühlte, dass sie anstelle der Oberlippe eine große Kartoffel hatte. Mindestens ein Vorderzahn war gebrochen oder ausgeschlagen, hatte schmerzhaft die Zunge verletzt.

»Triss ...«, stammelte sie. »Teleportiere uns hier weg!«

»Nein, Yennefer.« Triss’ Stimme war sehr ruhig. Und sehr kalt. »Sie schlagen uns tot ...«

»Nein, Yennefer. Ich werde nicht fliehen. Mich nicht hinterm Rock der Loge verstecken. Keine Angst, ich werde nicht vor Angst ohnmächtig wie bei Sodden. Ich werde das in mir überwinden. Ich habe es schon überwunden!«

Nahe bei der Mündung der Gasse, in einem Winkel moosbedeckter Mauern, lag ein großer Haufen Kompost, Mist und Abfälle. Es war ein ansehnlicher Haufen. Sozusagen eine Anhöhe.

Der Menge war es schließlich gelungen, den Ritter und sein Pferd einzukeilen und ihn bewegungsunfähig zu machen. Er wurde mit schrecklichem Krachen zu Boden gerissen, der Mob kroch auf ihn wie Läuse, bedeckte ihn mit einer zappelnden Schicht.

Triss, die Yennefer mit hinaufgezogen hatte, stellte sich auf den Gipfel des Misthaufens, reckte die Arme empor. Sie rief einen Spruch, und sie rief ihn mit wahrem Zorn. So durchdringend, dass die Menge für den Bruchteil einer Sekunde verstummte.

»Sie schlagen uns tot.« Yennefer spuckte Blut aus. »Garantiert ...«

»Hilf mir.« Triss unterbrach für einen Moment die Beschwörung. »Hilf mir, Yennefer. Wir schleudern den Blitz des Alzur auf sie ...«

Und töten an die fünf, dachte Yennefer. Worauf uns die Übrigen in Stücke reißen. Aber gut, Triss, wie du willst. Wenn du nicht fliehst, wirst du mich nicht fliehen sehen.

Sie fiel in die Beschwörung ein. Jetzt riefen sie zu zweit.

Einen Moment lang starrte die Menge sie an, doch sie kam bald wieder in Fahrt. Rings um die Zauberinnen begannen wieder Steine zu schwirren. Dicht neben Triss’ Schläfe flog eine geworfene Lanze vorbei. Triss zuckte nicht einmal.

Das wirkt überhaupt nicht, dachte Yennefer, unser Zauber wirkt überhaupt nicht. Wir haben keine Chance, etwas derart Kompliziertes zu beschwören wie den Blitz des Alzur. Alzur, wird behauptet, hatte eine Stimme wie eine Glocke und eine Aussprache wie ein begnadeter Redner. Wir aber piepsen und stammeln, verfälschen die Worte und die Melodie ...

Sie war im Begriff, den Singsang zu unterbrechen, den Rest ihrer Kräfte auf einen anderen Spruch zu konzentrieren, der imstande wäre, entweder sie beide zu teleportieren oder die anstürmende Menge – und sei es für einen Sekundenbruchteil – mit etwas Unangenehmem zu empfangen. Doch das erwies sich als unnötig.

Der Himmel verdunkelte sich plötzlich, über der Stadt ballten sich Wolken zusammen. Es wurde verteufelt finster. Und kalt.

»Je«, stöhnte Yennefer. »Ich glaube, wir haben was angerichtet.«

»Merigolds Vernichtender Hagelschlag«, wiederholte Nimue. »Diese Bezeichnung wird im Grunde zu Unrecht verwendet, der Zauber ist nie registriert worden, denn nach Triss Merigold ist es niemandem gelungen, ihn zu wiederholen. Aus prosaischen Gründen. Triss hatte damals einen verletzten Mund und sprach undeutlich. Boshafte Leute behaupten überdies, dass ihr die Zunge vor Angst nicht gehorchte.«

Condwiramurs schürzte die Lippen. »Das ist nun gerade schwer zu glauben, es mangelt nicht an Beweisen für Mut und Tapferkeit der Ehrwürdigen Triss, manche Chroniken nennen sie sogar die Furchtlose. Aber ich wollte nach etwas anderem fragen. Eine von den Versionen der Legende besagt, dass Triss nicht allein auf der Anhöhe von Riva stand. Dass Yennefer dort bei ihr war.«

Nimue blickte auf das Aquarell, das eine schwarze, steile, spitz wie ein Messer aufragende Anhöhe vor dem Hintergrund von unten her erhellter tiefblauer Wolken zeigte. Auf dem Gipfel der Anhöhe war die schlanke Gestalt einer Frau mit ausgebreiteten Armen und wehendem Haar zu sehen.

Aus dem Nebel, der über der Wasserfläche des Sees lag, drang der rhythmische Ruderschlag vom Boot des Fischerkönigs heran.

»Wenn jemand dort bei Triss gewesen ist«, sagte die Dame vom See, »so hat er im Bild des Künstlers nicht überdauert.«

»Oi, wir haben was angerichtet«, wiederholte Yennefer. »Pass auf, Triss!«

Aus der sich über Riva zusammenballenden schwarzen Wolke stürzte augenblicklich Hagel auf die Stadt herab, kantige Eisklumpen, groß wie Hühnereier. Sie schlugen so kräftig zu, dass sie die Dachziegel zerbrachen. So dicht, dass der ganze Platz im Handumdrehen von einer dicken Schicht bedeckt war. Die Menge begann zu wimmeln, die Menschen fielen, beschirmten die Köpfe mit den Händen, krochen untereinander, flohen Hals über Kopf, drängten sich unter Toren und Vordächern, pressten sich an Mauern. Nicht allen gelang es. Manche blieben zurück, lagen wie Fische auf dem Eis, das sich kräftig von Blut färbte.

Der Hagel donnerte derart herab, dass der magische Schild, den Yennefer im letzten Moment über ihnen aufgespannt hatte, wankte und zu bersten drohte. Andere Sprüche versuchte sie nicht einmal. Sie wusste, dass das, was sie angerichtet hatten, nicht aufzuhalten war, dass sie zufällig ein Element entfesselt hatten, das sich austoben musste, dass sie eine Kraft heraufbeschworen hatten, die sich erschöpfen musste. Und sich in Kürze erschöpfen würde.

Zumindest hoffte sie das.

Es blitzte, der Donner rollte, anhaltend, krachend. Die Erde bebte geradezu. Der Hagel hämmerte gegen Dächer und Mauerwerk, ringsum flogen Splitter zerberstender Hagelkörner.

Der Himmel hellte sich etwas auf. Die Sonne brach hervor, das durch die Wolken stechende Licht hieb auf die Stadt ein wie eine Geißel. Triss’ Kehle entrang sich etwas wie ein Stöhnen oder ein Schluchzen.

Der Hagel fiel noch immer, pochte, bedeckte den Platz mit einer dicken Schicht von Eiskügelchen, die wie Brillanten glitzerten. Doch die Körner fielen schon weniger dicht und schwächer, Yennefer erkannte es am veränderten Trommeln auf den magischen Schild. Und dann hörte der Hagel auf. Plötzlich. Wie abgeschnitten. Auf den Platz kamen Bewaffnete, beschlagene Hufe knirschten auf dem Eis. Der Mob heulte auf und floh, von Peitschenhieben getroffen, von Lanzenschäften und flachen Schwertklingen weggedrängt.

»Bravo, Triss«, brachte Yennefer heiser hervor. »Ich weiß nicht, was das war ... Aber du hast das schön hingekriegt.«

»Es gab etwas zu verteidigen«, antwortete Triss Merigold ebenso heiser. Die Heldin von der Anhöhe.

»Das gibt es immer. Laufen wir, Triss. Das ist wohl noch nicht das Ende.«

Es war schon das Ende. Der Hagel, den die Zauberinnen auf die Stadt herabbeschworen hatten, hatte die Hitzköpfe abgekühlt. So weit, dass die Armee vorzugehen und für Ordnung zu sorgen wagte. Vorher hatten sich die Soldaten gefürchtet. Sie wussten, was es heißt, die vertierte Masse anzugreifen, den blutrünstigen, mordlustigen Mob, der vor nichts Angst hat und vor nichts zurückweicht. Der Ausbruch der Elemente hatte jedoch die vielköpfige Bestie gezügelt, und der Sturmangriff der Truppen tat das Übrige.

Der Hagel hatte in der Stadt schreckliche Verwüstungen angerichtet. Und so kam es, dass ein Mann, der eben noch eine Zwergenfrau mit einem Schwengel erschlagen und den Kopf ihres Kindes an der Mauer zerschmettert hatte, jetzt schluchzte, jetzt weinte, jetzt Rotz und Wasser heulte beim Anblick dessen, was vom Dach seines Hauses übrig war.

In Riva zog Ruhe ein. Hätte es nicht fast zweihundert Ermordete und ein gutes Dutzend niedergebrannte Häuser gegeben, hätte man meinen können, es sei nichts geschehen. Im Viertel Ulm, ganz nah am See Loc Eskalott, über dem ein wunderschöner Regenbogen aufflammte, spiegelten sich die Trauerweiden hübsch auf dem spiegelglatten Wasser, die Vögel begannen wieder zu singen, es roch nach nassem Laub. Das alles sah idyllisch aus.

Sogar der in einer Blutlache liegende Hexer, über dem Ciri kniete.

Geralt war bewusstlos und weiß wie Kalk. Er lag reglos da, aber als sie vor ihm standen, begann er zu husten, zu krächzen, Blut zu spucken. Er begann zu zucken, so zu zittern, dass Ciri ihn nicht festhalten konnte. Yennefer kniete sich neben sie. Triss sah, wie ihre Hände zitterten. Sie selbst fühlte sich plötzlich schwach wie ein Kind, vor den Augen wurde ihr schwarz. Jemand stützte sie, bewahrte sie vor dem Fall. Sie erkannte Rittersporn.

»Das wirkt überhaupt nicht«, hörte sie die verzweifelte Stimme Ciris. »Deine Magie heilt ihn überhaupt nicht, Yennefer.«

»Wir sind ...« Yennefer bewegte die Lippen mit Mühe. »Wir sind zu spät gekommen.«

»Deine Magie wirkt nicht«, wiederholte Ciri, als habe sie sie nicht gehört. »Was ist sie dann wert, deine ganze Magie?«

Du hast recht, Ciri, dachte Triss und fühlte, wie ihr etwas die Kehle zusammenpresste. Wir können einen Hagelschlag hervorrufen, aber wir können den Tod nicht bezwingen. Obwohl das Zweite scheinbar leichter ist.

»Wir haben nach dem Arzt geschickt«, sagte der neben Rittersporn stehende Zwerg heiser. »Aber er ist nicht zu sehen ...«

»Es ist zu spät für den Arzt«, sagte Triss und wunderte sich selbst, wie ruhig ihre Stimme klang. »Er liegt im Sterben.«

Geralt zuckte noch einmal, hustete Blut, straffte sich und regte sich nicht mehr. Rittersporn, der Triss stützte, stöhnte verzweifelt, der Zwerg fluchte. Yennefer seufzte, ihr Gesicht veränderte sich plötzlich, sah verzerrt und hässlich aus.

»Es gibt nichts Erbärmlicheres«, sagte Ciri scharf, »als eine weinende Zauberin. Du selbst hast mich das gelehrt. Aber jetzt bist du erbärmlich, wirklich erbärmlich, Yennefer. Du und deine Magie, die zu nichts taugt.«

Yennefer antwortete nicht. Sie hielt mit beiden Händen den schlaffen Kopf Geralts, wiederholte mit brechender Stimme Zaubersprüche. Auf ihren Handflächen, auf Wangen und Stirn des Hexers tanzten blaue Fünkchen und knisternde Flämmchen. Triss wusste, wie viel Energie solche Zauber kosten. Sie wusste auch, dass die Zauber nichts nutzten. Sie war sich mehr als sicher, dass selbst der Zauber spezialisierter Heilerinnen hier machtlos wäre. Es war zu spät. Yennefers Zauber raubte ihr nur die Kräfte. Triss wunderte sich sogar, dass die schwarzhaarige Zauberin das so lange aushielt.

Sie hörte auf, sich zu wundern, denn Yennefer verstummte mitten in einem Spruch und sackte neben dem Hexer aufs Pflaster.

Wieder fluchte einer von den Zwergen. Der andere stand mit gesenktem Kopf da. Rittersporn, der noch immer Triss stützte, schniefte.

Auf einmal wurde es sehr kalt. Die Oberfläche des Sees begann zu rauchen wie ein Hexenkessel, überzog sich mit Dunst. Der Nebel nahm schnell zu, ballte sich über dem Wasser zusammen, brandete in Wellen gegen das Ufer, hüllte alles in dichtes, milchiges Weiß, in dem die Geräusche leiser wurden und erstarben, in dem die Gestalten untergingen, die Formen verschwammen.

»Ich aber«, sagte Ciri langsam, während sie noch immer auf dem Pflaster kniete, »habe einst meiner Kraft entsagt. Wenn ich das nicht getan hätte, würde ich ihn jetzt retten. Ich würde ihn heilen, ich weiß das. Aber es ist zu spät. Ich habe entsagt, und jetzt kann ich nichts tun. Es ist, als ob ich es sei, die ihn getötet hat.«

Zuerst durchbrach ein lautes Wiehern Kelpies die Stille. Dann ein erstickter Aufschrei Rittersporns.

Alle waren sprachlos.

Aus dem Nebel erschien ein weißes Einhorn, es lief leicht, flüssig und lautlos, den wohlgeformten Kopf anmutig erhoben. Daran war nichts Ungewöhnliches; alle kannten die Legenden, und die stimmten darin überein, dass Einhörner leicht, flüssig und lautlos laufen und die Köpfe mit einer nur ihnen eigenen Anmut halten. Wenn etwas seltsam war, dann, dass das Einhorn auf der Oberfläche des Sees lief und das Wasser sich nicht einmal kräuselte.

Rittersporn seufzte, diesmal vor Verwunderung. Triss spürte, wie eine Erregung sie ergriff. Eine Euphorie.

Das Einhorn klapperte mit den Hufen über die Steine der Uferpromenade. Es schüttelte die Mähne. Es wieherte anhaltend, melodisch.

»Ihuarraquax«, sagte Ciri. »Ich habe gehofft, dass du kommst.«

Das Einhorn kam näher, wieherte abermals, scharrte mit dem Huf, schlug ihn kräftig aufs Pflaster. Es neigte den Kopf. Das aus seiner gewölbten Stirn ragende Horn flammte plötzlich in einem hellen, scharfen Licht auf, das für einen Augenblick den Nebel zerriss.

Ciri berührte das Horn.

Triss schrie dumpf, als sie sah, wie die Augen des Mädchens plötzlich in milchiger Glut aufflammten, wie eine feurige Aureole ihren Körper einhüllte. Ciri hörte sie nicht, sie hörte niemanden. Mit einer Hand hielt sie noch immer das Horn des Einhorns, die andere lenkte sie zu dem reglos daliegenden Hexer hin. Aus ihren Fingern strömte ein Band funkelnder, wie Lava glühender Helligkeit.

Niemand vermochte einzuschätzen, wie lange das dauerte. Denn es war unwirklich.

Wie ein Traum.

Das Einhorn, das in dem dichter werdenden Nebel fast verschwamm, wieherte, schlug mit dem Huf, warf mehrmals den Kopf mit dem Horn zur Seite, als wolle es auf etwas zeigen. Triss schaute hin. Unter dem Dach der über den See hängenden Weidenzweige erblickte sie auf dem Wasser eine schwarze Silhouette. Es war ein Boot.

Das Einhorn zeigte abermals mit dem Horn dorthin. Und begann, im Nebel zu verschwinden.

»Kelpie«, sagte Ciri. »Folge ihm.«

Kelpie schnaubte. Sie riss den Kopf hoch. Und folgte gehorsam dem Einhorn. Einen Moment lang klapperten die Hufeisen über das Pflaster. Dann brach das Geräusch abrupt ab. Als sei die Stute davongeflogen, verschwunden, habe sich aufgelöst.

Das Boot lag unmittelbar am Ufer; in Augenblicken, da sich der Nebel lichtete, konnte Triss es schon deutlich sehen. Es war ein primitiv zusammengezimmerter Kahn, unelegant und kantig wie ein großer Schweinetrog.

»Helft mir«, sagte Ciri. Ihre Stimme klang sicher und entschlossen.

Zunächst wusste niemand, was das Mädchen meinte, welche Art von Hilfe sie erwartete. Als Erster erfasste es Rittersporn. Vielleicht, weil er jene Legende kannte, weil er irgendwann einmal eine dichterisch bearbeitete Fassung davon gelesen hatte. Also nahm er die bewusstlose Yennefer auf die Arme. Er wunderte sich, wie grazil und leicht sie war. Er hätte schwören mögen, dass ihm jemand half, sie hochzuheben. Er hätte schwören mögen, dass er neben seiner Schulter die Achsel Cahirs spürte. Dass er aus dem Augenwinkel Milvas blonden Zopf vorbeihuschen sah. Als er die Zauberin ins Boot legte, hätte er schwören mögen, dass er Angoulêmes Hände erblickte, die die Bordwand festhielten.

Die Zwerge trugen den Hexer; ihnen half Triss, die seinen Kopf stützte. Yarpen Zigrin blinzelte gerade, denn für eine Sekunde hatte er die Gebrüder Dahlberg gesehen. Zoltan Chivay hätte schwören mögen, dass, als sie den Hexer ins Boot legten, Caleb Stratton half. Triss Merigold hätte ihre Hand dafür ins Feuer gelegt, dass sie das Parfüm von Lytta Neyd roch, die man die Koralle nannte. Und einen Moment lang sah sie im Dunst die hellen, gelbgrünen Augen von Coën aus Kaer Morhen.

Solche Streiche spielte den Sinnen jener Nebel, der dichte Nebel über dem See Eskalott.

»Fertig, Ciri«, sagte die Zauberin tonlos. »Dein Boot wartet.«

Ciri strich sich die Haare aus der Stirn, schniefte. »Entschuldige mich bei den Damen von Montecalvo, Triss«, sagte sie. »Aber es geht nicht anders. Ich kann nicht hierbleiben, wenn Geralt und Yennefer fortgehen. Ich kann einfach nicht. Das müssen sie verstehen.«

»Müssen sie.«

»Also leb wohl, Triss Merigold. Mach’s gut, Rittersporn. Macht es alle gut.«

»Ciri«, flüsterte Triss. »Schwesterchen ... Lass mich mit euch fahren ...«

»Du weißt selbst nicht, worum du bittest, Triss.«

»Werde ich dich irgendwann noch einmal ...«

»Bestimmt«, fiel sie ihr entschieden ins Wort.

Sie stieg ins Boot, das zu schwanken begann und sofort davonglitt. Im Nebel verschwand. Die am Ufer Stehenden hörten nicht das geringste Plätschern, sahen weder Wellen noch eine Bewegung des Wassers. Als sei das kein Boot, sondern ein Phantom.

Wenige Augenblicke noch sahen sie die schmale und verschwommene Silhouette Ciris, sahen, wie sie sich mit der langen Stake vom Grund abstieß, wie sie den ohnehin schon schnell dahingleitenden Kahn noch vorantrieb.

Und dann war da nur noch der Nebel.

Sie hat mich belogen, dachte Triss. Ich werde sie nie wiedersehen. Ich werde sie nicht wiedersehen, weil ... Vaesse deireadh aep eigean. Etwas endet ...

»Etwas ist zu Ende gegangen«, sagte Rittersporn mit veränderter Stimme.

»Etwas beginnt«, setzte Yarpen Zigrin hinzu.

Irgendwo von der Stadt her krähte laut ein Hahn.

Der Nebel lichtete sich rasch.

Geralt öffnete die Augen, die durch die Lider hindurch vom Spiel von Licht und Schatten gereizt wurden. Er erblickte über sich Laub, ein Kaleidoskop in der Sonne flirrender Blätter. Er erblickte die Zweige, schwer von Äpfeln.

An Schläfe und Wange spürte er eine sanfte Berührung von Fingern. Fingern, die er kannte. Die er so sehr liebte, dass es schon schmerzte.

Auch der Bauch schmerzte, die Brust, es schmerzten die Rippen, und das enge Korsett von Verbänden überzeugte ihn nachdrücklich, dass die Stadt Riva und die dreizinkige Gabel kein Albtraum gewesen waren.

»Lieg ruhig, mein Geliebter«, sagte Yennefer sanft. »Lieg ruhig. Beweg dich nicht.«

»Wo sind wir, Yen?«

»Ist das denn wichtig? Wir sind beisammen. Du und ich.«

Vögel sangen, Finken oder Drosseln. Es roch nach Gras, Kräutern, Blumen. Nach Äpfeln.

»Wo ist Ciri?«

»Fortgegangen.«

Sie änderte die Haltung, zog sacht ihren Arm unter seinem Kopf hervor, legte sich neben ihn so ins Gras, dass sie ihm in die Augen schauen konnte. Sie sah ihn gierig an, als wolle sie sich sattsehen, als wolle sie ihn auf Vorrat betrachten, für eine ganze Ewigkeit. Er schaute gleichfalls, und die Sehnsucht schnürte ihm die Kehle zu.

»Wir waren mit Ciri im Boot«, erinnerte er sich. »Auf dem See. Dann auf einem Fluss. Auf einem Fluss mit starker Strömung. Im Nebel ...«

Ihre Finger fanden seine Hand, drückten sie kräftig. »Lieg ruhig, mein Geliebter. Ich bin bei dir. Es ist unwichtig, was geschehen ist, unwichtig, wo wir waren. Jetzt bin ich bei dir. Und ich werde dich nie mehr verlassen. Nie mehr.«

»Ich liebe dich, Yen.«

»Ich weiß.«

»Trotzdem«, seufzte er, »wüsste ich gern, wo wir sind.«

»Ich auch«, sagte Yennefer, leise und etwas zögerlich.

»Und das«, fragte nach einer Weile Galahad, »ist das Ende dieser Geschichte?«

»Woher denn«, widersprach Ciri und rieb einen Fuß am anderen, um den Sand abzustreifen, der ihr an Händen und Fußsohlen angetrocknet war. »Würdest du wollen, dass eine Erzählung so endet? Von wegen! Ich jedenfalls nicht!«

»Was also war weiter?«

»Was schon«, schnaubte sie. »Sie haben geheiratet.«

»Erzähle.«

»Ah, was gibt es da zu erzählen? Es gab ein lustiges Fest. Alle kamen zusammen, Rittersporn, Mutter Nenneke, Iola und Eurneid, Yarpen Zigrin, Vesemir, Eskel ... Coën, Milva, Angoulême ... Und meine Mistle ... Ich bin selber dort gewesen, hab getrunken und gegessen. Und sie, das heißt Geralt und Yennefer, hatten später ein eigenes Haus und waren glücklich, sehr, sehr glücklich. Wie im Märchen. Verstehst du?«

»Warum weinst du, Dame vom See?«

»Ich weine überhaupt nicht. Die Augen tränen mir vom Wind. Und fertig!«

Lange schwiegen sie, schauten zu, wie der rotglühende Sonnenball die Berggipfel berührte.

»In der Tat«, brach schließlich Galahad das Schweigen, »eine gar seltsame Geschichte war das, o ja, seltsam. Wahrlich, Dame Ciri, unheimlich wie die Welt, aus der du gekommen bist.«

Ciri schniefte laut.

»Jaaa«, fuhr Galahad fort, nachdem er sich ein paarmal geräuspert hatte, von ihrem Schweigen ein wenig deprimiert. »Aber auch hier bei uns ereignen sich wundersame Abenteuer. Nehmen wir nur, was Herrn Gawain mit dem Grünen Ritter widerfahren ist. Oder meinem Oheim, dem Herrn Bors, und Herrn Tristan ... Stell dir vor, Dame Ciri, Herr Bors und Herr Tristan brachen eines Tages gen Westen auf, nach Tintagil. Ihr Weg führte sie durch wilde und gefährliche Wälder. Sie ritten, ritten, und siehe, da stand eine weiße Hindin, und daneben eine Dame, schwarz gekleidet, fürwahr, ein schwärzeres Schwarz sieht man auch nicht im Nachtmahr. Und schön war die Dame, dass man eine schönere auf der ganzen Welt nicht findet, nun ja, höchstens Königin Gwinever ... Jene Dame erblickte die Ritter, wie sie neben der Hindin stand, warf die Hände empor und sprach also zu ihnen ...«

»Galahad.«

»Ja?«

»Sei still.«

Er hustete, räusperte sich, verstummte. Sie schwiegen beide und schauten zur Sonne. Sehr lange schwiegen sie.

»Dame vom See?«

»Ich habe dich gebeten, mich nicht so zu nennen.«

»Dame Ciri?«

»Ja.«

»Reite mit mir nach Camelot, o Dame Ciri. Du wirst sehen, König Arthur wird dir Ehre und Respekt erweisen ... Ich aber ... Ich werde dich immer lieben und in Ehren halten ...«

»Hör auf zu knien, sofort! Oder nein. Wenn du schon einmal dort bist, reib mir die Füße. Sie sind mir schrecklich kalt geworden. Danke. Du bist lieb. Ich habe gesagt: die Füße! Die Füße hören an den Knöcheln auf!«

»Dame Ciri?«

»Ich bin die ganze Zeit hier.«

»Die Sonne neigt sich zum Untergang ...«

»Stimmt.« Ciri schloss die letzten Stiefelspangen, stand auf. »Lass uns die Pferde satteln, Galahad. Gibt es in der Umgebung einen Ort, wo man übernachten kann? Ha, an deinem Gesicht sehe ich, dass du diese Gegend so wenig kennst wie ich. Aber das macht nichts, lass uns aufbrechen; selbst wenn wir unter freiem Himmel schlafen müssen, dann ein Stück weiter, im Walde. Von diesem See her zieht es ... Was schaust du so?

Aha«, erriet sie, als sie sah, wie er errötete. »Liebäugelst du mit einem Nachtlager unter dem Haselbusch, auf einem Teppich von Moos? In den Armen einer Zauberin? Pass auf, junger Mann, ich habe nicht die geringste Lust ...«

Sie verstummte, betrachtete seine roten Wangen und die funkelnden Augen. Das alles in allem gar nicht hässliche Gesicht. Etwas zog ihr Magen und Unterbauch zusammen, und es war kein Hunger.

Was ist mit mir los, dachte sie. Was ist mit mir los?

»Trödel nicht!«, schrie sie beinahe. »Sattle den Hengst!«

Als sie schon im Sattel saßen, schaute sie ihn an und lachte laut auf. Er betrachtete sie, und sein Blick war verwundert und fragend.

»Nichts, nichts«, sagte sie leichthin. »Mir war nur so ein Gedanke gekommen. Auf den Weg, Galahad.«

Ein Teppich von Moos, dachte sie und unterdrückte ein Kichern. Unter dem Haselbusch. Und ich in der Rolle der Zauberin. Na, na.

»Dame Ciri?«

»Ja?«

»Reitest du mit mir nach Camelot?«

Sie streckte die Hand aus. Und er streckte die Hand aus. Sie fassten einander bei den Händen, ritten Seite an Seite weiter.

Zum Teufel, dachte sie, warum nicht? Ich gehe jede Wette ein, dass sich auch in dieser Welt eine Beschäftigung für eine Hexerin findet.

»Dame Ciri ...«

»Lass uns jetzt nicht darüber reden. Reiten wir.«

Sie ritten gerade auf die untergehende Sonne zu. Hinter ihnen blieb das dunkel werdende Tal. Hinter ihnen lag der See, der verwunschene See, blau und glatt wie ein geschliffener Saphir. Hinter ihnen lagen die Findlinge am Seeufer. Die Föhren auf den Hängen.

Das lag hinter ihnen.

Vor ihnen aber lag alles.